on G. H. Hedler.

„Leutschland“.)

† Febr. 1885 zu Solothurn,
69 J. alt.

Aus dem Tornister

eines

Soldaten der Revolutions-Armee.

Charakter- und Sittengemälde

aus der französischen Schreckenszeit.

Nach dem Tagebuch eines Zeitgenossen bearbeitet

von

Graf Theodor von Scherer.

Frankfurt a. M., 1856.

Druck und Verlag von G. H. Hedler.
(Zeitung „Deutschland“.)

Vorwort.

Es gibt vielleicht keine Periode in der ganzen Weltgeschichte, wo eine infernale Schlechtigkeit so lange und in so weiter Ausdehnung die Herrschaft errungen hätte, wie in der französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts. Ihre Geschichte ist ein Zeugniß, vor dem die Menschheit sich das Antlitz verhüllen muß. Mehr als tausend Reden liefert sie den sprechendsten Beweis, was der Mensch ohne Gott ist, was die sogenannte Philosophie und Humanität vermag, wenn sie den Menschen vom Glauben an die ewige Vergeltung und an die Gottheit abgerissen.

Das gegenwärtige Buch ist ein Beitrag zur Kenntniß dieser Geschichte. Es ist ein historischer Roman; aber es erzählt Wahres, wirklich Geschehenes, Erlebtes in dem Rahmen der freien Darstellung und Verkettung der Umstände.

Daß der Verfasser sich jene traurige Periode zum Vorwurfe gewählt, dafür sind wir ihm Dank schuldig. Denn es ist gut, daß man jene Zustände der Entmenschung nie vergesse. Um so mehr, da es in unserer Zeit keineswegs an Leuten fehlt, welche mittelst der „Wissenschaft" wieder jene Grundsätze zur Geltung bringen möchten, deren praktische Durchführung wir in der Revolution vor uns sehen.

Der historische Roman, zu diesem Zwecke sich vorzüglich eignend, hat in neuester Zeit durch Dr. Meinhold's „Getreuen Ritter" und durch Bresciani's „Juden von Verona" die tüchtigste Bearbeitung gefunden. Wenn uns letzterer die italiänische Revolution der jüngsten Jahre treulich schildert, so wird das gegenwärtige Tagebuch eines Soldaten aus der französischen Revolutionsarmee an Treue in der Schilderung der französischen Schreckenszeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Das Buch ist rein und sittlich; es ist in katholischer, gläubiger Gesinnung geschrieben, und dürfte einen schätzenswerthen Beitrag liefern, um die sitten- und glaubenslose Romanen-Literatur der Neuzeit von den Tischen katholischer Familien zu verdrängen und zugleich belehrend zu wirken.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Streifzüge.

Zweite Abtheilung.

Der Urlaub.

Seite.

Dritte Abtheilung.

Gefängnißleben in Paris.

Vierte Abtheilung.

Vendée und Bretagne.

Erste Abtheilung.

Streifzüge.

Inhalt.

1. Der Abmarsch.

Die Trommeln wirbelten; noch einmal umarmte ich meine Eltern und Schwestern und — Lebewohl rufend — trat ich in Reih' und Glied. Die blaue Schaar *) setzte sich in Bewegung und durchschritt in schnellem Marsch die Vaterstadt. Bald umhüllte uns auf der Heerstraße eine dichte, unter unseren Füßen emporwirbelnde Staubwolke und entzog unseren Blicken die geliebte Heimath. Wider meinen Willen durch das unerbittliche Kriegsgesetz unter die Fahnen der Republik gerufen, litt ich beim Abschiede einen tiefen Seelenschmerz. Mehrere Tage blieb ich unempfindlich für Alles, was um mich vorging; maschinenmäßig folgte ich meinen Kameraden, ohne zu achten, woher und wohin; unmöglich wäre es mir, die Städte zu bezeichnen, welche wir im Beginne unseres Marsches durchwanderten.

Gott hat es in seiner unendlichen Weisheit so gefügt, daß in diesem Leben Alles — selbst der Schmerz vergänglich ist, und Dank sei ihm für diese Fürsorge. Nach und nach fühlte auch ich den Stachel meiner Leiden weniger, mein Kleinmuth schwand, und ich begann Antheil an meinem neuen Leben zu nehmen.

Wir befanden uns auf dem Wege nach Nevers. Mein Erstes war, mich über die Persönlichkeit unserer Offiziere näher zu erkundigen. Der Hauptmann, ein Advokat, zählte über vierzig Jahre, er war daher gesetzlich vom Kriegsdienst frei; allein da er keine Rechtsgeschäfte zu besorgen hatte, an der Zukunft verzweifelte und sich an der Vergangenheit rächen wollte, so vertauschte er die Feder mit dem Degen, trat als Freiwilliger in die Armee und ließ am Wahltage **) seine geläufige Zunge gleich einer Drehorgel spielen, so daß die Soldaten sich genöthigt sahen, ihn zum Hauptmann zu ernennen, nur um ihn zum Schweigen zu bringen.

---

*) Die französische Revolutionsregierung wählte für ihre Armee eine blaue Uniform, daher wurden ihre Soldaten gewöhnlich nur die „Blauen" genannt.

**) Das republikanische System gab den Soldaten das Recht, die Offiziere selbst zu wählen.

Der Oberlieutenant war vor seiner Erhebung ein Schreinergesell. Er verdankte seine Wahl dem Umstande, daß seine Werkstätte in der Nähe einer Caserne lag und er die oft gehörten Commandowörter papageiartig zu wiederholen und sich dadurch das Ansehen eines erfahrenen Feldherrn zu geben wußte; auch seine Ernennung erfolgte einhellig.

Der Unterlieutenant endlich war ein unerfahrener, tölpelhafter Junge, der durch seine Streiche die Mannschaft ergötzte und seine Stelle mehr dem Ruf seines Vaters, als sich selbst zu verdanken hatte.

Welche Disziplin konnte unter solchen Anführern bei unseren Truppen herrschen? Wo wir immer in ein Dorf einzogen, da hatten die Bürger nichts Eiligeres zu thun, als die Hausthüren zu verschließen, und ich muß bekennen, nicht ohne Grund! Und als wir zum ersten Mal — es war in Moulins — eine Waffenübung vornehmen sollten, stieg der Wirrwarr auf einen solchen Grad, daß wir zum allgemeinen Gelächter dienten.

Glücklicher Weise traf folgenden Tags ein Volksrepräsentant an der Spitze eines Bataillons aus Côte d'Or ein und vereinigte unsere Schaar mit dieser Truppe. Durch diese Verschmelzung verlor der Hauptmann das Commando, im Unwillen sagte er dem Kriegshandwerk Lebewohl und kehrte zur Schreibstube zurück; ich aber trat unter die Grenadiere und wurde durch das Zutrauen meiner Kameraden sofort zum Caporal erhoben. Als solcher hatte ich jetzt meine beiden früheren Chefs, den Ober- und Unterlieutenant, unter mir, denn beide waren bei der Neu-Wahl durchgefallen. So stieg und sank das Glücksrad in der jungen Armee. *)

Um meiner neuen Würde mit Ehre vorzustehen, benutzte ich einige Rasttage in Lyon, um bei einem Soldaten der ehemaligen königlichen Armee Unterricht in der Führung der Waffen zu nehmen; durch diese wenn auch kurze Uebung streifte ich meine Ungeschicklichkeit ab; ein gutgepflanzter Schnurbart vollendete mein militärisches Aus- und Ansehen.

2. Ein Dominikaner-Mönch.

Von Lyon ging unser Zug nach der piemontesischen Gränze. Wir befanden uns in der Mitte des September; die Sonne brannte heiß und unsere Gaumen lechzten nach Erfrischung. In dem Dorfe St.-Priest wurde Halt gemacht; ich eilte in eine Schenke, wo ich bereits einige Kameraden bei dem Glase in lebhaftem Gespräch antraf.

---

*) Wie hier, so ging es bei der ganzen republikanischen Armee; in einem Tage wurden mehrere Hundert Offiziere durch einen Federzug gemacht und abgesetzt.

„Ja, Bürger! ich behaupte, ich wiederhole," rief eine kreischende Stimme, „daß alles Unglück in Frankreich von der Geistlichkeit herkommt und daß die Republik einen großen Fehler begangen hat, die geschwornen Priester zu dulden; man hätte Alle, die geschworenen und die ungeschworenen, ohne Umstand erdrosseln sollen."*)

„Alle? Nein, das wäre doch zu viel!" bemerkte ein anderer Soldat, indem er ruhig sein Glas leerte.

„Wie? Du findest dieses zu viel?" schnaubte ihn der Erste wüthend an, — „mir scheint es im Gegentheil noch zu wenig; in einem langsamen Feuer sollte man diese Elenden braten und ihre Todesschmerzen verdoppeln."

„Wirklich? Du scheinst mir ein Erzfeind der Priester zu sein", entgegnete Jener.

„Und Du, Gott straf mich, scheinst das Pfaffenvolk zu lieben", grinste dieser.

„Warum nicht?" erwiederte der Soldat phlegmatisch, — „es gibt ehrliche Leute unter allen Ständen der menschlichen Gesellschaft."

„Ehrliche Priester?"

„Ja, auch ehrliche Priester! Ich selbst habe mehr als einen gekannt."

„Schweige, Elender! Noch ein Wort und ich setze dir meinen Säbel auf die Brust."

„Ich schweige nicht, denn es ergötzt mich, einem Schwachkopf zu widersprechen; dein verrosteter Säbel macht mir kein graues Haar", entgegnete mit dem gleichen Kaltblut der Vertheidiger der Geistlichkeit.

„Wohlan, Elender! so ist es um dich geschehen."

Mit diesen Worten zog der Wüthende seinen Säbel und stürzte auf seinen Gegner. Eben erhob ich mich, um zwischen die beiden Kämpfenden zu treten, als der Angegriffene durch einen Seitensprung dem Stich auswich und sodann mit solcher Kraft den Großsprecher bei den Hüften faßte, daß dieser keinen Gebrauch von seiner Waffe machen konnte.

„Heh, Bürger! öffnet die Thüre!" rief hierauf der Sieger — „unser Kamerad erstickt vor Aerger, er bedarf der frischen Luft." Und lachend warf er denselben gleich einem Wollsack aus der Wirthsstube auf die Gasse hinaus, und setzte sich ohne ein Wort zu verlieren wieder an den Tisch. Dieser Kraftzug gefiel den Soldaten und alle zollten dem Vertheidiger der Geistlichkeit Beifall; hätte er in der Schlägerei den Kürzeren

---

*) Bekanntermaßen hatte die Republik alle christlichen Priester, welche den (von der Kirche verbotenen) Eid auf die bürgerliche Constitution nicht leisten wollten, des Landes verwiesen, den schwörenden dagegen anfänglich den Aufenthalt gestattet; später wurde jedoch der christliche Gottesdienst ganz verboten und die „Göttin der Vernunft" auf den Altar gestellt.

gezogen, welch bittere Reden hätte der Pfaffenfreund hören müssen! eine glückliche That geht über Rath.

Dieser Zwischenfall war zu Ende, das Gespräch fiel auf einen andern Gegenstand und Niemand beschäftigte sich mit unserm Herkules. Ich benutzte diesen Umstand, um in seine Nähe zu rücken, und eben wollte ich mit ihm eine Unterredung anknüpfen, als er mir mit den Worten zuvorkam:

„Bürger! Ich habe die Bewegung bemerkt, welche Du bei dem Angriffe des Großsprechers zu meiner Vertheidigung gemacht, Dank für Deine Theilnahme."

„Meine Hülfe war überflüssig," entgegnete ich lachend, „doch da Du selbst auf diesen Punkt zurückkommst, so erlaube mir die zutrauliche Frage: warum hast Du die Geistlichkeit mit solchem Eifer vertheidigt?"

Der Soldat blickte mir eine Weile scharf in das Angesicht, setzte sich dann neben mich, so daß wir unbelauscht sprechen konnten, und flüsterte die Worte: „Weil ich selbst dem Ordensstande angehörte; Du siehst einen ehemaligen Dominikaner-Mönch vor Dir."

Mein Erstaunen bemerkend und ohne mich zum Wort kommen zu lassen, fuhr er weiter fort:

„In unserer veränderlichen Zeit, wo jeder Tag eine neue Metamorphose hervorbringt, ist es durchaus nicht auffallend, daß ein alter Mönch Säbel und Patrontasche trägt. Höre meine Geschichte, sie ist weder groß noch wichtig.

„Zu Clermont-Ferrant trat ich im Jahr 1790 in den Dominikaner-Orden, führte den Namen „„Bruder Anselm"" und wurde von meinen Kloster-Obern zum Einsammeln der Almosen bestimmt. Auf einer meiner Bettelreisen traf ich auf einem Schlosse mit dem Bettelbruder eines anderen Ordens zusammen; dieser erlaubte sich bei Tisch Anspielungen auf die Leichtigkeit meines Sackes und trug seinen reich gefüllten Beutel zur Schau; von den Anspielungen ging er zu Sticheleien, von den Sticheleien zu Verdächtigungen über und ärntete dafür den lauten Beifall der Tischgenossen. Lange Zeit setzte ich seinen Ausfällen ein bescheidenes Stillschweigen entgegen; endlich übermannte mich die Ungeduld und mit einem Schlag streckte ich den Spötter zu Boden. Hab' ich denselben unglücklicher Weise erschlagen? Das weiß ich nicht. Alles, was ich weiß, ist, daß ich in der Bestürzung die Flucht aus dem Schloß ergriff und in mein Kloster zurückeilte. Allein beinahe gleichzeitig mit mir langte auch die Gensdarmerie an, umstellte das Gotteshaus und nur mittelst eines geheimen Ausgangs gelang es mir, den Händen der Gerechtigkeit zu entgehen. Ich flüchtete nach Lamarche, irrte einige Zeit in diesem armen, unbebauten Lande herum und als bald darauf die Klöster in ganz Frankreich aufgehoben wurden, engagirte ich mich als gemeiner Soldat. Das ist meine ganze Geschichte."

Das Freimüthige, Offenherzige, Entschlossene, Naturkräftige im Wesen des ehemaligen Dominikaner-Mönchs sprach mich an; ich bat ihn um seine Freundschaft und von diesem Augenblick waren Anselm und ich unzertrennliche Kameraden. In die gleiche Compagnie eingereiht, beschlossen wir, auf unseren Märschen immer Quartiere in den gleichen Häusern zu verlangen und so Freud und Leid miteinander zu theilen.

Eben waren wir im Begriff, mit einer Flasche Wein unsere junge Kameradschaft zu besiegeln, als die Trommel uns zur Sammlung rief.

3. Die Expedition in die Gebirge von Chevrieres.

Als unser Bataillon in der großen Straße von St. Priest sich aufgestellt hatte, hielt der Kommandant eine feurige Ansprache an die Soldaten und forderte fünfzig der Muthigsten auf, hervorzutreten, um folgenden Tags eine gefährliche, aber verdienstvolle Expedition in die Gebirge von Chevrieres zu unternehmen. Anselm sprang zuerst hervor und ich folgte, ohne zu wissen warum, seinem Beispiel. Als unser Detachement gebildet war, gab man uns Zeit zur Erholung; Anselm und ich kehrten in unsere Schenke zurück.

„Aber warum", so redete ich meinen Kameraden an, „warum hast Du Dich so beeilt, in das Streifcorps zu treten? Wenn ich mich nicht täusche, so bietet dieser Zug in die Gebirge wenig Angenehmes und wenig Ehrenvolles, denn was werden wir dort Anderes zu thun haben, als armen Eltern ihre Söhne zu entreißen und diese mit Gewalt unter das Heer zu stellen?"

Anselm: „Die großen Corps pressen das Land aus und fallen den Bürgern und sich zur Last; die kleinen Corps halten sich besser und werden besser gehalten. Ueberdies bietet sich auf solchen Streifzügen dem Soldaten oft die Gelegenheit, Milde zu üben, während er bei der Hauptkolonne auf das Kommando Furcht und Schrecken verbreiten muß."

Ich: „Einverstanden, Kamerad! ich sehe, unsere Herzen theilen die gleichen Gefühle. Gegen die Feinde des Vaterlandes Strenge, gegen friedliche Mitbürger aber Milde." *)

Unter diesem Gespräche tranken wir unsern Wein und redeten noch dies und das über den bevorstehenden Streifzug nach Chevrieres, als auf einmal ein Bauersmann, der von uns unbeachtet in einer Ecke,

---

*) Das Gesetz vom 23. Aug. schrieb die größte Strenge gegen alle Familien vor, deren Söhne sich nicht zum Kriegsdienst stellten, und zu dieser Zeit wurde die Armee zu dieser Soldaten-Erpressung verwendet.

den Kopf auf die Hände und die Hände auf den Tisch gestützt, saß, wie aus tiefem Schlaf erwachend den Kopf aufrichtete und uns fragte:

„Bürger-Soldaten! habt Ihr nicht von Chevrieres gesprochen?"

Ich: „Was kümmert das Dich?"

Bauer: „Mich? Nichts. — Aber da ich die Gebirge kenne, so dachte ich, daß ich Euch vielleicht Auskunft geben könnte; deßwegen meine Frage."

Anselm: „Guter Freund, es scheint, Du hast einen leichten Schlaf und ein gutes Ohr!"

Bauer: „Höre, Bürgersoldat, ich habe nicht geschlafen; mein Kopf ist mit einem Prozeß beschäftigt, der mich heute noch nach Lyon führt, und da hat man keinen Schlaf."

Anselm: „Und welche Aufschlüsse über die Gebirge willst Du uns geben?"

Bauer: „Da müßt Ihr mich zuerst fragen; wie soll ich einfältiger Bauersmann, der eben nicht durch Geistesstärke glänzt, wissen, was Ihr zu wissen verlangt? Fragt mich, und ich werde Euch, wenn nicht durch tiefsinnige, so doch durch runde Antworten zufrieden stellen."

Anselm: „Runde Antworten? — Tiefsinnige Antworten? — Horch Bauer! das sind Ausdrücke, welche nicht nach einer Bauernstube riechen." (Gleichzeitig gab mir Anselm einen warnenden Seitenblick.)

Bauer (dumm lachend): „Kann Euch nicht verstehen; muß glauben, daß Ihr Gelehrte seid und von Sachen sprechet, die über meinen Horizont gehen."

Ich: „Ohne Umschweif — welches ist Dein Beruf?"

Bauer: „Ich gehöre zu jener Klasse, welche für die Reichen arbeitet und meistentheils selbst arm ist; ich bin ein Taglöhner."

Ich: „Wirklich? Da mußt Du ein schlechter Arbeiter sein, denn Deine Hände sind so zart und so weiß."

Bauer (stotternd): „Ihr wollt Euch über mich armen Mann lustig machen? Habt vielmehr Mitleid mit mir und gebt mir einen guten Rath für meinen Prozeß. Die Streitsache ist ganz einfach. Ich will sie Euch schnell erzählen. Vor einiger Zeit ging ich auf den Markt . . . ."

Anselm (einfallend): „Genug, genug von Deinem Prozeß."

Bauer: „Da Ihr mich nicht hören wollt, so muß ich weiter gehen und mich anderwärts Raths erholen."

Hier erhob sich der Bauer, nahm seinen Stab und schickte sich zum Weggehen an. Anselm aber flüsterte mir in die Ohren:

„Wenn dieser Mann, wie ich vermuthe, ein Spion ist und unser vertrauliches Gespräch dem Revolutionstribunal hinterbringt, so steht es schlecht um unsere Köpfe, denn die Regierung will nichts von Mäßigung und Milde wissen."

Im nämlichen Augenblick faßte Anselm den hinausgehenden Bauer beim Kragen und rief: „Halt! Du bist mein Arrestant! Liefere mir sogleich die beiden Pistolen ab, welche aus Deinem Rocksack hervorblicken, oder Du bist des Todes!"

Erschrocken über diese Entdeckung, ergab sich der Bauer sogleich auf Gnade und Ungnade. „Ich habe mein Spiel verspielt; ich bin gewohnt, meine Schulden zu zahlen; mein Kopf gehört Euch!"

Ich: „Bürger! Wir sind Soldaten und keine Schlächter. Wir haben Dich für einen Spionen angesehen, der unser Gespräch belauscht, um uns bei dem Revolutions-Tribunal zu verrathen. Dein Schrecken über die Arrestation hat uns gezeigt, daß unser Verdacht unbegründet war. Du bist frei! Entferne Dich!"

Lautlos stand der Bauer einige Augenblicke vor uns, dann faßte er uns bei der Hand und rief mit Thränen in den Augen: „Dank, Dank, meine Herren! Wären alle Republikaner Männer wie Ihr, ich würde jetzt nicht flüchtig im Gebirg umherirren, sondern mit Euch an die Grenzen ziehen, um das Vaterland gegen das Ausland zu vertheidigen, doch... Leben Sie wohl, meine Herren, und noch einmal Dank für Ihren Edelsinn!"

Als der Bauer sich entfernt hatte, sahen wir Beide uns zuerst stillschweigend an; dann drückte ich Anselm an meine Brust und sagte: „Ein guter Stern hat uns zusammengeführt; kaum kennen wir uns seit einigen Stunden und schon sind wir Freunde auf Leben und Tod; es ist Hundert an Eins zu wetten, daß wir einem unglücklichen, braven Mann das Leben gerettet."

Anselm: „Das glaube ich auch; aber auch das glaube ich, daß wir gut thun, keinem Menschen ein Wort hiervon anzuvertrauen."

Ich: „Einverstanden!"

Der Abend verstrich mit Vorbereitungen für die bevorstehende Expedition, und die am folgenden Morgen über dem Horizont hervorblickende Sonne fand unser Detachement bereits auf dem Wege nach dem Gebirge.

Der Chef unseres Corps war ein alter Hauptmann, den das öffentliche Gerede als einen bitteren, schonungslosen Mann bezeichnete, dessen größte Freude in den Leiden seiner Mitmenschen bestehe. — Obschon die Entfernung nach dem Gebirg nicht weit war, so bedurften wir der schlechten Strßaen wegen doch drei volle Tage, um bis vor das Dorf Chevrieres, den Mittelpunkt unserer Operationen, zu rücken. Niemals habe ich eine wildschönere, pittoreskere Lage gesehen; das Dorf liegt am Fuße himmelhoher, in phantastischer Form aufgethürmter Felsen; ringsum ist es von einem meilenbreiten, grünen Waldmantel umsäumt; auf Stunden weit trifft man außerhalb des Dorfes keine menschliche Wohnung. So liegt Chevrieres gleich einer verlornen Oasis mitten in der Wüste.

„Meiner Treu! Hier befinden wir uns“, sagte ich zu Anselm, „in einer Lage, welche unserem Hauptmann Nachdenken und uns schwere Stunden verursachen dürfte. Die Bewohner dieses Bergdorfes müssen kräftige, entschlossene, hartnäckige Menschen sein; ich besorge, daß wir hier auf Granitköpfe stoßen und keine leichte Arbeit finden werden.“

Anselm: „Das kümmert mich wenig; wenn ich in diesem Neste nur ein ordentliches Bett und einen genügenden Tisch finde, so will ich mit dem Uebrigen schon in's Reine kommen.“

Ich: „Aber hast Du denn nicht bemerkt, daß wir bis jetzt weder Hirten noch Landleute angetroffen? da liegt eine Falle.“

Anselm: „Wir werden die Falle und den, der sie gelegt hat, finden.“

Ich (aufhorchend): „Stille! Was ist das für ein Getöse?“

Anselm: „Es ist der Wiederhall eines Waldhorns, zum Zeichen, daß hier friedliche Hirten leben.“

Ich: „Keineswegs; es sind mehrere, berechnete Töne; es sind Signale, welche unsere Ankunft anzeigen; wir gehen in die Falle.“

Anselm: „Deine erhitzte Phantasie malt Dir Gespenster vor die Augen; sei unbesorgt, wir werden ohne Schwertstreich in das Dorf einziehen.“

In der That fiel bei unserem Einzug in Chevrieres nicht ein Schuß; im Gegentheil, wir fanden ein ausgestorbenes Dorf. Thüren und Fenster waren geschlossen, und der Wirbel unserer Trommeln lockte auch nicht einen einzigen Menschen hervor.

Unwillig über diesen seltsamen Empfang, gab uns der Hauptmann Befehl, die Quartiere selbst zu suchen, und Küche und Keller nicht zu schonen. Mit einem Hurrah wurde diese Ordre von der Mannschaft aufgenommen.

Anselm und ich gingen einer Hütte zu, in welcher wir eine alte, blinde, buckelige Frau am Spinnrad fanden.

„Fürchte nichts, gute Frau,“ rief ihr Anselm zu, „wir zwei Soldaten sind bei Dir einquartiert, aber wir werden Dich nicht quälen.“

Frau: „Mein armseliges Haus steht zu Eueren Diensten, das ist Alles, was ich für Euch thun kann.“

Anselm: „Du wirst doch für unser Mittagsmahl sorgen?“

Frau: „Euer Mittagsmahl? Liebe Soldaten, ich fürchte sehr, daß es nicht nach Euerem Geschmacke ausfällt. All' meine Habe besteht in einer Ziege und in einigen Feigen. Wenn Ihr Milch und Früchte liebt, so seid herzlich willkommen.“

Anselm: „Eine Tasse Milch und einige Feigen? Wer Teufel könnte mit einer solchen Ration leben! Nun, Alte! ein wenig guten Willen oder ich erzürne mich.“

Frau: „Erzürnet Euch so lang und so viel Ihr wollt, meine schönen Soldaten! Was soll mir Euer Zorn?“

Anselm: „Wir werden Deine Hausgeräthe zerstören, Deinen Garten plündern, Deinen Keller leeren."

Frau: „Einen Garten habe ich nicht, im Keller ist Nichts, und mein Hausgeräthe? Schaut einmal selbst her: ein zerbrochener Stuhl, ein alter Tisch, ein Strohsack, — lohnt es sich der Mühe, ein Feuer anzuzünden?"

Anselm: „Wohlan! So werden wir Dich todtschlagen."

Frau: „Meine lieben Soldaten, schlagt mich todt. Ihr erweiset damit einer alten, blinden Frau, die sich und Andern zur Last ist, einen Liebesdienst."

Anselm (lachend): „Nun, so ernst war es nicht gemeint. — Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, sagt das Sprüchwort. Gute Frau, bleibe ruhig, mein Kamerad und ich wollen uns die Nahrung in einem anderen Hause aufsuchen."

Frau: „Dank, meine edlen Soldaten. Wenn Ihr vom Mittagsmahl zurückkommt, so werdet Ihr diese Stube leer finden, ich will für diese Nacht auswärts ein Lager suchen und Euch meine Hütte einräumen."

Anselm: „Bleib, Alte! wir wollen Dich nicht aus Deinem Hause vertreiben."

Frau: „Dank, gute Soldaten, ich finde leicht ein Unterkommen bei einer Freundin."

Anselm und ich verließen hierauf die Hütte und durchmusterten das Dorf; aber wir mochten hin und her sehen, nirgends zeigte sich für uns ein Mittagsmahl. Ueberall trafen wir unsere Kameraden in der gleichen Lage, überall hörte man nur Murren und Fluchen. Die Häuser waren alle verlassen, und traf man hier und da eine Person, so war sie so alt und schwach, daß selbst der erbittertste Soldat sich schämte, sie seinen Zorn fühlen zu lassen. Mit leerem, aber knurrendem Magen kehrten wir bei einbrechendem Abend in unsere Hütte zurück, um uns wenigstens mit der Milch und den Feigen unserer Alten zu stärken. Allein, o Schicksal! bei unserer Rückkehr war die Alte nicht mehr im Haus und Milch und Feigen waren auch nicht da! So blieb uns nichts übrig, als uns auf das Lager zu werfen und den Hunger durch den Schlaf zu stillen. Wir verrammelten die Hausthüre und warfen uns in unseren Kleidern auf den Strohsack.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als wir plötzlich Fußtritte zu hören glaubten.

„Wer da?" rief ich, indem ich aufsprang und nach dem Gewehre griff.

„Gut Freund!" entgegnete eine Stimme, die uns nicht unbekannt vorkam.

In diesem Augenblick erglänzte das Licht einer Laterne und wir sahen zu unserem großen Erstaunen den Bauern vor uns, welchen wir vier Tage früher in der Schenke zu St. Priest getroffen hatten.

Bauer: „Verzeihung, meine Herren, daß ich Sie im Schlafe gestört, aber es war meine Pflicht, Ihnen den mir in St. Priest geleisteten Dienst mit einem Gegendienst zu bezahlen; hier bringe ich Ihnen Speise und Trank." Mit diesen Worten zog der geheimnißvolle Unbekannte aus einem Korbe zwei Flaschen Wein, ein gebratenes Huhn, Brod und Früchte hervor und stellte dieselben auf den hinkenden Tisch. „Nun, guten Appetit, meine Herren, und leben Sie wohl, denn schwerlich werde ich Sie in meinem Leben wiedersehen. Noch einen guten Rath: Wagen Sie sich während Ihres Aufenthalts in Chevrieres niemals einzeln in die Umgebung des Dorfes!"

Ich: „Warum dies? sind wir denn hier in Feindesland?"

Bauer: „Wenn Sie den Zweck Ihrer Expedition in's Auge fassen, so werden Sie diese Frage nicht an mich stellen."

Anselm: „Im Grunde spricht der Bauer die Wahrheit. Man hat uns nicht hieher gesandt, um den Leuten Freude zu machen; ich begreife, daß diese uns grollen, und mir wäre es nicht unlieb, dieses Nest bald wieder verlassen zu können."

Bauer (schelmisch lachend): „Was das betrifft, so seien Sie ohne Sorgen. Sie werden nicht lange hier verweilen."

Anselm: „Wie? gibt es hier ein Complott, um uns zu überfallen? Glauben die Bauern, uns in einem Hinterhalte zu fangen?"

Bauer: „Wenn sich die Soldaten in Chevrieres erträglich halten, das heißt, wenn sie sich begnügen zu fluchen und zu rauben, so geschieht ihnen Nichts; allein wenn sie sich an den wenigen, altersschwachen Leuten, welche im Dorfe geblieben, vergreifen — dann . . . ."

Anselm (unterbrechend): „Du bist auch ein Verschworener?"

Bauer: „Wenn Sie einen unschuldigen Mann, der seinen Kopf der Guillotine zu entziehen sucht, einen Verschwörer nennen wollen, dann ja!"

Ich: „Sie sind ein flüchtiger Adeliger, ein Emigrant".

Bauer: „Ich bin Ihr Freund und dies genüge Ihnen. Während Ihres Aufenthaltes in Chevrieres, der jedoch, ich wiederhole es, nur kurz sein wird, vergessen Sie meinen freundschaftlichen Rath nicht, und jetzt, leben Sie wohl!"

Anselm: „Noch einmal, warum soll unser Aufenthalt in diesem Dorfe nur von kurzer Dauer sein?"

Bauer: „Weil es hier dem Anführer Ihres Corps nicht länger gefallen wird."

Anselm: „Unserem Hauptmann gefällt es überall, wo es sich um strenge Maßregeln handelt. Vor vierzehn Tagen werden wir schwerlich Chevrieres verlassen."

Bauer: „Ich glaube das Gegentheil. Betrachten Sie morgen die

Physiognomie Ihres Hauptmanns, so werden Sie auf derselben lesen, daß er eine schlaflose Nacht zugebracht hat. Doch die Zeit verstreicht und ich muß vor Sonnenaufgang schon an meiner Arbeit sein. Also Gott befohlen!"

Mit diesen Worten gab uns der Unbekannte einen kräftigen Handschlag, und eben wollte ich ihm die verrammelte Hausthüre öffnen, als er auf einmal das Licht seiner Laterne ausblies und wir uns in dichter Finsterniß befanden. Schnell schlug Anselm Feuer, allein wer mal unser Erstaunen? Als wir Licht hatten, war der Bauer verschwunden!

Unser Erstes war, die Thüre und die Fenster zu untersuchen, wir fanden sie verschlossen und verrammelt; hierauf forschten wir nach einer geheimen Thüre, nirgends war eine solche zu entdecken; sodann prüften wir mit unseren Gewehrkolben Wände und Boden der Hütte, nirgends war ein Verschlag zu ermitteln. Hierauf sahen wir einander verwundert an, bis endlich Anselm das Stillschweigen brach und ausrief: „Meiner Treu! Hier bleibt uns Nichts übrig, als von der Gefälligkeit unseres unbekannten Freundes Gebrauch zu machen und uns an den Tisch zu setzen." Gesagt, gethan. Mit fürstlichem Appetit verzehrten wir das Huhn, leerten die beiden Flaschen auf das Wohl des Unbekannten und legten uns dann wieder auf den Strohsack. Diesmal fielen wir bald in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden andauerte. Mitternacht war längst vorbei, da verspürte ich an meinem Arme ein Rütteln. Es war Anselm, der mich mit den Worten aufweckte: „Aufgepaßt! Kamerad, hier ist es nicht geheuer!"

Ich: „Wie so? Siehst du Gespenster?"

Anselm: „Nein! aber hörst Du nicht, wie es unter uns in der Erde hämmert? Da geht etwas vor."

Ich: „Richtig; ich höre ein unterirdisches Gepolter."

Anselm: „Was mag das sein?"

Ich: „Höre einmal, wenn ich mich nicht täusche, so sind wir auf den Schlupfwinkel königlicher Falschmünzer gefallen, welche das Papiergeld nachmachen, um dadurch den Credit der Republik zu untergraben."

Anselm: „Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Uebrigens was kümmert uns dies? Laß uns schlafen."

Ich: „Morgen werde ich unserem Hauptmann Anzeige hievon machen; für jetzt magst Du schlafen, ich aber stehe auf und will in dieser Zauberhütte wachen."

Anselm war es zufrieden und schnarchte bald wieder auf dem Strohsack; ich aber öffnete die Hausthüre und setzte mich auf die Schwelle, um frische Luft zu genießen. Eine halbe Stunde mochte ich auf diese Weise zugebracht haben, als ich in einer Entfernung von hundert Schritten mehrere Schatten sich regen sah. Mein Gewehr ergreifend und längs einer Hecke

schleichend, näherte ich mich langsam dem Orte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich aus einem gegenüberliegenden großen Hause hundert mit Gewehren und Sicheln bewaffnete Männer herausschleichen sah, die in größter Stille einige Worte miteinander wechselten und dann sich in verschiedenen Richtungen schleunig entfernten! „Verhält es sich also mit dem leblosen, ausgestorbenen Dorfe?“ sprach ich zu mir und beschloß, dem weiteren Verlaufe aufzupassen; allein mehr als eine Stunde verging, ohne daß sich wieder Etwas regte. Eben wollte ich zu meiner Hütte zurückkehren, als mit schnellen Schritten ein Mann auf mich zukam.

„Wer da?“ rief ich mit lauter Stimme und schlug das Gewehr an.

„Franzos und gut Freund“, war die Antwort.

Ich: „Was machst Du um diese Stunde hier?“

Er: „Ich bin ein armer Taglöhner, der um vier Uhr auf dem Felde sein muß.“

Ich: „Thut mir leid, aber heute wirst Du nicht gehen.“

Er: „Warum das, Soldat? Gibt es ein Gesetz, welches dem Bürger verbietet, mit Sonnenaufgang die Arbeit zu beginnen?“

Ich: „Es handelt sich hier nicht um ein Gesetz. Du folgst mir sogleich zum Hauptmann.“

Er: „Wenn Du die Freiheit so verstehst, so nützt das Reden nichts; Du hast hier in Deinem Gewehr einen Revers, der jede Gegenrede überflüssig macht; ich folge Dir. Aber weißt Du, wo Dein Hauptmann ist?“

Ich: „Was geht das Dich an?“

Er: „Weil ich Dir den Weg zeigen kann, denn wisse, er wohnt in meinem Hause.“

Mit diesen Worten schritt der Mann auf das große Haus zu, aus welchem die hundert Bewaffneten herausgegangen, und sprach: „Hier sind wir schon an unserem Ziel.“ Gleichzeitig klopfte er an die Pforte und befahl dem öffnenden Knecht, uns zu dem Hauptmann zu leuchten. Wir durchschritten drei bis vier Zimmer und hielten dann vor einer verschlossenen Thüre.

Er: „Soll ich klopfen?“

Ich: „Ja.“

Hauptmann (mit bebender Stimme): „Was giebts schon wieder?“

Ich: „Der Caporal muß Sie dringend sprechen.“

Hauptmann: „Ich öffne bald.“

Als nach einiger Zeit die Thüre aufging, machte der Hauptmann ein unruhiges, bewegtes Gesicht, mein Arrestant hingegen nahm eine so sorglose, verschmitzt lächelnde Miene an, daß ich nicht klar mit mir selbst wurde und einige Augenblicke stillschwieg.

Hauptmann: „Zum Teufel! Soll ich noch lange hier stehen und Nichts hören?"

Ich: „Ich muß Dich, Hauptmann, ohne Zeugen sprechen."

Hauptmann (zum Hausherrn gewendet): „Bürger, habe die Güte, Dich ein wenig zu entfernen."

Ich: „Nimmermehr! Dieser ist mein Arrestant, und ich will mich versichern, daß er uns nicht entwischt. Bürger, begib Dich dort in jene Ecke und ich werde hier im Stillen dem Hauptmann meinen Bericht abstatten."

Hauptmann: „Wie, dummer Teufel, Du hast diesen Bürger arretirt? Da hast Du den besten Republikaner von Chevrieres verhaftet. Laß ihn auf der Stelle frei."

Ich: „Entschuldige, Hauptmann, die Umstände erregten meinen Verdacht, daß in diesem Dorfe . . . ."

Hauptmann: „Du kannst ruhig sein; ich kenne dieses Dorf."

Ich: Dann habe ich nichts mehr zu berichten."

Hauptmann (mit erkünstelter Freundlichkeit): „Caporal! Du hast Deine Soldatenpflicht mit großer Treue erfüllt, wenn auch im Irrthum, so verdienst Du dennoch Lob. Kehre in dein Quartier zurück und laß mich ruhen."

Hiermit schloß der Hauptmann seine Thüre; der Hausherr aber führte mich in sein Wohngemach und bot mir hier ein Glas Wein zum Morgentrunk. Diesen Antrag nahm ich um so bereitwilliger an, als ich dadurch etwas Näheres über die Mysterien von Chevrieres zu vernehmen hoffte.

Der Hausbesitzer war ein Mann von 40—45 Jahren; sein durch die Sonne gebräuntes Gesicht zeichnete sich durch regelmäßige Züge und besonders durch einen kühnen, würdevollen Blick aus; von hohem Körperbau, hatte er eine imponirende Haltung, in seinen Bewegungen lag viel Adel, die schwieligen Hände bezeugten, daß er wörtlich den Pflug geführt.

„Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?" begann ich in höflicher Weise die Unterredung.

Er: „Ich nenne mich Jaques und die Bürger nennen mich, ich weiß nicht warum, Monsieur Jaques."

Ich: „Vermuthlich weil Sie mehr Bildung besitzen."

Er: „Sie sind im Irrthum; niemals habe ich Unterricht erhalten. Ich lese sehr schlecht und kann kaum meinen Namen unterzeichnen."

Ich: „Je länger ich Sie höre, desto weniger begreife ich Sie."

Er: „Ich bin ein Bauer."

Ich: „Daß Sie jetzt ein Bebauer des Landes sind, das sehe ich, aber daß Sie nur ein Bauer sind, das glaube ich nicht. Wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie ein geheimnißvoller Mann, der sich unter dem Bauernrock mit höheren, wichtigen Geschäften befaßt."

Er: „Was Sie nicht träumen, mein Herr Soldat! Lassen Sie sich

durch Ihre Phantasie keine Streiche spielen und trinken wir zum Abschied, denn schon steht die Sonne am Himmel, und ich muß auf meine Felder."

Ich: „Nur noch eine Frage in guter Freundschaft: Wer waren die Leute, welche nach Mitternacht Ihr Haus verließen?"

Er: „Guter Gott! das waren ganz einfach die Bewohner unseres Dorfes, welche sich gestern aus Furcht vor den Soldaten zurückgezogen hatten und die heute in die Gebirge geflüchtet sind."

Ich: „Ich will Ihrem Worte glauben, aber Sie werden mir gestatten, es auffallend zu finden, wie hundert und mehr Männer sich in Ihrem Hause aufhalten konnten? Ihre Wohnung ist allerdings groß, aber hundert Personen bedürfen einen großen Raum."

Er: „Und doch ist es so. Wo die Thatsachen sprechen, da hilft das Zweifeln nicht. Sind Sie mit Ihrem Verhöre zu Ende?"

Ich: „Sie sind ein gefälliger Mann, Monsieur Jaques, Sie werden mir daher nicht übel nehmen, wenn ich Sie frage, warum diese Männer mit Gewehren und Sicheln bewaffnet waren?"

Er: „Ah! Sie haben auch die Gewehre und Sicheln gesehen? Wohlan, ich will Sie nicht täuschen, obschon dies mir sehr leicht wäre. Wissen Sie denn, daß diese Waffen gegen Ihren Hauptmann bestimmt waren, wenn er seinen Soldaten in unserem Dorfe Greuel gestattet hätte, wie solche bei den Truppen der Republik leider nur zu oft vorkommen."

Ich: „Dank Ihnen für diese Offenherzigkeit; ich sehe, daß man in Chevrieres die Republik nicht liebt."

Er: „Gewiß nicht! So lange die Regierung in den Händen von Banditen liegt, werden wir niemals Republikaner sein. Sie kennen die Bauern nicht; ich will sie Ihnen schildern, so wird unser Gespräch für Sie wenigstens nicht ohne Nutzen sein."

Ich: „Sprechen Sie, Monsieur Jaques; ich höre mit Aufmerksamkeit."

Er: „Der Bauer ist von Natur im höchsten Grade mißtrauisch; weil er die Geschäfte nicht versteht, so glaubt er immer, man wolle von seiner Unkenntniß Mißbrauch machen und ihn hintergehen. Worte und Versprechungen haben daher auf ihn keinen Einfluß, er will Thatsachen sehen. Die philosophischen Lehren, welche seit einem Jahrhundert unserm Volke eingetrichtet wurden und die seit einigen Jahren zum Durchbruch gekommen, haben bei unseren Bauern nur wenig Boden gefunden; als aber die Revolutionäre von den Lehren zur That schritten und für die Bauern gewisse Befreiungen und Vortheile durchsetzten, da nahmen auch unsere Bergbewohner, wenn auch mit Vorsicht, so doch mit Aufrichtigkeit, Antheil an der Bewegung. Nichts wäre leichter gewesen, als die Landleute für die Republik zu gewinnen. Allein statt zum Vortheile der Bauern zu wirken, legte die Republik denselben neue Lasten auf, setzte

diese Lasten mit Gewalt durch und verfiel in eine Tyrannei und in ein Raub- und Zwangsystem, daß sie sich Alle zu Feinden machte. Der Bauer, ich wiederhole es, urtheilt nur nach dem, was er sieht. Welches war die natürliche Folge? Da der Bauer unter dem Königthum sich eines gewissen Wohlstands erfreut hatte und er sich unter der Republik dieses Wohlstands beraubt sah, so erschien ihm das Königthum gleichbedeutend mit Glück und die Republik mit Elend, und er wurde wieder ein feuriger Royalist. Hätten die Republikaner das Volk gekannt und einen praktischen Verstand gehabt, sie würden ganz anders gehandelt und sich einen dauerhaften Triumph gesichert haben; allein geblendet durch ihren Eigendünkel und aufgeblasen durch den ersten Erfolg, haben dieselben das Volk verkannt, und geglaubt, daß ihnen im Namen der Freiheit Alles erlaubt sei; dieser Irrthum hat sie verhaßt gemacht; der Bauer opfert leicht seine Vorliebe einem Interesse, niemals aber sein Interesse einer Vorliebe; er liebt seine Kinder, aber noch mehr sein Land. Sie sehen, ich spreche zu Ihnen mit Offenheit und ich schone meine eigene Partei nicht."

Ich: „Monsieur Jaques! Trügen Ihre Hände nicht so starke Schwielen, niemals würde ich Sie für einen Landmann halten, denn in Ihrer Rede liegt der Geist eines großen Staatsmanns."

Er: „Wie? Ist der gesunde Sinn heutzutage eine so seltene Sache geworden, daß einige ganz einfache, natürliche Gedanken Aufsehen erregen?"

Ich: „Möglich! Jedenfalls bin ich Ihnen dankbar für Ihre Belehrung; ich erkenne nun, daß Sie in der That kein Verschwörer sind und ich Sie diesen Morgen aus Irrthum verhaftet habe, denn wo so viel Aufrichtigkeit und gesunder Sinn, da ist die Falschheit nicht zu Hause."

Er: „Auch Sie sind mir schon längst als Ehrenmann bekannt."

Ich: „Wie? Sie haben mich schon vor diesem Morgen gekannt?"

Er: „Allerdings und zwar in einem sehr vortheilhaften Lichte. Glauben Sie, daß mir Ihre edle Handlung in der Schenke zu St. Priest unbekannt sei? Ich wußte, daß Sie Vertrauen verdienen! — Doch der anbrechende Tag und meine Geschäfte erlauben mir nicht, meine Unterhaltung mit Ihnen noch weiter fortzusetzen." Mit diesen Worten stand der Hausherr auf und geleitete mich bis auf die Straße. Hier begegneten wir einer Schaar von Männern, welche vor Monsieur Jaques schnell ihr Haupt entblößten und ihn ehrerbietig grüßten. Monsieur Jaques erwiederte ihren Gruß mit einer leichten Verbeugung und die Schaar schritt stillschweigend weiter.

„Sie genießen," sprach ich, „wie es scheint, in Ihrem Dorfe ein königliches Ansehen."

Er: „Man weiß, daß ich ein Ehrenmann bin, und schenkt mir Zutrauen. Das ist Alles. Doch dort ist Ihre Hütte, leben Sie wohl und

Glück auf die Reise." Bei diesen Worten winkte Monsieur Jaques mir freundlich mit der Hand und entfernte sich in schnellem Schritte.

Als ich in die Hütte zurückkam, war mir eine neue Ueberraschung vorbehalten: ich fand meinen Anselm an einem reichlich besetzten Tische sitzend. „Guter Freund," redete ich ihn an, „wie bist Du zu diesem Frühstück gelangt?"

Anselm: „Das weiß ich nicht und das kümmert mich nicht."

Ich: „Aber wer hat Dir denn die Speisen gebracht?"

Anselm: „Auch das weiß ich nicht. Als ich mich von meinem Strohlager erhob, war Tisch und Speise da."

Ich: „Das ist seltsam; doch man muß sich in sein Schicksal fügen."

Anselm: „Zum Teufel, in ein solches Schicksal wollte ich mich alle Tage meines Lebens fügen; aber Alexis, sag' mir einmal, warum kehrst Du so spät zurück? Haben die Falschmünzer Dich entführt? Oder hast Du ein anderes Abenteuer erlebt? Erzähle!"

Ich ließ mich nicht zweimal bitten und schilderte schnell die Begegnisse dieses Morgens, allein ich berichtete ungläubigen Ohren, Anselm wollte meiner Erzählung, besonders in Betreff der milden Stimmung des Hauptmanns nicht trauen. Da erscholl plötzlich die Trommel. Wir eilten zum Sammelplatze. Der Hauptmann erschien und verlas zum Erstaunen aller Soldaten folgenden kurzen Tagesbefehl: „Soldaten! Die Bürger von Chevrieres sind gute Republikaner. Unsere Mission ist hier erfüllt. In einer Stunde wird der Rückmarsch angetreten."

Von allen sonderbaren Erscheinungen, die uns während vierundzwanzig Stunden in diesem Gebirgslande begegnet, war allerdings dieser Ausgang unserer Expedition die räthselhafteste. In einer Stunde war kein Soldat mehr im Dorfe. Auf dem Rückmarsche ließ unser Hauptmann einige herumstreichende Burschen verhaften und in St. Priest als Kriegsgefangene im Triumphe einführen. Tags darauf erschienen unsere Namen im Bulletin mit der Bemerkung, daß wir uns „um das Vaterland verdient gemacht". Wie und warum, ist mir zur Stunde unbekannt, sowie überhaupt die Vorgänge in Chevrieres für mich ein bis jetzt unaufgelöstes Räthsel sind. *)

---

*) Delaudine de St.-Esprit und andere Geschichtschreiber haben dieses Räthsel gelöst. Als Ludwig XVI. in das Gefängniß geworfen wurde, gaben sich die königl. gesinnten Bergbewohner von Chevrieres einen Regenten in der Person des Monsieur Jaques; nach Ludwig's Enthauptung ertheilten sie ihm den Titel „König". Monsieur Jaques verwaltete sein Reich mit großer Umsicht und machte sein Gebirgsland zu einem sicheren Asyl der königlichen Flüchtlinge. Er errichtete eine Garde, welche auf den höchsten Spitzen der

4. Von St. Priest nach Vienne. (Der Pfister. Der Wehrstein.)

Von St. Priest ging unser Marsch nach **Vienne** in der Dauphiné. Auf dem Wege wurden Anselm und ich in einem Dorfe, dessen Name mir entfallen, bei einem Bäckermeister einquartiert. Zu dieser Zeit herrschte große Theuerung, besonders war es schwierig Brod zu erhalten; wir freuten uns daher, bei einem Pfister das Quartier zu beziehen. In der That wußte Anselm durch seine gefälligen Manieren und sein geschmeidiges Wesen die Gunst des Meisters zu gewinnen, so daß dieser uns ein zweipfündiges Brod zur Nachtsuppe vorsetzte. Ermüdet vom Tagesmarsch, wollten wir uns eben zur Ruhe begeben, als ein schlechtgekleideter Handwerksmann in die Boutique trat und ein Brod verlangte. „Sehr gern — erwiederte der Bäcker — aber zeig' mir zuerst Dein Geld."

Handwerker: „Hältst Du mich für einen Schelmen oder für einen Aristokraten?"

Bäcker: „Ich halte Dich für einen hungernden Mann; nun aber kommen täglich viele solcher Leute, die Brod verlangen und, wenn sie es verzehrt, kein Geld zum Zahlen besitzen, deßwegen habe ich mir zum Vorsatz gemacht: zuerst Geld und dann Brod!"

Handwerker: „Ist es nur das? Von mir hast Du Nichts zu befürchten. Sieh da eine Assignate von 20 Franken; wechsle mir dies Papiergeld und ich werde Dich sogleich bezahlen."

Bäcker: „Geh' mit Deinem Papiergeld wohin Du willst; ich ziehe vor, mein Brod zu behalten."

Handwerker: „Also bist Du kein Republikaner?"

Bäcker: „Ich bin ein Republikaner wie Du, aber auch ein Bäcker, und als Bäcker kann ich mit den Assignaten kein Brod backen."

Handwerker: „Du willst also die Assignate nicht annehmen?

Berge Wache hielt; nahte sich eine republikanische Armee oder eine verdächtige Person, so ertönten Warnungszeichen; die Flüchtlinge und die Einwohner zogen sich in unterirdische Höhlen zurück, welche sie unter dem Dorfe angebracht. Jedes Haus hatte einen geheimen Gang zu diesen Höhlen und diese standen mit dem Hause des Königs in Verbindung, so daß dieser jeden Augenblick mehr wie hundert Bewaffnete in sein Haus zaubern und dadurch jeden unangenehmen Gast (wie hier den Hauptmann) zur Ordnung weisen konnte. Ueberdieß hatte der König Verschanzungen in den hohen Gebirgsdörfern St. Martin d'en Haut, Montcallier, Monsuire &c. &c. angelegt und leistete den Königlichgesinnten durch seine Klugheit und seine Gewandtheit große Dienste während der Schreckenszeit.

Besinne Dich wohl. Wer das Papiergeld der Republik nicht annimmt, der wird laut Gesetz mit dem Tode bestraft."

Bäcker: „Der Hunger straft den armen Teufel auch mit dem Tode; ich ziehe den Tod durch die Guillotine dem Hungertode vor."

Handwerker: „Ist Dein Entschluß unveränderlich?"

Bäcker: „Ganz unveränderlich. Behalte Du Dein Papiergeld und ich behalte mein Brod."

Handwerker: „Thut mir leid, Bürger! Du sollst bald von mir hören; Dein Brod soll Dir theuer zu stehen kommen." Mit diesen drohenden Worten entfernte sich der Handwerker.

Anselm: „Werther Freund! Vielleicht hättest Du klug gehandelt, die Assignate anzunehmen und Dich nicht der Rache dieses Mannes auszusetzen. Mit einem halben Pfund Brod hättest Du ihn befriedigt."

Bäcker: „Ihr Soldaten habt gut reden; aber wisse, daß Tag für Tag hundert solcher Leute kommen; hätte ich die Schwachheit, einem Einzigen nachzugeben, so müßte ich Allen nachgeben und innerhalb vierzehn Tagen wäre ich ein ruinirter Mann. Deßwegen steht mein Entschluß fest: ich nehme kein Papiergeld an."

Ich: „Aber wenn man Dich bei dem Revolutionscomité anklagt?"

Bäcker: „In diesem Fall werde ich trachten, mich auf irgend eine Weise aus der Patsche zu ziehen. Ich bin nicht auf den Kopf gefallen und werde nach Umständen handeln."

Ich: „Ist das Revolutionscomité dieses Dorfes strenge?"

Bäcker: „Versteht sich! Zuerst straft dasselbe und nachher fragt es nicht warum. Doch bleiben die Menschen immer Menschen und ein Mann von Kopf und kaltem Blut findet immer ein Mittel, die Menschen auf einer Seite zu fassen."

Wir waren noch im Gespräche begriffen, als mit großem Gepolter an die Thüre geklopft wurde. Nach einer Pause erfolgte ein zweites Gepolter und der Bäcker entschloß sich zu öffnen. Es war das Revolutions-Comité in eigner Person. Zehn Mann, mit rothen Mützen bedeckt, traten in die Boutique.

„Was wollt Ihr, Bürger!" fragte der Bäcker mit gefaßter Miene.

„Dich guillotiniren" — erwiederte der Präsident mit wilder Stimme.

Bäcker: „Mich guillotiniren? Meiner Treu, wenn Ihr glaubt, daß mein Kopf zur Wohlfahrt der Republik Etwas beitragen kann, so bin ich herzlich gern bereit; denn ich bin ein guter Patriot. Doch hoffe ich, daß Ihr mir auch die Ursache mittheilt, warum ich auf das Blutgerüst steigen soll."

Präsident: „Elender! Wir wollen und wir werden Dich guillotiniren, weil Du es gewagt hast, das Papiergeld der Republik abzuweisen!"

Bäcker: „Ich hätte die Annahme des Papiergeldes verweigert? Ich, der ich ein besonderer Freund dieses Geldes bin, ich, der ich eine ganze Kiste solchen Geldes besitze? Kommt mit mir in mein Schlafzimmer und da werdet Ihr Euch überzeugen, daß ich mehr als Irgendwer Papiergeld besitze und eine wahre Leidenschaft für dasselbe habe."

Präsident: „Deine lügnerischen Winkelzüge sind überflüssig. Schon oft ist Klage gegen Dich geführt worden, und um die Wahrheit zu ergründen, hat das Comité diesen Abend den Handwerksmann als Spion zu Dir gesandt. Du hast ihm das Brod gegen Assignaten verweigert. So haben wir Dich auf frischer That ertappt. Hier ist alles Leugnen umsonst!"

Bäcker: „Ah so, jetzt erinnere ich mich wieder; ich dachte nicht mehr daran. Die Thatsache ist richtig, ich wollte Geld haben."

Präsident: „Du gestehst also Dein Verbrechen ein?"

Bäcker: „Die Thatsache? Ja! Ein Verbrechen? Nein! Hört mich einmal, Bürger! Wenn ich zuweilen statt Papier Geld verlange, so geschieht dies nur aus Liebe zur Republik, ich suche dadurch den Royalisten das Geld aus den Fingern zu locken. Heute jedoch hatte ich eine besondere Ursache, ich will sie Euch eröffnen. Ihr wißt, daß man so eben die Statue Ludwig's XVI. in Sous umgeschmolzen hat. Nun ergriff mich eine unwiderstehliche Lust, einige dieser neuen Sous zu erhaschen, um mit Ludwig XVI. zu spielen und den Ex-König in meinen Hosensack zu schieben."

Dieser gemeine Gassenwitz erregte ein gellendes Gelächter; der Bäcker, diesen günstigen Augenblick benutzend, fuhr in seinem Redefluß sogleich weiter fort: „Nun, Bürger, da die Geschichte mit den Assignaten aufgeklärt ist, so muß ich Euch noch eine andere Geschichte vorbringen und selbst als Kläger auftreten. Ich weiß, daß böswillige Zungen ausstreuen, mein Brod enthalte nicht den fünften Theil gutes Mehl, und der Wein, den ich ausschenke, habe bereits drei Personen auf das Krankenbett gelegt. Gräßliche Verleumdungen! Doch ein glücklicher Zufall hat Euch, verehrte Bürger, zu mir geführt; im Namen der Gerechtigkeit fordere ich Euch auf, mein Brod und meinen Wein auf der Stelle zu untersuchen und mich ehrlichen Bürger gegen diese Verleumdungen in Schutz zu nehmen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, stellte der Bäcker ein Dutzend Bouteillen, einen schmackhaften Schinken und mehrere frischgebackene Brode auf den Tisch und trank auf das Wohlsein der Republik. Der Präsident und die Mitglieder durften als gute Patrioten diese Aufforderung nicht ablehnen; zwar äußerte der Präsident Bedenken, daß es der Gesundheit schädlich sei, zur ungewohnten Zeit Etwas, besonders etwas Verdächtiges zu genießen, allein bald beruhigte ihn der Bäcker mit der Bemerkung, daß in einer Republik die Gesundheit des Beamten der Gesundheit Aller geopfert

werden müsse. Durch diesen Ausspruch schlug der Bäcker alle Bedenklichkeiten aus dem Felde und sofort prüften die Herren des Revolutions-Comité's den Wein und das Brod des Angeklagten so sorgfältig, daß nach zwei Stunden der Präsident und die Mitglieder des Comité's einhellig den Bäcker als einen guten Republikaner erklärten, der auf unwürdige Weise verleumdet worden sei, und befriedigt nach Hause wankten.

„Und nun! meine Soldaten!" — rief der Bäcker, indem er die Thüre seiner Bude schloß und uns zu unserem Nachtlager führte — „hatte ich nicht Grund, zu sagen, daß die Menschen, selbst wenn sie Mitglieder eines Revolutions-Comité's sind, immer Sclaven ihrer Leidenschaften bleiben?"

Folgenden Tags in der Morgenstunde war unser Bataillon auf dem Marsche nach Vienne, wo wir am nämlichen Abend anlangten und Quartierbillets erhielten.

„Hier in Vienne werden wir" — meinte Anselm — „eine gute Aufnahme finden, denn die Vienner sind, wie das Lied sagt, „„freundliche und gelehrige Leute"". *)

Ich: „Desto besser für sie und uns."

Anselm: „Dort ist die Thüre des Hauses, auf das wir angewiesen sind; ich will sanft die Glocke ziehen."

Gesagt, gethan. Eine gute Weile verstrich, allein Niemand zeigte sich. Anselm zog die Glocke zum zweiten Mal stärker, allein keine Antwort erfolgte. „Nun, Freund, die Vienner sind „„freundliche, gelehrige Leute""!" Durch diese Bemerkung mißstimmt, zog Anselm zum dritten Male die Glocke und diesmal so stark, daß ihm der Glockenzug in den Händen blieb. Aber auch der Erfolg blieb der gleiche; wir hörten die Glocke im Hause noch lange nachtönen, allein Niemand erschien.

„Geduld, diese Vienner will ich schon gelehrig machen." Mit diesen Worten griff Anselm einen Wehrstein vom Boden auf und schleuderte denselben mit aller Kraft gegen die Thüre. Dieses Mittel half. Im gleichen Augenblick öffnete sich das Fenster und eine alte Frau fragte uns mit einer Stimme voll Zorn und Furcht: „Was wollen Sie?"

„Wir sind Soldaten und Du hast uns das Quartier zu geben."

„In diesem Fall müßt Ihr Euer Unterkommen weiter suchen, denn im ganzen Hause haben wir kein Bett für Euch."

---

*) Des bourgeois de la ville
De Vienne en Dauphiné
D'une humeur fort docile
Voulurent lui parler etc. etc.

So lautete das Lied des Juif-Errant vom Jahr 1767.

„Wir sind gewohnt, auf harter Erde zu liegen, gib uns ein gutes Nachtessen und wir verzichten auf das Bett."

„Auch für diesen Fall müßt Ihr Euer Heil weiter suchen. Die ganze Woche hatten wir das Haus mit Soldaten angefüllt, jetzt sind Küche und Keller so geleert, daß wir auch nicht eine Unze Brod besitzen. Alles, was ich für Euch thun kann, ist, Euch die Adresse eines reichen Freundes zu geben, der es sich zum Vergnügen machen wird, Euch gut zu bedienen."

„So gib uns diese Adresse, aber schnell, denn wir haben Hunger."

Die Alte warf einen Papierstreifen herab und schloß das Fenster sorgfältig zu. Anselm faßte mit der einen Hand den Zettel, mit der andern den Wehrstein und so marschirten wir zum bezeichneten Hause und sangen auf dem Wege das bekannte Lied. Der Empfang in dem Hause des Freundes war leider nicht besser, als bei der Alten; Alles, was wir erhielten, war eine neue Adresse. Auch der dritte Empfang glich den beiden ersten, überall ließ man uns vor der Thüre stehen.

Nun ging meinem Anselm die Geduld aus; mit lauter Stimme kommandirte er: „Rechts umgekehrt, und im Sturmschritt zum Maire!" Vor der Thüre angelangt, wollte ich eben anläuten; da riß mich Anselm zurück, rufend: „Keinen Pardon hier! Nur ein triumphirender Einzug kann unsere Scharte auswetzen." Im gleichen Augenblick hämmerte er mit seinem Wehrsteine so gewaltig auf die Pforte, daß diese schon beim zweiten Schlage aufsprang. „Die Bresche ist eröffnet, vorwärts in die Küche", und ohne auf den herbeigeeilten Maire zu achten, drangen wir in das Haus. Erst nachdem Anselm festen Posten in der erstürmten Burg gefaßt, würdigte er den Hausherrn eines Wortes: „Maire! Deine Mitbürger sind schlechte Republikaner, überall verweigert man uns Soldaten Bett und Nahrung; allein bei meinem Leben, wenn Du uns nicht sogleich Beides gibst, so zünden wir Dir das Haus über dem Kopf an." Anselm begleitete diese Rede mit einigen Schwenkungen seines Wehrsteins, welche dem Ortsvorsteher beweisen sollten, daß es hier Ernst gelte. —

Richtig faßte der Maire die Sache so auf und sprach begütigend:

„Im Namen meiner Mitbürger bitte ich Dich um Entschuldigung; dieselben sind in der That sehr in der Noth, die vielen Truppendurchzüge haben die Lebensmittel aufgezehrt, in der Hälfte der Häuser findet sich nicht anderthalb Unze Brod; doch begütige Dich, ich will für Euer Nachtessen sogleich sorgen."

Anselm: „Das ist der erste Theil; aber wie verhält es sich mit dem zweiten, dem Bette?"

Maire: „Meine Frau liegt zwar krank, allein dessenungeachtet wird sie sogleich aufstehen und Euch Platz machen."

Anselm: „Deine Frau ist krank? Dann bedarf sie der Ruhe. Laß sie ungestört, wir sind keine Kannibalen, aber sorge für das Nachtessen."

Maire: „Tretet nur in das Zimmer, Ihr sollt sogleich bedient werden."

Das gefällige Betragen des Maires entwaffnete meinen Kameraden, er warf seinen Stein zum Haus hinaus und gewann bald darauf an dem gutbesetzten Tisch wieder seine heitere Laune.

„Je nun!" begann er, „das Lied hat doch nicht ganz Unrecht. Die Vienner sind freundliche und gelehrige Leute."

„Ja wohl," entgegnete ich, „wenn man ihnen die Freundlichkeit mit Wehrsteinen einprägt!"

Nach dem Nachtessen ersuchten wir den Maire, uns irgend ein Obdach für die Nacht anzuweisen.

„Bürger-Soldaten! so gerne ich Euch ein Zimmer in einem Hause geben möchte, es ist unmöglich. Es bleibt Euch Nichts übrig, als in die Kirche zu gehen; dieselbe ist mit Stroh angefüllt und Ihr werdet Euch dort nicht übel befinden."

Wir folgten diesem Rathe des Maires und brachten die Nacht in der Kirche zu. Kein außerordentliches Ereigniß störte unsere Ruhe und doch vergesse ich niemals diese Nacht. Von Ruinen umgeben, auf Stroh gelagert, an ein Grab mich anlehnend, konnte ich lange Zeit kein Auge schließen. Die Ueberreste des umgestürzten Altares, die am Boden herumliegenden zerstückelten Heiligenbilder, die zerbrochenen Glasgemälde, die zertrümmerten Grabmäler — Alles versetzte mich in eine schwermüthige Träumerei und jagte das Schreckensbild unserer Zeit an meinen Augen vorüber. Wie ist es möglich, daß Frankreich in kurzer Zeit sich so verändert hat? Wie ist es möglich, daß wir auf einmal aus dem Christenthum in das Heidenthum zurückgekehrt sind? Wie ist es möglich, daß Frankreich selbst die Gräber seiner Väter nicht schont und das Haus Gottes in ein Magazin umwandelt?

Niemals habe ich den Sonnenaufgang mit größerer Ungeduld erwartet, als in dieser Nacht; kaum zeigte sich die Morgenröthe, so eilten wir auf den Hauptplatz von Vienne, wo sich unser Bataillon zum Abmarsch sammelte und unter Trommelwirbel die traurige Stadt verließ.

5. Roussillon. (Hütte und Schloß.)

Roussillon liegt vier Stunden von Vienne; auf dem ganzen Wege trafen wir entvölkerte Dörfer, nur hie und da blickte der Kopf eines neugierigen Kindes aus dem von Rauch geschwärzten Fenster einer ärmlichen Hütte hervor, überall herrschte Todesstille. Es war, als hätte eine Seuche mit ihrer Sichel die Menschen in das Grab gemäht!

Bei unserer Ankunft in Roussillon fand der Kommandant den Befehl vor, uns als Straftruppen in die umliegenden Flecken und Dörfer zu verlegen. Diese Nachricht wurde von den meisten Soldaten mit Jubel begrüßt, denn sie gab ihnen das Recht, täglich drei Franken von den Bürgern zu beziehen, und stellte überdies noch manche Beute in Aussicht. Mich schmerzte diese Anzeige bitter; ich hatte das Gewehr ergriffen in der Hoffnung, an der Grenze gegen die Feinde des Vaterlandes zu kämpfen, und jetzt sollte ich dasselbe zur Bedrückung meiner eigenen Mitbürger tragen und als Werkzeug gemeiner Rache dienen! Doch wie das ändern? Es blieb mir Nichts übrig, als dem Befehle zu gehorchen und denselben so schonend als möglich zu vollziehen.

Diesmal wurden Anselm und ich getrennt; mir wurde die unweit Roussillon gelegene Hütte des Bauern Roger angewiesen. Als ich in dieselbe eintrat, malte sich Furcht und Schrecken auf dem Antlitz Aller und mir selbst war nicht wohl zu Muth.

„Bürger! Mit was kann ich dienen?" fragte Roger, ein alter Mann von schöner Gestalt mit grauem Barte. „Bringt Ihr ein Quartierbillet, so seid willkommen, wir sind zwar nicht reich, allein wir werden unser Mögliches thun, um Euch zu befriedigen."

„Ich komme nicht mit einem Quartierbillet, sondern — so sprach ich wider Willen erröthend — ich komme als Strafsoldat zu Euch."

„Gottes Wille sei gelobt!" entgegnete der Alte, indem er einen traurigen und doch freundlichen Blick auf seine von einer geheimen Furcht geängstigte Familie warf. „Strafsoldat oder nicht, Ihr seid immerhin ein französischer Soldat und als solcher willkommen. Aber das schwöre ich Euch bei meinem Seelenheil, daß mein Sohn, den die Regierung aufsucht, schon, bevor die Republik proklamirt wurde, uns verlassen hat und daß ich selbst nicht weiß, ob er noch am Leben ist . . . . Kinder! fürchtet euch nicht. Dieser Soldat hat wie Ihr einen Vater und eine Mutter; wenn er euch hier im väterlichen Hause vereinigt sieht, wird er sich seiner eigenen Familie erinnern und euch kein Leid zufügen."

„Dank, alter Mann, für Euere gute Meinung," rief ich, — „hier meinen Handschlag, ich werde meine Pflicht als Soldat erfüllen, Euch aber kein Leid thun. Vor Allem verzichte ich auf das Strafgeld von drei Franken, und sodann fordere ich von Euch nichts Anderes, als daß Ihr mich wie ein Glied Euerer Familie behandelt und Euch wegen meiner keine Sorgen macht."

Lange konnte Vater Roger kein Wort hervorbringen, die Rührung hatte ihm die Zunge gelähmt, aber ich fühlte an seinem Händedruck, was in seiner Seele vorging. Endlich sprach er mit zitternder Stimme:

„Wir Bauern sind keine Politiker, wir sind Arbeiter und verlangen

nichts Anderes, als Ruhe. Theuer müssen wir es jetzt büßen, daß wir von dieser Bahn abgewichen sind und uns um Dinge bekümmert haben, die uns Nichts angehen. Gott sei uns gnädig!"

„Von welchen Dingen sprecht Ihr, guter Mann?" unterbrach ich den Alten.

„Von der Revolution! Wir Bauern waren hochmüthig und habsüchtig und sind mit unserm Stolz und Geiz in die Falle gegangen. Als man den Zehnten und die Grundlasten abschaffte, da klatschten wir mit beiden Händen und riefen aus voller Kehle: „„Es lebe die Republik!"" Besser hätten wir gethan, zu rufen: „„Es lebe die Ordnung und die Arbeit!"" wir wären jetzt nicht so unglücklich und elend."

„Aber Zehnten und Grundlasten" — entgegnete ich — „waren doch drückend für den Landmann?"

„Mag sein; allein wir Landleute", fuhr Vater Roger weiter fort, „waren daran gewöhnt; wir lebten im Ganzen glücklich und wollten es besser haben und es ist uns schlechter geworden. Das Bessere ist oft ein Feind des Guten, sagt ein weises Sprichwort."

„Seid Ihr denn jetzt wirklich so unglücklich?"

„Ob wir Bauern unglücklich sind? Könnt Ihr wohl im Ernste fragen? Unser Leben gleicht dem eines Verdammten; wir sind ohne Ruhe und ohne Hoffnung. Unter dem Vorwande, daß die Piemontesen und die Oesterreicher an den Grenzen stehen, raubt man uns im Namen der Republik unsere Früchte, unsere Pferde, unsere Heerden, unsere Söhne, unser Leben. Unter dem Vorwande, uns Vertheidiger zu schicken, sendet man Banditen in unsere Dörfer, deren erste und letzte Sorge ist, unsere Speicher und Keller zu leeren, unsere Frauen zu beschimpfen und unsere Kinder fortzuschleppen. Großer Gott, wie oft habe ich beim Anblick solcher Greuel meinen Zorn gewaltsam unterdrücken und meine Faust zurückhalten müssen, um nicht meine ganze Familie in das Unglück zu stürzen! . . . Wahrlich, mein Herr! wenn wir Bauern in die Sünde der Habsucht gefallen, so werden wir strenge dafür gestraft."

Diese Rede Roger's erinnerte mich an die Worte des Monsieur Jaques von Chevrieres und ich bedauerte innig den Stumpfsinn und die Bosheit unserer Freiheitshelden, welche sich als die Stützen der Republik und die Vertreter des Volks ausgaben und die Volk und Republik brandmarkten und tödteten.

Acht Tage brachte ich in der Hütte der Familie Roger zu und theilte Freud und Leid. Obschon ich mich sehr einschränkte, fühlte ich dennoch, daß ich diesen braven, armen Leuten zur Last falle. Ich beschloß daher, sie von dieser Bürde zu befreien, und ging geraden Wegs zum Maire.

„Bürger!" redete ich ihn an, „Höre mich! Ich bin zwar nur Caporal,

aber wisse, daß ich einen Vetter habe, der Mitglied des Convents ist, bei dem ich alles vermag und der von mir Bericht über die Zustände der Provinzen und Dörfer verlangt. Jetzt höre mich!"

Maire: „Deine Uniform einzig genügt, um Dir mein Wohlwollen zu sichern."

Ich: „Nicht Wohlwollen, sondern Gerechtigkeit verlange ich. Du hast mich in die Hütte des Bürgers Roger als Strafsoldat gesandt."

Maire: „Hast Du Dich über Roger zu beklagen? Der Elende soll zittern."

Ich: „Nicht ich habe mich über ihn, sondern er hat sich über mich, oder richtiger über die Republik zu beklagen."

Maire: „Ueberlege wohl, was Du hier aussprichst!"

Ich: „Warum das?"

Maire: „Weil die Republik nie einen Fehler begehen kann."

Ich: „Gerade diese angebliche Unfehlbarkeit der Republik, hinter welcher man jede schlechte That versteckt, ist die Ursache, daß die Republik verachtet und gehaßt wird. Da ich aber dieselbe geachtet und geliebt wünsche, so widersetze ich mich, so weit es in meinen Kräften steht, jeder ungerechten und unwürdigen Handlung. Und gerade hier ist dies der Fall. Roger ist ein braver, fleißiger Landmann, der sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdient und trotz aller Anstrengung kaum seine Familie zu ernähren vermag. Einem solchen Mann einen Strafsoldaten zu geben, ist nicht nur ein Verbrechen gegen den Unglücklichen, sondern auch gegen die Republik, denn ihr wird dadurch ein braver Bürger entfremdet."

Maire: „Bürger, ich muß Dir bemerken . . . ."

Ich: „Ich will keine Bemerkungen. Ich muß heute einen langen Brief an meinen Vetter, das Conventsmitglied, schreiben und ich habe keine Zeit zu verlieren. Also kurzgefaßt: ich verlange in ein anderes Haus gewiesen zu werden und zwar in das Haus eines vermögenden Mannes, dem ich nicht zur Last falle."

Maire (nach einigem Nachdenken): „Bürgersoldat, hast Du Muth?"

Bei diesen Worten fühlte ich, wie mir das Blut in den Kopf stieg; doch besaß ich Kraft genug, meine Aufwallung zu mäßigen, und ich gab die trockene Antwort: „Ich bin ein Franzose und trage die Uniform der Republik."

Maire: „Entschuldige, ich habe Dich nicht beleidigen wollen. Es gibt zweierlei Muth. Einer, der sich auf dem Schlachtfelde wie ein Löwe schlägt, zittert, wenn er in einen Salon treten muß. Ein Anderer ist beim Wirbel der Trommel, beim Schalle der Musik, bei der Erstürmung

einer Schanze ein Held und fürchtet sich zur nächtlichen Zeit allein auszugehen."

Ich: „Genug der Worte. Sende mich als Strafsoldaten in irgend ein reiches Haus und damit Punktum."

Maire: „Das soll geschehen, aber ich mußte zuerst Deinen Muth prüfen."

Ich: „Zu wem willst Du mich denn senden?"

Maire: „Zu unserem gnädigen Herrn."

Ich: „Bürger-Maire, was sagst Du da? Gibt es denn gnädige Herrn in unserer Republik?"

Maire (erröthend): „Die alte Gewohnheit hat mir diesen Ausdruck entlockt, ich wollte sagen: zu unserem Bürger Peter, dem ehemaligen Baron."

Ich: „Ah! ich verstehe Dich. Ich soll in das Schloß ziehen! Aber sage mir, wie kommt es, daß dieser Ex-Baron wagt, in Frankreich zu verbleiben?"

Maire: „Ich trage keine Schuld daran. Doch er wird dem Revolutionscomité, wie ich hoffe, in nicht ferner Zeit, dieses Wagniß theuer bezahlen müssen."

Ich: „Warum das? Nach meiner Ansicht hat im Gegentheile dieser Ex-Baron dadurch, daß er in Frankreich geblieben und nicht wie viele seiner Standesgenossen die Flucht ergriffen, sich um das Vaterland verdient gemacht."

Maire: „Ganz gut, aber . . . Doch lassen wir dieß dahingestellt; nimm hier, Bürger-Soldat, Dein Billet für das Schloß; viel Vergnügen und Glück!"

Obschon das Schloß nur eine Stunde von der Hütte Roger's entfernt lag, so weinte doch die ganze Familie bei meinem Abschied, als trennten wir uns auf eine Ewigkeit. Die Witterung war prachtvoll, der Weg führte durch eine malerisch-schöne Gegend. Und doch wollte mein Gemüth sich nicht heiter stimmen; denn bei jedem Schritte begegneten meinem Auge herzzerreißende Scenen; überall hausten meine von Wein und Lust berauschten Kriegsgefährten wie in Feindesland. Mehr als einmal war ich auf dem Punkte, mich in das Mittel zu legen und die trunkenen Soldaten zur Ordnung zu weisen; allein was hätte ich Einzelner gegen eine Rotte herumschweifender Meuterer gemacht? — Nach einem stundenlangen Gang erblickte ich das mitten in einem Park liegende Schloß. Da das Thorgitter offen stand, so trat ich ohne Weiteres in die Hofflur. Ueber dem Portale des Hauses prangte das stolze Familienwappen; zu meiner großen Verwunderung war dieses Denkmal der alten Zeit nicht verstümmelt, sondern nur mit einer leichten Gypsschichte über-

tüncht. Als sich Niemand zu meinem Empfange zeigte, klopfte ich mit meinem Gewehrkolben auf den Boden, begann gemächlich meinen Säbel abzulegen und es mir bequem zu machen, wie Jemand der zu Hause ist. Die Riemen meines Säbels unter dem Arme, das Gewehr in der Hand und die Knöpfe meines Rockes halb geöffnet, wandte ich mich gegen die Treppe, welche in das Innere des Schlosses führte: da erschien endlich ein kleiner dicker Herr, in einem grauen Kleide mit goldenen Knöpfen, zu oberst auf der Stiege, beobachtete mich eine Weile stillschweigend und würdigte sich endlich, zu mir herabzuschreiten. Dieser Gang mußte ihn eine große Ueberwindung kosten, denn er warf seinen Kopf gewaltig aufwärts, schüttelte zuweilen seine ellenhohe Perrücke, warf dann wieder einige verächtliche Blicke auf mich und nahm eine ganz sonderbare Miene an. Zwei Schritte vor mir stand er still und fragte mit verbissenen Lippen:

„Heda! Mann mit dem Gewehr, was will Er? was führt Ihn hieher?"

„Ich komme als Strafsoldat auf das Schloß", — erwiederte ich so höflich als möglich, denn ich war entschlossen, den vornehmen Herrn, der Niemand anders, als der Baron sein konnte, auf das Eis zu führen.

„Strafsoldat? Was soll das bedeuten?" entgegnete der Herr, verächtlich die Achseln zuckend, — „wahrscheinlich eine neue Erfindung der schönen Republik? Dank dem Herrn, wir haben diese neue Waare hier nicht nothwendig, Er kann seinen Weg weiter gehen."

„Bürger! lesen Sie diese Ordre!" fuhr ich mit gleicher Mäßigung fort.

„Eine Ordre! Von wem? Gibt es denn in Frankreich noch eine Regierung?"

„Allerdings, und zwar eine republikanische!"

„Gehorsamer Diener, diese kenne ich nicht und will sie nicht kennen." Hier warf der Herr mit der großen Perrücke das Billet mir vor die Füße und drehte sich auf seinen spitzen Beinen um. Mir aber ging die Geduld aus und auf ihn zuschreitend rief ich: „Im Namen der Republik! Auf der Stelle, Bürger, hebe dieses Billet vom Boden auf, oder Du fällst als Opfer meiner Rache." Der Herr, aus dem Ton meiner Stimme und den Mienen meines Gesichts meinen Ernst erkennend, fand klug, sich zu fügen und das Billet aufzuheben. „Das genügt nicht," — fuhr ich im gleichen Tone weiter fort, — „Du hast die Republik gehöhnt, Du mußt diese Beschimpfung wieder gut machen und zwar dadurch, daß Du mir das Billet knieend überreichst. Nur kein Zaudern, entweder das Knie auf den Boden, oder eine Kugel in die Brust." Da ich diese Drohung mit einer Schwenkung meines Gewehres begleitete, so unterzog sich der Herr mit den goldenen Rockknöpfen auch dieser demüthigen Handlung und überreichte mir knieend das Billet. „Jetzt, feige Seele," sprach ich zum Schluß, „ist die Genugthuung vollständig. Wenn Du Muth

hast, diese Demüthigung zu rächen, so stehe ich jederzeit bereit.“ Ohne auf diese Worte zu achten, flog der vornehme Herr die Treppe hinauf und rief aus vollem Halse: „Mörder! Mörder!“ Dieses Geschrei nöthigte mir ein unwillkürliches Lächeln ab; ich konnte nicht begreifen, daß ein Franzose so feig sei. Bald jedoch änderte sich die Scene. Aus dem Vorzimmer stürzten sechs handfeste Bedienten die Treppe herab und zu oberst auf der Stiege rief der kleine Herr: „Tödtet den Banditen, tödtet den Banditen!“ Obschon die Uebermacht zu groß war, setzte ich mich dennoch zur Gegenwehr, und eben rissen wir uns herum, als ein Mann von fünfzig Jahren, sehr einfach gekleidet, mit einer ehrfurchtgebietenden Haltung aus dem Innern des Schlosses hervortrat. Bei seinem Erscheinen erfolgte allgemeine Stille.

„Was gibt es hier? Warum dieser Lärm?“ fragte der Neuangekommene.

„Meuchlerisch hat man mich in Ihrem Hause angegriffen“, entgegnete ich.

„Wer sind Sie, mein Herr? Was führt Sie auf das Schloß?“

„Meine Uniform zeigt Ihnen, wer ich bin; dieses Billet sagt Ihnen, warum ich komme.“

Hier warf der Herr schnell einen Blick auf mein Papier und gab mir dasselbe höflich zurück, mit den Worten: „Ihre Sache ist in Ordnung. Aber woher denn dieser Lärm? Was hatte denn diese Scene zu bedeuten? Hat man Sie vielleicht beleidigt? Haben Sie Beschwerden gegen meine Bedienten?“

Bei diesen Worten sah ich meinen Irrthum ein, ich hatte fataler Weise den kleinen Mann mit den großen Gold-Knöpfen für den Schloßherrn genommen und erst jetzt hatte ich diesen vor mir in ganz einfacher Kleidung.

„Allerdings“, entgegnete ich, „hat man mich beleidigen wollen, allein ich habe mir bereits Genugthuung verschafft, ich beklage mich nicht....“

„Euere Handlungsweise“, fiel der Schloßherr mit strenger Miene sich gegen die Bedienten wendend ein, „ist unwürdig. Die Uniform eines französischen Soldaten, von welcher Farbe immer seine Kokarde sei, hat Anspruch auf die Achtung Aller. Vergeßt das niemals. Ueberdies habt Ihr die Gastfreundschaft verletzt, und diese soll auf meinem Schlosse immer und gegen Alle ausgeübt werden. Danket diesem Militär für seinen Edelmuth, der mich verhindert, nach den Namen der Strafbaren zu forschen.“

Die Bedienten, ganz erschrocken und verwirrt, stammelten hierauf einige Worte der Entschuldigung und der kleine Mann mit den großen Knöpfen, welchen ich unglücklicher Weise für den Baron gehalten und der nichts mehr als Verwalter war, überhäufte mich jetzt mit Schmeicheleien.

„Wenn Sie, mein Herr, mir folgen wollen," fuhr der Schloßherr weiter fort, „so will ich selbst Sie auf Ihr Zimmer geleiten."

Mit einer stummen Verbeugung folgte ich meinem Führer, der mir ein prachtvolles Zimmer mit schöner Aussicht auf den Park anwies: „Richten Sie sich hier nach Ihrer Bequemlichkeit ein; wenn Sie Etwas bedürfen, so befehlen Sie; meine Bedienten sind zu Ihren Diensten."

„Herr Baron," fiel ich ein, „ich weiß Ihre gütige Aufnahme nicht genug zu schätzen."

„Im Gegentheil, an mir ist es, Ihnen zu danken, daß Sie trotz unserer Gleichheitsgesetze die Höflichkeit haben, mich Baron zu nennen. Ich bin zwar nicht Baron, vor der Revolution nannte man mich Graf. Doch sorgen Sie jetzt für Ihre Toilette. Sie haben keine Zeit zu verlieren. Wir speisen hier auf dem Schlosse um ein Uhr und es fehlen nur noch einige Minuten. Sie werden uns das Vergnügen machen, unser gewöhnliches Mittagsmahl mit meiner Familie zu theilen. Schlag ein Uhr lasse ich Sie abholen. Also auf Wiedersehen."

Mit einer leichten Verbeugung zog sich der Graf zurück und ließ mich allein. Während ich meinen Uniformsrock ausstäubte und meine Toilette in Ordnung brachte, war mein Geist stets mit dem Schloßherrn beschäftigt. Was ist das für ein Mann, dachte ich bei mir, daß er es wagt, in Frankreich zu verbleiben? Entweder muß ihn eine heilige Pflicht oder eine große Unklugheit zu dieser Zeit in diesem Lande zurückhalten. Entweder muß er sich unentbehrlich für seine Partei glauben, oder sich schmeicheln, daß die Republik sich nicht an einen Mann von seinem Stande wagen dürfe. Die letztere Vermuthung ist unmöglich, denn zu viele hohe Personen sind bereits als blutige Beweise des Gegentheils unter dem Beile der Guillotine gefallen. Kaum hatte ich mein Selbstgespräch und meinen Anzug beendet, so kam der Graf in eigener Person, um mich zum Mittagsmahl zu führen. Wir schritten durch mehrere elegant und reich verzierte Zimmer in den gothischen Speisesaal. Der Tisch war für sieben Personen gedeckt. Im nämlichen Augenblick öffnete sich eine Doppelthüre und ein Bedienter in großer Livree rief: „Monsieur le marquis, M. le chevalier, Mes demoiselles, M. l'abbé." Mit Neugierde betrachtete ich die Eintretenden. Der Erste, welchen der Bediente „Marquis" genannt, war ein großer schöner Greis mit weißem Schnurbart und kriegerischem Aussehen. Sein mit einer großen Narbe und tiefen Runzeln durchfurchtes Gesicht erinnerte an die Heldengestalten, wie man sie in den Schlachtgemälden des Mittelalters trifft. Der Chevalier war ein Knabe von sechzehn Jahren, ohne besondern Ausdruck, doch war er wohl gebaut, und in seinem Blicke lag etwas Unerschrockenes und Unbesonnenes, das ihm gut stand; er trug ein glänzendes Hofkleid.

Die beiden Fräulein, welche nach dem Chevalier eintraten, hatten ein Alter von höchstens 13 bis 14 Jahren und versprachen schön zu werden. Was den Abbé betrifft, so schenkte ich ihm weniger Aufmerksamkeit; er hatte ganz das Aussehen eines Schloßkaplans. — Bevor sich der Graf zu Tisch setzte, stellte er mich der Gesellschaft vor; ich vernahm bei diesem Anlaß, daß der schöne Herr mit dem weißen Schnurbart sein älterer Bruder und ein ehemaliger Commandeur, der Chevalier und die Fräuleins seine Kinder seien. Kaum hatten wir uns gesetzt, so stürzte ein Schwarm Bedienter in den Saal, bemächtigten sich der Platten und Teller und bedienten uns mit eben so viel Eifer als Kunst. Alle waren in großer Livree und beantworteten die Fragen des Marquis und des Grafen immer unter Anführung des Titels in dritter Person. Ich glaubte zu träumen, so unerklärlich war mir diese Etiquette mitten in der Revolutionszeit. Der Graf, mein Erstaunen bemerkend, redete mich an: „Caporal, ich sehe, daß Ihnen das Leben in diesem Schlosse wie ein Räthsel vorkommt und doch ist die Lösung leicht. Sie liegt in der Gewohnheit. Seit zwanzig Jahren sind unsere Diener gewohnt, uns Marquis, Graf, Chevalier zu nennen, sie konnten sich in die neue Zeit noch nicht fügen und das Wort „„Bürger““ will nicht über ihre Lippen. Und in der That, warum sollen wir unsere alte Gewohnheit der neuen Zeit aufopfern? Die neue Gesellschaft schließt uns ja auch aus und erklärt uns durch ihre Gesetze für vogelfrei!“

Der Chevalier (mit jugendlichem Uebermuthe einfallend): „Bis wir sie auch vogelfrei erklären, und das soll, wie ich hoffe, nicht mehr lange anstehen.“

Graf: „Mein Sohn, das sind äußerst unüberlegte Worte. Bedenke, vor wem Du sprichst! (Auf mich zeigend.) An unserem Tisch sitzt ein Vertheidiger der neuen Ordnung, ein Soldat der Republik.“

Ich: „Herr Graf! Sie haben mit vielem Takt Ihren Sohn zurechtgewiesen und mir dadurch die unangenehme Antwort erspart. Uebrigens seien Sie unbesorgt, meine Herren, ich liebe die Republik, aber ich hasse die Elenden, welche in ihrem Namen die Bürger drängen. Nach meiner Meinung soll man die Ansicht eines Jeden achten, und so lange ein Bürger den Frieden nicht stört, keinen Aufstand predigt und nur seine Wünsche ausspricht, so hat die Gesellschaft ihm keinen Vorwurf zu machen. Ich liebe die Freiheit zu aufrichtig, um sie mit jener Tyrannei zu verwechseln, die heutzutage Frankreich erniedrigt, und ich hasse die Demagogie zu sehr, um je in ihre Schlingen zu fallen und ihr zu dienen. Uebrigens, meine Herrn, selbst wenn Sie die Unklugheit hätten, vor mir Ihre Pläne und Anschläge zu enthüllen, so würde mir mein Gewissen verbieten dieselben zu veröffentlichen, denn als Gastfreund bin ich Ihnen Verschwiegenheit schuldig.“

Graf (mir in die Augen blickend): „Mein Herr, in meinem ganzen Leben habe ich Sie noch niemals gesehen, niemals habe ich Sie bis heute gesprochen, und doch will ich Ihnen sagen, wer Sie sind."

Ich: „Sprechen Sie, Herr Graf. Wenn Sie die Wahrheit treffen, so will ich sie eingestehen."

Graf: „Wollen Sie meine Freimüthigkeit nicht übel nehmen?"

Ich: „Da würde ich um so mehr im Unrecht sein, da Sie keine Absicht haben, mich zu beleidigen."

Graf: „Gott bewahre mich vor einem solchen Gedanken. Wohlan, hören Sie. Die feierliche, die gesuchte, ich möchte sagen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — schwülstige Weise, mit der Sie Sich ausgesprochen, macht es mir gewiß, daß Sie ein Glied der sogenannten höheren Bourgeoisie sind und daß Ihr Vater der Magistratur angehörte."

Ich: „Sie haben gut getroffen, ich bin der Sohn eines ehemaligen königlichen Notars. Was wollen Sie, Herr Graf, unsere Familie war nicht hoffähig und es ist daher ganz natürlich, daß ich gegen den Ton des hohen Adels hie und da verstoße."

Graf: „Da haben wir's. Sie fühlen Sich beleidigt. Nun, Sie haben Unrecht. Ich wollte keineswegs behaupten, daß die Bourgeoisie in dem guten Ton oder in der Bildung dem Adel nachstehe, aber das behaupte ich, daß sie sich darin unterscheide. Das hochfahrende Wesen, welches die hohe Noblesse angenommen, zeigte nur, daß sie die Nothwendigkeit fühlte, ihre Schwäche durch einen falschen Schimmer zu decken; das kecke, herausfordernde Wesen der gegenwärtigen Bourgeoisie hingegen ist ein Beweis, daß sie ihre dermalige Kraft kennt, und daß nun auch sie aristokratisch wird."

Ich: „Sie glauben also nicht, daß die Adelspartei sich wieder erschwingen werde?"

Graf: „Gott allein kennt das Dunkel der Zukunft. Wir Adelige haben wie Blinde die Bourgeoisie großgezogen, bis sie im Stande war, uns selbst zu Grunde zu richten. Sie hat uns gestürzt und wird sich an unsere Stelle setzen. Aber sie soll sich in Acht nehmen, sie ruht auf einer gebrechlichen, veränderlichen und schwankenden Grundlage. Sobald Neid und Uneinigkeit sich unter sie nistet, geht sie unter. Ihre Stärke besteht in der geistigen Fähigkeit, allein diese Kräfte werden sich abnutzen, und die Bourgeoisie ist verloren, sobald sie geblendet durch das Glück ihre Vergangenheit vergißt."

Ich: „In der That, mein Herr, Sie sehen dunkel in die Zukunft. Wir sind in voller Revolution, und ohne das Ende derselben abzuwarten, prophezeien Sie uns schon eine zweite."

Graf: „Ich prophezeie sie Ihnen nur bedingungsweise. Alles kommt

auf die Haltung der Bourgeoisie an. Frankreichs Schicksal liegt dermalen in ihren Händen. Sie kann (ich gehöre nicht zu jenen Blinden, welche das Licht leugnen) die Wohlfahrt des Vaterlandes sichern, aber sie kann auch Frankreich an den Abgrund führen. Und in diesem Fall wird die zweite Revolution viel gräßlicher sein, als die erste. Zwischen der Noblesse und dem Volke waren die Würfel geworfen, die Rollen getheilt, die Stellung gegenseitig entschieden; das Volk sah in uns Bevorrechtete und wir waren in seinen Augen einfach Feinde. Die Bourgeoisie aber, wenn sie gegen das Volk unterliegt, wird von diesem nicht nur als Feindin, sondern als Verrätherin und Ueberläuferin angesehen werden und unsere Enkel dürften alsdann ein Schauspiel erleben, das an Furchtbarkeit und Gräßlichkeit alles Aehnliche in der Vergangenheit überbietet."

Die ganze Unterhaltung während des Mahles drehte sich um diesen Gegenstand; ich nahm mir vor, die Rede des Grafen in meinem Tagebuch aufzubewahren; denn nach einem Menschenalter dürfte sie vielleicht eine vollbrachte Thatsache sein.

Nach dem Mittagsmahl lud mich der Graf zu einem Spaziergang in den Park ein. Gerne hätte ich an ihn die Frage gerichtet, wie es möglich sei, daß er mitten in der Republik seine aristokratische Lebensweise so zur Schau tragen dürfe, ohne von irgend Jemanden belästigt zu werden, allein der Anstand gebot mir, meine Neugierde zu mäßigen. Unser Gespräch fiel auf die Jugendzeit meines Begleiters; er erzählte mir, daß er Militär gewesen, dreißig Jahre lang in dem Cavallerie-Regiment „Royal-Champagne" gedient habe und sich noch immer mit Vergnügen dieser Zeit erinnere.

Später führte mich der Schloßkaplan in die Bibliothek; ich durchblätterte einige Bücher und der Rest des Tages verging auf eine angenehme Weise. Nach dem Nachtessen, bei welchem die gleiche ceremonielle Etiquette wie beim Mittagsmahl beobachtet wurde, las uns der Commandeur aus dem Leben der berühmten Männer von Brantome vor. Es war ein wahres Vergnügen, dem Marquis zuzuhören; seine Stimme, ehemals gewohnt, die Wogen des afrikanischen Meeres zu übertönen, hatte noch jetzt einen hellen Klang; dabei trug der ergraute Seemann die Abenteuer der alten Kriegshelden mit einem solchen Feuer vor, daß man glaubte, er lese seine eigene Geschichte und sei nur für einen Augenblick aus dem Grabe erstanden und in dem gothischen Saale des väterlichen Schlosses erschienen, um die Nachkommen zu ähnlichen Thaten anzufeuern. Schlag zehn Uhr wurde gemeinschaftlich das Nachtgebet verrichtet und hierauf trennte sich die Gesellschaft. Ein Kammerdiener trug das Licht vor und geleitete mich auf das Zimmer.

Wie der erste Tag, so verfloß der zweite und so der dritte; kein

neues Ereigniß störte die Einförmigkeit unseres Schloßlebens. Am vierten Tage — es war ein Sonntag — fragte mich der Schloßherr nach dem Morgenessen, ob es mir gefällig sei, der hl. Messe beizuwohnen.

„Ah," entgegnete ich, „da treffe ich Sie auf einem Punkte, wo Sie der Revolution ein Zugeständniß machen."

„Wie so?" antwortete der Graf.

„Weil Sie die geschworenen Priester anerkennen."

„Sie irren sich; mein Schloßkaplan wird die Messe lesen und dieser hat den von der Republik vorgeschriebenen Eid nicht geleistet."

„Dann machen Sie sich der Todesstrafe schuldig, denn das Gesetz verbietet jeden geheimen Gottesdienst."

„Sie irren sich abermals. Unser Gottesdienst wird nicht im Geheimen, sondern in Gegenwart einer großen Menge Gläubiger in meiner Schloßkapelle öffentlich gefeiert. Kommen Sie und seien Sie selbst Zeuge hievon."

Aus Neugierde folgte ich dem Grafen. Bei unserem Eintritt war die Schloßkapelle bereits mit Landleuten aus der Umgegend dicht angefüllt. Der Schloßherr nahm mit seiner Familie die Ehrenbank ein, der Priester reichte ihm das Weihwasser, schwang das Weihrauchfaß gegen ihn, wie in der guten alten Zeit, und beobachtete überhaupt genau das alte Ceremoniel, so daß ich mich wiederholt fragen mußte, ob ich wache oder träume?

Die folgende Woche verging wie die erste; die herrschaftliche Familie machte mir den Aufenthalt so angenehm als möglich, überhäufte mich mit Artigkeiten jeder Art; meine leisesten Wünsche wurden errathen und erfüllt, mit einem Wort das Schloßleben fing an mir zu behagen: da erhielt ich die unangenehme Nachricht, daß unser Bataillon bestimmt sei, sogleich zur Belagerung nach Toulon abzugehen. Ich verabschiedete mich daher plötzlich auf dem Schlosse; der Graf ließ den Wagen vorfahren und hatte die Gefälligkeit, mich selbst nach Roussillon zu begleiten. Während der Fahrt lenkte er selbst das Gespräch auf die Ausnahmestellung, die er auf seinem Schlosse mitten in der Revolutionszeit einnahm, und erklärte mir sie in folgender Weise:

„Die Freiheit, welche ich gegenwärtig genieße, ist eine Folge meiner früheren Handlungsweise. Nicht erst seit dem Umsturz der alten Ordnung, sondern schon vorher war ich stets gut gegen Jedermann, besonders gegen meine Pächter und Lehensleute. Finstere traurige Gesichter waren mir immer zuwider; nur wenn Zufriedenheit und Fröhlichkeit rings um mich herrschten, war auch ich heiter und glücklich. Wurde ein Bauer durch meine Verwalter wegen rückständiger Steuern vorgeladen, so kam der Schuldner schnell zu mir, und ich beeilte mich, die Vorladung zu zerreißen. Konnte eine Heirath bei einem meiner Pächter wegen Dürftigkeit

nicht zu Stande kommen, so sorgte ich für die Aussteuer. Waren die Brautleute ohne Vermögen, so lud ich sie ein, die Hochzeit auf dem Schlosse zu feiern, und freute mich an ihrer Freude. So kam das Jahr 1789 und mit ihm die Revolution. Einen Augenblick lang war ich gesonnen auszuwandern. Da eilten die Bauern auf das Schloß und drangen so inständig in mich, sie nicht zu verlassen, daß ich den Muth nicht hatte, meinen Vorsatz auszuführen. Ich blieb; aber ich setzte meine Bedingungen fest. „„Freunde,““ sagte ich zu den Bauern, „„Euch zu Liebe will ich auf dem Schlosse verbleiben. Wie bis anhin werde ich mehr Euer Freund als Euer Herr sein, aber auch Ihr werdet mir wie bis anhin freundschaftlich folgen. Für uns soll es keine Revolution geben; wir bleiben den politischen Ereignissen fremd und fahren fort in Frieden und Freundschaft mit einander zu leben. Unter dieser Bedingung bleibe ich. Wenn Ihr aber eine politische Rolle spielen, Clubbs eröffnen, sogenannte patriotische Maßregeln ergreifen, Motionen machen und die Vaterlandsfreunde spielen wollt, gehorsamer Diener, dann reise ich ab. Jetzt entscheidet Euch!““ Meine offene Sprache gefiel den Bauern; sie schworen, mir wie bis anhin treu und ergeben zu sein, und in unseren gegenseitigen Verhältnissen Nichts zu ändern. „„Dies ist““, bemerkte ich denselben, „„Euer eigener Vortheil. Denn was gewinnt Ihr, wenn Ihr, wie es jetzt Sitte ist, mein Schloß anzündet, meinen Park zerstört und meine Wälder in Brand steckt? Wenn Ihr später wieder Geld bedürftet, so würdet Ihr in meiner Börse keines mehr finden; wenn Ihr krank würdet, so würdet Ihr die Arzneimittel entbehren, die ich Euch jetzt verabfolge; wenn Ihr fröret, so würdet Ihr in meinen zerstörten Waldungen das Holz nicht mehr antreffen, mit dem ich jetzt die Wohnungen der Dürftigen erwärmen lasse. Ihr seht also, daß, wenn Ihr mein Schloß und meine Güter zerstört, Ihr im Freunde Euer eigenes Glück untergrabet und Ihr dadurch nicht nur ein Verbrechen, sondern eine große Unklugheit begeht und Euch selbst in das Gesicht schlagt.““ So ungefähr sprach ich zu den Bauern und sie verstanden mich.“

„Werther Herr Graf,“ unterbrach ich meinen Begleiter, „Ihre Handlungsweise verdient alle Anerkennung. Wenn man sich an die edlen großherzigen Gesinnungen des Volkes wendet, so ist man immer sicher, Anklang zu finden.“

Graf: „Erlauben Sie mir, dieses zu bezweifeln. Nicht an das Herz, sondern an den Verstand und den Geldbeutel des Volkes muß man sich wenden, wenn man zu einem guten Ziele gelangen will. Nach meiner Ansicht liegt hierin die Richtschnur für die zukünftigen Regierungen, wenn wieder Ordnung in der Welt entstehen soll. Ich wenigstens habe mich bei dieser Maxime gut befunden und meine

Handlungsweise wurde bis jetzt mit dem schönsten Erfolg gekrönt. Als das Gesetz über Abschaffung der Adels-Titel und -Rechte verkündet wurde, setzte ich meine Bauern auf die Probe. Ich ließ mein Archiv mit allen pergamentenen Urkunden laut Vorschrift auf das Gemeindehaus tragen. Eine Stunde später führten die Bauern einen mit Baumzweigen und Moos bedeckten Wagen vor das Schloß und brachten mir auf demselben alle meine Rechtstitel unversehrt zurück. Meine Rührung bei diesem Anblick war so groß, daß ich — warum soll ich es verhehlen? — die Thränen nicht zurückhalten konnte.

„Dieser Zug meiner Bauern war mir ein Beweis, daß ich mich auf ihre gute Gesinnung verlassen durfte. Doch habe ich, Ihnen sei es anvertraut, nicht ermangelt, noch einige Klugheitsmaßregeln zu treffen. Um mit den neuen Behörden in keine Verwicklungen zu kommen, suchte ich mir einige Vertraute im Schooße derselben zu machen. So z. B. hat der Maire eine Tochter, welche mit einem meiner ergebensten Angestellten verlobt ist; der Bezirksprokurator ist der Neffe und einzige Erbe meines Verwalters; einen alten Kammerdiener habe ich zum Departementswaibel ernennen lassen, und da er eine zahlreiche Familie hat, so gebe ich ihm seine Löhnung wie bis anhin; ein junger Mann, für dessen Erziehung von Kindheit an ich gesorgt, ist zum Departementssekretär erhoben worden. Alle diese Leute sind interessirt an meiner Wohlfahrt, mein Glück oder Unglück ist ihr eigenes Glück oder Unglück und deßwegen sinnen sie nicht auf meinen Untergang. Dieses ist der Zauberring, der mir erlaubt, mitten in der Republik mein altes Schloßleben ungestört fortzusetzen; hier haben Sie den Schlüssel zu dem Räthsel."

Nachdem der Graf seine Erzählung geendet, dankte ich ihm für seine Mittheilung, konnte jedoch nicht umhin, ihm zum Schlusse meine Verwunderung auszudrücken, daß er, ein so kluger Mann, mir, dessen Familie und Vergangenheit ihm ganz unbekannt seien, diese Eröffnungen gemacht habe. „Wie? wenn ich ein Verräther wäre und Ihre Geständnisse den Häuptern der Revolution hinterbrächte?"

Graf: „Das habe ich nicht zu befürchten. Ich kenne meine Leute. Ein alter Cavallerie-Offizier versteht sich besser auf die Menschen, als mancher Philosoph. Sie waren nicht fünf Minuten in meinem Schlosse und schon wußte ich, wessen ich mich gegen Sie zu versehen habe."

Ich: „Wie so das?"

Graf: „Ihr erstes Auftreten war etwas stürmisch."

Ich: „Ich rettete meine gekränkte Ehre."

Graf: „Ganz richtig, Sie erzürnten sich gegen meinen Verwalter und wiesen den Unglücklichen mit Unwillen und Heftigkeit zurecht. Nun aber muß ich Ihnen bemerken, daß Menschen, welche sich leicht

erzürnen, höchst selten Verräther sind. Die Hitze ihres Gefühls läßt sie keine hinterlistige Fäden spinnen, ihr warmes Blut zerreißt das Gewebe, bevor es angelegt ist, denn zu einem Verrathe bedarf man des kalten Blutes einer Spinne."

Mein Begleiter vollendete eben diesen Satz, als der Wagen hielt. Wir waren in Roussillon, der Graf entließ mich mit einem warmen Händedruck und kehrte auf das Schloß zurück, mir Gottes Schutz auf die Reise wünschend.

Mein Erstes war, Anselm aufzusuchen. Seit meiner Trennung vom väterlichen Hause stand ich so einsam in der Welt, daß ich mich glücklich fühlte, wenigstens einen Kameraden unter meinen Waffengenossen zu besitzen. Der Ex-Dominikaner erzählte, daß er bei braven Bauern eine gute Herberge gefunden habe und mit seinem Schicksal im Ganzen zufrieden gewesen sei.

6. **Valence.** (Das Schneiderlein.) — **Montelimar.** (Die verhängnißvollen Papiere.)

Gemäß unserer neuen Bestimmung nahmen wir von Roussillon die Straße nach Valence, wo unser Bataillon in ziemlich schlechtem Zustande einrückte. Das launenhafte Loos führte Anselm und mich in das Haus eines Schneiders. Selten in meinem Leben habe ich einen so garstigen Menschen getroffen, wie diesen kleinen, einäugigen Schneider; die hagere, entfleischte Gestalt, das gelbliche, krankhafte Gesicht, das unruhige, falsche, grausame Auge dieses häßlichen Menschen ist mir noch stets gegenwärtig. Leider ist er nicht der Einzige in seiner Art, sondern vielmehr der Ausdruck einer zahlreichen Klasse von Menschen, die ihm mehr oder weniger gleicht; es sei mir daher erlaubt, hier einige Stellen aus unserem Gespräch mit diesem Ausbund der Revolution anzuführen.

„Bürger-Soldaten! seid Ihr zufrieden mit Euerem Kommandanten?" mit diesen Worten empfing uns das Schneiderlein beim Eintritt in seine finstere Boutique.

Ich: „Allerdings!"

Er: „Und mit Euerem Hauptmann?"

Ich: „Ebenfalls!"

Er: „Erfüllen Euere Offiziere ihre Pflichten, sind sie gute Patrioten? Seid Ihr versichert, daß sich kein Verdächtiger, kein Gemäßigter, kein Föderalist unter ihnen befindet?"

Anselm: „Holla, Bürger! Bist Du mit Deinen Fragen bald zu Ende? Was geht unser Soldatenleben Dich an?"

Er: „Mich? Ich bin Mitglied des Aufsichts-Comité. Wenn Euere

Epauletten-Träger, wie dieß häufig der Fall ist, nicht ganz rein sind, so werde ich sie anzeigen."

Ich: „Wenn auch, glaubst Du, daß wir Soldaten unsere Offiziere Dir ausliefern würden?"

Er: „Warum nicht? Die Verhaftung derselben würde leere Stellen und somit Euere Beförderung zur Folge haben; der Caporal könnte Offizier, der Soldat Caporal werden." (Bei diesen Worten gab uns das Schneiderlein mit seinen falschen Augen einen verschmitzten Seitenblick.)

Ich: „Wir kennen den Ehrgeiz nicht. Alle Posten im Dienste der Republik sind gleich ehrenhaft. Selbst Du, Bürger! obschon Du nur ein bescheidenes Handwerk treibst, bist in meinen Augen ebenso achtungswerth, als wer weiß welche große Personage, insofern Du Deine Pflicht erfüllst und ein ehrlicher Mann bleibst."

Diese Rede schien nicht nach dem Geschmack unseres Quartiergebers; wenigstens brach er plötzlich dieses Gespräch ab, befahl seiner Frau sich mit dem Nachtessen zu sputen, erinnerte seine Tochter Nina, daß er sie diesen Abend in die Gesellschaft führen wolle, und wendete sich dann an uns mit den Worten:

„Meine Bürger! Ich lade Euch ein, der heutigen Sitzung ebenfalls beizuwohnen; Ihr werdet sehen, daß ich, obschon ein „„bescheidener Handwerker"", wie Ihr gesagt, in Valence großes Ansehen genieße. Man fürchtet mich, man achtet mich. Doch der Tisch ist bereit, speisen wir schnell, um keine Zeit zu verlieren."

Während des Nachtessens blieb die Zunge des Schneiderleins keinen Augenblick stille.

„Wißt Ihr, Bürger, daß Valence in diesem Augenblick von Contre-Revolutionärs und Verschworenen wimmelt? Doch warum sich hierüber verwundern? Wie wäre es anders möglich? Die Regierung beschäftigt sich nicht mit uns. Schon mehr als einen Monat hat die Guillotine sich hier nicht mehr bewegt. Glücklicherweise verspricht man uns für die nächste Woche ein Revolutionstribunal . . . Ich allein schon werde Klage gegen mehr als 300 Aristokraten erheben. Ich kenne und überwache die Schliche dieser Elenden. Doch das soll anders werden. Allein traurig ist es, zu sehen, wie die Regierung unthätig die Hände in den Schooß legt, da es doch ein so leichtes Mittel gäbe, die Republik auf immer in Frankreich zu sichern und die Wohlfahrt des Landes fest zu begründen. Dieser Gedanke bricht mir das Herz."

Anselm: „Und welches ist Dein Mittel?"

Er: „Mein Mittel ist, wie jede große und schöne Sache, von der äußersten Einfachheit. Wollt Ihr die Republik befestigen? Schlagt hunderttausend Köpfe ab. Wollt Ihr den Frieden sichern? Schlagt abermals

hunderttausend Köpfe ab. Wollt Ihr das allgemeine Wohlsein begründen? Dann schlagt nicht ein-, sondern dreimal hunderttausend Köpfe ab. Das ist mein einfaches Mittel."

Anselm: „Pfui, Schneider! Schweig einmal mit Deinen Schlächtereien. Deine Blutreden nehmen mir allen Appetit. Wenn Du so nach Blut dürstest, warum ergreifst Du nicht ein Gewehr und ziehst mit uns zur Belagerung von Toulon?"

Er (vom Tische aufstehend und Anselm verschmitzt betrachtend): „Bürger! Du scheinst auch ein Gemäßigter zu sein?"

Anselm: „Wenigstens nicht, wenn ich dreinschlage."

Bei diesen Worten ballte Anselm auf verständliche Weise seine nervichte Faust und das Schneiderlein fand klug, sich wieder zu setzen und einige Zeit Schweigen zu beobachten. Doch dieser Zungenstillstand war nicht von langer Dauer. Bald verfiel er wieder in sein häßliches Gerede. Vergebens suchte die Frau durch einige liebevolle Worte den blutdürstigen Enthusiasmus ihres Mannes zu stillen; glücklich, ein Opfer zu finden, an welchem er seine verbissene Rache ausüben konnte, fiel das Schneiderlein über das arme Geschöpf mit den Worten her: „Weib! schon lange habe ich Dich im Verdacht, daß Du im Geheimen die Messe besuchst. Bald werde ich Dich auf offener That ertappen und dann rücksichtslos Dich verklagen. Du bist allerdings mein Weib, aber bevor ich Ehemann war, war ich Bürger; dem Patrioten geht die Republik über das Weib. Du wirst es erfahren!"

„Mach jetzt einmal ein Ende mit Deinem Geschwätz", fiel Anselm hier abermals ein, „oder Du hast es mit mir zu thun. Ich bin von Natur das geduldigste Lamm, allein wenn ich mich einmal erzürne, schlag ich Alles zusammen wie ein Löwe." Um Unglück zu vermeiden, trat hier Nina in das Mittel; liebkosend den Schneider beim Arme fassend, sprach sie: „Väterlein! Du hast mir versprochen, mich heute in die Gesellschaft zu führen, die Stunde hat schon geschlagen!" Wie ein heller Stern leuchtete dieses Wort in die sturmbewegte Seele des aufgedunsenen Schneiderleins: „Richtig," sagte er, „es ist die höchste Zeit. Bürger, Soldaten! vergessen wir unseren Hader und eilen wir in die Gesellschaft." Da Anselm und ich wenig Lust hatten, eine Gesellschaft kennen zu lernen, in welcher unser Quartiergeber ein angesehener Mann war, so schützten wir unsere Ermüdung vor und ließen Vater und Tochter allein gehen.

Kaum hatten dieselben die Schwelle überschritten, so bat uns die arme Frau kniefällig, doch ihren Mann nicht mehr zu reizen, denn er sei zu Allem fähig, und sie wolle nicht für unser Leben bürgen.

„Gute Frau, seid unbesorgt," entgegnete Anselm, „wer so stark schreit, der beißt nicht."

Frau: „Ach! Ihr täuscht Euch, es ist noch nicht lange her, daß er eine meiner nächsten, geliebtesten Verwandten auf das Schaffot geliefert hat."

Anselm: „Und Ihr bleibt bei einem solchen Ungeheuer?"

Frau: „Ich muß wohl. Hat nicht Nina mich nothwendig?"

Ich: „Gute Frau, Ihr seid wahrhaft zu bedauern."

Frau: „Und um so mehr, da im Grunde des Herzens mein Mann keineswegs grausam war; die Furcht, selbst guillotinirt zu werden, hat ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist. Vor der Revolution war er der stillste Mensch; allein bald muß ich besorgen, daß er seine Natur geändert: selbst furchtsam, macht er sich ein Vergnügen daraus, Anderen Schrecken einzujagen. Hierbei leistet ihm seine Zunge gute Dienste, er schreit und Andere handeln. Gott gebe, daß er sein Gewissen nicht mit dem Vorwurf belaste, seine eigene Frau unter die Guillotine gebracht zu haben."

Ich: „Wie könnt Ihr Euch mit einem so schwarzen Gedanken beschäftigen? Schlagt ihn aus dem Sinne!"

Frau: „Ich kenne weder Furcht noch Rache, aber ich weiß, was ich sage. Doch, Soldaten, Ihr bedürft der Ruhe, ich will Euch nicht länger derselben berauben. Dort ist Euer Schlafzimmer. Gute Nacht!"

Mit einem gewissen Vergnügen verließen wir folgenden Tags bei Sonnenaufgang Valence, ohne das Schneiderlein wieder zu sehen. Auf dem Marsche nach Montelimar befand ich mich mit Anselm bei dem Vortrabe. Eine Viertelstunde vor der Stadt begegnete uns einer jener arbeitslosen Bürger, welche man auf den Spaziergängen fast aller Städte trifft und die nichts Anderes zu thun haben, als nach Neuigkeiten zu fischen. Die Ankunft zweier, mit Straßenstaub bedeckter Soldaten war für unseren Bürger ein herrlicher Fang. Auch hatte er uns kaum gegrüßt, so bestürmte er uns mit Fragen: „Woher kommen Sie? Ist Ihr Bataillon noch weit entfernt? Standen Sie schon oft im Feuer? Haben Sie eine gute Musik? Tragen Ihre Sapeurs große Schnurbärte? Wie viele Schuh mißt Ihr Tambourmajor? u. s. w. u. s. w." Anselm beantwortete diese und andere Fragen des neugierigen Bürgers mit so vieler Höflichkeit und Geduld, daß dieser uns ganz gewogen wurde und sein Haus zum Quartier anbot, was wir ohne Anstand annahmen. In der Besorgniß, uns zu verlieren, begleitete der geschwätzige Bürger uns bis auf die Munizipalität, besorgte die Billets und führte uns triumphirend in sein Haus. Wie wir aus seinen Reden entnahmen, hatte er die Stelle eines Stadtschreibers begleitet, eine Leibrente von 2000 Thalern erspart und sich nun in das häusliche Stillleben zurückgezogen. „Was die Politik betrifft," — das sind seine eigenen Worte — „so habe ich gar keine Meinung. Ich stehe gut mit allen Parteien. Heute lade ich die heftigsten

Patrioten und morgen die gemäßigtsten zu Tisch; ich spreche mit großem Lob von der neuen Regierung, hüte mich aber wohl, die alte zu tadeln. Für den Militärdienst bin ich zu alt, meine Kinder sind zu jung; ich habe daher die Aushebung nicht zu fürchten. Leider ist es nicht unmöglich, daß eines Tages mein Kopf unter der Guillotine fällt, aber unterdessen befinde ich mich wohl."

Weniger erfreut über unsere Ankunft war die Frau Stadtschreiberin; obschon der Herr Ehegemahl uns alles mögliche Lob spendete, empfing sie uns ziemlich kalt; doch gab sie uns ein gutes Nachtessen, so daß selbst Anselm sich mit ihr versöhnte.

Bereits lagen wir in tiefem Schlaf und erfreuten uns einer mehrstündigen Ruhe, als plötzlich ein großer Lärm und eine außerordentliche Bewegung uns aufschreckte. Man sprang die Stiegen hinauf und hinab, man öffnete und schloß die Thüren, irgend ein ungewöhnliches Ereigniß mußte sich zutragen. Anselm und ich warfen uns in die Kleider und stiegen eilig die Treppe hinunter in das Wohnzimmer. Hier fiel unser Blick sogleich auf den Stadtschreiber, welcher halbtodt auf dem Sopha zwischen seiner weinenden Frau und den schluchzenden Kindern saß, während ein altes Weib mit offenem Munde und vor Furcht erstarrtem Blicke unbeweglich vor demselben stand.

„Aber in Gottes Namen, was ist denn vorgefallen?" — rief ich hastig aus.

Statt aller Antwort hörten wir nur verstärktes Schluchzen.

„In Gottes Namen! was ist denn geschehen? Sprecht doch!" wiederholte Anselm.

Endlich kam der Stadtschreiber zum Wort und sprach mit gedämpfter, oft unterbrochener Stimme: „Ich bin ein verlorener Mann! Noch einige Stunden und ich werde guillotinirt."

Diese Antwort kam uns so unwahrscheinlich vor, daß Anselm und ich unwillkürlich in Lachen ausbrachen; da jedoch die ganze Familie in ihrer Todesangst verharrte, so wurde uns die Sache allmälig ernster und wir baten um näheren Aufschluß.

Stadtschreiber (nach einigem Zögern): „Freunde! Warum sollte ich Euch aus meiner Lage ein Geheimniß machen? Selbst wenn Ihr mich verrathen wolltet, so könntet Ihr meine Stellung nicht verschlimmern, denn diese ist nicht nur verzweifelt, sondern schon verloren. Ich will Euch also Alles entdecken. — Um für meine Sicherheit zu sorgen, hatte ich bereits vor längerer Zeit die Bekanntschaft des Bezirks-Präsidenten gesucht und gemacht. Eines Tags um vier Uhr in der Frühe kommt dieser Herr zu mir und ersucht mich dringend, ein Packet Schriften, das er sorgfältig verborgen bei sich trug, in meinem Hause aufzubewahren; die

Schriften seien politischen Inhalts und wenn sie in seiner Wohnung aufgefunden würden, so schwebe er in großer Gefahr. — Da ich bereits wußte, daß der Präsident wegen seiner gemäßigten Gesinnungen in der Volksgunst gefallen war, so wollte ich zuerst das Ansuchen ablehnen; allein bedenkend, daß die Wagschaale sich wieder ändern könne und es klug sei, für diesen Fall durch eine kleine Gefälligkeit den einflußreichsten Mann dieser Partei zu gewinnen, nahm ich die Papiere und schloß sie in meinem Kabinet ein. Vier Monate sind seitdem verflossen, ohne daß ich an diese Papiere gedacht. Diese Nacht aber erschien ein Mitglied des Revolutions-Comité's vor meinem Hause, befahl meiner Magd im Namen des Gesetzes, die Thüre zu öffnen, ging gerade auf das Kabinet zu, versiegelte dasselbe und sprach im Weggehen: „„Glück zu, ehrlicher Bürger, im Laufe des Vormittags wird das Comité selbst erscheinen, die Siegel öffnen und die Untersuchung vornehmen und mit Deinem Kopf wirst Du die Zeche bezahlen."" Bei diesen Worten fiel der Stadtschreiber in Nervenzucken. Unter Schluchzen fuhr er nach einem längeren Stillschweigen weiter fort: „Nachdem mich meine Magd von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt hatte, war mein erstes, nachzuforschen, ob es nicht möglich sei in das Kabinet zu dringen, ohne die Siegel der Republik zu verletzen. Leider hat das Kabinet nur eine Thüre und alles Sinnen und Forschen zu meiner Rettung bleibt verlorene Mühe. Dies ist meine unglückselige Lage. Nun, meine Herrn! sprecht selbst, habe ich Ursache, untröstlich zu sein?"

Anselm: „Ihre Lage ist allerdings sehr kritisch, aber immerhin begehen Sie einen Fehler, Ihr kaltes Blut zu verlieren; selbst auf dem Gange zur Guillotine dürfen Sie Ihre Fassung nicht aufgeben."

Bei dem Worte „Guillotine" fielen der Stadtschreiber und die ganze Familie sammt der Alten in solches Jammern und Stöhnen, daß selbst das Herz eines Wilden sich erbarmt hätte.

Anselm: „Meiner Treu, wenn Sie ein so entsetzliches Grauen vor der Guillotine fühlen, so haben wir keine Zeit zu verlieren, um auf Ihre Rettung zu denken."

Hier sank mein Kamerad in tiefes Nachsinnen; mit unverwandten Blicken folgte der Stadtschreiber jedem Zuge seines Gesichts, bald das Todesurtheil, bald das Gnadenwort aus seinen Augen erspähend. „Ich habe es gefunden", rief plötzlich Anselm. „Ein wenig List, ein wenig Kühnheit und wir werden siegreich aus diesem Sturm hervorgehen."

Stadtschreiber (tief aufathmend): „Dank, Dank, mein Herr, für diesen Hoffnungsstrahl; ich vertraue mich ganz Ihrer Leitung an."

Anselm: „Stille, mein Herr. Jetzt ist nicht Zeit zum Danken, sondern zum Handeln. Wie groß ist das Kabinet, in welchem die verhängnißvollen Papiere liegen?"

Stadtschreiber: „Halb so groß, als dieses Zimmer."

Anselm: „Mein Herr, in diesem Fall wünsche ich Ihnen Glück, Sie sind gerettet."

Noch hatte Anselm diese Worte nicht geendet, als eine Magd in das Zimmer stürzte und die Anzeige machte, daß das Comité-Mitglied, welches schon diesen Morgen im Hause gewesen, wieder auf dasselbe zu komme.

„Gut, meine Lieben," sprach Anselm, „jetzt sind die Sekunden — Stunden. Du Alte gehst dem Comité-Mitgliede entgegen und hältst dasselbe möglichst einige Augenblicke auf; Du, Freund, trägst unsere beiden Gewehre und Tornister herbei; Sie, Madame, schaffen schnell eine Matraze und Bettzeug vor die Thüre des Cabinets, und Sie, Herr Stadtschreiber, folgen mir."

Alle diese Befehle ertheilte Anselm mit einer solchen Autorität, daß wir sie, ohne zu wissen warum, blindlings vollzogen. Als ich mit den beiden Gewehren zu dem Cabinet kam, sprengte Anselm eben die Siegel der Republik, gab dem Stadtschreiber die fatalen Papiere aus dem Cabinet heraus, um sie auf der Stelle zu vernichten, warf die Matraze und das Bettzeug in das Cabinet hinein und ordnete dieselben so, als hätten sie uns zum Nachtlager gedient. „So, jetzt ist Alles in Ordnung. Nun, Herr Stadtschreiber, senden Sie schnell eine zweite Magd zu dem Comité-Mitgliede auf die Straße und lassen Sie ihm sagen, daß zwei Soldaten in dem von ihm versiegelten Cabinet einlogirt seien, daß diese einen entsetzlichen Lärm schlagen und mit Gewalt verlangen hinausgelassen zu werden. Er solle daher so schnell als möglich herbeieilen. Gleichzeitig befahl Anselm dem Stadtschreiber und seiner Frau, sich auf ihre Zimmer zu entfernen, riß mich in das Cabinet hinein, zog die Thüre hinter sich zu und begann sofort aus allen Kräften zu schreien und zu fluchen: „Verräther! Macht die Thüre auf! In's Teufels Namen, schnell die Thüre auf, oder wir schlagen sie mit den Gewehrkolben ein! Aufgemacht! Aufgemacht!" Diesen Lärm setzte Anselm fort, bis er Tritte auf der Stiege hörte und der Ankunft des Comité-Mitglieds sicher war; in diesem Augenblick gab er mit seiner herkulischen Kraft der Thür einen Kolbenstoß, Schloß und Riegel sprangen auf und die Thüre flog sammt den republikanischen Siegeln dem hinzutretenden Beamten beinahe in das Gesicht.

„Zum Teufel, Bürger," sprach das durch diese Scene betäubte Comité-Mitglied, „etwas Geduld wäre für Euch kein Luxus. Ich eilte eben herbei, um die Siegel zu lösen."

Anselm: „Also Du bist der Verräther, der es wagt, die Vertheidiger des Vaterlandes einzuschließen? Elender! Zittre vor unserer Rache; auf der Stelle sollst Du mit Deinem Gehirnkasten dieses Verbrechen

büßen.“ (Bei diesen Worten schwenkte Anselm sein Gewehr wie einen Spazierstock in den Händen.)

Ich (einfallend): „Besänftige Dich, Anselm, dieser Royalist, dieser Föderalist hat allerdings den Tod verdient, aber vergiß nicht, daß dem Richter einzig das Recht zukommt, zu strafen.“

Comité-Mitglied (Muth fassend): „Bürger, Ihr sprecht vom Richter, wohlan! wir wollen sehen, wer im Unrecht ist. Sogleich will ich der Behörde einen Bericht über Euere Handlungsweise abstatten; ich sage Euch nicht „„Lebewohl““, sondern „„Auf Wiedersehen““.“

Anselm: „Weder „„Lebewohl““, noch „„Wiedersehen““: hier bleibst Du, denn auch wir haben einen Bericht niederzuschreiben und dessen sollst Du selbst Zeuge sein.“

Comité-Mitglied: „Meinetwegen; der lacht am besten, wer zuletzt lacht, sagt das Sprichwort.“

Hierauf stiegen wir alle in den Saal hinunter, setzten uns an den runden Tisch und Anselm diktirte mir mit lauter kräftiger Stimme folgende Anklageschrift:

„An den Wohlfahrts-Ausschuß des Convents.

„Bürger-Repräsentanten!

„Es gibt nichts Längeres auf der Erde, als die Fäden der Contre-Revolutionaire; sie gehen von Montelimar bis London und von London bis Montelimar. Pitt *) hat seine Guineen bis in diese Stadt gestreut; wir sind dieser Sache so sicher, als hätten wir sie selbst gezählt. Hier den Beweis. Derselbe hält hier einen Agenten, groß von Körpergestalt, aber klein an Geist. Dieser englische Söldling fand den Weg, sich in das Aufsichtscomité einzuschmuggeln, und sucht nun den Marsch unserer Truppen nach Toulon zu verzögern. Kein Mittel ist ihm hiefür zu schlecht. So hat er diesen Morgen die Waffen und die Personen der beiden unterzeichneten Soldaten unter Siegel gelegt, und als wir im Augenblick, da die Trommeln zur Sammlung riefen, die Thüre sprengten, eilte er herbei und überhäufte uns mit Drohungen. Dieser Agent, ein Erz-Aristokrat, hat jetzt sogar, um seine schändlichen Pläne im Finstern leichter zu erreichen, die Carmagnole und die rothe Mütze angezogen. Bürger-Repräsentanten, wachet über die im Finstern schleichenden Feinde des Vaterlands! Was uns betrifft, so zweifeln wir nach Allem, was wir durch unsere Kameraden vernommen, keinen Augenblick, daß wir nur durch unseren Muth und unsere Thatkraft dem schändlichsten Verrath entgangen sind: möge eine ähnliche Schlinge keinem Vertheidiger des Vaterlandes

---

*) Pitt war zu dieser Zeit Minister Englands.

in Zukunft gelegt werden! Dieses, Bürger-Repräsentanten, ist der wahre Thatbestand in seiner ganzen Nacktheit einfach und kurz dargestellt. Wir Soldaten verstehen keine andere Beredtsamkeit, als die unserer Gewehre. Zählt auf uns, Bürger, wir sind entschlossen, für die Republik, den Convent und den Wohlfahrts-Ausschuß uns tödten zu lassen und Andere zu tödten."

Der Ton dieser Klagschrift machte auf das Comité-Mitglied einen unverkennbaren Eindruck, doch hatte er Geistesgegenwart genug, die Fassung nicht zu verlieren und uns mit gleicher Münze zu bezahlen. Wie nämlich Anselm mit dem Dictiren unserer Schrift fertig war, begann auch er seinen Rapport aufzusetzen und jedes Wort, das er niederschrieb, mit lauter Stimme zu wiederholen. Als er seinen Procès verbal zu Ende gebracht, erhob er sich mit den Worten: „Bürger, die Schriften sind nun beiderseits in Ordnung; folgt mir vor das Comité!"

„Wir müssen vorher noch einen Brief aufsetzen," fiel ich ein, — „nämlich ein Begleitschreiben" — und ich ergriff sogleich die Feder, mit lauter Stimme die Worte schreibend: „Bürger-Repräsentant! Vielgeliebter Vetter! Diese Zeilen sind nur bestimmt, Dich zu ersuchen, die beiliegende Klageschrift..." Kaum hatte ich diesen großartigen Eingang niedergeschrieben und meines Vetters-Repräsentanten erwähnt, so fiel das Comité-Mitglied ganz aus seiner bisher erkünstelten, kaltblütigen Rolle, nahm den Stadtschreiber in eine Ecke und unterhielt sich lange und lebhaft mit ihm. Endlich ergriff der Stadtschreiber das Wort: „Meine Freunde! Unser Comité-Mitglied hat mir so eben im Vertrauen seinen großen Irrthum eingestanden und Euch für ausgezeichnete Patrioten erklärt. Er ist bereit, seinen Rapport zu zerreißen, wenn Ihr Euere Schreiben vernichtet."

„Thut mir leid," entgegnete Anselm, „so angenehm es mir wäre, gefällig zu sein, wir dürfen unsere Pflicht nicht verletzen."

Nach vielem Hin- und Herreden ließ sich endlich Anselm bewegen, die Schriften dem Feuer preiszugeben, jedoch nur unter der bestimmten Erklärung, nicht länger in einem Hause zu verbleiben, wo seine Ehre verletzt worden sei. Vergebens suchte das Comité-Mitglied unseren Gastfreund damit zu entschuldigen, daß dieser Nichts von dem Siegelanlegen gewußt und an der ganzen Sache unschuldig sei, Anselm blieb auf seinem Satze, denn die Klugheit gebot ihm, jeden Verdacht eines Einverständnisses mit dem Hausherrn abzuwenden.

„Und nun, mein werther Herr Stadtschreiber," sagte Anselm zu Letzterem, als das Comité-Mitglied endlich fort war, „was sagen Sie zu unserer Komödie? Ich will hoffen, daß sie gut gespielt wurde, Meiner Treu, einen Augenblick hätte ich nicht einen Heller für Ihren Kopf gegeben. Jetzt sind Sie außer Gefahr; setzen Sie sich nicht wieder einer

ähnlichen Verlegenheit aus, denn wahrlich, wenn der Zufall nicht zwei Männer von Entschlossenheit einem Einfaltspinsel gegenüber gestellt, so hätten Sie das Spiel verloren."

Unter Thränen des Dankes und der Freude verließen wir sofort das Haus und gaben dem Stadtschreiber den wohlgemeinten Rath, dem Comité-Mitglied nochmals zu berichten, daß wir unter großem Aerger und Unwillen von ihm geschieden seien. Im Gasthofe angelangt, machte Anselm die lakonische Bemerkung: „Seltsame Zeit! Eine kühne Lüge genügt, um heutigen Tags ein unschuldiges Opfer dem Henker zu entreißen, aber sie genügt auch, um das Haupt des Unschuldigsten unter die Guillotine zu bringen; die meiste Gefahr läuft jetzt Derjenige, der sich auf sein gutes Gewissen verläßt."

Als sich folgenden Tags unser Bataillon in Reih und Glied stellte, um die Weiterreise anzutreten, kam eine alte Frau, in welcher ich die Magd des Stadtschreibers erkannte, auf mich zu.

„Bürger," redete sie mich an, „meine Hausfrau besorgt, daß es Euch auf dem Marsche an Lebensmitteln gebreche, und sie sendet Euch daher hier zwei Töpfe Confect."

Fürchtend, durch die Nichtannahme die Dame zu beleidigen, steckte ich die beiden Gefäße in meinen Tornister und beauftragte die Alte mit einem Gruß an die Herrschaft. — Bei dem ersten Halt, eine Stunde später, fragte ich meinen Kameraden Anselm, ob er Süßigkeiten wünsche, und zog lachend die beiden Töpfe hervor. Der eine trug die Aufschrift: „Johannesbeeren", der andere: „Aprikosen". „Ich habe das Süße niemals verschmäht; gib einmal die Aprikosen her", erwiederte Anselm und riß gleichzeitig das Papier weg, stach mit einem Messer in den Topf und zog zu seinem großen Erstaunen statt einer Aprikose ein Päcklein Baumwolle hervor, in welchem sich eine Assignate von fünfzig Franken und in dieser fünfzig Louisd'or in Gold und zwischen dem Gold ein Zettelchen mit seinem Namen befand. — „Meiner Treu," rief Anselm aus, „so viel Verstand hätte ich dem Stadtschreiber niemals zugetraut."

Beinahe im gleichen Augenblick hatte auch ich den Topf mit den Johannesbeeren geöffnet und in demselben ebenfalls ein Päcklein mit fünfundzwanzig Louisd'or und auf einem Billet folgende Zeilen gefunden: „Bürger! Bei mir wird das Verlorene zurückerstattet. Sie erhalten hier Ihr Geld zurück, welches Sie gestern aus Versehen in meinem Kabinet gelassen haben. Es lebe die Republik!"

„Wohlan, mein Freund!" rief Anselm ganz entzückt durch diese Kunde. „Wahrlich, das Sprichwort hat sich bewährt: Jede gute Handlung findet ihren Lohn."

„Mir scheint," entgegnete ich, „daß wir dieses Geld dem Stadtschreiber zurückschicken sollen."

„Keineswegs," antwortete Anselm, „wir würden dadurch den Stadtschreiber der größten Gefahr aussetzen. Siehst Du nicht, wie klug er das Billet abgefaßt, um jedem Verdacht auszuweichen und jede Zurücksendung abzuschneiden? Es lebe hoch der vorsichtige Stadtschreiber von Montelimar!" Hiermit schob Anselm das Gold in seinen Sack und leerte den Topf; mir blieb Nichts übrig, als seinem Beispiel zu folgen, den Topf zu leeren und das Geld in meinen Tornister zu schieben, mit dem Entschlusse, dasselbe womöglich seinem Eigenthümer zurückzuerstatten.

7. **Von Montelimar bis Avignon.** (Der Fleischer; die Epaulette; das Duell.)

Von Montelimar bis Avignon war unser Marsch einförmig und eintönig; ich will meine Langweile nicht niederschreiben und damit nicht mich und Andere abermals langweilen. Zwei einzelne Scenen in Orange verdienen eine kurze Erwähnung. In Orange führte uns das Quartierbillet zu einem Fleischer. Als uns beim Eintritt der Blutgeruch entgegendampfte, war ich auf dem Punkte, umzukehren und in ein Gasthaus zu gehen; allein Anselm wollte Nichts davon wissen. „Hier sind wir sicher, genug Fleisch zu erhalten, im Gasthaus müssen wir vielleicht für unser Geld hungern." Mit diesen Worten schritt mein Kamerad durch die Halle in das hintere Zimmer. Welches war unsere Ueberraschung, als wir hier die ausgesuchteste Eleganz antrafen! Alles strotzte von Seide, Sammet, Gold und Spitzen, und die Möbel würden jedem Marquis Ehre gemacht haben. Zweifelsohne war dieser Fleischer, so dachte ich bei mir, irgend ein reicher Adeliger, der aus Furcht vor der Revolution sich in einen Metzger verwandelt hat. Eben war ich beschäftigt, die luxuriöse Ausstattung näher zu mustern, als der Hausherr eintrat. Er trug ein Kleid von Atlas mit vielen Stickereien, und eine rothe Mütze aus Sammet mit Goldfäden durchwirkt, sein Gesicht hatte etwas Gemeines, seine Haltung war linkisch und gezwungen. „Bürger-Soldaten," redete er uns an, „wenn Ihr Euch anständig betragt, so seid Ihr willkommen in meinem Hause; macht Ihr Lärm, so laß ich Euch verhaften, denn mein Wort gilt viel beim Comité."

„Deine kurze Anrede, Bürger," erwiederte Anselm, „ist gut und schlecht. Da wir ordentliche Leute von Natur aus sind, so nehmen wir den guten Theil mit der höflichen Einladung an, den schlechten mit der Drohung verlachen wir; ein Fleischer, der in Seide geht, während das

Volk vor Hunger stirbt, muß jedenfalls ein Aristokrat sein, dessen Anklage bei dem Revolutionstribunale nicht großes Gewicht haben kann."

„Du verwunderst Dich über meine Kleidung?" entgegnete der Fleischer mit lächelnder Miene, „so wisse, diese Kleider sind ein Beweis meines Patriotismus, denn sie gehörten den guillotinirten Aristokraten an; ich habe sie bei der öffentlichen Versteigerung erkauft."

Bei diesen Worten ergriff mich ein kalter Schauer, es schien mir, als ob Menschenblut an der Seide unseres Hausmeisters klebe. Bald darauf erschienen seine Frau und seine beiden Töchter. Alle drei waren auf das Eleganteste gekleidet, die Frau trug einen Hermelin-Pelz gleich einer Aebtissin und die Mützen der Töchter zeigten deutliche Spuren eines ehemaligen Altartuchs. Bei näherem Anblick erkannte ich auch unter den Möbeln manches Stück, das einem Gotteshaus oder einem Schlosse angehört; der marmorne Kamin, vor dem wir ausruhten, war ein ehemaliges Grabmal, auf welchem noch die Grabschrift einer vornehmen Dame aus dem 16. Jahrhundert zu entziffern war.

Hätte ich noch den geringsten Zweifel über den Ursprung dieses Ameublements gehabt, so wäre er durch einen Fleischerjungen gelöst worden, welcher in diesem Augenblick mürrisch in das Zimmer trat und den Meister mit folgenden Worten anfuhr:

„Zum letzten Male erkläre ich Euch, wenn bis morgen nicht ein Gehülfe da ist, so verlasse ich auf der Stelle Eueren Dienst. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht habe ich noch nicht einen freien Augenblick, um meinen Hunger zu stillen. Meiner Treu, so halte ich es nicht länger aus. Was ist das für eine Gleichheit, wo die Einen im Müßiggang schwelgen und die Andern im Schweiße ihres Angesichts darben?"

„Junge! sprich mit größerer Achtung vor mir und vergiß nicht, wer ich bin und wer Du bist", schnarrte ihn der Meister an.

„Wer Ihr seid und wer ich bin? Zum Teufel! Ihr seid kühn, diese Frage aufzuwerfen. Was Ihr gegenwärtig seid, das weiß Jedermann, ein — Emporkömmling; was Ihr vorher gewesen seid, das weiß auch Jedermann, nur Ihr scheint es zu vergessen, und ich will es Euch daher wieder ins Gedächtniß zurückrufen . . ."

„Schweig, Junge!" fiel der Meister hastig ein, „schweig, ich befehle es Dir . . . ."

„Ich verlache Euere Befehle. Das Volk hat ein freies Wort; ich gehöre dem Volke an und nur die Verräther suchen dasselbe zu knebeln. So lehrt man uns täglich im Klubb und ich will jetzt von dieser Freiheit Gebrauch machen, um Euch einmal die Wahrheit zu sagen."

Bei diesen Worten gerieth der Fleischer in große Aufregung und schien

dem Jungen mit Gewalt den Mund verschließen zu wollen, allein dieser fuhr im gleichen Athemzug fort:

„Wer waret Ihr vor der Revolution? Ein armer Schlucker, ein Müßiggänger, ein Trunkenbold; heutzutage seid Ihr noch ein Müßiggänger und ein Trunkenbold, aber Ihr habt aufgehört, arm zu sein. Und wie das? Mein Gott, wie dumm waren wir arme Teufel, daß wir Eueren Aufreizungen folgten! Zuerst habt Ihr uns verlockt, die Hallen der anderen Fleischer zu plündern und dieselben zu Grunde zu richten. Nachdem Ihr so im Namen der Gleichheit Euere Gewerbsgenossen gestürzt, habt Ihr mit dem Fleischerhandwerk die Politik verbunden, Ihr habt die Nationalgarde organisirt, Emeuten angestiftet, in den Schenkhäusern „„Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit"" gepredigt, das Volk aufgewiegelt, Euch an die Spitze der Meuterer und Plünderer gestellt und mit der Beute Euer Haus und Euere Person geschmückt. Wie armselig sah es in Euerer Wohnung vor der Revolution aus, wie froh waret Ihr, wenn Einer von uns Euch zu einem Glas Wein einlud, und welchen Luxus und noch mehr welchen Hochmuth zeigt Ihr jetzt? Wie Sclaven behandelt Ihr uns; niemals hat der aufgeblasenste Adelige seine Leibeigenen mit der Verachtung angesehen, wie Ihr jetzt auf Euere Mitbürger herabblickt. Wie dumm, wie dumm waren wir, Euch die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen! Ha, wenn das Volk noch ein Mal beginnen könnte! Doch Ihr habt die Sache schlau eingerichtet. Ihr seid nicht der einzige Patriot Euerer Art; Ihr haltet mit Eueren Genossen fest zusammen, und bildet eine Bande, gegen welche das Volk sich nicht regen kann; doch Geduld, Verräther, der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht."

Bei diesen Worten ergriff der Junge die Thüre und schlug dieselbe krachend hinter sich zu. Anselm und ich aber waren froh, die eingetretene Stille zu benutzen, um uns in das Schlafzimmer zurückzuziehen, der saubern Gesellschaft des Fleischers los zu werden und folgenden Tags in aller Frühe den Marsch nach A v i g n o n anzutreten.

Diese Stadt nimmt eine bleibende Stelle in den Annalen meines Soldatenlebens ein. Am Tage nach unserer Ankunft erschien folgender Tagesbefehl:

„F r e i h e i t, E i n h e i t, B r ü d e r l i c h k e i t, G l e i c h h e i t, oder T o d!

„Die Sansculotten des Bataillons werden hiermit benachrichtigt, daß heute Nachmittag drei Uhr die Wahl dreier Caporale, eines Sergeanten, eines Adjutanten-Unteroffiziers und zweier Unterlieutenants stattfindet.

„Gegeben im Quartier zu Avignon, im zweiten Jahre der einen, untheilbaren, unvergänglichen französischen Republik.

Sign. G r a n d j e a n, Commandant."

Schon einige Tage früher hatte mir der Commandant mit bedeutungsvoller Miene gesagt: „Caporal! Sie sind thätig und besitzen Kenntnisse. Sehen Sie sich nach einem Pferde um, ich habe eine Ahnung, daß Sie bald die Epaulette erhalten.“ Auch hatte ich bemerkt, daß er seit dieser Zeit mich immer lachend „Kamerad“ nannte. Um halb drei Uhr schlug der Tambour, um drei Uhr versammelte sich das Bataillon, um halb vier Uhr war ich Sergeant und um vier Uhr Adjutant. Wenn sich die Nachwelt über das jugendliche Alter einiger Generale der französischen Republik verwundern sollte, so hat sie hier ein Beispiel im Kleinen, wie rasch die Beförderungen dieser Armee erfolgten! Um die Freude dieses Tages vollzumachen, ging auch Anselm als Caporal aus der Urne hervor und wir hatten daher das Vergnügen, uns gegenseitig zu beglückwünschen. Während ich mich mit dem jungen Caporal unterhielt, erschien der Bataillonsschneider und ersuchte mich, ihm auf das Quartier zu folgen. Hier gab er mir eine schöne Uniform, die mir vollkommen gut stand, heftete zu meiner großen Freude eine Epaulette an dieselbe, verschaffte mir Hut, Stiefeln, Stock und Degen und in einer halben Stunde verließ ich als Adjutant-Unteroffizier in großer Uniform das Quartier. Noch ermüdet von dem gestrigen Marsche, war ich zuerst entschlossen, in mein Logis zurückzukehren und mich auszuruhen; allein meine neue Uniform ließ einen solchen bescheidenen Rückzug nicht zu; sie trieb mich vielmehr in die Welt und ich ging in ein Kaffeehaus. Diese Eigenliebe, welche Jedermann, der eine Epaulette getragen, begreifen wird, machte mich zum Zeugen und beinahe zum Mithandler einer burlesken und doch sehr blutigen Scene.

Als ich in das Café eintrat, herrschte trotz der zahlreichen Gesellschaft eine große Stille. Auf dem Antlitze der Gäste war eine gewisse Unruhe zu lesen, es schien, als erwarte man jeden Augenblick die Nachricht von einem großen Ereigniß. So oft die Thüre sich öffnete, richteten sich Aller Augen auf den Eintretenden und dann trat wieder großes Schweigen ein. Diese seltsame Erscheinung reizte meine Neugierde und ich bat meinen Nachbar um Aufschluß. „Wie, Bürger-Offizier, Du weißt noch Nichts von den großen Ereignissen, welche in P a r i s vorgefallen sein sollen? Wir erwarten jeden Augenblick die Ankunft der Zeitungen, um bestimmte Nachrichten zu erhalten.“ Kaum hatte der Nachbar ausgeredet, so trat der langersehnte Courrier endlich mit der Pariser Zeitung ein; wie Habichte stürzten Alle im gleichen Augenblick auf denselben. Ein langer hagerer Bürger war so glücklich, das Blatt zu erhaschen; stolz auf diese Beute, schwang er sich auf einen Tisch, öffnete die Zeitung und rief mit Stentor-Stimme:

»Vive la Montagne! E s l e b e d e r B e r g!“ Dieser Ausruf genügte,

um den Bürgern mit einem Wort den Sieg der extremen Bergpartei über die Gemäßigten und den Triumph anzuzeigen, welchen Robespierre so eben in Paris über seine weniger blutdürstigen Collegen davongetragen; *) Mit einem wildschauerlichen »Vive la Montagne!« antworteten die Anwesenden und ein kanibalisches Geschrei durchtobte das vorher so stille Café. In dieser Sturmscene zeichneten sich vorzüglich drei Menschen aus. Der Eine, mit hohlen, steifen Augen, gelben, eingefallenen Wangen, dicken, farblosen Lippen und hageren entfleischten Gliedern, zeigte auf den ersten Anblick das Bild eines im Pfuhle aller Leidenschaften verkommenen Menschen; die beiden Anderen überboten den Ersten in Gemeinheit und Wildheit der Ausdrücke, hatten aber eine sehr gutmüthige Physiognomik und schienen dem Krämerstande anzugehören. Entrüstet über diesen traurigen Spectakel, bezahlte ich meine Rechnung und schritt der Thüre zu, der gesammten Gesellschaft nicht undeutliche Zeichen der tiefsten Verachtung gebend. Wie ich die Thüre ergriff, ertönte ein unfreundliches Gekrächze im Zimmer, und schon außerhalb des Kaffeehauses auf der Thürschwelle stehend, hörte ich deutlich die Worte: „Der Feigling hat sich entfernt; nieder mit ihm! an die Laterne mit dem Föderalisten!" Dieser Ruf trieb mir das Blut in den Kopf; ein Soldat, welcher erst seit einer Stunde die Epaulette trägt, ist empfindlich und unüberwindlich; wer rechtsum kehrt, die Thüre wieder aufschließt, in das Zimmer zurücktritt und langsamen Schrittes auf die Schreier zugeht, — der bin ich. „Bürger! Aus Abscheu vor Eueren gemeinen Reden, nicht aus Furcht vor Eueren Gesichtern habe ich mich entfernt. Um Euch jeden Zweifel zu nehmen, bleibe ich noch zehn Minuten hier. Wenn Jemand von Euch Lust hat, daß ich ihm die Ohren abschneide, so findet er mich bereit. Ich erwarte ihn."

Das kühne, unerwartete Auftreten machte die lärmende Menge stutzig; an die Stelle des Geschreies trat Todesstille; nur der Mann mit dem hageren Zehrgesicht erhob sich ein wenig, warf mir einen scharfen Blick zu, öffnete seine dicken Lippen wie zum Reden, setzte sich jedoch im gleichen Augenblick wieder, nahm eine Zeitung in die Hand und pfiff ein patriotisches Lied, wie wenn nichts vorgefallen. Die beiden Krämer mit den Milchgesichtern, welche vorher so laut geschrieen, hielten sich ebenfalls mäuschenstill. Ich hatte mich absichtlich neben sie an den Tisch gesetzt und hörte nun deutlich, wie der Eine dem Andern zuflüsterte: „Wenn

*) Es war Robespierre gelungen, über einundzwanzig seiner Collegen, welche bis dahin seinem Blutdurst den meisten Widerstand geleistet, ein Todesurtheil zu erzwingen. Durch diese blutige Operation wurde Robespierre Meister des Convents. Dies die große Tagesnachricht aus Paris.

ich nur zu Hause wäre! Aber wie von hier fortkommen, ohne daß man mich ebenfalls als Föderalisten angreift?" „Ja, Freund Fontaine," entgegnete der Andere, „dieses besorge auch ich für meine Person, umsomehr, da ich gestern dem hagern Scävola ein Geldanleihen abschlug und er mir deßwegen grollt." — „Wie wäre es, mein lieber Michaud," bemerkte der Erste, „wenn wir die Gelegenheit benutzten, mit diesem Offizier fortzugehen?" — „Da hast Du einen glücklichen Gedanken," entgegnete Michaud, „laß uns den Versuch wagen."

Die beiden Menschen erregten mein Mitleiden; ich beschloß, ihnen behülflich zu sein. Nach Ablauf der zehn Minuten erhob ich mich, ging zum zweiten Mal langsam der Thüre zu, die beiden Krämer folgten mir Schritt für Schritt, allein kaum waren sie mitten im Saal, so sprang der hagere Scävola auf Michaud zu, faßte ihn bei den Ohren und rief: „Halt, Bürger, wir bedürfen Deiner klangvollen Stimme, um den Triumph der Revolution zu feiern. Du bleibst hier!"

Michaud (erblassend): „Ich kann unmöglich hier meine Zeit verlieren; meine Geschäfte und meine Familie . . . ."

Scaevola: „Hört einmal, Bürger, wie dieser die Bergpartei beschimpft; den Sieg der Revolution nennt er — Zeitverlust!"

Michaud: „Jeder ist frei, Jedem gehört seine Zeit."

Scaevola: „Und Dir gehört diese Ohrfeige; Niemand wird Dir dieses Eigenthum bestreiten." (Mit diesen Worten versetzte er dem armen Krämer einen heftigen Faustschlag in das Gesicht.)

Michaud: „Warum diese Mißhandlung? Habe ich Dir ein Leid zugefügt? Weil ich Dir kein Geld borgen wollte, hast Du ein Recht, mich zu schlagen?"

Scaevola (wüthend über diese Enthüllung): „Ich von Dir Geld verlangt? Elender, was lügst Du da? Ich habe Dich geschlagen, weil dies mich ergötzte, und wenn ich Dich nochmals schlage, so geschieht dies, weil es mich nochmals ergötzt." (Hier versetzte der hagere Wütherich dem erschrockenen Krämer einen zweiten heftigern Faustschlag, und im Kreise der Anwesenden ertönte der einstimmige Ruf: „Bravo, Scaevola!")

Michaud (weinend): „Ich sehe wohl, daß ich ein verlorener Mann bin. Du suchst meinen Untergang, Du willst meinen Tod."

Scaevola: „Das ist wahr, und da Du eine feige Memme bist und das Duell fürchtest, so muß ich zur Guillotine meine Zuflucht nehmen."

Michaud: „Ich weiß, daß Du bei dem Revolutionstribunal großen Credit hast, und ich Thor wollte Dir nicht einige Thaler auf Credit geben! Doch das Unglück ist geschehen; da ich sterben muß, so ziehe ich vor, durch Deine, als durch Henkers Hand zu fällen. Also zum Zweikampf und zwar auf der Stelle!"

Scaevola (unter Gelächter): „Wir uns schlagen? Bürger, hört! Michaud will den Degen gegen mich ziehen! Bürger, bezahlt schnell den ersten Platz, um ein solches Schauspiel zu sehen."

Michaud: „Wozu dieser Hohn? Ich weiß wohl, daß Du ein geübter Fechtmeister bist, Jahre lang Unterricht in dieser blutigen Kunst gegeben hast und daß Du mir den Degen durch den Leib jagen wirst; aber wie gesagt, ich ziehe den Degen der Guillotine vor. Also willst Du, oder willst Du nicht?"

Scaevola: „Zum Teufel, habe ich jemals in meinem Leben ein Duell ausgeschlagen? Also suche Dir schnell zwei Zeugen; allein wähle kampfgeübte Leute, denn nachdem ich Dich getödtet, werde ich mich mit Deinen Zeugen schlagen. Tödtete ich nur Dich, so dürfte die Welt mit Recht das Erstechen und Niedermetzeln eines solchen unerfahrenen Tölpels eine Feigheit nennen; nur durch den Tod Deiner kampfgeübten Zeugen kann ich meine Ehre retten."

Michaud (zu den Bürgern gewendet): „Wer will mir Zeuge sein?" Hier trat eine allgemeine Stille ein, Keiner regte sich; die Drohung des Scävola war zu deutlich. Nochmals wiederholte Michaud seine Bitte, sie fand kein Gehör. „Wer will mir Zeuge sein?" so fragte der arme Krämer zum dritten Mal. Da löste mir der Aerger die Zunge und zu dem guten Manne tretend sprach ich:

„Wenn Du mir das Zutrauen schenken willst, so stehe ich zu Diensten."

Michaud: „Danke für Deine gütige Theilnahme. Mein ganzes Leben hindurch, das jedoch nicht mehr lange dauern wird, werde ich mich Dir erkenntlich zeigen."

Ich: „Fürchte nichts, Bürger, ich habe schon viele Klopffechter gesehen, welche nur mit der Zunge und nicht mit dem Degen tödteten. Es sind dies Worthelden, welche ihren Gegnern vor dem Kampfe Furcht einjagen, beim Kampfe jedoch selbst erzittern. Faßt die Hand einmal den Degen, so verschwindet Wort und Held."

Scaevola: „Bürger-Offizier, sind diese Worte auf mich gerichtet?"

Ich: „Ja! Bürger, das geht Dich an."

Scaevola: „Gut, wir werden später dieses Gespräch fortsetzen."

Ich: „Allerdings. Doch jetzt vorwärts."

Als Ort des Zweikampfs wurde ein Spaziergang vor dem Stadtthor bestimmt. Michaud und Fontaine begleiteten mich in das Quartier, um die Waffen auszuwählen, auch wollte ich meinen Kamerad Anselm als zweiten Zeugen mitnehmen. Unglücklicher Weise war mein Kamerad ausgegangen, und bei der Wahl der Waffen zeigte es sich, daß weder Michaud noch Fontaine je einen Degen geführt, noch eine Pistole losgedrückt. Fontaine rieth seinem Kameraden, sich tüchtig in Zorn zu setzen

und kräftig dreinzuschlagen, bei einem Kampfe komme Alles auf den Zorn an. Michaud hörte diesen Rath gleichgültig an und gab ihm als Antwort den Auftrag, seiner Frau das letzte Lebewohl zu bringen. Als wir auf dem Kampfplatz anlangten, war Scävola schon dort anwesend; er hatte zwei Männer bei sich, die ihm, wie ein Tropfen Wasser dem andern, glichen.

„Du bist allein?" fragte mich Scävola. „Wo ist der andere Zeuge?"

„Hier!" antwortete Fontaine.

Scaevola (die Achseln zuckend): „Du? Ein Wollen- und Nadeln-Krämer? Du weißt ja nicht einmal, was ein Duell ist! Doch sei es. Wenn ich Dich dem Michaud nachgeschickt habe, so bleibt mir doch wenigstens Einer, der Degen und Epaulette trägt."

Mit diesen Worten warf Scävola seine Carmagnole weg, setzte sich in Position und rief: „Vorwärts, ich bin kein Freund des Wartens."

Michaud drückte traurig dem Fontaine die Hand und flüsterte ihm halblaut zu: „Auf baldiges Nachkommen; unsere letzte Stunde hat geschlagen!" Die beiden Gegner standen sich mit blanken Waffen gegenüber und ich gab das Zeichen zum Kampf, fest entschlossen, denselben so schnell als möglich, das heißt beim ersten Tropfen Blut abzubrechen. Bei der Art und Weise, wie Scävola den ersten Ausfall machte, konnte kein Zweifel über den Ausgang walten. Lachend über die Ungeschicklichkeit seines Gegners sagte er zu diesem: „Sieh, ich will Dir im Voraus sagen, welche Hiebe ich führe, damit Du Dich vertheidigen kannst. Zuerst schlage ich rechts, dann links und dann treffe ich Dich in das Herz." Ganz verwirrt fragte mich Michaud: „Und ich, was soll ich thun?" — „Den rechten Hieb von der linken Seite und dann den linken Hieb von der rechten Seite abwenden und den Stoß zurückhalten", lautete meine Antwort.

„Wahrlich eine neue Art, sich zu schlagen," rief wieder Scävola höhnisch, „der Zeuge macht zugleich den Fechtmeister. Doch sei es. Also, Achtung, tapferer Michaud! Rechts! . . . Links! . . . Punktum!"

Im gleichen Augenblick stürzte der arme Krämer unter einem furchtbaren Schrei zu Boden. Der Degen seines Gegners hatte ihm den Leib durchbohrt.

Sogleich faßte ich den Sinkenden und suchte das Blut zu stillen, allein die Blässe seines Antlitzes und der blutige Faden, der sich auf seinen Lippen bildete, zeigten mir sogleich, daß, wenn eine Rettung möglich, dies nur durch einen erfahrenen Chirurg geschehen könne.

„Fasse Muth," rief ich dem Unglücklichen zu, „die Wunde ist nicht so gefährlich."

„Dank für den Trost," entgegnete Michaud mit gebrochener Stimme, „aber er kommt zu spät; ich fühle, daß meine Stunde geschlagen. Immerhin

ziehe ich vor, in Ihren Armen, als auf dem Schaffot zu sterben.... Nur Eines schmerzt mich."

„Darf ich fragen, was?" entgegnete ich so schonend als möglich.

„Wenn ich zur Stunde des Nachtessens nicht zu Hause bin," stammelte der Verwundete, „so beunruhigt sich meine Frau zuerst und dann erzürnt sie sich. Wäre es nicht möglich, daß Sie mich nach Hause brächten?"

Da die Wohnung Michaud's nicht weit vom Thore lag, so beschloß ich, denselben mit Hülfe Fontaine's dorthin zu tragen. Vergebens aber ersuchte ich Fontaine um seinen Beistand; auf alle Bitten blieb er still und unbeweglich wie eine Statue. Auch Michaud sprach denselben mit schwacher sterbender Stimme um Hülfe an: da erwachte Fontaine wie aus einem tiefen Traume, rieb sich mit der Hand die Stirne und rief: „Michaud, Du verlangst meine Hülfe. Sie soll Dir werden. Der Augenblick ist gekommen. Du sollst es sogleich sehen."

Hiermit sprang er auf Scävola zu, der seinen schon längst vom Blut gereinigten Degen unter allerlei unwürdigen Possen noch immer abtrocknete, und fuhr ihn mit den Worten an: „Bürger, hast Du Deinen Sieg dem Zufall oder Deiner Geschicklichkeit zu verdanken?"

Scaevola: „Ah, der Nadelkrämer will seine Witze machen. Einige Nasenstüber dürften für ihn die beste Antwort sein. Ein Mann, wie ich, der sechs Jahre lang Fechtmeister war, ist seiner Sache gegenüber einem unerfahrenen Krämer gewiß."

Fontaine: „Also warst Du schon vor dem Kampfe sicher, Michaud zu tödten?"

Scaevola: „Allerdings!"

Fontaine: „In diesem Falle hast Du keinen Zweikampf geführt, sondern Du bist schlechtweg ein — Mörder."

Scaevola: „Dieses Wort wirst Du mir sogleich mit Deinem Blute bezahlen."

Fontaine: „Wenigstens soll Michaud nicht ungerächt sterben." Wie ein Tiger sprang bei diesen Worten der Nadelkrämer auf den hagern Fechtmeister los und versetzte diesem, bevor er sich umgesehen, zwei schallende Ohrfeigen. „Da hast Du vorläufig Deinen Lohn! und nun zum Kampfe. Ich fühle in mir grade den rechten Zorn, wie man ihn zum Niederstechen bedarf."

Ganz verwundert sah ich meinen Nadelkrämer an, welcher aus einem furchtsamen Lamm plötzlich ein muthiger Löwe geworden. Auch Scävola war über den unerwarteten Angriff etwas verlegen und fragte höhnend: „Krämer, warst Du, bevor Du zur Wolle und Nadel gegriffen, vielleicht ein Fechtmeister?"

„Mag ich gewesen sein, was ich will; feiger Bandit, nimm den

Degen und setze Dich zur Wehre, mich dürstet nach Deinem Blute."
Das war Fontain's letztes Wort an Scävola.

Die beiden Kämpfer stellten sich einander gegenüber und Fontaine hieb so fort mit einer solchen Wuth auf seinen Gegner ein, daß seine Unerfahrenheit in der Fechtkunst am Tage lag. Nur zwei Ausgänge waren bei einem solchen Angriff möglich; behielt Scävola sein kaltes Blut, so war es um Fontaine geschehen; ließ er sich aber durch das ungestüme Auftreten seines Gegners verwirren, so war sein Fall unvermeidlich. Das Letztere trat ein; in einigen Sekunden lag der Fechtmeister auf der Erde, das Blut sprang stoßweiße aus seiner Wunde; in einer Minute war er nicht mehr unter den Lebenden. Dieses zweite Duell begann und endete so rasch, daß wir Zeugen keine Zeit hatten, dasselbe zu vermitteln. Der Nadelkrämer war über seinen raschen Sieg so erstaunt, daß er ihn selbst nicht begriff und den Erfolg einzig seinem — Zorne zuschrieb. „Ah!" rief er aus, „nun weiß ich, was mein Zorn werth ist!" Nachdem die erste Aufregung vorbei, beeilten wir uns, für die Opfer dieser unglücklichen Stunde zu sorgen. Fontaine und ich trugen den immer schwächer werdenden Michaud in sein Haus; die beiden Freunde Scävola's aber übernahmen die Wegschaffung seiner Leiche. So endete dieses verbrecherische Doppelduell.

Fortsetzung. (Der Volkstribun Pistache.)

In meinem Quartier angelangt, fand ich eine Ordre, welche den Marsch unseres Bataillons nach Toulon einstellte und uns Avignon bis zum Eintreffen der Rekruten als Garnisonsstadt anwies. Unsere Truppen wurden einkasernirt; als Adjutant nahm ich mit dem Caporal Anselm ein Quartier in der Stadt; das Billet lautete auf Bürger Marcotte.

„Kennen Sie den Bürger Marcotte?" fragte ich den ersten Bewohner von Avignon, der uns begegnete. „Wo ist sein Haus?"

„Wer in Avignon kännte den Bürger Marcotte nicht?" lautete die Antwort. „Er stammt aus einer der angesehensten und reichsten Familien unserer Stadt. Haben Sie vielleicht ein Quartierbillet für ihn?"

„Allerdings!"

„So freuen Sie sich, Bürger. Marcotte wird Sie auf das Beste empfangen und bedienen. Täglich empfängt er viele Besuche, hält offene Tafel für seine Freunde, an Einladungen und Unterhaltungen jeder Art wird es Ihnen nicht fehlen."

„Es lebe Bürger Marcotte!" rief Anselm. „Verlieren wir keine Zeit, die Bekanntschaft dieses edlen Mannes zu machen."

Beim Eintreten saß Herr Marcotte (im Innern des Hauses wurde er stets Herr genannt) gerade zu Tische; freundlich ließ er uns sogleich

zur Tafel laden. Wir trafen fünfzehn Gäste, alle in heiterer Stimmung und nur durch unser Erscheinen in ihrem lebhaften Gespräch unterbrochen. Um dieser Spannung ein Ende zu machen, ergriff ich das Wort, um mich den Herren als einen ehrlichen Republikaner, der jede Gewaltthat und jeden Verrath verabscheue und der vor allem die Rechte und Pflichten der Gastfreundschaft zu achten wisse, vorzustellen. Diese auch von Anselm bekräftigte Erklärung gab den Gästen ihre Gesprächigkeit wieder und diese nahm nach und nach eine solche Freiheit, daß beim Nachtisch bereits der Republik ein Pereat gebracht wurde. Noch ertönte das „Pereat!", als der Bediente den Cousin Pistache anmeldete. Bei diesem Namen verstummten abermals alle Gäste; vergeblich suchte Herr Marcotte die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, um dem „Cousin" jeden Argwohn zu nehmen; vergebens beschwor er sie, vom Theater, vom Wetter, von was immer zu sprechen, die Zungen waren gelähmt.

„Willkommen! Willkommen, werther Cousin!" rief Marcotte dem Eintretenden entgegen, „es ist schon lange, daß man Dich nicht mehr gesehen hat, schon mehr als drei volle Tage. Es ist nicht schön, seine Familie und seine Freunde so zu vernachlässigen."

Pistache: „Was willst Du, Cousin? Die Geschäfte der Republik gehen Allem vor. Mein Amt als Mitglied des Aufsichtscomité läßt mir keinen freien Augenblick."

Marcotte: „Die Feinde der Republik rühren sich also wieder im Finstern?"

Pistache: „Allerdings, aber Wehe ihnen, man überwacht sie."

Marcotte: „Desto besser. Werft die Elenden in den Kerker, sie haben ihn schon lange gesucht! Aber ... aber Du kommst uns heute zur rechten Stunde, schon lange streiten wir uns hier über das Theater, über die Schauspielerinnen, über die Tänzerinnen, da sollst Du, unwiderstehlicher Don Juan, entscheiden; denn wer, wie Du, versteht sich auf die schönen Künste?"

Dieses Compliment schien dem Cousin zu schmeicheln; er spreizte seinen kleinen mageren Körper, warf seinen großen Kopf in die Höhe, blinzelte mit seinen falschen Augen nach allen Seiten und gab sofort in einem endlosen Redefluß eine vollständige Chronique scandaleuse der Stadt Avignon zum Besten, in welcher seine verleumderische Zunge mit besonderem Vergnügen bei den Damen aus den höheren Ständen verweilte. In kurzer Zeit bemächtigte sich Pistache ausschließlich der Rede und bis zum Schlusse der Tafel hörte man Niemanden mehr sprechen, als ihn.

„Welches Glück, daß das Mahl zu Ende ist!" flüsterte ich beim Aufstehen Anselm zu, „so werden wir doch endlich von dem unsinnigen Gerede dieses ungesitteten Menschen befreit.

Anselm: „Im Gegentheil, dieses Gerede sollte Dich interessiren, denn es zeigt Dir die Sitten der Revolution in einem neuen Lichte."

Ich: „Welcher Ehrenmann möchte solche Sitten studieren?"

Anselm: „Und doch gehören auch sie zur Kenntniß der Revolution. Wenn Du Dein Tagebuch vollständig schreiben willst, so darfst Du diese Seite nicht unberührt lassen, und wer könnte Dir bessern Aufschluß geben, als dieser Pistache? Statt ihn abzustoßen, rathe ich Dir vielmehr, ihn aufzusuchen und auszubeuten."

Noch hatte Anselm nicht ausgeredet, als das Ausschuß-Mitglied auf mich zu kam, mir freundlich die Hand drückte, zu meiner Epaulette Glück wünschte und sein Haus als Quartier anbot, was ich jedoch höflich ablehnte. „Nun, so besuche mich wenigstens oft, Du sollst vielen Genuß bei mir finden. Komm täglich zu mir; doch morgen nicht, denn dieser Tag ist ausschließlich für ein patriotisches Fest bestimmt, mit dem wir die gute Stadt Avignon überraschen wollen. Also auf Wiedersehen für übermorgen."

Nachdem der Cousin sich entfernt, fiel die ganze Gesellschaft, die während seiner Anwesenheit sich nicht geregt hatte, über ihn her, und es war ein wahrer Wettstreit, ihn auszuschimpfen. Der Hausherr aber, Bürger Marcotte, zog mich in eine Fensterbrüstung und begann folgendes Gespräch mit mir: „Lieber Adjutant, ich muß Sie um eine Gefälligkeit ersuchen."

Ich: „Reden Sie, mein Herr, ich stehe zu Diensten."

Marcotte: „Ich habe bemerkt, daß mein Cousin Sie gesprochen und Ihre Bekanntschaft gesucht hat. Da derselbe sehr neugierig und ebenso mißtrauisch ist, so wird er Sie mit Fragen über das Innere meines Hauses, über meine Gesellschaft und über unsere Gespräche bestürmen. Wenn nun Ihre Berichte irgend welchen Zweifel über meine republikanische Gesinnung lassen, so laufe ich große Gefahr. Haben Sie daher die Güte, mich dem Cousin als den feurigsten Patrioten zu schildern, der jeden Abend in seinem vertraulichen Gespräche bedaure, daß nicht mehr Köpfe unter der Guillotine gefallen, und der nur nach dem Blute der Adeligen und der Priester dürste; durch solche Rede werden Sie mich sehr verpflichten und Sie dürfen auf meine Erkenntlichkeit rechnen."

Ich: „Aber, mein Herr, soll ich Sie denn schlechter machen, als Sie sind? Soll ich Sie Ihrem Cousin als ein Ungeheuer darstellen?"

Marcotte: „Sie kennen meinen Cousin nicht. Was Sie schlecht und lasterhaft nennen, das erscheint in seinen Augen als gut und tugendhaft. Wenn ich das Glück habe, daß er mich für so lumpig hält, wie ich zu sein scheine, so bin ich gerettet; wo nicht, das heißt, wenn er fortfährt in mir einen Ehrenmann zu wittern, so laufe ich die größte Gefahr."

Ich: „Wie, Sie glauben ihren Cousin fähig, Sie zu denunziren?“

Marcotte: „Ihn? Was mich verwundert, ist, daß er es noch nicht gethan hat. Doch ich weiß, was ihn bis jetzt zurückgehalten, und das läßt mich noch mehr erzittern; er liebt meine Tochter Clotilde. Und dennoch, wenn er einen Zeugen gegen mich fände, würde er meiner nicht schonen.“

Ich: „Dieser Pistache ist also ein wahrer Brutus!“

Marcotte: „Weit gefehlt! Würde er aus patriotischem Fanatismus handeln, so wäre sein Betragen weniger ekelhaft, aber er wird von keinem anderen Gefühle geleitet, als dem der gemeinsten Rache. Vor der Revolution kannte Pistache keinen anderen Ehrgeiz, als den Damen den Hof zu machen und in allen Salons zu glänzen. Da jedoch weder seine Gestalt noch sein Geist ihn empfehlen, so litt sein Glück bald Schiffbruch, und im Aerger über den Untergang seines Sternes zog er sich von der guten Gesellschaft zurück, umgab sich mit unverschämten, verkommenen Kameraden, verpraßte sein nicht unbedeutendes Vermögen in Saus und Braus und war eben auf dem Punkt angelangt, durch Selbstmord seinem sündevollen Leben ein Ende zu machen, als die Revolution ausbrach und ihm Gelegenheit bot, seinen Leidenschaften neue Befriedigung und seiner Rache gegen die gute Gesellschaft freien Lauf zu lassen. Dem Strudel des Revolutionsfiebers folgend, vertauschte er seinen Namen „„Eugene““ mit dem republikanischen „„Pistache““, stellte sich an die Spitze der Meuterer, und brachte es durch seine geläufige Zunge und seinen cynischen Sinn zu einer solchen Popularität, daß er heute in der ganzen Stadt gefürchtet wird und trotz seiner Verschwendung — ich weiß nicht wie — in größerem Reichthum schwelgt, als zuvor.“

Ich: „Seine fadenscheinige Kleidung, erlauben Sie mir die Bemerkung, läßt doch auf keine große Schätze schließen.“

Marcotte: „Das ist eine neue Heuchelei meines Cousins. Die befleckte, abgetragene Carmagnole dient ihm als Mantel, um in den Augen des Volkes als unbestechlich und ehrlich zu erscheinen; glauben Sie mir, heute stecken unter den fadenscheinigen Carmagnolen meistentheils die bereicherten Schelme.“

Ich: „Das Portrait, welches Sie von Ihrem Vetter entwerfen, ist wenig schmeichelhaft und keineswegs geeignet, mir seine Bekanntschaft erwünscht zu machen.“

Marcotte: „Und doch würden Sie einen Fehler begehen, seiner Einladung keine Folge zu leisten; ich kann Sie versichern, daß die ehrlichsten Personen unserer Stadt sich glücklich schätzen, wenn Pistache ihnen die Hand reicht.“

Ich: „Das beweist nur, daß Muth und Ehrlichkeit nicht immer bei einander wohnen.“

Marcotte: „Im Grunde haben Sie Recht, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird leider eine solche Feigheit zur Nothwendigkeit. Die ehrlichen Leute stehen vereinzelt und verlassen, ohne Verbindung, ohne Haupt, ohne Disziplin, gleich Schilfrohren den engverbundenen Sansculotten gegenüber und können eben darum keinen Widerstand leisten. Unter solchen Verhältnissen lassen sich die Familienväter, welche ihre Frauen zu beschützen, ihre Kinder zu beschirmen haben, alle Gemeinheiten gefallen, nur um das für ihre Familien nothwendige Leben zu retten. So tief sind wir durch die Republik gefallen; wahrlich, ich begreife nicht, wie ein ehrlicher Mann ein Republikaner sein kann."

Ich: „Sie haben Unrecht, Sie vermengen die Republik mit jenen Menschen, welche dieselbe zur Befriedigung ihrer Leidenschaften mißbrauchen."

Marcotte: „Und Sie, mein werther Adjutant, sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß dies in einer Republik, wie die unsrige, anders sein könne. Wo es nur einer Volkscaprice bedarf, um die verkommensten, ehrgeizigsten und rachsüchtigsten Menschen an die Spitze des Staates zu stellen, da werden die ehrlichen und biedern Leute, welche nicht mehr versprechen, als sie leisten können, immer im Nachtheil sein gegenüber jenen Demagogen, welche den Leidenschaften des Volks schmeicheln, um unter dieser Maske ihre eigenen Lüste zu befriedigen. — Doch wenn Sie die Republik lieben, so ist das Ihre Sache; ich liebe sie nicht. — Alles, was ich von Ihnen als Gastfreund verlange, ist, daß Sie mich meinem Cousin Pistache als feurigen Patrioten schildern."

Ich: „Hierauf können Sie Sich verlassen. Nach Ihrem Verlangen werde ich Sie als Sansculotten vom reinsten Vollblut darstellen, so daß Sie Sich viel mehr vor der Jalousie, als dem Verdacht Ihres Cousins zu fürchten haben."

So endete unsere Unterredung. Als ich am folgenden Morgen vom Fenster meines Zimmers auf die Straße herabblickte und über die auffallend finstere Physiognomie Avignons nachdachte, war es mir, als hörte ich plötzlich die Feuerglocke. Ich täuschte mich nicht; bald mischte sich Allarmgeschrei mit den gellenden Glockentönen und die Menge drängte sich wild durch die vorher noch so öden Straßen. Eben wollte ich meinen Posten verlassen, um auf die Brandstätte zu eilen, als sich ein Haufe Volks unter meinem Fenster vorbeidrängte, der einen lumpigen Possenreißer auf den Schultern trug und um denselben herumtanzte. Bei näherem Anblick erkannte ich in dem Harlequin meinen Freund von Gestern, den Bürger Pistache, der wie ein Heros sich vom Volke tragen ließ und, als die Menge vorüberzog, mir die Worte zurief: „Hatte ich nicht Recht Dir, Bürger-Offizier, ein schönes Fest für heute zu versprechen? Wir feiern die Entthronung des Ex-Gottes! Schließ Dich dem Zuge an!"

Als die Volkslawine vorbeigetobt, eilte ich auf das Hauptquartier, denn der Spectakel schien mir eher einer Emeute als einem Feste zu gleichen und ich glaubte meine Anwesenheit bei den Truppen nothwendig. Allein hier fand ich Alles ruhig und friedlich, viele Offiziere waren sogar geneigt auf den Festplatz zu gehen und forderten mich zur Begleitung auf. Unentschlossen, was zu thun, gewahrte ich plötzlich Anselm, der, bereits vom Festzug zurückkommend, wie wüthend auf mich zueilte und mir zurief:

„Kamerad! Du weißt, daß ich ein guter Republikaner bin, aber bei meiner Ehre, ich wünsche, daß alle diese Rothmützler nur einen Kopf hätten, um sie mit einem Schlag vernichten zu können. Du weißt, daß ich trinke, daß ich schwöre, daß ich das Soldatenleben mitmache und kein Kopfhänger bin; aber das, was ich so eben gesehen, setzt mich in eine solche Wuth, daß ich dieser Canaille den Tod geschworen. Ich komme nicht zur Ruhe, bis ich wenigstens Einem dieser Elenden den wohlverdienten Lohn gegeben. Willst Du mich begleiten?"

Ich: „Aber Anselm, wo willst Du hin, was willst Du beginnen?"

Anselm: „Jemanden aufsuchen, an dem ich meinen Zorn auslassen kann."

Ich: „Das heißt, Du willst irgend einen Unbekannten, welchen der Zufall Dir in die Hände wirft, todtprügeln? Ist das vernünftig?"

Anselm: „Vernünftig hin, vernünftig her; ich will, ich muß meinen Zorn auslassen."

Wohl wissend, daß mit Anselm im Augenblicke heftiger Aufregung Nichts auszurichten war, beschloß ich, denselben auf seinem Racheweg zu begleiten, um wenigstens größeres Uebel abzuwenden.

Ich folgte ihm also zur Kirche, wo die wüthende Masse eben die Entthronung Gottes feierte. Meine Feder versagt mir den Dienst, die Blasphemien und Greuel aufzuzeichnen, welche wir hier hören und sehen mußten. Unter den abscheulichsten Gotteslästerungen geberdete sich die Menge wie wahnsinnig, mit Hacken und Aexten zerstörte, zerschlug, zerschmetterte sie in dem Gebäude Alles, was immer an Gott erinnerte, und stampfte die Crucifixe mit Fußtritten unter dem Geschrei „Ça ira" zu einem chaotischen Brei.

Blaß und stumm vor Zorn starrte Anselm in dieses gottlose Gewühl hinein und lauschte auf eine Gelegenheit, seine Nerven zu besänftigen. Da kam ein Sansculotte (im buchstäblichen Sinne des Wortes) auf uns zu, hielt uns ein verstümmeltes Crucifix entgegen und forderte uns zum Bruderkuß auf, unter dem Ruf: „Es lebe die Freiheit, die Guillotine und die Brüderlichkeit!" Eben streckte der Sansculotte die Arme aus, um Anselm um den Hals zu fallen, als dieser ihn, mit größerer Höflichkeit als ich erwartet, sanft zurückwies und sich einfach mit der Bemerkung begnügte, daß er nicht gewohnt sei, so unreinliche Kerls zu küssen.

„Du bist also ein Aristokrat!“ schrie der beleidigte Sansculotte.

„Keineswegs; aber ich habe als Soldat die Pflicht, meine Uniform nicht zu beschmutzen.“

„Ah! sprichst Du so von dem Volke? Warte, Canaille, wenn Du nicht mich küssen willst, so mußt Du die Laterne küssen und hoch in der Luft baumeln. Heh, Bürger! an die Laterne mit diesem Aristokraten!“

„Auf eine solche Einladung“, entgegnete Anselm mit einer Geduld, die mich mehr und mehr in Erstaunen setzte, „darf man keinen Korb geben. Komm, Bürger, und küsse mich.“

Hiermit streckte Anselm die Arme gegen den Sansculotten aus, welcher, stolz, einen Soldaten bezwungen zu haben, ihm unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit!“ an den Hals flog.

„Aber, Bürger-Soldat!“ — kreischte der Sansculotte in einigen Secunden während der Umarmung, — „drücke mich nicht so stark, ich ersticke ja!“

„Jeder hat seine eigene Art, zu küssen,“ entgegnete Anselm, „wenn ich etwas mache, so mache ich es recht.“

Obschon keine Muskel sich im Gesicht meines Kameraden verzog, fühlte ich dennoch, daß sein Zorn unter dieser kaltblütigen Maske auf das Höchste gestiegen, und nichts Gutes ahnend, klopfte ich ihm sanft auf die Achsel mit den Worten: „Laß diesen Unsinnigen gehen und folge mir, ich halte es nicht länger in dieser Atmosphäre aus.“

Anselm gab mir keine Antwort. An seinen starren, hochglänzenden Augen sah ich, daß etwas Außerordentliches in seiner Seele vorging, er meine Anwesenheit nicht bemerkte und mich nicht hörte. Plötzlich zog Anselm seine Augenwimpern zusammen, blies die Nasenlöcher auf, rümpfte die obere Mundlippe in die Höhe, drückte mit aller Muskelkraft den Körper des Sansculotten krampfhaft an seine Brust, öffnete sodann die Arme und ließ ihn gleich einer Leiche zu Boden sinken.

„So! jetzt ist mir besser, da ich wenigstens an Einem dieser Gottlosen die verdiente Strafe vollzogen habe; jetzt, Kamerad, laß uns fortgehen.“ Mit dieser Bemerkung zog mich Anselm durch das tobende, bunte Gewirr der rasenden Volksmenge zur Kirche hinaus; bei dem allgemeinen Durcheinander, welches in dem geschändeten Gotteshause herrschte, hatte auch nicht Einer die Ursache bemerkt, die den Fall des Sansculotten hervorgerufen.

„Ich glaube, Anselm,“ so redete ich, wie wir allein waren, meinen Kameraden an, „Du hast den Sansculotten wirklich — getödtet.“

„Es ist nicht unmöglich,“ erwiederte Anselm, „aber warum hat der Gottlose mir mit der Laterne gedroht? Hätte er der aufgeregten Menge nur noch ein Wort über mich zugerufen, so wäre ich verloren gewesen; es blieb mir Nichts übrig, als ihn gewaltsam zum Stillschweigen zu

bringen, oder selbst als Opfer seiner Gewalt zu fallen. Nicht nur der Zorn über seine Gottlosigkeit, sondern die Nothwehr zwang mich zu dieser Handlung.“

„Wir wollen hoffen, daß die Umarmung nicht tödtlich war und den Sansculotten belehrt hat.“ Mit diesen Worten brach ich das Gespräch ab.

Den ganzen Tag hindurch tobte der Wahnsinn des Pöbels in Avignon fort; von einer Kirche ging der Höllen-Zug in die andere; überall die gleichen gotteslästerlichen Scenen, überall die gleichen unbeschreiblichen Blasphemien. Am Abend wurde mit den kirchlichen Trümmern ein riesenhafter Holzstoß auf dem Hauptplatz der Stadt aufgesetzt und derselbe bei einbrechender Nacht angezündet. Gleich Kanibalen tanzten die wüthenden Männer und Weiber um den Scheiterhaufen und jauchzten den brennenden Heiligen ein teuflisches Lebehoch zu.

„Bravo, St. Petrus, brenne gut! Bravo, St. Jacob, brenne schön!“ kreischte ein altes, an meiner Seite stehendes Weib, welches jeden Augenblick neue gottlose Wuthergüsse ausstieß.

Ich konnte mich nicht enthalten, die Alte in ihren Blasphemien mit dem Zuruf zu unterbrechen: „Bürgerin! Die Heiligen scheinen bei Die sehr übel angeschrieben zu sein?“

Alte: „Bei mir? Wenn ich nur alle Heiligen und Priester aufhängen könnte.“

Ich: „Sie müssen Dich sehr schlecht behandelt haben?“

Alte: „Das ist eine Frage! Haben die Geistlichen mir — der besten Wäscherin — nicht seiner Zeit die Kundschaft mehrerer Kirchen entzogen, unter dem eitlen Vorwande, daß ich stehle? Das ist die Religion der Priester.“

Hier begann das Weib wieder sein gottloses Geschrei: „Brenne, heiliger Petrus! Brenne, heiliger Jacob! Ça ira!« und zog damit die Aufmerksamkeit mehrerer Umstehenden auf sich. „Wer ist denn diese Alte?“ fragte ich einen Nachbar.

„O! ich kenne sie sehr genau,“ lautete die Antwort, „sie stand längere Zeit in meinem Dienst.“

„Sie ist also eine ehrliche Frau?“

„In der ganzen Stadt“, antwortete der Nachbar halblaut, „kenne ich keine größere Diebin, als diese Alte; auch war ich gezwungen, sie aus meinem Hause zu jagen.“

„Da haben wir's“, bemerkte mir hämisch Anselm; „wenn die Patrioten zu laut schreien, so haben sie entweder ein begangenes Verbrechen zu verdecken, oder sie wollen ein solches begehen; ehrliche Republikaner, wie Du und ich, halten sich stille.“

Eben wollten wir uns entfernen, als ein heftiges Geschrei unsere

Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, aber blaß wie der Tod, wurde von einer Menge rasender Weiber umringt; ein älterer, ärmlich gekleideter Mann von sanften Gesichtszügen suchte die Verfolgte gegen die Furien zu vertheidigen, allein seine schwache Stimme vermochte gegen das Weibergeheul nicht durchzudringen.

„Heda, Weiber! Was gibt es hier? Was habt Ihr mit diesem hübschen Mädchen vor?" rief Anselm mit seiner Alles übertönenden Stimme.

„Was wir vorhaben?" — heulten die Weiber wild durcheinander, „wir züchtigen diese Unverschämte."

Anselm: „Was hat denn das schöne Mädchen verschuldet?"

Weiber: „Aus dem Scheiterhaufen hat dasselbe soeben eine Reliquie gestohlen."

Anselm: „Zeig mir das Ding."

Mit verschämtem Blicke zog die Verfolgte eine kleine, in Holz gefaßte Reliquie hervor.

Anselm: „Aber, Bürgerinnen, das Ding ist ja keine fünf Sous werth. Wahrlich, es ist lächerlich, wegen einer so kleinen Sache einen so großen Lärm zu machen."

Weiber: „Oh! es ist nicht der Diebstahl, sondern der Aberglaube, den wir an der Unverschämten züchtigen; wenn diese abergläubische Person die Reliquie auf den Boden wirft und mit den Füßen tritt, so lassen wir sie los."

Mädchen (mit erhobener Stimme): „Lieber will ich auf der Stelle sterben, als eine solche Schandthat begehen."

Anselm (das neuerdings losbrechende Geheul überschreiend): „Bürgerinnen! Genug des Zeitverlusts mit dieser Kinderei. Hört Ihr die Musik? Die Tänze beginnen. Wer gibt mir die Hand?"

Mit diesen Worten faßte Anselm die Harpye, welche am lautesten gegen das unschuldige Mädchen schrie, am Arm, bildete mit den Weibern einen Kreis und begann sofort einen Rundtanz, welcher der Verfolgten Gelegenheit zum Entfliehen gab. Um sie vor ferneren Unannehmlichkeiten zu schützen, erbot ich mich, sie nach Hause zu führen, allein sie lehnte meinen Antrag höflich mit der Bemerkung ab: „Ich habe schon einen Begleiter", und gab ihren Arm dem alten Herrn, welcher zuerst ihre Vertheidigung versucht. Im gleichen Augenblick stieß dieser einen Schrei aus, und schickte sich an, mit dem Mädchen die Flucht zu ergreifen, vor einem kleinen Manne, der langsamen Schrittes auf uns zukam.

Der kleine Mann war — Pistache.

„Wer flieht denn hier?" war das erste Wort des Neuangekommenen, „hat meine Gegenwart eine Schönheit verjagt? Laß uns einmal sehen!"

„Halt, Bürger!“ entgegnete ich, den Pistache beim Arme fassend, „dieses Mädchen sollst Du nicht sehen.“

Pistache (lachend): „Das wäre, warum denn nicht?“

Ich: „Weil ich es nicht haben will.“

Pistache: „Dein Wille soll mir Befehl sein? Wer gibt Dir das Recht zu einer solchen Anmaßung?“

Ich: „Meine Eifersucht. Ich weiß, daß Du ein zweiter Don Juan bist, und darum laß ich Dich dieses Mädchen nicht sehen.“

Pistache (selbstgefällig lachend): „Ist es nur das? Sei ruhig, ich überlasse Dir diese unbekannte Schönheit; ein Mann wie ich, dem die Auswahl schwer fällt, kann gegen Freunde großmüthig sein. Komm mit mir, Freund, in meine Wohnung, da sollst Du mein eigentliches Leben kennen lernen.“

Glücklich, das verfolgte Mädchen aus dieser neuen Gefahr gerettet zu haben, reichte ich dem Bürger Pistache sogleich meinen Arm und begleitete ihn nach Haus. Seine Wohnung lag in einer wenig besuchten Straße der Stadt; das Gebäude hatte ein verfallenes Aussehen und eine enge finstere Treppe führte in ein dunkles ärmliches, von Rauch geschwärztes Zimmer.

„Wahrlich,“ bemerkte ich scherzend, „diese Wohnung macht einem Mitglied des Volksausschusses keine große Ehre.“

Pistache: „Wie Du noch jung und unerfahren bist! Welche Gefühle würden wohl im Herzen des Volks sich regen, wenn es mich, der ich den Krieg gegen die Reichen predige, selbst in einer luxuriösen Wohnung erblickte? Würde meine Popularität nicht im gleichen Augenblick verschwinden? Nur dadurch, daß ich in den Augen des Pöbels selbst arm und elend erscheine, kann ich mir die Gunst desselben sichern.“

Ich: „Wie kann man der Volksgunst zu Liebe sich selbst so plagen?“

Pistache: „Junger, unerfahrener Freund, sei unbesorgt. Für das, was ich öffentlich mir versagen muß, weiß ich mich im Geheimen desto besser zu entschädigen. Gleichwie Diogenes seinen Stolz mit einem durchlöcherten Mantel, so decke ich das Leben im Innern meines Hauses mit dieser ärmlichen, rauchigen, ekelhaften Außenseite. In meinem inneren Stillleben sieht es jedoch ganz anders aus. Um Dich von der Wahrheit meiner Rede zu überzeugen, folge mir in mein geheimes Cabinet.“

In diesem Augenblick drückte Pistache an einer verborgenen Feder, eine geheime Thüre sprang auf und wir traten in ein kleines Zimmer. Welcher Gegensatz! Keine noch so kokette Dame kann ein eleganteres Boudoir haben, als der Bürger-Revolutionair sich hier geschaffen. Eine Alabasterlampe warf ein sanftes, zauberhaftes Licht auf die eleganten, in Seide und Sammet gehüllten Möbel und erhöhte durch ihr Halbdunkel

den wollüstigen Reiz dieses Gemaches. Pistache weidete sich einige Augenblicke an meinem Erstaunen, zog mich sodann auf das weiche Sopha, zog aus einem mit reicher Goldarbeit gezierten Schranke eine Krystallflasche hervor, füllte zwei kostbar geschliffene Gläser und lud mich ein, auf seine Armuth zu trinken.

„Siehst Du nun, werther Adjutant, daß ich mich nicht so elend befinde, wie Du geglaubt, und daß ich die Armuth mir im Stillen gar süß zu machen verstehe. Das Volk hält mich für einen großen Bürger und rühmt mich als Vorbild des reinsten Patriotismus. Ich aber lache über das Volk und lasse mir diese Maskerade gefallen, denn sie gibt mir Gelegenheit, mich an den vornehmen Damen zu rächen, welche vor der Revolution mich verschmähten und nun sich glücklich fühlen, meine Gunst zu erflehen. Du kannst Dir keinen Begriff machen, welche Wollust der Anblick einer solchen stolzen Dame mir gewährt, welche vor der Revolution mich keines Blickes würdigte und sich nun vor mir auf die Kniee wirft und mir Alles anbietet, um einen Vater, einen Vetter, einen Bruder von dem Schaffote zu retten. So ist die Rache doppelt süß."

Ich: „Aber, Bürger, wie kommt es, daß diese Aristokraten sich an Dich wenden, da sie doch Deine Gesinnung kennen müssen? Bist Du denn allmächtig in Avignon? Daß Du die Aristokraten auf das Schaffot liefern kannst, will ich glauben; aber daß Du sie auch davon zu befreien vermagst, ist eine andere Frage."

Pistache (mit einer vom Genuß des Weines heiseren Stimme): „Wie, Du zweifelst, ob ich einen Feind der Republik von dem Fuße der Guillotine erlösen kann? Bin ich denn nicht Mitglied des Revolutions-Comité's?"

Ich: „Mitglied allerdings, aber nicht das Comité selbst. Du hast nur eine Stimme."

Pistache: „Unschuldiger Adjutant, glaubst Du, daß wir uns im Comité mit Abstimmungen langweilen? Jeder schaltet im Comité, wie er will. So zum Beispiel habe ich vor acht Tagen den Ex-Marquis R. einsperren lassen; warum? Weil ich seine Tochter Amelie, die trotz ihrer großen Schönheit die größte Betschwester ist, zu einem tete-à-tete mit mir zwingen will. (Bei dem Namen Amelie erinnerte ich mich unwillkürlich des schönen Mädchens, welches diesen Abend beim Scheiterhaufen vor Pistache die Flucht ergriff.) Willst Du wetten, die züchtige Amelie wird, ehe acht Tage vergehen, mit mir in diesem geheimen Kabinet einen Abend zubringen? So hat jedes Comité-Mitglied seine eigenen Genüsse; jedes geht seinen eigenen Weg."

Ich: „Aber begegnet Ihr Euch nicht zuweilen auf dem gleichen Weg? und wie dann?"

Pistache: „Unschuldiger Adjutant, auch hiefür habe ich gesorgt. In einem solchen Falle tanzt am Ende immer das ganze Comité nach meinem Willen. Wir sind neun Mitglieder. Vier derselben sind vollständige Nullen und stehen ganz in meinem Dienste. Rufe ich: „„Es lebe die Republik!““ so schreien sie: „„Es lebe die Republik!““; rufe ich: „„Es lebe das Königthum!““ so schreien sie: „„Es lebe das Königthum!““; pflanze ich die Tricolorfahne oder die Lilien auf, so schwärmen sie für die drei Farben oder für Weiß nach meinem Belieben. Ein fünftes Mitglied ist zwar vielleicht in der That republikanisch gesinnt, aber so entsetzlich geizig, daß es keine andere Richtschnur, als das Geld kennt; wenn ich ihm eine sichere Beute in Aussicht stelle, so stimmt es wie ich will, und da ich mit dem Gelde der Aristokraten großmüthig bin, so klammert es sich fest an mich, denn es findet in meiner Allianz am besten seine Rechnung. Diese fünf Stimmen mit der meinigen machen sechs, also zwei Drittel des Comité's, und somit wenn ich sage: „„Es lebe das Comité““, so heißt das so viel als: „„Es lebe Pistache!““ Glaubst Du nun, daß ich die Gewalt habe in Avignon die Aristokraten nicht nur auf das Schaffot zu liefern, sondern dieselben auch von dem bereits über ihrem Halse schwebenden Fallbeil zu befreien?“

Ich: „Wahrlich, Bürger, ich sehe, daß Du ein pfiffiger Kamerad bist und Deine Rolle zu spielen verstehst.“

Da Bürger Pistache, durch den Genuß des Weines mehr und mehr überwältigt, von seiner Redseligkeit allmälig in einen schlummernden Zustand überging und ich für heute mehr als genug von seinen Geheimnissen vernommen, so verabschiedete ich mich für diesen Abend unter dem Versprechen, ihn am andern Morgen wieder zu besuchen. „Also unfehlbar auf morgen, Adjutant, Du bist jung, lebensfroh, verschwiegen, Du bist ganz mein Mann.“ Mit diesen Worten gab er mir einen Händedruck, der mich wie die Berührung einer Schlange anekelte.

Im Hause des Bürgers Marcotte angelangt, fand ich Anselm und die ganze Gesellschaft im Saale vereinigt. Sogleich bestürmte mich der Hausherr mit der Frage, ob ich den Abend bei seinem Cousin Pistache zugebracht und wie ich denselben gefunden?

Ich: „Die Wahrheit offen zu gestehen, niemals in meinem Leben habe ich einen verabscheuungswürdigeren Menschen kennen lernen.“

Anselm: „Was Wunder, er ist ein — Republikaner?“

Ich: „Was redest Du da, Anselm? Was soll diese Sprache in Deinem Munde bedeuten?“

Anselm: „Sie soll bedeuten, daß ich von heute an aufgehört habe, ein Republikaner zu sein. Lange genug war ich der Gimpel dieser Elenden.“

Ich: „Wie? Weil einige Nichtswürdige ihre Laster mit dem Mantel der Republik verdecken, soll diese selbst schlecht sein?"

Anselm: „Ich bin weder ein Gelehrter, noch ein Politiker, aber ich habe fünf gesunde Sinne und diese sagen mir, daß eine Regierung, unter welcher solche gottlose Greuelthaten öffentlich geschehen dürfen, wie wir sie heute hier erlebt haben, nichts Anderes als ein schnelles Ende verdient. Als die Nation vor der Revolution die Abstellung der unter dem Königthume eingerissenen Mißbräuche verlangte, da fand dies Jedermann vernünftig. Jetzt, unter der Republik, wo Verbrechen, Greuel und Abscheulichkeiten aller Art alles Vergangene massenhaft überragen, jetzt soll man die Aufhebung dieses unglücklichen Zustandes nicht verlangen dürfen? Die Hand auf's Herz, ich gestehe, daß ich mich nach dem Königthume zurücksehne. Ich war zwar niemals ein Freund des Adels, aber hundertmal ziehe ich alle Herzoge, Grafen und Barone, die heutzutage an die Laternen geknüpft werden, ihren Henkern vor; wenn ich einen Meister haben muß, so will ich lieber einen gebildeten, höflichen Seigneur, als einen gemeinen Tyrannen, der mit dem Rufe der Freiheit und Brüderlichkeit mich unter die Guillotine legt. Mit meiner angeborenen Offenherzigkeit wiederhole ich also, daß ich mit heutigem Tage kein Republikaner mehr bin."

Ich: „Aber, Anselm! Du verwechselst Mißbräuche mit der Republik selbst. Verschiebe Dein Endurtheil noch einige Zeit, bis die Republik sich aus diesen Verirrungen herausgewunden hat."

Anselm: „Das heißt, bis alle ehrlichen Leute Frankreichs unter dem Beile der Nichtswürdigen gefallen sind? Mein Entschluß steht fest; daher kein Wort mehr hierüber. Ich habe aufgehört, ein Anhänger der Republik zu sein, aber deßwegen will ich nicht aufhören, mit Dir als Freund zu leben."

Ich: „Und ich bleibe ein Republikaner und bleibe auch Dein Freund!"

Hier schlug die Uhr Mitternacht und wir gingen nach unserem Zimmer. Herr Marcotte schmunzelte vor Freude, denn er hatte in Anselm einen muthigen Verbündeten gewonnen.

Am folgenden Tag wurde ich auf das Hauptquartier beordert, um daselbst den Wachtdienst zu versehen; allein schon am Vormittag ließ mich der große Patriot Pistache zu sich laden. Um seiner Gesellschaft auszuweichen, entschuldigte ich mich mit dem Wachtdienst; mein hochgestellter Bürger ließ mir jedoch keine Ruh, begab sich selbst zum Kommandanten und erwirkte mir einen Urlaub für den ganzen Tag.

Arm in Arm verließen wir das Hauptquartier, Pistache schlug den Weg nach dem Gefängnißhause ein und riß mich mit sich zur Inspection der Eingekerkerten. Auf dem Wege kam mein Begleiter auf unser Gespräch

von gestern Abend zurück und suchte seinen Bekenntnissen eine andere Deutung zu geben. Ich fühlte, daß er seine gestrige Offenherzigkeit bereute und durch Höflichkeiten aller Art sich meiner Verschwiegenheit versichern wollte. Als wir beim Gefängnisse — einem ehemaligen Barfüßerkloster — anlangten, machte mich Pistache auf die oberhalb des Portals stehende Statue des heiligen Franziskus aufmerksam. „Siehst Du, Adjutant, diese Statue ohne Kopf? Ich habe ihr das Haupt abschlagen lassen, damit die Gefangenen schon vom Eintritt in dieses Haus an ihr künftiges Loos vor sich sehen." Ein großes Eisengitter öffnete sich bei dem Erscheinen Pistache's und wir traten in ein geräumiges Vorzimmer. Links befand sich eine Thüre mit einer lateinischen Inschrift, von welcher noch die Stelle: „ad coelos" sichtbar, der Rest aber durch eine schwarze Tafel mit der Inschrift: „Corps-de-Garde" verdeckt war. Während Pistache die Inspection des Corps-de-Garde vornahm, sah ich mich im Vorzimmer und den anstoßenden Lokalen um. Auf der Mauer war in großen Buchstaben folgende Instruction angeheftet:

„Tod den Verräthern! Die Sergeanten und Caporale werden Niemanden hinein- oder hinauslassen ohne eine von dem Revolutions-Comité ausgestellte Erlaubnißkarte. — Die Gefangenen dürfen weder Briefe, noch Billets, noch Papier erhalten. — Fünfmal im Tage soll die Runde gemacht und jeden Morgen dem Comité ein Rapport abgestattet werden."

In einem anstoßenden Gemache erblickte ich den blonden Kopf eines holden Knaben, welcher, durch meinen Anblick erschreckt, sich in eine Ecke flüchtete. Freundlich winkte ich dem Engel und forderte ihn auf, hervorzutreten. Nach einigen Augenblicken des Zauderns näherte sich derselbe, reichte mir verschämt die Hand und spielte mit meinem Degen. „Freunde, Freunde!" rief er bald darauf mit lauter Stimme, „kommt aus Euerem Versteck hervor, dieser Soldat ist kein böser Mann." Im gleichen Augenblicke sprang ein Dutzend Kinder aus einem finsteren Winkel hervor und umhüpfte mich.

„Wie kommt es, meine Lieben," fragte ich, „daß Ihr euch hier befindet?"

„Unsere Eltern waren nicht witzig," entgegnete ein vorlauter Gelbschnabel von sechs Jahren, „deswegen hat man auch uns eingesperrt. Aber bei Tage dürfen wir in diesem Gange spielen."

„Meine Mama", rief ein fünfjähriges Mädchen, „hat gewiß nichts Böses gethan; nicht wahr, Soldat, Du wirst sie nicht tödten mit Deinem großen Säbel?"

„Die meinige auch nicht! die meinige auch nicht!" schrieen die übrigen Kinder um die Wette; jedes wollte seinen Papa und seine Mama in Schutz nehmen.

„Seid nur ruhig, Kinderchen, Eueren Eltern füge ich gewiß kein Leid zu! Setzt nur Euere Spiele fort, wie wenn ich niemals da gewesen."

Auf diese Antwort küßten mir die unschuldigen Engelein die Hand, ich aber konnte eine Thräne nicht zurückhalten, und weinend — ich gestehe es — verließ ich den Gang, das Vorzimmer und das Unglückshaus und spazierte vor dem Gefängniß auf und ab, um in freier Luft die Rückkunft des Bürgers Pistache abzuwarten.

Während ich vor dem Gefängniß in Betrachtungen über das Schicksal der unglücklichen Bewohner dieses Hauses vertieft war, hörte ich plötzlich eine zitternde Stimme mir die Worte zuflüstern:

„Um Gottes und aller Heiligen willen! retten Sie meinen Vater."

Die Stimme war mir nicht unbekannt, und mich umwendend, erkannte ich das wunderschöne Mädchen, welches gestern die Reliquie aus dem Scheiterhaufen gerettet.

„Sie sind" — fuhr das Mädchen fort — „ein Freund des Bürgers Pistache, Sie können mir den größten Dienst erweisen."

„Reden Sie, Fräulein, ich werde es mir zur Ehre rechnen, Ihnen gefällig zu sein."

„O, das können Sie; das Leben meines Vaters, mein Leben liegt in den Händen Ihres Freundes Pistache."

„Warum wendest Du Dich denn nicht an diesen Bürger selbst?" — so fiel hier eine kreischende Stimme ein, es war Pistache in eigener Person, der, im gleichen Augenblicke aus dem Gefangenhaus heraustretend, unser Gespräch belauscht hatte.

Bei diesen Worten stieß das Mädchen einen Schrei aus; Pistache aber wendete sich höhnisch lachend zu mir: „Ah, Kamerad! inspicirst Du solche Gefangene? Ich wußte nicht, daß Du so edle Bekanntschaften hast."

Ich: „Pistache! Auf Ehre, ich kenne den Namen dieses Mädchens nicht!"

Pistache: „Dann ist es an mir, Dir dasselbe vorzustellen. (Den Ton der vornehmen Welt nachahmend) Adjutant! Ich habe die Ehre, Dir Fräulein Amelie, die Tochter des Marquis von R. — eines der vornehmsten Bewohner dieses Hauses — vorzustellen."

Ohne auf das Hämische und Unwürdige dieser Rede zu antworten, wendete ich mich an das zitternde Mädchen mit den Worten:

„Fräulein! Beruhigen Sie sich; Bürger Pistache ist in seinem Herzen nicht so grausam, als in seinen Worten; er wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie in Ihrem Unglück zu beschützen."

Pistache: „Wie? Du glaubst, daß ich der gehorsame Diener der Tochter des Ex-Marquis sei? Nimmermehr! die Bürgerin weiß, daß ihr Vater zwischen Leben und Tod schwebt, und noch nie hat sie mich eines

Besuches gewürdigt. Doch noch ist es Zeit, jetzt kann sie noch die Stunde zu einem Rendez-vous, aber nicht mehr den Tag bestimmen, denn wenn ich nicht irre, kommt morgen die Angelegenheit ihres Vaters vor das Comité."

Fräulein (mit stolzem Ehrgefühl): „Mein Vater ist unschuldig!"

Pistache: „Ein Aristokrat ist niemals unschuldig; am wenigsten Dein Vater. Schwerlich wird er aus diesem Hause einen andern Weg als den zur Guillotine antreten."

Dieses Wort schnitt wie ein Schwert durch das Herz der Tochter, ein krampfhaftes Beben durchzuckte alle ihre Glieder, und wie in fieberhaftem Wahnsinn die Hand Pistache's ergreifend, sprach sie: „Wie kann ich meinen Vater vom Schaffot retten? Sprich, Bürger! ich bin zu jedem Opfer bereit!"

Pistache: „Schöne Bürgerin! Du hast zu lange gezaudert. Doch komme diesen Abend zwischen acht und zehn Uhr zu mir und ich will sehen, wie Du das Versäumte gut machen kannst. Jetzt rufen mich meine Geschäfte."

Hiermit faßte mich der Bürger beim Arme und schickte sich zum Weggehen an. Mehr als einmal war ich während der Unterredung auf dem Punkte, mich in das Mittel zu legen, allein die Furcht, das Schicksal des edlen Mädchens nur noch zu verschlimmern, fesselte meine Zunge.

Im Weggehen wendete sich Pistache noch einmal an sie: „Nun, schöne Bürgerin, Du hast mir noch keine Antwort gegeben, soll ich Dich heute Abend erwarten?"

Krampfhaft aufgeregt, fieberhaft hinstarrend, blieb das Mädchen einige Augenblicke stumm, dann sprach es, wie Jemand, der sein eigenes Todesurtheil ausspricht:

„Bürger Pistache! Heute Abend acht Uhr bin ich bei Dir."

„Abermals ein edles Fräulein in meinem Netze gefangen" — sagte Pistache mit triumphirender Schadenfreude zu mir, indem er mich beim Arme mit fortriß. Ich mußte mir alle Gewalt anthun, den Elenden nicht auf der öffentlichen Straße meinen vollen Abscheu fühlen zu lassen, allein bereits hatte ich einen Plan gefaßt und eine solche Scene hätte mein Vorhaben vereitelt. Mit dem größten Gleichmuth und ohne auf das Vorgefallene zu achten, fragte ich Pistache einfach: „Wo gehen wir jetzt hin?"

„Zum Mittagsmahl und nachher in die Sitzung", antwortete mein Begleiter.

„Aber ich bin ja nicht Mitglied des Revolutions-Comité's von Avignon."

„Aber Du bist mein Freund, und ein Freund Pistache's hat in ganz

Avignon freien Zutritt. Uebrigens sind die Sitzungen öffentlich und ich werde Dir einen guten Platz anweisen."

Vergebens suchte ich nach dem Mittagsmahl mich von der Comité-Sitzung zu dispensiren. Ich fühlte, daß meine Weigerung allmählig dem großen Patrioten verdächtig wurde. Deßwegen entschloß ich mich, auch diese Pille zu verschlucken.

Als wir im Sitzungssaal anlangten, war der Sekretär beschäftigt, eine Menge Denunciationen vorzulesen und Verhaftsbefehle auszufertigen. Während dieses für mich langweiligen Geschäftes durchblätterte ich das auf einem Ti che vor mir liegende Protokoll. Der Merkwürdigkeit wegen entnahm ich demselben einige Notizen für mein Tagebuch. Alle Beschlußnahmen waren mit lakonischer Kürze abgefaßt, so z. B.:

„Verfügung.

Chretot, Karl, Apotheker, hat gesagt: „„Nieder mit der Republik, die uns verhungern läßt!"" — soll verhaftet und sein Vermögen unter Siegel gelegt werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident."

„Verfügung.

Labalun, Ex-Adeliger, hat seinem emigrirten Sohn einen Brief geschrieben, — soll vor das Comité berufen und der Brief vorgelegt werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident."

„Verfügung.

Granet, Vater, Handelsmann, weil er sein Kind im Keller taufen ließ, am Sonntag seiner Familie den Anzug der schöneren Kleidung gestattete und im Geheimen einer Messe beiwohnte, vorläufig einen Monat lang einzusperren.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident."

„Verfügung.

Trimoulet, Andreas, zugenannt Sans-Peur, soll, weil er seinem Sohne das Lied „„Ça ira"" verboten und ihn das Vaudeville „„Vive Henry IV."" gelehrt hat, verhaftet und sein Vermögen unter Siegel gelegt werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident."

„Verfügung.

Couriel, Josef, hat seine Frucht um baares Geld und nicht um Assignaten verkauft; eingesperrt und das Geld konfiscirt.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident."

„Verfügung.

Rigault, Johann, ehemaliger Feldpater, hat gesagt, daß Toulon

nicht zu erobern sei, hat über den Sieg der republikanischen Armee bei Jemappes keine Freude geäußert, — soll verhaftet werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident."

„Verfügung.

Laussel, Franz, Bauer im Dorfe Castelfort, hat seinem Bruder, dem Expriester, ein Nachtlager gegeben; zu verhaften.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.
Loitün Planchet, Sekretär."

Beim Durchblättern dieses Protokolls waren mir zwei Erscheinungen auffallend: Die Erlasse der nachmittägigen Sitzungen lauteten immer viel milder, als die der vormittägigen; die auf schriftlichen Denuntiationen beruhenden Verfügungen waren viel strenger, als die durch mündliche, wenn auch viel schwerere Anklagen hervorgerufenen.

Mittlerweile erhob sich eines unbedeutenden Falles wegen im Schooße des Comité's ein heftiges Gezänk zwischen dem Präsidenten Dümont und dem Bürger Pistache; ich benutzte die Aufregung, um ungesehen den Saal zu verlassen.

Von der Gesellschaft meines Gönners und der unheimlichen Comitéluft endlich befreit, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt und zog mich dann in ein entlegenes Gasthaus zurück, nahm ein Zimmer und entschloß mich, hier im Stillen die Nacht zu erwarten und dann gegen acht Uhr mich vor das Haus Pistache's zu begeben, um Fräulein Amelie vor ihrem Rendezvous noch zu sprechen. Plötzlich meldete mir der Wirth, daß Jemand nach mir verlange. Mein erster Gedanke war, daß Pistache durch seine Spione mein Versteck aufgespürt; nichts Gutes ahnend, war ich anfänglich entschlossen, mich zu verleugnen; als jedoch der Wirth mir bemerkte, die Person, welche nach mir frage, sei ein Frauenzimmer, so ließ ich dieselbe eintreten. Wie groß war mein Erstaunen — Fräulein Amelie stand vor mir. Statt aller Begrüßung brach dieselbe in folgende Worte aus: „Großer Gott! was thue ich? Gib mir Kraft und Muth; es gilt das Leben meines Vaters!"

Ich (unterbrechend): „Erlauben Sie mir, Fräulein, vor allem die Frage: wie ist es möglich, daß Sie mich, wenn Sie wirklich mich suchen, hier entdeckt haben?"

Fräulein: „Den ganzen Tag habe ich Ihre Spur verfolgt und Sie endlich in diesem einsamen Gasthause aufgefunden. Ich weiß, daß mein Schritt gegen allen Anstand verstößt, aber mitten im Schiffbruche . . . O großer Gott! Ich will nicht lange Ihre Geduld mißbrauchen. Schon gestern Abend beim Scheiterhaufen habe ich Ihr Mitgefühl für das Unglück bemerkt; heute vor dem Gefängnißhaus machte ich die gleiche

Wahrnehmung; wissen Sie also, daß ich die Einladung des Bürgers Pistache nur im Vertrauen auf Ihren Schutz angenommen habe."

Ich: „Fräulein! Sie haben sich in mir nicht geirrt, ich stehe zu Ihren Diensten und bin bereit, mich Ihres Zutrauens würdig zu machen. Was verlangen Sie von mir? Sprechen Sie!"

Fräulein: „Daß Sie mich zu Bürger Pistache begleiten und mir das Wort geben, meine Ehre beschützen zu wollen."

Ich: „Ich schwöre es bei Gott! — Doch hören Sie, es schlägt acht Uhr! Gehen wir!"

Auf dem Hinwege erzählte mir Fräulein Amelie ihre Lebensgeschichte; sie ist sehr einfach. Ihr Vater, der Marquis von R., hatte im Vertrauen auf seine Unschuld und die schönen Versprechungen der Republik verschmäht, auszuwandern. Auf seinem Schlosse ein zurückgezogenes Leben führend, gab er sich der größten Sicherheit hin, als er vor einem Monat plötzlich durch eine Bande aufgestachelten Pöbels verhaftet wurde. „Gott allein weiß es," fuhr das Fräulein fort, „was ich seither gelitten. Ohne die Aufmunterung eines alten Priesters, der sich verkleidet in Avignon aufhält, und den Sie gestern Abend an meiner Seite gesehen, hätte mich der Schmerz längst aufgerieben. Alle Versuche, meinen Vater zu retten, sind bis heute gescheitert, und jetzt, o großer Gott!"

Ich: „Um Ihnen behülflich zu sein, edles Fräulein, muß ich mir eine, wenn auch delicate Frage erlauben. Welches waren bis jetzt Ihre Verhältnisse zu Bürger Pistache?"

Fräulein (nach einigem Zaudern): „Bürger Pistache war mir vor der Revolution nicht ganz unbekannt."

Ich: „Wurde er auf dem Schlosse Ihres Vaters empfangen?"

Fräulein: „Gott bewahre, Pistache hatte in keinem guten Hause Avignon's Zutritt. Ein Geldgeschäft führte ihn auf das Schloß; der Zufall fügte es, daß ich mich bei seinem Besuche gerade im Kabinet meines Vaters befand; sein Anblick erregte mir einen solchen Ekel, daß ich nicht Geistesgegenwart genug hatte, denselben zu verheimlichen. Pistache fühlte sich beleidigt und Tags darauf erhielt mein Vater einen Brief von ihm."

Ich: „Einen Drohbrief!"

Fräulein: „Leider nicht, sondern einen Liebesbrief. Pistache verlangte meine Hand und gab deutlich zu verstehen, daß bei dem herannahenden Revolutionssturm ein kräftiger Arm nicht zu verachten sei."

Ich: „Und welche Antwort gab Ihr Herr Vater?"

Fräulein: „Keine, und dafür sitzt er jetzt im Gefängniß."

Ich: „Genug, Fräulein, jetzt weiß ich genug. Sie haben meinen Beistand verlangt, ich schwöre Ihnen, Ihr Vater soll frei werden."

Wir waren bei dem finsteren Hause des Bürgers Pistache angelangt;

ein spärliches Licht, das durch ein schmales Fensterchen schimmerte, verkündete uns, daß der Elende sein Opfer erwarte. Mehr schwebend, als gehend, stieg Amelie die dunkle Treppe hinauf und ich folgte ihrem Schritte, fest entschlossen, das Leben des alten Marquis und die Ehre seiner Tochter entweder durch Güte oder durch Gewalt zu retten.

Ich klopfte an die Thüre des Empfangzimmers.

„Wer da?" entgegnete die kreischende Stimme Pistache's.

„Ich, die Bürgerin Amelie" — entgegnete gemäß unserer Verabredung das Fräulein.

„Tritt herein, Bürgerin!" — erwiederte Pistache, schadenfroh lachend und den Schlüssel in dem verrosteten Schlosse umdrehend; „sollte ich Dir zum zweiten Male einen Besuch gestatten, so sei fleißiger, schon sind zehn Minuten über acht Uhr verflossen, ein Mitglied des Revolutions-Comité's ist nicht gewohnt zu warten."

„Und ein Soldat der französischen Armee auch nicht" — mit diesen Worten trat ich gleichzeitig mit Fräulein Amelie in das Zimmer. Bei meinem Anblicke wurde der Sansculotte von Staunen ergriffen, bald machte jedoch die Verwunderung dem Zorne Platz und ingrimmig rief er mir zu:

„Brigand! was machst Du hier? Entferne Dich auf der Stelle, oder Du bist des Todes."

Statt aller Antwort schloß ich die Thüre hinter mir zu, drehte den Schlüssel zweimal um, steckte ihn in meine Tasche, legte die Arme kreuzweis übereinander und betrachtete stillschweigend meinen Sansculotten.

Dieser erblaßte.

Auf einmal brach er in ein Gelächter aus, zog sein runzliches Gesicht in Falten, schüttelte mir die Hand und sprach:

„Ah! ah! Du bist ein allerliebster Spaßvogel! So viel Witz hätte ich Dir nicht zugetraut. Wahrlich! Dein Spaß ist vollkommen gelungen. — Laß es jetzt gut sein. Ich habe einen Augenblick mit der Bürgerin Amelie wegen ihres Vaters zu sprechen, laß mich einige Minuten allein, ich stehe sogleich ganz zu Deinen Diensten."

Ich (im gleichen lachenden Tone): „Bester Freund! wenn ich Dir gefällig sein kann, so bin ich jederzeit bereit. Sogleich will ich mich entfernen, jedoch unter zwei Bedingungen."

Pistache: „Und diese wären?"

Ich: „Erstens, daß Fräulein Amelie vor mir Dein Haus verläßt; zweitens, daß Du vorher die Freilassung ihres Vaters unterzeichnest. Sobald diese Bedingungen erfüllt sind, ziehe ich mich zurück."

Pistache: „Ist das Alles, was Du verlangst? Wahrlich, Du besitzest eine seltene Uneigennützigkeit!"

Ich: „Ich muß Dir, Freund, bemerken, daß meine Zeit abgemessen ist; fünf Minuten gebe ich Dir Bedenkzeit, entweder Ja oder Nein."

Pistache (seine Heuchlermaske ablegend): „Elende Schlange, die ich an meinem Herzen erwärmt habe, Du wagst, den Löwen in seiner Höhle zu reizen? Wehe Dir! Bleib hier mit Deiner Maitresse; nicht Du sollst Dich, sondern ich will mich entfernen; aber ich werde wieder zurückkommen, zittere vor meiner Rache."

Ich: „Bürger Pistache! noch einen Schritt, und Du bist des Todes."

Pistache: „Meuchelmörder! in einem Hinterhalt glaubst Du mich tödten zu können!"

Ich: „Unterschreibe den Freilassungsbefehl und ich lasse Dich frei."

Pistache: „Nie und nimmer! Lieber will ich meine Hand abhauen, als diesen Befehl unterzeichnen."

Ich: „Es handelt sich hier nicht um Deine Hand, sondern um Dein Leben."

Pistache: „Also Du willst mich meucheln?"

Ich: „Einen Ehrenmann kann man meucheln, einen elenden Bösewicht schafft man aus dem Wege."

Fräulein (zum ersten Mal, seitdem sie im Zimmer war, das Wort ergreifend): „Mein Herr! ich bitte Sie . . . ."

Ich (einfallend): „Fräulein! Ihre Gegenwart ist hier nicht am rechten Ort. Haben Sie die Güte, einen Augenblick dieses Zimmer zu verlassen und mich auf der Treppe zu erwarten. Ich werde in Kurzem wieder bei Ihnen sein."

Hiermit öffnete ich die Thüre, nöthigte das Fräulein hinauszugehen und schloß die Pforte wieder fest hinter ihr zu.

Ich: „So, Bürger Pistache, jetzt sind wir allein; jetzt Ja oder Nein."

Pistache (nach einigem Zaudern): „Bürger! sei vernünftig und laß vernünftig mit Dir reden. Wenn ich den Ex-Marquis nicht frei lasse, so willst Du mich tödten? Aber was nützt Dir mein Tod? Wird der Ex-Marquis deßwegen frei? Mit Nichten! Wenn auch ich nicht mehr da wäre, so wird das Revolutionscomité ihn doch zum Tode verurtheilen und mit ihm auch — Dich, denn es ist unmöglich, daß Deine That unbekannt und ungerächt bleiben könnte."

Ich: „Du irrst Dich, Bürger! Wenn Du nicht mehr da bist, so ist der persönliche Feind des Marquis weg und seine Befreiung sicher, denn nicht weil das Comité ihn haßt, sondern weil Du seine Tochter Deiner Lust opfern willst, ist sein Leben in Gefahr. Was mich betrifft, so kannst Du sicher sein, daß das Comité mich wegen Deines Mordes nicht aufsuchen wird."

Pistache: „Warum das?“

Ich: „Weil nach vollbrachter That nicht das Comité mich, sondern ich das Comité sogleich aufsuchen werde, um vor ihm folgende Rede zu halten:“

Pistache: „Laß einmal hören diese Rede!“

Ich: „Bürger,“ — so werde ich das Comité anreden, — „gestern, ja heute noch glaubte ich in Euerem Collegen Pistache einen guten Patrioten zum Freunde zu haben, allein dieser Patriot war ein Heuchler, ein Verräther des Vaterlandes! Hört, Bürger! Ich hatte den Abend im Hause Eueres Collegen zugebracht und wir tranken auf das Wohl der Republik. Da erhitzte das Getränke allmählig seinen Kopf, er verlor seine heuchlerische Klugheit, er weihte mich in seine Geheimnisse ein, er bot mir an, mit ihm gemeinschaftliche Sache zum Untergang der Republik zu machen. Als ich dieses Ansinnen von der Hand wies, da reute ihn seine Schwatzhaftigkeit, er zog einen Dolch und wollte mich, den Mitwisser seiner geheimen Pläne, auf die Seite schaffen: allein die Freiheitsliebe stählte meinen Arm und in dem Kampfe, der sich zwischen uns entspann, hatte ich das Unglück den Verräther zu tödten, ich sage: das Unglück, denn ein solcher Verräther sollte zur allgemeinen Warnung unter dem Beile der Guillotine und nicht unter dem Degen eines Offiziers fallen. So ungefähr werde ich das Comité anreden.“

Pistache (auflachend): „Und Du bildest Dir ein, daß das Comité Deiner Aussage Glauben schenken wird?“

Ich: „Allerdings werden Deine Collegen zuerst den Kopf schütteln und Zweifel äußern, allein hierauf schon gefaßt, würde ich in meiner Rede fortfahren: „„Bürger! Verlangt Ihr ein Zeugniß für meine Aussage, so führet mich in die Wohnung des Verräthers Pistache und Ihr sollt mit Eueren eigenen Augen den unumstößlichen Beweis sehen.““ Auf diese bestimmte Anzeige kann das Comité nicht ablehnen, mich in Dein Haus zu begleiten, das Volk wird sich aus Neugierde anschließen; in Deiner Wohnung angelangt, werde ich mit der einen Hand auf Deinen blutenden Leichnam weisen und mit der andern die verborgene Thüre zu dem geheimen Kabinet (bei diesem Worte wurde Pistache wie vom Blitze getroffen) öffnen, das Du mir gestern unkluger Weise gezeigt hast, und das Dein Todesurtheil verbirgt. Was glaubst Du, was wird das Volk beim Anblick dieses Kabinetes thun? Racheschnaubend wird dasselbe Deinen Leichnam im Gassenkoth herumschleppen, mich aber im Triumphe nach Hause tragen. . . . . Doch die Zeit drängt. Die fünf Minuten sind vorbei. Willst Du die Freilassung des Marquis von R. unterzeichnen? Ja, oder nein?“

Pistache: „Adjutant, Du hast die Parthie gewonnen, es bleibt mir Nichts übrig, als meine Schuld zu bezahlen.“

Hiermit setzte er sich an seinen Schreibtisch, zog einen gedruckten Entlassungszettel hervor, schrieb den Namen des Marquis auf denselben, unterzeichnete ihn und reichte mir das Papier mit den Worten: „Du bist ein ganzer Kerl, wenn Du so fortfährst, so kann aus Dir Etwas werden. Nimm hier das Papier und sei versichert, daß ich auf keine Rache sinne."

Schnell warf ich einen Blick auf den Entlassungsbefehl, denn noch immer witterte ich Verrath; derselbe war jedoch in aller Form ausgestellt und gesetzlich unterzeichnet. Nicht wünschend, den Sansculotten noch weiter zu erzürnen, drückte ich ihm meinen Dank aus, als hätte er mir freiwillig diese Gefälligkeit erzeigt, reichte ihm so freundschaftlich als möglich die Hand und eilte, dem Fräulein Amelie die frohe Botschaft zu bringen. Ich fand dieselbe auf der Stiege knieen und in Todesangst zu Gott für die Rettung ihres Vaters flehen. Keine Feder vermag die Gefühle zu schildern, welche das Herz dieses Engels durchbebten; sie wollte mir danken, allein sie fand keine Worte. Nachdem ich die Tochter bis zu ihrer Wohnung begleitet und sie dem ungestörten Genuß ihrer himmlischen Freude überlassen hatte, zog ich mich in meine Wohnung zurück, in meinem Innern einen unüberwindlichen Aerger über die Schlechtigkeit der elenden Volksbetrüger fühlend; ich glaube, daß ich in diesem Augenblick der Aufregung, gleich Anselm, die mir sonst so theuere Republik ebenfalls verfluchte. Während der Nacht fand ich keine Ruhe; die ganze gestrige Scene wiederholte sich vor meiner aufgeregten Phantasie; im Traume sah ich Pistache den Freilassungsbefehl widerrufen und an der schönen Amelie grausame Rache nehmen. Dieser Traum ließ mir keine Ruhe; kaum tagte der Morgen, so warf ich mich in die Kleider und eilte zu Pistache. Ich fand den Bürger noch im Bette. Bei meinem unerwarteten Anblick lachte Pistache hell auf und fragte mich scherzend: „He! Kamerad! willst Du mir schon wieder eine schöne Aristokratin abjagen? Oder ist Dir bange um Deinen Sieg? Sei unbesorgt, statt einer stehen mir zwanzig solcher Geschöpfe zu Gebote, ich kann Dir diese Amelie wohl überlassen. — Nur Eines verlange ich von Dir, nämlich, daß Du mir unverbrüchliches Stillschweigen über das Vorgefallene gelobst."

Ich: „Ich verspreche es Dir bei meiner Ehre."

Pistache: „Hiermit bleibt alles Geschehene vergessen. Im Grunde bin ich Dir zum Dank verpflichtet, denn Du hast mir eine Lehre gegeben, künftig vorsichtiger zu sein und keinem Menschen meine Geheimnisse anzuvertrauen. Diese Lehre ist eine Belohnung werth. Sprich, kann ich Dir mit Etwas gefällig sein?"

Ich: „Allerdings und zwar mit einer Auskunft."

Pistache: „Und die wäre?"

Ich: „Wie kommt es, daß unter den vielen Damen, welche Du zu

einem Besuche in Deinem Kabinet gezwungen, nicht Eine Dich verrathen hat?"

Pistache: „Da erkennt man wieder das unschuldige Kind. Gestern glaubte ich, daß aus Dir Etwas werden könne, heute überzeuge ich mich von dem Gegentheil. Wisse denn, unschuldiges Kind, daß der Weg aus meinem Kabinet alle diese Damen und Dämchen in gerader Linie auf das Schaffot führt; nun aber kenne ich keinen verschwiegeneren Freund, als die Guillotine; da hast Du die einfache Lösung Deines unschuldigen Räthsels."

Ich: „Fräulein Amelie also, nachdem sie zur Rettung ihres Vaters sich Deiner Leidenschaft geopfert, hätte, statt das Leben ihres Vaters, ihren eigenen Tod unter dem Fallbeil davon getragen?"

Pistache: „So hätte ich mich an dem Marquis und seiner Tochter gerächt, so räche ich mich an allen diesen Aristokraten."

Ich (empört über diese ruchlose, cynische Sprache): „Nun ersuche ich Dich noch um eine Gefälligkeit."

Pistache: „Und die wäre?"

Ich: „Daß ich Dir, Ungeheuer, offen mein Urtheil über Deine Person in das Gesicht sagen darf."

Pistache: „Unschuldiges Kind, das ist vollkommen überflüssig. Ich bin, der ich bin. Dein Urtheil wird mich nicht ändern; behalte es daher für Dich und laß mich jetzt in Ruhe. Du schweigst über das Vorgefallene und ich nehme an Dir keine Rache. Hiermit sind wir Beide befriedigt und also abgemacht."

Dies waren die letzten Worte, welche ich mit Bürger Pistache gewechselt; später hat er mich und ich ihn nicht mehr gesprochen, wir schätzten uns Beide glücklich, uns nicht mehr zu treffen.

Nach diesem Vorfall verflossen einige Tage ohne bedeutende Ereignisse; nur im Hause des Herrn Marcotte trug sich die Veränderung zu, daß ein dritter Einquartirter zu uns stieß. Es war dies ein junger Kriegscommissär, lebhaft und geistreich, der trotz seiner Stelle als republikanischer Offizier Toulon für unbezwingbar erklärte und dadurch sich in die Gunst des Hausherrn setzte. „Meiner Treu," so äußerte sich wiederholt Herr Marcotte, „Toulon ist die Hoffnung der Königlichgesinnten. Fällt Toulon in die Hände der republikanischen Truppen, so will ich mein Haupt scheeren und in Sack und Asche Buße thun."

Wie Anselm und ich eines Tages, als Herr Marcotte eben diesen Spruch wiederholt hatte, auf das Hauptquartier gingen, hörten wir Trommelwirbel und Gewehrfeuer; bald wogte der Pöbel durch die Straßen der Stadt, überall zeigten sich die Ausbrüche der wildesten Freude. Wir mischten uns unter das Volk, um die Ursache dieses Freudenrausches zu

vernehmen. „Wie, Bürger, Ihr wißt nicht, daß Toulon in die Hände der Republik gefallen?“ rief uns ein ältlicher Mann zu, der tanzend und singend durch die Straße hüpfte.

„Also Toulon gefallen!“ sagte ich zu Anselm, „was wird jetzt Herr Marcotte thun?“ Die Antwort ertheilte uns der Herr selbst, indem er im gleichen Augenblicke mitten aus der Volksmenge auf uns zueilte, uns Beide umarmte und so laut als möglich ausrief: „Freunde! Toulon ist gefallen! Ich sterbe vor Freude, es lebe die Republik!“

Ganz erstaunt über diese Frontveränderung, entgegnete ich ihm: „Aber, Herr Marcotte, Sie wollten ja das Haupt scheeren und den Bußsack umhängen, wenn Toulon falle?“

„Stille! Um's Himmelswillen, stille“ — flüsterte er mir in's Ohr; — und sogleich rief er wieder mit einer Stimme, daß es alle Umstehenden auf hunderte Schritte hören konnten: „Es lebe die siegreiche republikanische Armee, es lebe unser Toulon!“

Um Herrn Marcotte durch unseren Anblick nicht die Schaamröthe auf das Gesicht zu treiben, schlugen wir einen andern Weg ein; noch lange tönte sein Freudenruf durch die Straße.

Wie wir uns beim Mittagsmahl wiedersahen, lenkte Herr Marcotte sogleich selbst das Gespräch auf sein Betragen: „Meine Freunde, meine heutige Handlungsweise mag Ihnen auffallen und mich vielleicht in Ihren Augen verächtlich machen; allein wenn Sie die Sachlage näher auffassen, so werden Sie finden, daß das Verächtliche und Unwürdige nicht auf mich, sondern auf die Republik fällt. Wenn uns die Republik auch nur einen Schatten von Freiheit gewährte, so würde ich und noch viele Andere den Fall Toulons öffentlich beweinen, wie wir es in unserem innersten Herzen thun; allein nicht nur da die Republik den wahren Ausdruck unserer Gesinnung verbietet, sondern selbst das Stillschweigen als verdächtig erklärt und uns nur die Wahl zwischen der Heuchelei und der Guillotine läßt, so fällt die Schande unserer Heuchelei nicht auf uns, sondern auf die Republik.“

Auch der Kriegscommissär suchte sich wegen seiner verfehlten Prophezeiung über Toulons Unbesiegbarkeit bestmöglichst aus der Patsche zu ziehen und fügte nach Art der eigentlichen Wahrsager seiner ersten sogleich eine zweite Prophezeiung bei, welche diesmal also lautete: „Jetzt aber, meine Herrn, sage ich Euch: wer Schuhe hat, der verberge sie, wer Decken hat, der verstecke sie, wer Fleischtöpfe hat, der bringe sie in Sicherheit, denn es werden sonderbare Tage über Avignon kommen.“

Dieser spaßhafte Spruch brachte die Heiterkeit in die Gesellschaft zurück. Alle bestürmten den Propheten um nähere Erklärung, er aber hüllte sich in ein geheimnißvolles Schweigen und gab die trockene Antwort: „Die Ereignisse werden sprechen.“

6

Wirklich sprachen die Ereignisse schon nach vier Tagen und diesmal machten sie den Propheten nicht zu Schanden. Die Bezirkscommission legte der Stadt Avignon eine außerordentliche Kriegssteuer auf, bestehend in 10,000 Paar Schuhen, 3,000 Decken, 2,000 Fleischtöpfen, 200 Pistolen, 600 Schleppsäbeln, Alles innerhalb acht Tagen zu liefern. War Avignon schon vor dieser Contribution arm und dürftig, so stieg jetzt besonders bei der gewerbtreibenden Klasse das Elend auf einen bedenklichen Grad; die ganze Stadt lag in Trauer und unser Aufenthalt wurde je länger je unfreundlicher. — So angenehm auch das Haus des Bürgers Marcotte für uns persönlich, so gastfreundlich auch der Hausherr, so zuvorkommend seine Tochter Clotilde war, so sehnten wir uns doch nach einem Garnisonswechsel. Dieser erfolgte endlich zu unserer großen Freude; unser Bataillon wurde nach Frejus beordert. Der Tag, an dem wir die Stadt verließen, war ein kalter, schauerlicher Wintertag und doch hatten bei unserem Abschiede die meisten Einwohner die Sommerkleidung angethan. Warum? Die Behörden hatten auf diesen Tag eine Requisition von Mänteln für die Armee ausgeschrieben und da versteckten die guten Bewohner von Avignon ihre warmen Kleider aus Furcht, daß die Republik ihnen auch diese noch vom Leibe ziehe.

9. Märsche. (Der Wirth. Gespensterspuk.)

Am 16. Nivôse marschirten wir von Avignon ab und machten am 17. zu Cavaillon Halt, den 18. zu Organ, den 19. zu Lambesc, den 20. zu Aix, den 21. zu Marathan, früher St. Maximin genannt, den 22. zu Brignolles, den 24. zu Draguignan.

In dieser letztgenannten Stadt wies uns der Municipalrath Quartiere an, Anselm und ich wurden zu einem alten Domherrn geführt, der in den letzten Zügen lag. Da wir dem Sterbenden seine letzten Augenblicke nicht verbittern wollten, gingen wir in ein Wirthshaus, wo uns ein so schlechtes Nachtessen zu Theil wurde, daß ich die ganze Nacht unwohl war und am folgenden Tage nicht mit dem Bataillon abmarschiren konnte. Ich blieb bis gegen Mittag im Bett, konnte einige Stunden ruhen, worauf ich um zwei Uhr zu Pferd stieg, um noch vor einbrechender Nacht das Bataillon wieder einzuholen. Es herrschte eine empfindliche Kälte. Nachdem ich bereits vier Stunden zurückgelegt, ging ich in ein beiläufig auf halbem Weg gelegenes kleines Gasthaus, um ein Glas warmen Wein zu trinken und mich zu erwärmen.

„O, mein Offizier," sagte der Wirth gleich beim Eintreten zu mir, „wärest Du doch eine halbe Stunde früher angelangt. Gerne hätte ich

Dir eine Assignate von hundert Livres gegeben, wenn ich Dich zur Seite gehabt . . . . Sieh doch, wie ich zugerichtet wurde!"

Ich sah wohl, daß die Carmagnole des Wirths stark mit Blut befleckt war; den Kopf hatte er eingebunden, und durch die arg zerfetzten Lippen hindurch konnte ich eine bedeutende Zahnlücke bemerken; zwei Zähne waren ihm ausgeschlagen. „Was ist Dir denn begegnet?" fragte ich den Wirth, „hast Du Dich mit einem Betrunkenen herumgebalgt?"

Wirth: „O nein, Bürger, der Elende war ganz kaltblütig, ruhig und nüchtern."

Ich: „War es etwa ein Zechbruder, der seine Schuld nicht bezahlen wollte?"

Wirth: „Im Gegentheil, er wollte mich mit Gold bezahlen."

Ich: „Wenn er aber nicht betrunken war und Dich nicht betrügen wollte, warum bist Du mit ihm handgemein geworden? Hatte er Dich etwa insultirt?"

Wirth: „Was das betrifft, muß ich ihm Recht widerfahren lassen, er betrug sich ganz höflich gegen mich."

Ich: „So hol Dich der T . . . . . mit Deinen räthselhaften Reden. Ich habe keine Zeit zu verlieren; bringe mir schnell ein Glas warmen Wein . . ."

Wirth (ohne vom Platze aufzustehen): „Sogleich! Der Mensch aber, welcher mich so übel zugerichtet hat, war ein — Verschworner."

Ich: „Ein Verschworner? Wie weißt Du das?"

Wirth: „Das war leicht zu errathen. Es war ein junger Mann von 23 bis 25 Jahren, schwarzen Augen, kühnem Blick, feinem Gesicht, weißen und schlanken Händen wie ein Frauenzimmer; seine Kleider waren zwar abgetragen, aber so reinlich gehalten wie ganz neue; dabei zeigte er sich im Gespräch so höflich, daß er mich kein einziges Mal mit dem Wort „„Bürger"" anredete. Schon das war mir sogleich auffallend; weil ich jedoch keine Beweise hatte, so schwieg ich noch eine kleine Weile; nachdem er aber das Frühstück, das ich ihm gebracht, in fünf Minuten verzehrt hatte, nahm er mehrere Goldstücke aus der Tasche und gab mir eines, um mich damit zu bezahlen. Jetzt dachte ich bei mir selber: „„das ist ein ehemaliger Adeliger, welcher der Guillotine entrinnen und in's Ausland wandern will! Hieraus soll aber Nichts werden!"" Ich nahm also das Goldstück zur Hand, und unter dem Vorwand, ich wolle es auswechseln lassen, lief ich schnell zum Sicherheits-Comité und machte die Anzeige, daß sich ein Verdächtiger in meinem Haus befinde. „„Schon recht,"" sagte der Präsident, „„ich will meine Leute zusammenrufen. Inzwischen gehe schnell wieder zu dem Verschwornen und halte ihn auf, wenn er etwa fortgehen will."" Ich machte mich sogleich auf die Füße und war in fünf Minuten wieder zurück."

„„Habt Ihr jetzt Münze?““ sagte der Adelige und sah mir fest in's Auge.

„Auf diese Frage wurde ich roth und blaß; denn in der Eile hatte ich ganz vergessen, das Goldstück zu wechseln. Der Elende blickte mich auffallend an, kam dann plötzlich auf mich zu und sprach: „„Mein Freund, ich achte den Gensd'armen, der seine Pflicht thut, und hasse auch den Henker nicht; aber den Verräther und Spion verachte und verabscheue ich vom Grund des Herzens. Warum hast Du mich verkauft? Wann wird man zu meiner Verhaftung hierherkommen? Nur heraus; verschweige mir die Wahrheit nicht, oder Du bist des Todes!““

„Bei diesen Worten zog der Meuchelmörder eine Pistole aus der Tasche und hielt sie mir auf die Brust.

„„Bürger,““ rief ich, „„mit einem Eid betheure ich Dir, daß ich Dich nicht angegeben habe.““

„Auf diese Antwort faßte der Fremde die Pistole bei ihrem Laufe und versetzte mir mit dem Schaft einen heftigen Schlag in's Gesicht. Das Blut spritzte so stark aus der Wunde, daß ich Nichts mehr sah: auch hatte der heftige Schlag mich so betäubt, daß ich das Bewußtsein verlor und der Elende diesen Augenblick zum Entfliehen benutzen konnte.“

Ich: „Und das Sicherheits-Comité?“

Wirth: „Das erwarte ich erst noch . . . . O, die Adeligen, die Adeligen sind einander alle gleich; sie lechzen nur nach dem Blute des Volkes.“

Ich: „Sonderbar, Bürger; ich finde, es sei Dir in diesem Fall nur zu Theil geworden, was Du verdient. Was hatte Dir der unglückliche Verbannte zu Leide gethan? Welchen Grund zur Rache hattest Du gegen ihn?“

Wirth (höchlich erstaunt über meine Bemerkung): „Ist es denn nicht jedem Bürger zur Pflicht gemacht, die ehemaligen Adeligen anzugeben? . . . Das Wohl der Republik . . .“

Ich: „Ist nicht jedem, der einen Emigranten ausliefert oder verhaften läßt, eine Belohnung zugesichert? Das Geld, nicht die Republik, spielt bei Dir die Hauptrolle.“

Ich bezahlte schnell die Rechnung, stieg wieder zu Pferd und machte mich auf den Weg. Ich wollte den Proscribirten, dem es in diesem Wirthshaus so übel ergangen war, einholen und ihm, wenn möglich, behülflich sein. Mein Wunsch ging aber, wie sich später zeigen wird, erst einige Tage nachher in Erfüllung.

Den Weg bis Fayence, wo sich das Bataillon befand, legte ich unter düsteren Gefühlen zurück; mit Schmerzen dachte ich nach, wie die republikanische Regierung den alten ritterlichen Geist Frankreichs mehr und

mehr verdrängte. War nicht die Verrätherei an der Tagesordnung, und wurde die Angeberei nicht als eine patriotische Tugend angesehen?

Nicht weit vor Fayence bemerkte ich Anselm; er lag mitten auf der Straße im Schnee und erwartete mich. „Lieber Freund," sagte er, „das Glück zeigt sich uns nicht günstig; gestern wurden wir von der Municipalität zu einem Sterbenden einquartiert, heute bei einem Verstorbenen."

Ich: „Wie das, Anselm?"

Anselm: „Das ist buchstäblich, wie ich Dir sage; unser Quartierbillet weiset uns ein Haus an, wo kürzlich ein alter Mann mit Tod abgegangen . . . Die ganze Familie ist noch in der tiefsten Trauer. Ich denke, wir wollen nicht dort zu Nacht speisen; wenn es Dir recht ist, so gehen wir in ein Wirthshaus."

Ich: „Ich mag mir's wohl gefallen lassen; nur muß ich Dir bemerken, daß ich mit meiner Kasse nicht mehr zum Besten bestellt bin. Hast Du Geld?"

Anselm: „Ich Geld? Mein ganzes Leben hatte ich kein Geld als die wenigen Louis, welche mir der Stadtschreiber von Montelimar gegeben hat."

Ich: „Und natürlich, diese hast Du schon lang verbraucht?"

Anselm: „Ja, ganz natürlich. Nun, man muß sich in Alles zu fügen wissen. So gehen wir denn in's Todtenhaus!"

Ich: „Wir werden keine Wahl haben, Anselm. Indessen, eine Nacht ist bald vorüber."

Anselm: „Ja wenn man uns nur schlafen läßt."

Ich: „Wer sollte uns am Schlafen hindern?"

Anselm: „Richtig, ich habe vergessen, Dir den Spuk zu erzählen. Nun, lieber Freund, vor vier Tagen ist der Besitzer des betreffenden Hauses verstorben, und nun läßt er, wie es scheint, es sich nicht wehren, alle Nacht wieder aufzutreten und in seinem Zimmer zu wandeln. Die Mägde betheuerten mir, sie hätten ihn mit eigenen Augen gesehen. Die Eigenthümerin des Hauses, eine alte Person von fünfzig Jahren, Schwester des Todten, stirbt beinahe vor Furcht und hat alles Mögliche gethan, um mich zum Verbleiben bei ihr zu bewegen."

Ich: „Du hättest Dir ausbedingen sollen, das sie Dir ein herrliches Nachtessen auftischen müsse, dann wollest Du ihrem Wunsche entsprechen."

Anselm: „Du hast Recht; ich muß bekennen, das ist mir nicht eingefallen. Aber es läßt sich Alles noch immer machen. Glaubst Du an Geistererscheinungen, Alexis?"

Da Anselm mich in vollem Ernst fragte, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren. „Warum magst Du so lachen," entgegnete er, „ich habe

viele sehr aufgeklärte Männer gekannt, die an die Möglichkeit der Geistererscheinungen glaubten."

Ich: „Und was hältst Du davon, Anselm?"

Anselm: „Ich bin darüber mit mir selbst nicht im Reinen."

Ich: „Ja, jetzt merke ich es, weil Du Dich vor Geistererscheinungen fürchtest, hättest Du vorgezogen, in einem Wirthshaus zu übernachten?"

Anselm: „Durchaus nicht; im Gegentheil wünschte ich Nichts lieber, als einmal mit einem Geist zusammenzutreffen."

Ich: „Nun, da hast Du die schönste Gelegenheit, Deinen Wunsch zur Ausführung zu bringen."

Anselm: „So gehen wir also hin?"

Nachdem wir etwa fünfhundert Schritte gegangen, hielt Anselm vor einem alleinstehenden, schönen Hause und sagte zu mir: „Da ist's." Ich zog die Glocke, eine ältliche Magd öffnete uns die Thüre, äußerte aber ihre größte Verwunderung, als sie Anselm sah. „Wie, kommen Sie wieder hieher, Bürger?" redete sie ihn im Ton des größten Unmuths und des Vorwurfs an. „Hatten Sie nicht gesagt, Sie wollen in's Wirthshaus gehen?"

Anselm that, als beachte er diesen unfreundlichen Empfang nicht, und sagte: „Ja, das ist wahr; aber leider ist auch wahr, daß der Mensch denkt, das Geld lenkt. Unsere Kasse ist gar übel bestellt und so sind wir denn genöthigt, die Gastfreundschaft in Anspruch zn nehmen."

Die Magd, scheu um sich blickend, sagte halblaut: „Wenn's nur an dem fehlt, so ist schon zu helfen, da haben Sie zwei Thaler."

„Geld?" erwiederte Anselm in wegwerfendem Tone; „für wen hältst Du uns? Wir sind Militärs und verlangen Herberge und kein Almosen!"

„Babette, warum läßt Du diese Herren nicht hereinkommen?" rief eine gellende Stimme vom Fenster herab.

„Das ist die Madame," murmelte die Magd halblaut; „jetzt ist unsere Sache verloren!"

Wir wurden in einen großen, altmodisch möblirten Saal geführt, wo eine bejahrte Dame in einem Lehnsessel saß. Bei unserem Eintreten stand sie auf, hieß uns freundlich willkommen und lud uns zum Verbleiben ein.

Auf unsere Frage, warum ihr unsere Anwesenheit so erwünscht sei, gestand sie ohne Umschweif, daß sie seit vier Tagen wegen einer Geistererscheinung große Furcht ausstehe; übrigens müsse sie sich ausbitten, daß einer von uns in dem Zimmer schlafe, wo ihr edler Bruder verstorben sei, weil sie kein anderes Zimmer frei habe. Dabei aber bot sie uns an, was Küche und Keller vermöchten.

Nach einer Stunde war ein herrliches Nachtessen in Bereitschaft

gesetzt. Um neun Uhr standen wir vom Tische auf, und Anselm erbot sich, in dem Zimmer zu schlafen, wo der Geist seinen Spuk trieb. „Dabei", sagte er, „bitte ich mir eine Kerze, fünf bis sechs Bouteillen Wein und ein unterhaltendes Buch aus, damit ich nicht einschlafe."

„Dies Alles sollen Sie haben; aber vergessen Sie ja nicht, Ihre Flinte zu laden und den Säbel bei der Hand zu haben", sagte die alte Hausfrau, deren kleine und tiefliegende Augen, dicke Augenbraunen, gebogene und platte Nase und dünne Lippen den höchsten Grad von Verschmitztheit und Boshaftigkeit verriethen. Babette aber war ganz verwirrt und unruhig, als Anselm mit solcher Entschlossenheit sich in Bereitschaft setzte.

Zum besseren Verständniß des Folgenden muß ich bemerken, daß links von dem fraglichen Haus ein Gebäude stand, das ein Mittelding von Menschenwohnung und Scheuer war; im Erdgeschoß des Hauses befand sich auf der einen Seite eine Waschanstalt, auf der andern ein wohlverschlossener Behälter zum Aufbewahren von Früchten und Lebensmitteln für den Winter. Im ersten Stock lagen links von der Stiege zwei Zimmer, das erste ein kleiner Saal, das zweite eine Schlafkammer; in dieser war der Hausbesitzer gestorben und hier wollten die Mägde ihn später gesehen haben, wie er, in ein Leintuch gehüllt, eiserne Ketten geschüttelt habe. Rechts von der Treppe befand sich eine große Bühne, halb mit Heu und Stroh gefüllt.

Das Gewehr am Rücken, den Säbel an der Seite, die sechs Bouteillen Wein in beiden Händen, schickte sich Anselm an, Babette zu folgen, und wünschte gute Nacht.

„Laß mich auch mitgehen", sprach ich zu Anselm; „denn ich möchte die Bühne sehen, auf der das Drama ufgeführt wird." Da Babette uns so weit vorausgeeilt, daß sie uns nicht mehr verstehen konnte, sprach ich leise zu Anselm: „Nimm Dich vor dieser Magd in Acht, denn ich halte sie für verschmitzt."

Anselm: „Was sagst Du da!"

Ich: „Es will mir scheinen, diese Babette, die uns so bereitwillig zwei Thaler angeboten, wenn wir in's Wirthshaus gehen wollen, sucht die Leichtgläubigkeit ihrer Hausfrau zu mißbrauchen."

Anselm: „Wozu?"

Ich: „Das weiß ich nicht. Vielleicht um sich zu rächen, vielleicht um ein Verlassen des Hauses zu bezwecken. Jedenfalls darfst Du Dich nicht zum Besten halten lassen."

Anselm: „Schon recht, ich will schon Acht haben, und Wehe dem, der mit mir Spott treiben wollte. Ich denke aber . . . ."

Ich: „Still, Babette sucht das Schlüsselloch, scheint aber die Ohren uns zugewendet zu haben."

Wir untersuchten die Schlösser und überzeugten uns, daß die Saalthüre gut verschlossen und überdies mit zwei starken Riegeln wohl verwahrt war.

Babette machte im Kamin ein großes Feuer an, legte die Tücher über das für Anselm bestimmte Bett, wandte sich gegen uns und sagte: „Ich weiß wohl, daß Soldaten ihre Furcht nie gestehen dürfen, und daß ihnen das Ehrgefühl nicht gestattet, der Gefahr auszuweichen; aber wenn Sie das Außerordentliche und Uebernatürliche gesehen hätten, wovon ich Augenzeuge gewesen, so darf ich Sie versichern, daß Sie das Ehrgefühl bei Seite setzen und diesen Gemächern, auf denen der Fluch lastet, nicht trauen würden. Um Alles in der Welt aber möchte ich nicht, daß Ihnen ein Leid geschehen sollte . . . Wollen Sie in das Wirthshaus gehen? Es ist noch Zeit. Ich habe Ihnen früher zwei Thaler angeboten; jetzt gebe ich Ihnen sechs, wenn Sie meinem guten Rathe folgen wollen. Nur muß ich Sie bitten, am Morgen in aller Frühe wieder hieherzukommen, um meine Gebieterin in dem Glauben zu erhalten, daß Sie hier geschlafen. Wollen Sie die sechs Thaler?"

Dieses zudringliche und auffallend großmüthige Anerbieten der alten Magd bestärkte uns noch mehr in unserem Argwohn.

„Sehr gerne", sagte Anselm, „würde ich die sechs Thaler annehmen, weil es denn doch immer etwas Bedenkliches ist, einem übernatürlichen Wesen, das nicht Fleisch und Bein hat, das man also nicht fassen und nicht bekämpfen kann, gegenüberzustehen; aber ich müßte mir ein Bedenken daraus machen, eine solche Summe von Dir anzunehmen, weil ja ein solches Opfer bei Deinem Dienstlohn für Dich unerschwinglich wäre. Ueberdieß bin ich müde und schläfrig, und will mich lieber bald zur Ruhe legen."

„Die Furcht, ein solches Opfer wäre für mich zu schwer, darf Sie nicht bestimmen," erwiderte Babette mit solcher Gereiztheit, daß unser Verdacht zur völligen Gewißheit gesteigert wurde, „denn ich stehe ökonomisch nicht so übel, und sechs Thaler mehr oder weniger, das macht mir Nichts."

Anselm aber bemerkte ihr: „Ich habe Dir schon gesagt, daß ich vor Schläfrigkeit beinahe umsinke und lieber allein sein möchte. Was ich sage, sage ich gelassen, aber nicht gern zwei Mal."

Auf eine so entschiedene Erklärung ließ sich freilich nichts mehr einwenden, und so zog sich denn Babette murrend zurück.

Da Babette mich durch den Garten in mein Zimmer, das sich im schönsten Theile des Hauses befand, führen mußte, so fragte sie mich noch, ob ich meinem Kameraden Muth genug zutraue, und sie war sichtlich erfreut, als ich ihr bemerkte, er sei ein wenig großsprecherisch, und wenn er auf einmal ein Gespenst in einem Leintuch vor sich sehe, werde

er gewiß zusammenfahren, daß er sich nicht rühren und nicht einmal um Hülfe rufen könne.

Ich ließ das Licht fortbrennen, stellte es aber in den Kamin, damit es von Außen nicht bemerkt wurde, und legte mich alsbald zu Bette.

Schon hatte ich eine geraume Zeit geschlafen, als ich plötzlich von einem heftigen Knall aufgeweckt wurde. Schnell sprang ich aus dem Bett, griff nach dem Degen und eilte, nur mit den Hosen bekleidet, zur Stiege.

„Ach, Bürger," rief mir die alte Dame, die mit einem Licht in der Hand aus ihrem Zimmer kam, zu, „eilen Sie doch Ihrem Kameraden zu Hülfe! . . . Doch nein . . . verlassen Sie mich nicht! . . . Was vermöchten Sie wohl gegen den Geist meines Bruders? . . . Bleiben Sie, ich bitte dringend! . . . Lassen Sie mich doch nicht allein . . . Ich sterbe vor Schrecken."

Sie hatte mich beim Arm gefaßt und hielt mich so fest, daß ich mich kaum von ihr loswinden konnte. Ich wollte eben weiter gehen, da kam auch die alte Babette daher, so aufgeregt und so unnatürlich heftig zitternd, daß ich sogleich Verdacht schöpfte, es sei mit ihrem Schrecken nicht wahrer Ernst.

„Ach, Bürger," sagte Babette, indem sie sich die Thränen von den Augen trocknete, „ich habe es Ihnen vorhergesagt. Wenn nur der Todte nicht, durch den Trotz gereizt, Ihrem Kameraden Schlimmes angethan hat!"

„Spreche doch nichts mehr von dem Gespenst, Elende, Du weißt wohl ganz gut, was an der Sache ist! Aber nimm Dich in Acht; wenn meinem Freunde das geringste Ueble begegnet ist, so werde ich an Dir, alte Heuchlerin, furchtbare Rache nehmen." — Sprach's und ging in aller Eile die Treppe hinunter.

„Warten Sie doch auf uns, Bürger," rief die Dame mir nach, „wir dürfen hier nicht allein bleiben, wir kommen mit Ihnen." Unverweilt eilte ich mit der Hausherrin und ihrer Magd an das Zimmer meines Kameraden, klopfte an der Thüre, erhielt aber keine Antwort; indessen drang ein starker Pulvergeruch aus demselben. „Anselm, Anselm!" rief ich hinein, „schließe auf, ich bin es! . . . Wenn Du nicht sogleich aufschließest, so sprenge ich die Thüre."

Da sich noch immer Niemand hören ließ, so wollte ich aus meiner Drohung Ernst machen und versuchte mit der Spitze meines Degens dem Schloß beizukommen, da ließ sich endlich Anselm hören und rief mir zu: „Geduld, lieber Freund, bis ich wieder recht bei mir selber bin! Ich wanke und kann nicht aufrecht stehen. . . . Gedulde Dich ein wenig!"

Da ich wußte, wie viel Muth, Geistesgegenwart und physische Kraft mein Kamerad besaß, so ist es leicht begreiflich, daß mir diese seine Worte

auffallend vorkamen. Das Herz klopfte mir, als ich ihn einige Sekunden darauf schweren Schrittes gegen die Thüre zuwanken hörte. „Bist Du verwundet?" fragte ich ihn mit Ungeduld, und stürmte in's Zimmer, sobald die Riegel zurückgeschoben waren. Von dem Flintenschuß, den ich gehört hatte, war das Zimmer mit einem so dicken Rauche gefüllt, daß es ganz dunkel aussah und ich vor Allem ein Fenster aufriß. „Nun, Anselm, was gibt's, was ist geschehen?"

Anselm: „Sind meine Haare nicht ganz grau geworden? Ich muß mich verwundern, daß ich nicht ganz grau bin, denn es hat mich so gefaßt, daß ich wie vom Blitz getroffen der Länge nach hinstürzte."

Ich: „Wie, bist Du der Länge nach hingestürzt? Lagst Du nicht zu Bette? Mit Deinen Haaren steht es nicht so übel, sie sind immer noch kohlschwarz. Wenn es Dir so übel ergangen, wie Du sagst, so muß ich mich auch darüber verwundern, daß Deine Gesichtsfarbe noch so gut ist."

Anselm: „Der Puls schlägt mir doch alle Minuten gewiß zweihundert Mal. O, meine gute Babette, hätte ich doch Deinem Rath gefolgt und Deine Thaler angenommen!"

„Aber um's Himmels willen, Bürger, sagen Sie uns doch, was ist geschehen?" sprach die Hausherrin unter Zähnklappern.

Anselm: „Nein, hier getraue ich mich nicht, Etwas zu sagen; gehen wir vorerst aus dieser verfluchten Kammer hinaus, fliehen wir! Hier lähmt mir der Schrecken die Zunge. Es ist mir, als sehe ich ihn jetzt noch . . . Fort, fort!"

Mein Kamerad sprach dieses mit einer solchen Aufregung, daß meine Verwunderung an Betäubung grenzte. Anselm nahm ein Licht, stieß im Gehen an uns an und eilte rasch der Treppe zu.

„Sehen Sie da," sprach ich zu der alten Frau, „der Spiegel ist gebrochen . . . Ah, ich sehe in der Mitte ein Loch, wo die Kugel durchgegangen ist. Jedenfalls hatte Anselm sein Gewehr gut geladen."

Erst nachdem wir in den Saal im Erdgeschoß eingetreten waren, konnte Anselm wieder einigermaßen sich beruhigen.

„Gib mir doch ein Glas Zuckerwasser", sagte er zu Babette.

Bis jetzt hatte ich noch immer gezweifelt, ob es Anselm mit seiner auffallenden Aufregung Ernst sei; aber dieses Verlangen machte meiner Ungewißheit ein Ende. Ein Glas Wasser! Mein armer Freund mußte wohl im Geiste ganz verwirrt sein, sonst hätte er einen solchen Mißgriff gewiß nicht gethan!

„O mein lieber Alexis," sprach er endlich, „wenn es doch nur Tag wäre, daß wir dieses schreckliche Haus verlassen könnten... Wenn Du wüßtest!"

Ich: „Da ist wohl am besten zu helfen, wenn Du mir sagst, was vorgefallen ist; dann weiß ich . . . ."

Hausherrin: „Ja, Bürger, ich bitte Sie inständig, sagen Sie es uns."

Anselm (mit Donnerstimme und von seinem Lehnstuhl aufspringend): „Wie, Madame, dürfen Sie ein solches Verlangen an mich stellen? Fürchten Sie nicht, der Blitz fahre hernieder und zerschmettere Sie sammt Ihrem Haus, um Rache zu üben?"

War die alte Dame vorhin blaß, so wurde sie bei dieser unerwarteten Anrede meines Kameraden vollends grün, schlug die Hände übereinander, fiel auf die Kniee und stammelte mit halb erstickter Stimme einige unverständliche Worte.

„Ja," fuhr Anselm zürnend auf, „ich will reden; aber desto schlimmer für die Strafbaren."

Ich: „So laß doch einmal hören, lieber Freund; ich kann es vor Ungeduld fast nicht mehr aushalten. Sprich doch!"

„Ganz gemächlich hatte ich meine vierte Bouteille getrunken," so begann Anselm, „und fing bereits über die Leichtgläubigkeit der armen Babette zu lachen an, da hörte ich auf der Stadtuhr Zwölf schlagen. Gut, sagte ich zu mir, jetzt kommt die Geisterstunde; jetzt muß der Bürger aus der andern Welt bald eintreffen, und ging an die fünfte Bouteille: „„Zur Gesundheit, guter Geist!""

„Gottloses Spötteln! Kaum hatte ich die Rede ausgesprochen, so hatte es an der Thurmuhr Zwölf ausgeschlagen, und eine Stimme, die nicht menschlich klang, rief mir entgegen: „„Dank!"" Ich darf Ihnen nicht verschweigen, liebe Freunde, daß dieses Wort ein gewisses Grauen in mir erweckte; aber von eigentlicher Furcht war keine Spur."

„Ich dachte mir sogleich, daß hier eine Mystification obwalte, und um mich nicht täuschen zu lassen, griff ich sogleich zum Gewehr und sagte mit so festem Tone, daß jeder boshafte Spaßvogel meinen Ernst erkennen konnte: „„Unsichtbarer Geist! wenn Du mir eine gute Meinung von den Bewohnern der andern Welt beibringen willst, so komm' her und zeig' Dich mir!""

„„Da bin ich!"" antwortete die gleiche Grabesstimme.

„Wunder! auf einmal sah ich zwei Schritte vor mir einen Mann von fünfzig Jahren in einem Lehnsessel sitzen. Seine Kleider waren bestaubt, als sei er so eben erst von einer Reise zurück gekommen, sein Gesicht war mit einem struppigen Bart überwachsen, die Gesichtsfarbe die wahre Leichenblässe, eine ungeheuere Narbe, die schon Jahre alt schien, ging über die linke Wange.

„O Bürger," fiel Babette Anselm in die Rede, „das war mein lieber verstorbener Herr; er ist zum Kennen gezeichnet. Jesus! so kommen also die Verstorbenen wieder aus dem Grabe zurück!"

„Ob das der Herr dieses Hauses gewesen," fuhr Anselm fort, „das weiß ich nicht, ich sage einfach, was ich gesehen. Ich darf nicht verschweigen, daß mir bei dieser Erscheinung etwas unheimlich zu Muthe war; da aber Leichtgläubigkeit eben nicht meine Sache ist, so nahm ich die Sache, wie ich sie vorfand, und gedachte mir die Erklärung auf spätere Zeit zu verschieben. Ich wendete mich an den Unbekannten und sagte ganz ruhig zu ihm: „„Lieber Bürger, wenn Du mich irre führen willst, so verstehst Du Dich auf Deine Rolle ganz meisterhaft, nur scheinst Du dabei zu vergessen, daß auch ich eine Rolle zu spielen habe, und zwar die Rolle eines Soldaten, der mit seiner Uniform nicht Spott treiben läßt. Ich habe deshalb die Ehre, Dir anzuzeigen, daß, wenn ich mit lauter und vernehmlicher Stimme bis auf drei gezählt haben werde und Du darauf beharrest, als Geist da zu verbleiben, ich mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehe, Dir eine Kugel durch den Leib zu jagen, wenn Du einen solchen hast. . . Also, ich fange an: Eins .... Zwei .... „Ich will Dich alles Ernstes gemahnt haben, nimm Dich wohl in Acht, ich bin meinem Wort noch nie untreu geworden.""

„Auf diese Mahnung setzte ich mein Gewehr in Bereitschaft, zielte auf den Unbekannten, der immer lautlos und unbeweglich blieb, ... „„jetzt werde ich „Drei" sagen ....", fuhr ich wieder fort; „„Du willst es nicht glauben? .... desto schlimmer!"" Nun schrie ich mit solcher Heftigkeit, daß es auch einen Schuß übertönt hätte: „„Drei!"" Gleichzeitig legte ich den Finger an den Drücker des Flintenschlosses und der Schuß ging los.

„Lebte ich hundert Jahre, es würde mir unvergeßlich bleiben, wie der Feuerstrahl aus meinem Gewehr durch den Leib des Unbekannten hindurchging und wie er, die Augen auf mich heftend, immer in der gleichen Unbeweglichkeit beharrte, während der Schuß knallte, einen meinem Bett gegenüber an der Wand hängenden Spiegel traf und in Stücke zerschmetterte.

Freunde! Ihr begreifet, daß auch der Muthigste am Ende doch nur ein Mensch ist. Alles das kam mir so wunderbar vor, daß mich unwillkürlich ein Schauder überlief. Um aber doch Alles zu thun und um mir keine Vorwürfe zu machen, faßte ich mein Gewehr und stürzte mit aufgepflanztem Bayonnet auf den Unbekannten los, der seinerseits immer gleich unbeweglich und lautlos in seinem Lehnsessel sitzen blieb."

Ich: „Alles, was Du uns da erzählst, lieber Freund, kommt mir so auffallend vor, daß ich nicht umhin kann, mich zu fragen, ob Du nicht mit uns ein loses Spiel treibst, während Du vorgibst, es sei Dir selbst so übel mitgespielt worden."

Anselm: „Ich kann Dich versichern, daß ich im vollsten Ernst rede. Du kannst Dir wohl denken, daß ich um Alles in der Welt Dein

Vertrauen nicht mißbrauchen möchte. Wenn Dir aber meine Erzählung gar zu unwahrscheinlich dünkt, so will ich lieber schweigen."

Babette (gegen mich gewendet): „Aber, Bürger, wie hätte Ihr Freund meinen armen Herrn so treffend zeichnen können, wenn er den Verstorbenen nicht gesehen?"

Ich: „Ist denn diese Zeichnung des Verstorbenen wirklich so treffend, daß kein Irrthum obwalten kann, Babette?"

Babette: „Ich kann Ihnen auf das Evangelium betheuern, daß die Kennzeichnung auf das Genaueste zutrifft."

Ich: „Da weiß ich freilich nicht mehr, was ich denken soll. Fahre in der Erzählung fort, Anselm, wir wollen weiter hören."

Anselm: „Wie schon gesagt, stürzte ich mit aufgepflanztem Bayonnet auf den Unbekannten los, der seinerseits immer gleich unbeweglich und lautlos in seinem Lehnsessel sitzen blieb. Wie soll ich Euch aber das neue Wunder erklären, welches sich jetzt ereignete? Ich kann mir selbst kaum Rechenschaft davon geben. Denket Euch, als die Spitze des Bayonnets in die Brust des Unbekannten eindrang, fand ich gar keinen Widerstand. Da ich so in aller Hitze und mit aller Kraftanstrengung auf ihn losstürzte, aber keinen Widerstand fand, so stieß ich mit meinem Bayonnet an die meinem Bett gegenüber stehende Mauer an! . . . . Wie ich mich umkehrte, sah ich wieder das übernatürliche Wesen vor mir — denn daß dies ein übernatürliches Wesen sei, konnte ich unmöglich mehr bezweifeln — und immer noch saß es in seinem Lehnsessel, blickte mich mit blitzenden Augen an und sprach endlich: „„Mensch! Steh ab von Deinem Unterfangen; kämpfe nicht länger gegen eine Macht an, die Du weder zu begreifen noch zu besiegen vermagst. Höre mich . . . .""

„Und denke Dir, Alexis, obschon ich aufgeregt war und einen unbeschreiblichen Schrecken ausstand, wollte ich dennoch nicht nachgeben. Ich raffte alle meine Kräfte zusammen, that meinem Willen Gewalt an, steigerte meinen Muth auf das Höchste und schickte mich schon an, von Neuem gegen das Schreckbild loszuziehen, da sprach dieses, mein Vorhaben erkennend, zu mir mit einer Stimme, daß jeder Ton mein Gehirn schmerzlich verletzte: „„Höre mich, ich will es so; bleib an Deiner Stelle und wirf die Waffe weg, ich gebiete es Dir!""

„Kaum gesagt, so riß mir eine unbekannte und unsichtbare Gewalt das Gewehr aus den festgeschlossenen Händen, faßte mich, wenn ich so sagen darf, bei den Beinen, und warf mich zu Boden.

„„Ich will hören"", rief ich flehendlich aus, denn ich fühlte mich überwunden und bezwungen.

„„Bedenke es wohl,"" sprach das Gespenst, „„daß die geheimnißvolle Gewalt, die mir auf die Erde zurückzukommen gewährt hat, Dich auf

jeder Stelle der Welt erreichen und strafen kann, wenn Du säumst, meine letzten Willensbestimmungen in Ausführung zu bringen.""

„„Ich will Dir Folge leisten"", antwortete ich unterwürfig und mit gesenktem Kopfe, „„rede!"" Das Gespenst besann sich einige Sekunden...."

„So, besinnen sich also die Gespenster, bevor sie sprechen?" fiel ich Anselm wieder in's Wort. Das ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit."

Bei dieser Unterbrechung konnte mein Kamerad seinen Unwillen nicht verbergen; er that, als wenn er den Schnauzbart streichen wollte, und legte den Daumen auf den Mund, um das tiefste Stillschweigen anzudeuten. Ich schloß hieraus auf ein Geheimniß und fragte Anselm mit einem verstohlenen Blick, worauf er mir mit einem Kopfnicken bejahend antwortete. Da ich nun wußte, daß mein Kamerad einen geheimen Grund habe, seiner fabelhaften Gespenstergeschichte Glauben zu verschaffen, so nahm ich mir vor, ihn durch meine Einwendungen nicht mehr irre zu machen, ja sogar ihm entgegen zu kommen und ihn zu unterstützen.

„Nun, Anselm," sprach ich, „warum hältst Du inne? Ich bitte Dich, fahre in der Erzählung fort."

Anselm: „Das Gespenst besann sich einige Sekunden und sprach dann zu mir in kläglichem Tone: „„Obschon mein Leib in geweihter Erde ruht, kann ich doch nicht in den Himmel eingehen, weil ich ohne den Beistand eines Priesters gestorben bin. Ich trage Dir demnach auf, den Armen zehntausend Franken zu geben, damit sie für die Erlösung und die Ruhe meiner Seele beeten.""

„„Aber,"" sprach ich zum Gespenst, „„was da von mir gefordert wird, geht weit über meine Kräfte. Wie soll ein armer Soldat wie ich, der nicht hundert Sous in der Tasche und nicht für zehn Franken Credit hat, sich die ungeheuere Summe von zehntausend Franken verschaffen können?""

„„Du Sterblicher, ungeduldigen und beschränkten Geistes,"" fuhr das Gespenst in ernstem Tone fort, „„merke auf und höre mich. Die Seele, welche aus dem Grabe wiederkommt, ist unfehlbar in den Urtheilen und in den Weisungen, die sie ausspricht. Was ich Dir auftrage, dafür gebe ich Dir auch die Mittel. Die zehntausend Franken, welche Du den Armen austheilen sollst, sind in diesem Hause selbst und zwar in Gold vorräthig, sie liegen in einer verborgenen Schublade des Secretärs im Zimmer meiner entarteten Schwester. Sobald ich Dich verlasse, trete hin vor meine Schwester und sprich zu ihr also: „„Hassenswerthe und strafwürdige Frau, Dein Bruder, der als ein Opfer des niederträchtigsten und abscheulichsten Verbrechens gefallen ist, sendet mich zu Dir, auf daß Du mir die fünfhundert Louisd'or aushändigest, die Du ihm gestohlen hast. Zittere, wenn Du Dich ungehorsam gegen diesen Befehl erzeigst! Nichts wird Dich dann mehr retten können!""

„„Wenn mich aber Deine Schwester für einen Betrüger oder Dieb hält?““ fragte ich.

„„Fürchte das nicht,““ fiel der Geist ein, „„das Gewissen ist kein leeres Wort. Die Gewissensbisse, von denen diejenige gefoltert wird, welche meine Schwester gewesen, sind unaufhörlich und unausstehlich . . . Sie wird gewiß Folge leisten.““

„Wenn sie sich aber dennoch weigern sollte“, entgegnete ich weiter.

„„Dann sprich zu ihr: Du gefühl- und gewissenloses Weib, Dein unglücklicher Bruder ist als ein Opfer des abscheulichsten Meuchelmordes gefallen. Zittere nur, denn ich weiß den Namen der Schuldigen, welche das Gift gemischt hat! . . .““

„Und dieser Name? . . . .“ fragte ich, indem mir die Haare zu Berg standen.

„„Dieser Name,““ antwortete mir das Gespenst mit einem Ausdruck des Zornes und Schmerzes zugleich, „„dieser Name ist . . . .““

„Halt ein, Bürger,“ rief in diesem Augenblick die alte Hausherrin, die während Anselms ganzer Erzählung immer auf den Knieen gelegen und geschluchzt hatte, „halt ein, Bürger, ich beschwöre Dich, das Herz bricht mir!“

Bei diesen Worten sprang die alte Frau mit ungemeiner Raschheit auf und legte Anselm die Hand auf den Mund, damit er den Namen, der schon auf seinen Lippen schwebte, nicht aussprechen könne. Dieses Benehmen befremdete mich im höchsten Grade. Ich erkannte jetzt, daß unter der Komödie, welche Anselm spielte, ein wahres Drama verhüllt lag, und mit einer Neugierde, die an Beklommenheit grenzte, erwartete ich die Entwicklung desselben. In dem Gesicht und in der ganzen Haltung der alten Frau war von dem Augenblick an, da Anselm seine Erzählung begonnen, eine so auffallende Veränderung vorgegangen, daß ich meine Verwunderung darüber beinahe nicht unterdrücken konnte. Ihr Blick war wild, die Wangen eingefallen, der Rücken gekrümmt, die Haare grau geworden, so daß sie fast nicht mehr zu erkennen war.

Anselm schlug ihre Hand so barsch von sich weg, daß die Alte fast zu Boden fiel, und sagte: „Hinweg mit der brudermörderischen Hand, es schaudert mir vor ihrer Berührung.“

Unsere Hausherrin wollte, wie ich aus der Bewegung ihrer Lippen erkannte, sprechen, aber ihre Nerven waren so angegriffen, daß sie kein einziges Wort vorbringen konnte. Ich hatte Mitleid mit ihr und wollte sie in ihren Lehnstuhl zurückführen, aber Anselm hielt mich zurück und sagte: „Kein Mitleid mit diesem Weib! Du weißt, daß ich weder grausam noch gefühllos bin; aber es gibt Missethaten, welche jeden, der sie begangen, unwürdig machen, ferner ein Glied der menschlichen Gesellschaft

zu sein; es gibt Schandthaten, die so ungeheuerlich sind, daß nur Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit dafür Verzeihung ertheilen kann ... Ueberlasse diese Elende der Qual ihrer Gewissensbisse."

„Sie ist also diese Giftmischerin?" entgegnete ich.

„Um Vergebung, Bürger, verrathe mich nicht," rief die alte Frau aus, ... „ich will gehorchen ... ich will gehorchen! ..."

Es hatte die alte Frau eine so ungeheure Ueberwindung gekostet, diese Zusicherung auszusprechen, daß sie jetzt wie vernichtet dastand; sie winkte ihre Magd Babette herbei, sank in den Lehnstuhl zurück und sagte zu ihr blos halblaut: „Nimm, Babette, in meinem Gurt den Schlüssel zu meinem Pult .... Die fünfhundert Louis befinden sich unter der zweiten Schublade .... in einem verborgenen Gefach .... Bringe sie sogleich diesem Militär hierher und hilf mir in's Bett .... ich bin krank, zum Sterben krank!"

Schon nach fünf Minuten kam Babette mit einem Geldgurt, übergab ihn Anselm, nahm dann ihre Gebieterin in die Arme und führte sie aus dem Saal weg.

Sobald ich mit Anselm allein war, ging ich auf ihn zu und sagte: „Anselm, wenn ich Dich nicht so durch und durch als einen ehrlichen und redlichen Menschen kännte, und wüßte, daß Du keiner unedlen oder schlechten Handlung fähig bist, so hätte ich Dich diese Komödie, die für unsere Hausherrin so traurige Folgen gehabt, nicht fortspielen lassen .... Sag' mir also geschwind ...."

Anselm (rasch): „Ich sage jetzt gar Nichts; hast Du mich bis jetzt für ehrlich gehalten, so sehe ich nicht ein, warum Du mir dieses Vertrauen nicht auch noch einige Stunden schenken solltest."

Ich: „Aber es handelt sich jetzt um die zehntausend Franken ..."

Anselm: „Meinst Du etwa, ich werde dieses Geld für mich behalten? Sei unbesorgt ... ehe zehn Minuten vergehen, soll es dem rechtmäßigen Eigenthümer übergeben sein."

Ich: „Wer ist dieser Eigenthümer, Anselm?"

Anselm: „Wozu diese Frage? Habe ich Dir nicht schon gesagt, ich wolle nichts darüber verlauten lassen, bis wir aus diesem Hause fort sind? Aber horch, ich höre Tritte, es kommt Jemand. Bei Allem, was Dir heilig ist, frage mich nichts mehr."

In diesem Augenblicke trat Babette in das Zimmer.

„Nun denn," fragte Anselm sie in freundlichem Tone, „wie geht es der Hausfrau?"

Babette: „Sie liegt ganz regungslos da, gerade als ob sie todt wäre, und vermag kein Wort mehr zu reden. Ich denke, sie wird nicht mehr lange leben! Ich will den Arzt rufen."

Anselm: „Daran thust Du wohl; weil es aber schon so spät in der Nacht ist und Dir auf dem Wege etwas Widriges begegnen könnte, so will ich Dich begleiten.“

Anselm und die Alte gingen sogleich mit einander fort.

Durch die überraschenden und unerwarteten Vorfälle, von denen ich Augenzeuge gewesen, war meine Neugierde auf's Höchste gespannt, wie nicht minder aber auch durch die bunten Muthmaßungen, denen ich mich während der Stunde, die ich bis zur Ankunft des Arztes allein im Saal zubrachte, überließ.

Kaum hatte der Arzt die Kranke gesehen, so sagte er zu uns leise: „Diese Frau hat einen furchtbaren Anfall von Lähmung gehabt, ich zweifle, ob sie je mehr zum Sprechen kommen wird; übrigens werden ihre Leiden nicht von langer Dauer sein, denn sie wird wohl kaum mehr einen Monat lang leben.“

„Arme Frau,“ sprach Anselm im Tone des herzlichsten Mitleids, „sie hat uns doch diesen Abend so gut beherbergt!“

Nach dieser verstellten Aeußerung, mit welcher sein Verhalten während der Nacht im grellsten Widerspruch stand, nahm Anselm ein Licht, wünschte mir gute Nacht, drückte mir nachdrücklich die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, Alexis; vergiß nur nicht, daß wir am Morgen frühzeitig abreisen müssen.“

Ich: „Wo gehst Du denn hin, Anselm?“

Anselm: „Wieder in's Bett.“

Ich: „Aber das Gespenst? Fürchtest Du Dich nicht mehr vor demselben?“

Anselm: „Still! der Doctor könnte Dich hören.“

Hierauf entfernte Anselm sich sogleich, wahrscheinlich, um alles weitere Gespräch abzulenken. Da ich gleichfalls im Saal nichts mehr zu thun hatte, so folgte ich dem Beispiele meines Kameraden und legte mich wieder zu Bette.

Meine noch übrige Nachtruhe wurde zwar durch keinen ferneren Unfall gestört; aber die vorgefallenen Ereignisse dieses Abends hatten so stark auf meinen Geist gewirkt, daß ich die Augen bis zum Morgen keinen Augenblick schließen konnte. Beim ersten Tageslichte klopfte Jemand an meine Thüre; es war Anselm, der mich zur Abreise mahnte. Unverzüglich stand ich auf, kleidete mich an, ging in den Saal hinunter und fragte Anselm: „Wollen wir uns denn auf den Marsch machen, ohne zu frühstücken?“ — „Ja, ja, meinte Anselm, unverzüglich wollen wir uns fortmachen.“

Als wir in den Hof hinaustraten, wartete die Magd Babette schon auf uns, wünschte uns glückliche Reise, begleitete uns bis zur Hausthüre

und sagte, als wir bereits auf der Schwelle standen, zu Anselm: „Lieber Herr, nehmen Sie die Ueberzeugung mit sich, daß diejenigen, welche Sie auf so edle Weise verpflichtet, die schuldige Dankbarkeit nie vergessen werden! . . . . Ohne Ihre Hülfe wären wir verloren gewesen . . . . Möge Sie das Andenken an diese theilnahmswürdige Familie, die Sie dem Elend entrissen, überallhin begleiten!"

„Schon gut, brave Babette," sagte Anselm; „Du hast viele Worte um einer geringen Sache willen gemacht; was ich gethan, das hätte an meiner Stelle jeder Andere auch gethan. Gehab' Dich wohl und hole der Teufel bald Euere boshafte Gebieterin! Adieu!"

Anselm drückte der alten Magd kräftig die Hand und wollte fortgehen, da hielt ihn Babette zurück und sagte: „Herr Eduard hat mir aufgetragen, Ihnen ein Paar Stiefeln, die Sie in Ihrem Zimmer vergessen, zu übergeben. Adieu, mein lieber und guter Herr! Gott sei mit Ihnen!"

Bei diesen Worten schloß die alte Magd sogleich die Thüre hinter uns zu, und wir standen auf der Gasse.

Anselm wendete das ihm von Babette übergebene Packet um, schien höchlich verwundert und sagte: „Da waltet wohl ein Irrthum. Aber doch hätte es mir um so mehr wehe gethan, wenn ich ein Paar Schuhe vergessen, weil ich zu meinem Unglück nur noch diese Schlierpen habe, mit denen ich meine Füße decken muß. Ah, jetzt fällt's mir ein: der junge Eduard wird bemerkt haben, wie übel ich mit meinen Schuhen bestellt bin, und zum Beweis seiner Erkenntlichkeit schickt er mir ein Paar von seinen Stiefeln! Da hat er einen sehr guten Einfall gehabt. Ich habe ihm auch in der That einen so großen Dienst erwiesen, daß ich dieses Geschenk wohl annehmen darf. Wir wollen das Päckchen einmal näher untersuchen!"

Anselm knöpfte das Taschentuch, worin die Stiefeln eingepackt waren, los, brach in freudiges Geschrei aus und sagte: „Ah, Saperment, da finde ich etwas, was mir noch bei weitem lieber ist!"

Ich: „Was denn, Anselm, was hast Du?"

Anselm: „Sieh da, lieber Freund, die Stiefeln des Herrn Eduard gleichen ganz prächtig den Confekt-Töpfen des Stadtschreibers von Montélimar . . . . ja sie sind noch mehr werth . . . . Sieh da!"

Bei diesen Worten zeigte mir Anselm eine große Rolle Gold: „Hundert Louis", rief er aus, nachdem er die Rolle geöffnet; „das ist vortrefflich! Aber ich habe es auch durch mein Verhalten verdient."

Unter solchen Reden gingen wir rasch unseres Weges. Sobald wir zum Städtchen Fayence hinaus kamen, sagte ich zu Anselm: „Nun, lieber Freund, wirst Du mir doch mit jener Offenheit, die wir bis dahin

gegen einander beobachtet, erzählen, was an dieser Geistergeschichte Wahres gewesen, und mir auch erklären, warum Du Dich gegen diese alte Dame so hart gezeigt. Nicht weniger wundert mich, was für eine Rolle Babette bei dieser geheimnißvollen Geschichte gespielt hat. Auch wäre mir nicht unlieb, etwas von diesem Herrn Eduard zu erfahren, mit dem Du diese Nacht bekannt geworden bist."

Anselm: „Ja, jetzt, da wir aus der Stadt sind und ich von Dir keine unbedachtsame Schwatzhaftigkeit mehr zu fürchten habe, darf ich mit aller Offenheit und Ausführlichkeit von der Brust weg reden. Ich kann Dich versichern, was ich Dir zu erzählen habe, wird über alle Deine Erwartung gehen."

Ich: „So erzähle denn endlich und berichte mir Alles umständlich!"

Anselm: „Ich beginne mit meiner Erzählung von dem Augenblick, wo Du mich in meinem Schlafzimmer verlassen hattest. Sobald ich allein war, untersuchte ich das Zimmer auf das Genaueste, und zwar vor Allem die Mauern. Ueberall stieß ich nur auf feste Mauersteine. Da ich also nirgends eine Spur von einem verborgenen Ausgang bemerken konnte, so legte ich mich zu Bette. Das Licht und die Bouteillen Wein hatte ich vor mich hingestellt, und fing an in dem Buche zu lesen, das mir die Dame auf das Zimmer gegeben. Es war einer von jenen Ritterromanen, die uns von fabelhaften Liebesgeschichten erzählen, die sich vierzig volle Jahre hindurchziehen und mit der Verheirathung sechszigjähriger Verliebten enden. Da ich von Natur sentimental bin, so wurde ich von dem Reize der Lektüre bald dermaßen gefesselt, daß ich meine Lage ganz vergaß und nicht mehr an den Besuch des Gespenstes dachte. — Eben war ich in der Lektüre an die Stelle gekommen, wo die Verwicklung der Geschichte am anziehendsten wurde, da hörte ich auf einmal über meinem Kopfe ein Gerassel von Ketten, und wurde dadurch wieder an meine Stellung erinnert. Ich muß Dir gestehen, daß ich bis dahin den Aeußerungen der alten Babette nicht den mindesten Glauben geschenkt, und wenn ich mir das Zimmer des Verstorbenen ausgebeten, so hatte ich dabei keine andere Absicht, als mir dadurch ein gutes Nachtessen und für die Nacht sonst noch etwas Gutes zu verschaffen.

„Dieses Rasseln mit Ketten mußte mich darum einigermaßen überraschen. Ich rechnete mehr auf die kräftigen Arme, womit die Natur mich begabt, als auf meine Waffen; ich stand sogleich vom Bette auf und eilte gegen den Saal zu. Du magst Dir vorstellen, wie bestürzt ich war, da ich mich ganz unerwartet im tiefsten Dunkel befand. Meine Kerze, die nur erst ein wenig angebrannt, löschte auf einmal aus. Im gleichen Augenblick ließ sich über meinem Kopfe eine Stimme hören:

„„Verwegener Ungläubiger! beuge Dich vor meiner Höllengewalt, oder mache Dich auf den Tod gefaßt!““

„Du weißt, daß ich der gutmüthigste Mensch von der Welt bin; und doch, als ich sah, daß ich das Opfer einer so frechen Betrügerei sein sollte, wurde ich mit einer wahren Wuth erfüllt, und war fest entschlossen, den Anstifter dieses elenden Spaßes zu erwürgen. Indessen stellte ich mich, als sei ich ganz entsetzlich erschrocken, fiel auf die Kniee, und hielt um Gnade und Erbarmen an.

„Das vorgebliche Gespenst war, wie ich es schon zum Voraus erwartet hatte, über diesen vermeintlichen Erfolg höchlich erfreut, und wollte seinen Vortheil weiter verfolgen; wenigstens dachte ich es mir so, als ich ein gar entsetzliches Rasseln mit Ketten in meinem Zimmer hörte — aber gerade dieser vermeintliche Sieg führte das Gespenst in die Falle. „„Schon recht,““ dachte ich bei mir selber, „„jetzt habe ich Dich; Du bist zu einfältig, als daß ich mich von Dir foppen ließe.““ Vom Denken kam's zum Handeln, ich eilte wieder dem Bette zu und — welch eine sonderbare Erscheinung stand vor mir! Ein Gespenst war in ein Leintuch gehüllt, das bis auf den Boden reichte, machte mit der größten Selbstgefälligkeit allerlei Bewegungen und Geberden, und schwang in der rechten Hand eine brennende Pechfackel.“

Ich (Anselm unterbrechend): „Kamerad, verursachte Dir dieser Anblick nicht einigen Schrecken?“

Anselm: „Was denkst Du? Hältst Du mich für einen solchen Einfaltspinsel? Hätte die Fackel, womit das Gespenst sich bewaffnet, keinen Geruch gehabt, so würde ich freilich einigen Schauder gefühlt haben, aber die Fackel hatte einen so unzweideutigen Harzgeruch, daß ich keinen Augenblick im Zweifel war, dieser vorgebliche Geist habe Fleisch und Bein.

„Du weißt, daß ich mit meinen Kraftäußerungen keineswegs verschwenderisch bin; aber wenn ich einmal aus der Apathie herausgehe und das Phlegma überwinde, so ist dann wohl auch nicht leicht ein Mensch ungestümer als, ich. Es kann Dir daher auch nicht auffallend vorkommen, daß ich wie ein Tieger den Raum von fünfzehn Fuß, der mich von dem Gespenst trennte, so zu sagen in einem Sprung übersetzte und wie eine Bombe über dasselbe hinstürzte. Ich muß es ziemlich unsanft berührt haben, denn es stürzte zu Boden. Jetzt machte ich mich ohne Zeitverlust über das Gespenst her und packte es nicht gar sänftiglich bei der Gurgel.

„„Für einen Geist bist Du wohlbeleibt,““ sagte ich zu ihm; „„wir wollen jetzt auch sehen, ob die Todtenblässe Dir im Gesicht geblieben ist.““ Ohne Weiteres riß ich dem Gespenst das weiße Tuch vom Leibe, machte Licht und denke Dir mein Staunen, als ein junges, unbärtiges Gesicht, der Kopf eines Jünglings, zum Vorschein kam!

„„Es scheint, Du kommst erst von der Schulbank her, junger Mensch,““ fuhr ich weiter fort, „„wenigstens schließe ich dies aus Deinem Muthwillen. Wohlan, antworte mir ohne Umschweif auf meine Fragen: Wie hast Du Dich in mein Zimmer eingeschlichen und warum hast Du die nicht sonderlich ergötzliche, ja fast gotteslästerliche Rolle eines Bewohners der anderen Welt gespielt?““

„Beinahe eine halbe Minute wartete ich umsonst auf eine Antwort des jungen Menschen und wurde über sein Schweigen bereits ungehalten, da bemerkte ich erst, daß sein Gesicht wie Purpur geröthet war und daß ihm die Augen fast aus dem Kopf heraustreten wollten.“

Ich: „Hattest Du ihn etwa gewürgt?“ . . .

Anselm: „Du hast's errathen. Ich hatte vergessen, die Hand, womit ich ihn am Hals gepackt, zurückzuziehen, dadurch muß ihm das Athmen sehr erschwert worden sein. Ich gewahrte dies auch nicht früher, als bis mein Gefangener eine instinktmäßige Bewegung machte, um meinen Arm bei Seite zu schieben. Jetzt beeilte ich mich, seine Halsbinde aufzulösen, goß ihm kaltes Wasser über das Gesicht und bot ihm ein Glas Wein an. „„Trinke,““ sagte ich zu ihm, „„das wird Dich wieder herstellen.““

„Wirklich erholte sich der junge Mensch sehr bald wieder von seiner Beklemmung, kam zur Sprache und begann alsdann in flehentlichem Tone: „„Mein Herr, ich beschwöre Sie im Namen Gottes, richten Sie mich nicht zu Grunde! . . . Wenn Sie wüßten . . . das Wohl meiner ganzen Familie steht auf dem Spiel . . .““

„„Von Deiner Familie wollen wir später sprechen; aber jetzt sage mir vor Allem, wie hast Du es angestellt, um Dich in mein Zimmer einzuschleichen?““

Gespenst: „Ich kam durch den Vorhang Ihres Bettes herab. Sehen Sie, dort ist eine Springfeder angebracht, mittelst deren man den Betthimmel nach Belieben drehen kann.“

Ich: „Das ist in der That wohl ausgedacht. Wer hat denn dieses Kunstwerk verfertigen lassen?“

Gespenst: „Mein Vater.“

Ich: „Also der Verstorbene, welcher vor vier Tagen in diesem Zimmer mit Tod abgegangen ist?“

Gespenst (mit einem schweren Seufzer): „War mein — Vater!“

Ich: „Ich muß Dir wahrlich offen sagen, Dein Unterfangen zeugt von einer Leichtfertigkeit, die an Gottlosigkeit grenzt. Wie darfst Du diese noch vom letzten Hauch Deines Vaters erfüllten Stätten durch eine solche Spöttelei entheiligen?“

Gespenst (unter Schluchzen): „„O mein Herr, ich darf behaupten, daß gewiß noch nie ein Sohn größere Liebe und Hochachtung gegen

seinen Vater im Herzen getragen hat, als ich. Glauben Sie mir nur, es kostete mich eine unsägliche Ueberwindung, bis ich mich dazu verstehen konnte, eine solche Rolle zu spielen. Aber ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, es war das Wohl meiner ganzen Familie auf dem Spiel. O, wenn Sie wüßten, in welch eine traurige Geschichte ich verwickelt bin und welche entsetzliche Dinge an dieser Stelle selbst, wo wir uns befinden, verübt wurden, so würden Sie mich gewiß nicht bloß entschuldigen, sondern auch Mitleid mit mir haben und mir wohl sogar Ihre Hülfe und Unterstützung angedeihen lassen.""

„Der junge Mensch sprach dies mit einem solchen Ausdruck des tief empfundenen Schmerzes, daß ich unwillkürlich gerührt wurde, und ihm erklärte: „„Um keine Zeit zu verlieren, wird es das Beste sein, Sie, mein Herr, erzählen mir Ihre Geschichte, und ich will Ihnen mit aller Aufmerksamkeit zuhören. Meine Stimme ist zwar etwas rauh, mein Schnauzbart lang, aber im Grunde habe ich doch ein Herz im Leibe. Wenn Sie wirklich ein Unterdrückter sind und ich Ihnen nützlich sein kann, so dürfen Sie auf mich zählen; wo es gilt, eine Pflicht zu erfüllen, lasse ich mich nie säumig finden.""

„Nach einer bedenklichen Pause begann der junge Mann: „„Mein Herr! nachdem mein Vater lange Zeit in der Stellung eines Unter-Offiziers in der königlichen Armee gedient, fiel ihm durch Erbschaft ein schönes Vermögen zu, so daß er den Abschied nahm, um sich mit uns auf das Land zurückzuziehen und im ungestörten Frieden seine noch übrigen Lebenstage zuzubringen. Die ganze Familie bestand aus meinem Vater, meiner Mutter, meinen zwei Schwestern, mir und des Vaters Schwester, unserer Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses.

„„Unsere Tante, von welcher bei dieser Erzählung leider nur zu oft noch die Rede sein muß, hatte ihren Mann schon früher durch den Tod verloren, aber kein Vermögen von ihm geerbt. Sie sah das Glück und den Wohlstand unserer Familie mit so neidischen Augen, daß sie die üble Stimmung ihres Herzens gar oft nicht zu verbergen vermochte. Mein armer Vater erwies ihr eine Güte sonder Gleichen, und behandelte sie mit der größten Zuvorkommenheit und Schonung; aber anstatt sich dadurch auf bessere Gedanken bringen zu lassen, schien sie ihren Haß gegen uns nur noch zu steigern. Was wir von ihrer Bosheit zu leiden hatten, wäre ich außer Stand, Ihnen zu schildern; List, Verleumdung, geheime Ränke und überhaupt was man sich nur Schlimmes denken kann, das hat sie angewendet, um Uneinigkeit unter uns zu stiften. Als endlich ihre rasende Bosheit keine Grenzen mehr kannte, zeigte sie sich in so schauderhafter Blöße, daß mein Vater sich genöthigt sah, ein ernstes Einsehen zu nehmen. Es erfolgte ein offener Bruch zwischen ihr und unserer Fa-

milie. Obschon mein Vater zahllose Gründe zur Klage gegen sie hatte, fuhr er nichts desto weniger fort, ihr aus ganz freien Stücken eine jährliche Rente zukommen zu lassen, wie er es schon von der Zeit an gethan, da er in den Besitz des Erbes gelangt war.

„„Inzwischen kam die Revolution zum Ausbruch. Obschon mein Vater wegen seines gemeinen Herkommens und als Soldat keinen Vortheil hatte, den Adel zu lieben, sah er doch mit Schmerzen diesen Sturm losbrechen, weil er bei seinem klaren Verstand die Folgen vorhersah. — Da er eine ganz neutrale Stellung einnahm, durfte er hoffen, von dem Blitze verschont zu bleiben, aber ein unglücklicher Zufall zerstörte ganz unerwartet die Ruhe und das schöne Glück, dessen wir uns erfreuten, für immer. Eines Tages begegnete mein Vater auf einem Spaziergang dem Herzog von M..., welcher früher sein Oberkommandant gewesen, nun aber in Acht und Bann erklärt und zum Tod verurtheilt war, und sich durch die Flucht der Guillotine zu entziehen suchte. Der unglückliche Herzog befand sich damals überdies in so bedenklichen Gesundheitsumständen, daß mein Vater ihn sogleich zu sich nahm, in sein Haus einführte, beinahe zwei Monate mit aller Sorgfalt verpflegte, und erst, nachdem er vollkommen hergestellt war, ihn, mit Geld für die Reise wohl versehen, wieder entließ.

„„Schon am Tag nach der Abreise des Herzogs von M... wurde unser Haus von einer Horde Sansculotten überfallen, die unsern Vater gefangen nahmen und vor das Revolutionstribunal schleppten. Sie mögen Sich denken, von welcher Bestürzung und Trostlosigkeit meine Mutter gequält und geängstigt wurde; weil wir aber damals glaubten, kein Mensch wisse darum, daß der Herzog von M... bei uns geweilt, so getrösteten wir uns der schönen Hoffnung, der Vater werde bald wieder freigelassen werden.

„„Ich verfügte mich sogleich auf das Gerichtshaus, und als ich dahin kam, wurde mein Vater schon verhört: „Bürger, Du bist angeklagt, die Republik verrathen zu haben", sagte der Präsident zu ihm.

„In meinem ganzen Leben", erwiederte mein Vater, „habe ich keinen Menschen und keine Regierung verrathen, und jetzt, da ich am Rande des Grabes stehe, möchte ich nicht anfangen, gegen die Pflicht der Ehre und Redlichkeit mich zu versündigen."

Präsident: „Hast Du denn nicht den weiland Herzog von M..., der zum Tod verurtheilt ist, in Dein Haus aufgenommen, beherbergt und verborgen gehalten?"

„Ja, das habe ich gethan," antwortete mein Vater, „aber was ich gethan, würde ich im gleichen Falle wieder thun, nie werde ich dem Unterdrückten die Thüre verschließen, wenn er bei mir anklopft."

Präsident: „Schon genug; Dein freches und cynisches Geständniß macht jedes weitere Verhör überflüssig; der Prozeß ist spruchreif."

„„Nach fünf Minuten war mein Vater schon zum Tode verurtheilt. Ich stieß bei der Eröffnung des Urtheils einen Schrei des Entsetzens aus, und fiel besinnungslos zu Boden. Des andern Tages konnte ich mir durch das Geld, das ich mit vollen Händen spendete, den Zugang zu meinem Vater eröffnen. „Eduard," sprach er zu mir, „verliere nicht alle Hoffnung; es ist noch nicht Alles verloren; vielleicht bin ich morgen schon wieder frei. Frage mich nichts; hier haben die Wände Ohren. Bete zu Gott, daß er mir bei meinem Vorhaben beisteht, und gehe jetzt fort."

„„Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden wurde Sturm geläutet, die Nationalgarde griff zu den Waffen, vom Ende der Stadt her wurden Flintenschüsse gehört. Es hatten sich nämlich die Gefangenen empört.

„„Da uns nur wenig Zeit vergönnt, die Nacht schon vorgerückt ist und ich Ihnen erzählen will, weßhalb ich Sie um Hülfe und Beistand ersuche, so will ich Ihnen nicht weitläufiger ausführen, welche Angst ich ausgestanden habe. Zwanzig Gefangene wurden getödtet; die Zahl der gefährlich Verwundeten wurde nie recht bekannt, aber jedenfalls war sie beträchtlich; nur fünf oder sechs der Empörer konnten entkommen, und unter diesen war auch mein Vater.

„„Nachdem wir bei zwei Monaten ohne Nachricht von ihm geblieben, ließ er uns endlich einen Brief aus Deutschland zukommen, wohin er auch uns berief. Wir wendeten alle gedenkbaren Vorsichtsmaßregeln an und es gelang, unsere Flucht zu bewerkstelligen.

„„So fanden wir uns denn noch einmal alle beisammen und schätzten uns überglücklich. Aber unsere Freude war nicht von langer Dauer: denn Noth und Mangel stellte sich bald ein. Ohne Geld, ohne Kenntniß der Sprache und der Sitten des Landes, lebten wir in gänzlicher Abgeschlossenheit und in unerträglicher Noth; wenn wir Alles verkauften, was wir nur einigermaßen entbehren konnten, so blieb uns doch nur noch so viel, um höchstens einen Monat das Leben zu fristen.

„Meine Kinder," sagte unser unglücklicher Vater eines Abends zu uns, „ich kann Euch nicht länger einem langsamen Todeskampf entgegengehen sehen, ohne zu versuchen, dem Elende ein Ende zu machen. Morgen will ich den Weg nach Frankreich antreten, wo ich ein bedeutendes Kapital verborgen habe . . . ."

„„Umsonst suchten wir ihn von diesem Vorhaben abzubringen; all' unser Bitten und Flehen war erfolglos, er blieb unbeweglich bei seinem Entschluß. Alles, was ich von ihm auswirken konnte, war, daß er mich mit sich gehen ließ.

„„Erst als wir bald die Grenze Frankreichs überschreiten wollten, vertraute er mir sein Geheimniß an, damit, wenn er verhaftet oder getödtet würde, ich in seine Fußstapfen treten könnte. In der Mauer seiner Schlafkammer hatte er ein verborgenes Gefach angebracht und darin zehntausend Franken in Gold verborgen. Bei diesem Gold lagen noch Diamanten, die einen bedeutend höheren Werth hatten.

„„Es fragte sich nun vor Allem, ob das Haus nach unserer Abreise verkauft worden war. Sie mögen sich also leicht denken, wie uns zu Muthe war, als wir nach einer gefahrvollen Reise von vierzehn Tagen endlich an unserer alten Wohnung anlangten.

„Ich sehe Licht im Saale des Erdgeschosses", sagte der Vater mit zitternder Stimme zu mir. „Das bedeutet nichts Gutes! Unser Haus ist bewohnt .... Was ist da anzufangen? ...."

„Laßt uns hineingehen, Vater," sprach ich zu ihm.

„Unter welchem Vorwand? Doch, was sollen wir nach einem Vorwand suchen? Berechtigt uns nicht unser Elend, um ein Almosen zu bitten?" Auf diese Worte läutete mein Vater ganz sachte, wie es einem Bettler ziemt, an der Hausglocke.

„„Die Person, welche uns aufschloß, war eine unserer früheren Mägde, und wie ich sie sah, rief ich aus: „Babette, bist Du da?"

„„Noth und Elend, das wir ausgestanden, hatte meinen Vater und mich dermaßen entstellt, daß Babette uns im ersten Augenblick nicht erkannte; erst als mein Vater sie anredete, erkannte sie ihn an seiner Stimme, eilte uns in die Arme und vergoß Thränen der Freude und des Mitleids. Nach der ersten Ueberraschung fragte mein Vater die gute alte Magd, wie es komme, daß sie das Haus nicht verlassen habe.

„Ach," sagte sie, „ich hatte es verlassen; aber die neue Besitzerin — denn Ihr Haus ist als Nationalgut verkauft worden — hat mich in ihren Dienst genommen, weil sie meinte, es liege ein Schatz darin verborgen, ich wisse um das Geheimniß und werde sie darauf führen."

„Und wer ist denn die neue Besitzerin?"

„Ach, mein Herr, Ihre Schwester!"

„Meine Schwester?" wiederholte mein Vater und erblaßte. „Doch wohl, ich begreife, sie wird es gekauft haben, um es mir zu erhalten. Dadurch bin ich wieder mit ihr ausgesöhnt und kann das Geschehene der Vergessenheit überlassen."

„Sie täuschen Sich sehr, mein guter und lieber Herr!" rief Babette aus. „Ihre Schwester ist es ja gerade, welche Sie angeklagt hat! ... Und sie hat sich dieses Verbrechens nur schuldig gemacht, um sich mit Ihrem Nachlaß zu bereichern."

„„Hatte auch mein Vater schon so oft Grund gehabt, sich über seine

Schwester zu beklagen, so hätte er sie doch nimmer einer so schändlichen Handlung für fähig gehalten. Es ging ihm daher die Enthüllung dieser Perfidie so zu Herzen, daß er beinahe das Bewußtsein verlor. Doch faßte er sich nach der ersten Ueberraschung wieder und sagte: „Meine Schwester kann unmöglich so schlecht sein, wie Du Dir vorstellst, Babette; Du mußt Dich irren, ich will mich sogleich selbst überzeugen und wissen, woran ich bin."

„Was wollen Sie thun, mein guter Herr?" rief Babette voll Besorgniß aus.

„Sehen, ob meine Schwester wagt, mich dem Henker zu überliefern."

„Jedenfalls wird sie dies wagen. Ich bitte Sie um des Himmels willen, treten Sie ihr nicht unter die Augen."

„„Alles Bitten und Flehen unserer treuen Magd vermochte Nichts über den Willen meines Vaters. Da jedoch von dem Erfolg unserer Reise das Schicksal meiner Mutter und meiner Schwestern abhing, und die Klugheit die Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln gebot, so ließ sich mein Vater endlich gefallen, daß Babette wenigstens mich in der, diesem Zimmer gegenüberliegenden Scheune versteckte.

„„Noch einmal umarmte mich mein Vater zärtlich und entfernte sich festen und schnellen Schrittes. Ich blieb allein und stand eine große Angst aus, bis Babette wieder zurückkam. Sobald ich sie aus der Ferne erblickte, fragte ich: „Nun, meine Liebe?"

„Es ist besser abgelaufen, als ich mir dachte," erwiederte die Alte; „vielleicht hatte ich Ihrer Tante Unrecht gethan, daß ich sie so übel beurtheilt. Als sie Ihren Vater eintreten sah, erblaßte sie anfänglich; alsdann fiel sie ihm aber um den Hals, küßte ihn mehrmals ganz zärtlich und sprach zu ihm: „„Ach, mein armer Karl, wie fühle ich mich glücklich, daß ich Dich wieder gesund und wohlbehalten in Deinem Hause sehe!""

„Hat sie gesagt," fiel ich ein, „in Deinem Hause?"

„Ja, mein Herr, und es ist mir noch aufgefallen, wie sie diese letzten Worte mit besonderm Nachdruck gesprochen. Es ist möglich, daß Ihre Tante jetzt ihre früheren Verirrungen bereut; da aber einige sentimentale Grimassen nach meinem Dafürhalten keine zuverlässige Bürgschaft bieten, so rathe ich Ihnen immerhin, zuerst noch ein wenig zu warten, bevor auch Sie Sich zeigen."

„„Es war mir zuwider, mich zu verstecken, wie Babette rieth; aber sie bestand so beharrlich darauf, daß ich mich endlich ihren Bitten fügte und mich in der Scheune unterbringen ließ. „Uebrigens", sagte sie, „führt ein verborgener Gang aus der Scheune in das Zimmer, welches ich für Ihren Vater herrichten muß, so daß Sie Ihren Vater jede Nacht

sehen können. Von diesem verborgenen Gang aber weiß Ihre Tante Nichts.“

„„Als zwei Stunden später mein Vater zu Bette gehen wollte, drückte er auf eine Feder, es drehte sich der Betthimmel und ich trat in die Kammer ein.

„„Mein Vater drückte mich an seine Brust, vergoß Freudenthränen und sagte: „Eduard, Gott hat uns zu unserm Muth seinen Segen ertheilt. Deine Mutter und Deine Schwestern sind geborgen! . . . Deine Tante will mir die fünfhundert Louisd'or und die Diamanten, die ich hier zurückgelassen und die sie aufgefunden, wieder zustellen. Du siehst, wie sehr sich Babette in ihr geirrt hatte!“

„„Ueber zwei Stunden unterhielten wir uns miteinander, sodann verabschiedete ich mich und ging in die Scheune zurück, um dort mein Nachtlager zu nehmen.

„„Nachdem ich schon längere Zeit geschlafen hatte, rüttelte mich Jemand beim Arm, es war Babette. In aller Hast sagte sie zu mir: „Machen Sie doch Ihrem Vater die Anzeige, daß seine Schwester sich ankleidet und ausgehen will. Es ist kein Augenblick zu verlieren . . . . sie will zum Revolutions-Comité eilen und dort Ihren Vater angeben!“

„„Ohne Säumen folgte ich der treuen Magd. Mein Vater wollte anfänglich ihren Worten keinen Glauben beimessen; nur weil das Heil seiner Familie auf dem Spiele stand, ließ er sich endlich bewegen, aufzustehen und hinab zu gehen. Wie er nun, unbemerkt im Dunkel, zur Thüre kam, die auf die Straße führte, stand er von Angesicht zu Angesicht seiner Schwester gegenüber.

„„Bei dieser unerwarteten Erscheinung meines Vaters stieß meine unwürdige Tante einen Schrei des Entsetzens und Staunens aus, und wollte einen Brief, den sie in der Hand hatte, im Busen verstecken; mein Vater aber war noch behender als sie, riß ihr das Papier aus der Hand und rief um Licht.

„„Unsere alte Magd erschien bald mit einer Laterne, stellte sich aber, als sei sie höchlich erstaunt und schlaftrunken.

„„Mein Vater hielt den Brief sogleich an das Licht. Derselbe war in der That an das Revolutions-Comité adressirt und enthielt eine sehr ausführliche Denunciation über die Ankunft meines Vaters und Anweisungen, wie man sich seiner Person bemächtigen könne.

„„Ganz kaltblütig sagte mein Vater zu seiner Schwester: „Gott allein hat Macht genug, ein solches Verbrechen nach Verdienst zu strafen; ich verlange für mich nur das Eine, daß ich nicht das Opfer Deiner abscheulichen Treulosigkeit werde. Morgen werde ich wieder abreisen, bis dahin aber Dich keine Minute aus den Augen verlieren. Sollte die Noth

mich zwingen, so werde ich noch im letzten Augenblick ein Mittel zu finden wissen, mich Deiner Verschwiegenheit zu versichern."

„„Babette hinterbrachte mir diesen unerhörten Verrath und mahnte mich neuerdings vor der Treulosigkeit meiner Tante.

„„Am folgenden Tag ließ mein Vater, der seiner Schwester keinen Augenblick von der Seite ging, mir durch Babette sagen, daß unsere Abreise auf Mitternacht festgesetzt sei. Aber er machte die Rechnung ohne die höllische Bosheit des abscheulichen Weibes.

„„Es hatte zwölf Uhr geschlagen, und ich erwartete von Minute zu Minute die Ankunft meines Vaters, da kam statt seiner Babette, aber dermaßen angegriffen, daß sie im ersten Augenblick gar kein Wort vorbringen konnte; endlich sagte sie mir unter Schluchzen, daß mein Vater nach dem Nachtessen plötzlich und bedeutend unwohl geworden sei und sich jetzt in einem höchst bedenklichen Zustande befinde.

„„Denken Sie Sich, von welch' unaussprechlichem Schmerz ich bei dieser Kunde ergriffen wurde! So war denn mein Vater ganz wehrlos in die Hände seiner unversöhnlichen Feindin gegeben! Mein Vater, dem Tode nahe und vogelfrei, durfte sich nicht einmal die Hülfe eines Arztes verschaffen! Das war zum Rasendwerden!

„„Nach einigen Minuten knieete ich schon an seinem Bette und benetzte seine Hände mit Thränen; er selbst mußte meinen Schmerz mäßigen. „Mein Vater," sprach ich, „schrecklich ist mir der Gedanke, nicht bei Ihnen bleiben, Sie nicht pflegen und unterstützen zu dürfen."

„Warum willst Du mich verlassen, Eduard?" entgegnete der Vater mit erlöschender Stimme.

Ich: „Soll ich denn nicht für Ihre Sicherheit wachen? Darf ich die Tante ungehindert ausgehen lassen?"

„Das ist eine überflüssige Sorge," erwiederte der Kranke; „meine Schwester will mich nicht mehr dem Henker überliefern, weil sie wohl weiß, daß ich dem Tode ohnedies nicht entgehe."

Ich: „Wie meinen Sie das, Vater?"

Vater: „Ich bin — vergiftet!"

„„Bei dieser Eröffnung wurde ich eher mit Wuth, als mit Verzweiflung erfüllt. Mein erster Gedanke war, meine Tante auf der Stelle zu tödten, und schon ging ich auf die Thüre zu in der Absicht, diesen schrecklichen Entschluß sogleich in's Werk zu setzen. Mein Vater vermuthete meine Absicht und sprach mit einem gebietrischen Wink: „Bleib da, Eduard, die Rache steht nur Gott allein zu, und das Gewissen ist kein leeres Wort! In meinen letzten Augenblicken gewährt mir einzig der Gedanke noch Trost bei meinem schrecklichen Zustand, daß ich weiß, Du werdest Deiner Mutter und Deiner Schwester eine Stütze sein. Wie Du

zu dem Geld, das mir so theuer zu stehen kommt und das sie so sehr bedürfen, gelangen kannst, weiß ich nicht; aber jedenfalls habe ich die feste Ueberzeugung, daß es Dir gelingen wird. Du siehst also wohl, daß Du nicht berechtigt bist, Dein Leben so unnützerweise preiszugeben. Nun denn, so beweise Dich als Mann und weine nicht. Der Tod ist keine Trennung auf ewig, im Himmel finden wir uns wieder!"

„„Ich will Ihnen, mein Herr, Nichts vom Todeskampfe meines Vaters erzählen, sondern nur bemerken, daß er schon als Leiche in meinen Armen lag, bevor noch die Nacht verflossen war. Er starb den Tod eines Heiligen, eines Märtyrers. Edler und großmüthiger hat wohl nie ein Mensch sein Leiden ertragen. Während der zwei Tage, welche dieser schrecklichen Katastrophe unmittelbar folgten, war ich, so zu sagen, ohne alles Gefühl. Hätte mich nicht der Gedanke an das, was mir zu erfüllen oblag, aufrecht erhalten, so würde ich ohne Zweifel aus Schmerz krank geworden und meinem Vater im Tode gefolgt sein.

„„So oft Babette einige Augenblicke weggehen durfte, kam sie zu mir in die Scheune, weinte mit mir und trug nicht wenig dazu bei, mich wieder zum Nachdenken und zum Leben zu bringen. „Mein guter Eduard," sagte sie einmal zu mir, „jede Stunde, die wir da verstreichen lassen, ist für Ihre Familie ein Jahr des Leidens. Wir müssen vor Allem auf ein Mittel Bedacht nehmen, wie wir in den Besitz der fünfhundert Louisd'or gelangen, welche die Giftmischerin Ihrem Vater gestohlen hat . . . ."

„Ich sehe nur ein einziges Mittel," sprach ich, „und ich bin entschlossen, es in Anwendung zu bringen. Ich verstecke mich in dem Schlafzimmer dieses Ungeheuers, bis die Nacht eintritt, und alsdann erdolche ich sie im Schlaf."

„„Dieser Vorschlag mißfiel jedoch der Babette im höchsten Grade und nach einigem Nachdenken begann sie mit bedachtsamen Worten: „Ich wüßte ein Mittel, aber Sie werden mich auslachen. Hören Sie! Seit dem Tode Ihres Vaters ist Ihre Tante immer unruhig und wie von der Angst gejagt . . . . Beim mindesten Geräusch fährt sie erschrocken auf und am Morgen kann man jedesmal an ihren müden und schweren Augen erkennen, daß die ganze Nacht hindurch kein Schlaf über sie gekommen. Vorgestern Abend, nachdem sie längere Zeit in trübe Gedanken vertieft war, wendete sie sich plötzlich an mich und fragte mich mit bewegter Stimme ohne alle weitere Veranlassung: Babette, glaubst Du, daß die Todten bisweilen wieder vom Grabe auferstehen und auf die Erde zurückkommen? „Ja, Madame," sagte ich, „das glaube ich." Hierbei ließ sie es bewenden; als aber eine Weile darauf der Wind plötzlich ein Fenster aufriß, stieß Ihre Tante einen entsetzlichen Schrei aus, stand,

wie von einer Springfeder gehoben, von dem Lehnstuhl auf und verfiel in Nervenzuckungen, die fast eine Stunde andauerten . . . ."

„Und was schließest Du hieraus, Babette?" rief ich, die Alte unterbrechend. — „Daraus schließe ich," fuhr Babette fort, „daß das Gewissen kein leeres Wort ist, wie Ihr Vater kurz vor seinem Tode gesagt und daß, wenn wir der Giftmischerin Furcht einjagten, wir vielleicht das Geld, das sie Ihrem Vater gestohlen und dessen Ihre Mutter so sehr bedarf, wieder erhalten könnten."

„Das ist nicht so übel," entgegnete ich, „aber wie könnten wir ihr Furcht beibringen?"

„Das ist's eben, wogegen Sie Sich sträuben werden", bemerkte Babette. „Ich denke, wenn Sie den Geist Ihres Vaters spielen, also in jeder Nacht sich als Gespenst vermummen, ächzen, stöhnen, Geschrei machen und mit Ketten rasseln wollten, so könnten wir auf solche Weise unsern Zweck erreichen."

„„Sie können sich denken, was ich auf diesen seltsamen Vorschlag geantwortet: rundweg schlug ich es ab, eine solche Maskerade zu spielen, die mir zudem eine Entheiligung dünkte.

„Die sogenannten alten-Weiber-Mittel", entgegnete Babette, „führen oft am besten zum Ziel. Wenn Sie aber etwas Besseres wissen, so mag ich es mir auch gefallen lassen; jedenfalls dürfen Sie nicht länger in einer Unthätigkeit fortleben, durch welche die traurige Lage Ihrer Familie von Tag zu Tag verschlimmert wird."

„„Babette drang nachhaltend so in mich, daß ich endlich nachgab und es mir gefallen ließ, die Rolle eines Gespenstes zu übernehmen.

„„Das erste Mal, als meine Tante mein Stöhnen und das Gerassel hörte, das ich durch das Zusammenschlagen von Ketten hervorbrachte, ließ sie sich gar nicht in Schrecken jagen, sondern sie gerieth in gewaltigen Zorn. Am zweiten Tag sagte sie Nichts dazu; am dritten hatte sie einen heftigen Nervenanfall, und gestern endlich äußerte sie die Absicht, das Haus zu verkaufen und nach Grasse überzusiedeln.

„„Ihre und Ihres Begleiters Ankunft dahier brachte Babette und mich in die äußerste Verlegenheit. Denn hätten wir gerade im Augenblick, wo zwei Militärpersonen in's Haus kamen, unsere traurige Rolle ausgesetzt, so würde die Giftmischerin Verdacht geschöpft haben. Trieben wir aber den Spuk fort und wollten Sie, wie ich und Babette fürchteten, keine übernatürliche Einwirkung anerkennen, sondern der Sache auf den Grund gehen, so setzten wir uns der Gefahr aus, entdeckt zu werden. Da ich mich nun ganz in Ihrer Gewalt befinde, so beweist gerade der Erfolg, daß unsere diesfallsige Furcht nur zu gegründet war, daß Babette und ich nicht wohl daran gethan, dieses Mittel anzuwenden.""

„Keineswegs," erwiederte ich auf diese lange Erzählung des Herrn Eduard, „Ihre Geschichte ist mir sehr zu Herzen gegangen. Ihr und Ihrer Familie Unglück hat mich fast zu Thränen gerührt, und Sie dürfen auf mich zählen. Meine Anwesenheit soll Ihnen jedenfalls von Nutzen sein; hören Sie, was wir jetzt thun! Sie ziehen sich wieder in Ihr Versteck zurück, ich brenne meinen Schuß los, schreie um Hülfe und spiele den Erschrockenen so meisterhaft, daß mich der T . . . . . l holen soll, wenn ich es nicht dahin bringe, daß diese Giftmischerin im eigentlichsten Sinne des Wortes vor Furcht stirbt. Reichen Sie mir die Hand, junger Mann, melden Sie Ihrer Mutter und Ihren Schwestern meine höfliche Empfehlung und gehen Sie jetzt."

„Nun kennst Du, lieber Alexis, den ganzen Verlauf dieser Geschichte so gut wie ich, und ich denke, Du wirst mir nicht mehr den Vorwurf machen, ich sei mit dieser abscheulichen Verbrecherin zu hart verfahren. Es ist ihr nur geschehen, was sie verdient; ja ich finde, sie habe womöglich noch Schlimmeres verdient."

Ich dankte Anselm für seine Gefälligkeit und gestand ihm ohne alles Bedenken, daß er in diesem Falle mit eben so viel Gewandtheit als Ehrlichkeit gehandelt habe.

10. Grasse. (Der Parfümerienhändler Verdier. — Die Vermummten.)

Anselm war mit der Erzählung schon seit einer halben Stunde zu Ende; wir wanderten neben einander in völligem Schweigen, unsern Gedanken nachhängend, als wir auf einmal nur wenige Schritte von uns Flintenschüsse fallen hörten und aufschauten. Wir bemerkten, wie ein Haufe zerlumpter Bursche einen Mann, der vor ihnen floh, verfolgte.

Der Unbekannte, dem man so nachsetzte, als wäre er ein wildes Thier, lief mit unglaublicher Schnelligkeit; wie ein Hirsch sprang er über Zäune und Gräben hinweg, gewann sichtlich den Vorsprung vor seinen Feinden und es war vorherzusehen, daß er ihnen entrinnen werde, wenn ihn nicht eine Kugel zu Boden streckte. Wirklich erreichte er bald ein Wäldchen, sprang aus Leibeskräften hinein und verschwand aus unsern Augen.

Das war Alles so schnell vor sich gegangen, daß Anselm und ich einander unsere Bemerkungen darüber noch nicht mitgetheilt, als die Zerlumpten, die den Flüchtigen verfolgt, aber nicht eingeholt, auf uns zukamen.

„Warum habt Ihr diesem Menschen so nachgesetzt, Bürger?" fragte ich Einen von ihnen.

„Ah, der Elende ist ein Föderalist, der mit dem Ausland konspirirt und geschworen hat, die Stadt Grasse anzuzünden.“

„Und wer seid denn Ihr, Bürger?“

„Ich bin ein Nationalgardist.“

„Ich wette meinen Kopf,“ sagte Anselm, nachdem die Nationalgardisten fortgegangen waren, „dieser Unglückliche, den sie sich zur Zielscheibe gemacht, ist an der Verschwörung eben so unschuldig, als Du und ich.“

„Was führt Dich auf diese Meinung, Anselm?“

Anselm: „Die Erfahrung. In Zeiten der Revolution werden die ehrlichen Leute von den Ruhestörern, nicht die Ruhestörer von den ehrlichen Leuten verfolgt.“

Ich: „Freilich trifft es sich oft, daß die Händelstifter das Schlechte, was sie selbst thun, den ehrlichen Leuten aufbürden.“

Es war schon beinahe fünf Uhr, als wir Grasse erreichten. Unser Einzug in die Stadt bot kein glänzendes Bild dar; denn die Mannschaft unseres Bataillons litt zum größten Theile dermaßen von Krankheiten und Entblößungen, daß wir eher Bettlern oder Spitalverpfründeten ähnlich sahen, als Soldaten. Als wir am folgenden Tage wieder abmarschiren sollten, erschien Niemand beim Appell, und der Commandant sah sich genöthigt, den Abmarsch auf den nächstfolgenden Tag zu verschieben.

Von den ausgestandenen Leiden und Entbehrungen erschöpft, über das erduldete Elend endlich erbittert, erhoben sich die Soldaten in offenem Aufstand und erklärten geradezu, weil sie Freiwillige seien, weigerten sie sich, weiter zu marschieren. Da unser Commandant sich keinen Gehorsam erzwingen konnte, so mußte er sich an das Bezirksdirektorium wenden. Dieses stellte eine höchst summarische Untersuchung an, blos um einigermaßen das Ansehen zu retten, und erklärte: „daß das Bataillon sich in einem Zustande befinde, der das Weitermarschieren unmöglich mache; vorderhand solle dasselbe daher in Grasse verbleiben, bis ihm die unumgänglich nothwendigen Kleidungsstücke verabfolgt seien“ ! ! !

Dieser Beschluß war mir um so willkommener, da der Hausherr, bei dem ich einquartiert worden, mir sehr wohl gefiel. Er war ein Parfümerienhändler, ledigen Standes, höchstens dreißig Jahre alt, und, wie ich mir gleich beim ersten Anblick dachte, ein Mann von Geist. Sein Name war: Verdier.

Als ich von der Revue wieder zu ihm zurückkam, hieß er mich herzlich willkommen: „Es freut mich, daß das Bezirksdirektorium diesen Beschluß gefaßt hat, wir wollen uns mit einander näher befreunden. Ich bin von Natur offenherzig, plaudere gern und habe ein gutes Herz. Ich weiß, daß Sie kein Fanatiker sind und mit Sich reden lassen, und so

wird mir Ihre Gesellschaft große Unterhaltung gewähren; ich habe jetzt in Grasse zum Sterben Langeweile."

Ich: „Wie reimt sich dies mit Ihrem fröhlichen Charakter?"

Verdier: „Einen fröhlichen Charakter habe ich, das ist wahr; aber Sie werden begreifen, daß, wenn man den ganzen Tag nur mit Leuten zu thun hat, welche zittern oder andere zittern machen, so fühlt man bis zum Abend eine wahre Abneigung gegen die Menschen; das begegnet mir aber täglich . . . ."

Ich: „Sie sind also kein Republikaner?"

Verdier: „Ich? ich weiß es selbst nicht. Denken Sie Sich nur nicht, daß ich aus Mißtrauen Ihnen eine so ausweichende Antwort gebe. ... Ich kann Sie versichern, ich weiß selbst nicht recht, was ich bin..."

Ich: „Das ist ein naives Geständniß!"

Verdier: „Ach Gott! es beweist nichts anderes, als daß ich offener bin, als andere Leute. Und wenn Sie Sich die Sache in Ruhe betrachten, so werden Sie mir zugeben müssen, daß ungeheuer viele Leute — und Sie sind vielleicht einer der ersten — heutiges Tages gar nicht wissen, was sie denken und wie sie handeln sollen, und nur aus Mangel an Muth nicht wagen ihre Unentschiedenheit offen an den Tag zu geben..."

Ich: „Ich bin nicht gleicher Ansicht; ich finde im Gegentheil, in der gegenwärtigen Zeit seien die Stellungen und Parteien so scharf ausgeschieden, daß jeder weiß, was er wünscht und was er will . . ."

Verdier: „Ah, Sie glauben das, Sie? Wir wollen uns nicht abmühen, in die Geheimnisse einzudringen, welche die Zukunft unsern schwachen Blicken verhüllt; aber wenn wir auch nur bei der Gegenwart stehen bleiben, sagen Sie mir: Können Sie den Mord, den Diebstahl, den gänzlichen Mangel an Redlichkeit, die Profanation alles dessen, was heilig und ehrwürdig ist, billigen? Wenn Sie das nicht können, so sind Sie auch kein Republikaner. Könnten Sie vielleicht ein Wohlgefallen haben an dem Egoismus der französischen Adelspartei, die sich durch selbstsüchtige Zwecke verleiten ließ, in's Ausland zu wandern und ihren König im Stich zu lassen? Oder sind Sie etwa eingenommen für die Schwäche des Hofes oder für das Institut der königlichen Monarchie, das bei uns dermaßen in seinen Fundamenten unterwühlt und in seiner Spitze geschwächt ist, daß es von allen Seiten zusammenstürzt? Auch das nicht. Sobald ich auch nur in weiter Ferne einen kräftigen und unumschränkten König oder eine ehrliche Republik erblicke, dann bin ich mit mir bald im Reinen, was ich thun will. Aber bis das kommt, weiß ich nichts Anderes zu beginnen, als mit den unglücklichen Opfern Mitleid zu haben und ihre Henker zu hassen."

Nach dieser Besprechung fanden wir rathsam, von Politik nicht weiter

zu reden; unsere Abendunterhaltungen aber waren darum nicht minder angenehm.

Unser Bataillon weilte bereits eine volle Woche in Grasse; eines Morgens nahm ich, weil ich nichts Besseres zu thun wußte, mein Munitionsgewehr, lud es mit Vogelschrot und durchstreifte die Felder, um einige Vögel zu schießen. Es war schon zwei Uhr Nachmittags und ich gedachte bereits wieder den Weg nach Hause anzutreten, da entdeckte mein Auge auf einem ziemlich hohen und steilen Hügel sehr schöne Ruinen in einer Entfernung von beiläufig einer Viertelstunde von der Stelle, wo ich mich befand.

Ein Landmann, der in der Nähe arbeitete und den ich befragte, konnte mir die Auskunft ertheilen, es habe dort in früheren Zeiten ein Haus der Tempelherren gestanden. Ich war sogleich entschlossen, hinzugehen und es mir näher anzusehen. Als ich zu der dicken Mauer kam, welche wohl manchen Angriff ausgehalten und die nur der Zahn der Zeit zu zerstören vermocht, setzte ich mich auf einen Stein, begann die hohen und alten Thürme des ehrwürdigen Schlosses zu betrachten und vergegenwärtigte mir im Geiste die wichtigen, theils blutigen, theils freudigen Scenen, die innerhalb dieser Mauern vorgefallen. Von dem Reiz, den die Vergegenwärtigung der Vergangenheit auf mich ausübte, mehr und mehr angezogen, erging ich mich in Träumereien, die mich dermaßen fesselten, daß ich bald die Zeit zum Essen und den weiten Weg bis Grasse vergaß.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich so in meinem Traume gewiegt, wenn mich nicht eine rauhe und gebieterische Stimme, die sich auf einmal hinter meinem Rücken hören ließ, aufgeschreckt hätte. Rasch wendete ich mich um; aber wie war ich betroffen, als ich zwei vermummte Männer bemerkte, von denen der eine, nach seiner ganzen Haltung zu urtheilen, noch jung, der andere schon ziemlich bejahrt war. Beide hatten über dem Gesicht eine schwarze Taffetbinde, welche ihr Antlitz gänzlich verdeckte. Meine Verwunderung ging sogleich in Furcht über, als ich nach meinem Gewehr, das ich neben mich hingelegt, greifen wollte und dasselbe bereits in den Händen des älteren Mannes erblickte.

„Wer hat Euch erlaubt, mein Gewehr zu berühren?“ sagte ich in festem und gebieterischem Tone, um durch meine entschiedene Haltung Achtung abzunöthigen.

Auf diese Frage wendete sich der Vermummte an seinen jüngeren Begleiter und sprach zu ihm laut auflachend: „Was hältst Du von dieser Frage, Edmund? Mir kommt sie im höchsten Grad lächerlich vor. Dieser Militär muß wohl ein einfältiger Pinsel sein. Was meinst Du, wollen wir uns ein wenig über ihn lustig machen?“

„Ihr Euch über mich lustig machen? Das dürfte Euch wohl übel bekommen", sagte ich; bei diesen Worten stieg mir vor Zorn das Blut in den Kopf.

„Ah, willst Du böse werden?" fragte der Vermummte weiter, worauf ihm der jüngere Begleiter bemerkte: „Dieser Offizier hat Recht, Dein Benehmen ist nicht, wie es sein sollte. Ein Offizier soll sich selbst zu achten wissen." Diese Worte begleitete er mit einer Kopfbewegung, wodurch er seine Mißbilligung zu erkennen gab.

Der ältere Vermummte drohte hierauf alles Ernstes, mich als einen gefährlichen Sansculotten zu erschießen. Bei dieser Drohung wurde mir nicht wohl zu Muthe; doch nahm ich alle meine Kraft zusammen und sagte:

„Hättet Ihr mir gleich von Vornherein gesagt, daß Ihr Räuber und Mörder seid, so würdet Ihr mir die Schmach erspart haben, mich mit Euch in ein Gespräch einzulassen. Nun bitte ich Euch nur um das Eine, daß Ihr mir noch ein Wort an meine Familie gestattet und meinen Brief durch den Bürger Verdier in Grasse, bei dem ich wohne, besorgen laßt."

„Sie wohnen bei Verdier?" rief der jüngere Vermummte erstaunt aus; „dann kenne ich Sie, und Sie haben Nichts mehr zu fürchten. Du aber, Gerard," sagte er zu seinem Begleiter, „erweise mir den Gefallen und lasse diesen Offizier in Ruhe. Jetzt sag' mir Nichts weiter .... oder ich werde böse, Du weißt aber, daß, wenn ich böse werde, es Keinem gut geht, der mir unter die Hände kommt."

Der Jüngere sagte dies in so gebieterischem Tone, daß Gerard auf die Lippen biß, den Kopf hängen ließ und sich fügte.

„Doch das Gewehr, das ich erobert, werde ich behalten dürfen, Edmund?"

„Das ist nicht mehr als billig. Jetzt laß uns gehen." Mit diesen Worten wendete sich der Jüngere gegen das Innere der Schloßruinen, nahm von mir höflich Abschied und sagte: „Seien Sie so gefällig und bleiben Sie zehn Minuten auf dem Platze, wo Sie so eben geruht."

Ich willfuhr dem Verlangen, und als ich mich nach zehn Minuten umkehrte, waren beide Vermummte wieder verschwunden. Verwundert und verwirrt über dieses Abenteuer, eilte ich der Stadt zu, wo ich erst Nachts anlangte.

„Nun, was haben Sie denn erbeutet?" fragte mich Verdier gleich beim Eintreten in das Haus; „ich sehe keinen Wildschweinskopf und kein Geweihe eines Hirsches. Aber das Sonderbarste ist wohl, daß Sie kein Gewehr mehr haben!"

Ich: „Ja, Verdier, ich muß bekennen, ich bin überfallen und entwaffnet worden ...."

Verdier: „Wie, entwaffnet? Was sagen Sie? Sind Sie denn unter eine Bande Piemontesen gefallen, die sich auf französischen Boden verirrt?"

Ich: „Unter eine Bande Piemontesen eben nicht, aber in die Hände zweier Straßenräuber."

Verdier erkannte sogleich aus meinem ernsten Aussehen, daß ich nicht sonderlich Lust zum Spaßen hatte, und daß das, was ich sagte, wahr sei. „Erzählen Sie mir doch," sprach er zu mir mit aufrichtiger Theilnahme, „was Ihnen begegnet ist."

Ich: „Das will ich um so bereitwilliger, als einer dieser zwei Schelme, wenn ich nicht irre, — nehmen Sie mir die Bemerkung nicht übel — zu Ihren Freunden gehört, oder wenn er auch nicht gerade Ihr Freund ist, doch eine besondere Achtung gegen Sie hat, denn sobald ich Ihren Namen aussprach, nahm er sich meiner gegen seinen Begleiter mit solcher Wärme und mit solchem Eifer an, daß ich ihm nicht genug dafür danken kann. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß Ihr Freund sich viel anständiger benommen hat, als sein Begleiter."

Verdier, den ich bei diesen Worten wohl im Auge behielt, schien mir so verwirrt, so verlegen, seine Wangen rötheten sich so plötzlich, daß mir diese Aenderung auffallend vorkam.

„Lieber Freund," sagte Verdier zu mir, nach einer kurzen Pause, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß Einer Ihrer Gegner aller Wahrscheinlichkeit nach mein bester Freund ist. Darum bitte ich Sie, sprechen Sie doch mit keinem Menschen von dem Abenteuer, das Ihnen, nebenbei gesagt, wenig Ehre bringt, denn wenn sich ein Militär entwaffnen läßt, sei es nun durch Ueberfall oder anderswie, so macht er sich jedenfalls lächerlich; ein weiteres Bekanntwerden des Vorgefallenen könnte überdies unwiederbringliches Unheil anstiften und eine ganz brave Familie in die größte Trauer versetzen. Darf ich auf Ihre Verschwiegenheit zählen?"

Ich: „Wenn Sie mich auf Ihre Ehre versichern, daß diese zwei Vermummten weder Räuber noch Mörder sind, so will ich schweigen."

Verdier: „Ja, das darf ich Sie versichern; der Aeltere von diesen Beiden, den ich wohl auch zu kennen glaube, läßt sich's mit der Ausübung der evangelischen Moral zwar nicht sauer werden; auch hinsichtlich der Gerechtigkeit läßt sein Betragen Manches zu wünschen übrig; aber Straßenraub zu üben, das hätte er sich nie einfallen lassen; man dürfte ihm ohne Bedenken wohl eine Million anvertrauen."

Ich: „Und sein Kamerad oder Begleiter?"

Verdier: „Mit dem ist's freilich etwas Anderes, der ist die Redlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit selber, eine wahre Heldenseele mit Kindeseinfalt."

Ich: „Sie müssen wissen, daß Sie meine Neugierde auf's Höchste spannen."

Verdier: „Ich hoffe, Ihnen bald den Schlüssel zu diesem Räthsel geben zu können. Aber jetzt ist es noch ein Geheimniß, das ich nicht enthüllen darf."

Tags darauf lud Verdier mich ein, mit ihm in den zwei Stunden von Grasse gelegenen Marktflecken Tourette, zu seinen Verwandten zu gehen. Er sollte der Hochzeit einer seiner Cousinen beiwohnen, die sich mit einem Buchhändler verheirathete. Da unser Bataillon damals halb, wenn nicht ganz aufgelöst war und durchaus keine Disciplin herrschte, so reduzirten sich meine Funktionen als Adjutant fast nur auf das Tragen der Uniform, und so nahm ich denn das Anerbieten ohne alles Bedenken an,

Das Haus, bei welchem wir bei unserer Ankunft in Tourette anhielten, war, nach dem Aeußern zu schließen, ohne Widerrede das schönste und reichste im ganzen Flecken. Als wir an der Thüre klopften, hörten wir schon Musik und fröhliches Lachen, was mich um so angenehmer überraschte, als ich schon lange, nämlich seit dem Ausbruch der Revolution, gar nicht mehr an Heiterkeit und Fröhlichkeit gewohnt war.

Verdier wurde beim Eintritt in den Saal unter lautem Jubelruf empfangen, es war ein wahrer Triumph. Auch ich wurde mit großer Herzlichkeit aufgenommen.

Unter den Hochzeitgästen fielen mir sogleich fünf junge Männer auf, die einander alle auffallend gleich sahen; ein gewisses kräftiges und doch zugleich gefälliges Wesen war bei ihnen in wunderbarer Weise verschmolzen. Ich darf bezweifeln, ob sich je fünf solche Personen in einem Saal zusammengefunden.

„Wer sind denn diese jungen Männer?" fragte ich Verdier.

Verdier: „Das sind die Söhne meines Oheims von väterlicher Seite, die Brüder der Braut . . . ."

Ich: „Sie dürfen sich wahrlich rühmen, die schönsten Leute des ganzen Departements zu Vettern zu haben."

Verdier: „Wenn Sie erst den sechsten, den jüngsten Bruder sähen, was würden Sie erst zu dem sagen!"

Beim Hochzeitmahl herrschte die größte Fröhlichkeit, zu welcher Verdier's unterhaltendes Wesen das Meiste beitrug. Während zwei vollen Stunden vergaßen wir die Greuel, welche die Revolution im Gefolge hatte, und das Elend, womit Frankreich belastet war.

Als der Nachtisch aufgetragen wurde, öffnete Jemand bedächtlich die Thüre des Speisesaales, und ein neuer Gast in Jägerkleidung und in einen weiten Mantel gehüllt trat ein.

„Guten Abend, meine Freunde," sagte er beim Eintreten, ging sogleich auf die Braut zu, umarmte sie liebevoll und sprach: „Gute, kleine Schwester, wie glücklich fühle ich mich, daß ich Dich sehe!"

Das Auftreten dieses Mannes machte auf die Gäste einen niederschlagenden Eindruck, der mir ganz unerklärbar war. Dieselben Leute, welche vorhin noch in der heitersten Freude zusammenlebten, waren jetzt plötzlich ganz schweigsam, blaß, senkten ihre Blicke und schienen bestürzt; nur ein einziger Gast machte eine Ausnahme und äußerte seine laute Freude, — und dieser Gast war — Verdier. Die fünf jungen Männer aber, von denen ich oben schon bemerkt, daß sie mir wegen ihrer Schönheit besonders aufgefallen, verließen eilends ihre Plätze, gingen dem Angekommenen entgegen und umarmten ihn mit herzlicher Freude und wahrem Entzücken. Ich glaubte zu hören, daß sie ihn als ihren Bruder anredeten.

Das Eintreten des Unbekannten war so unerwartet gewesen, und da die Brüder im Kreis um ihn herumstanden, war er meinen Blicken so schnell entschwunden, daß ich ihn kaum bemerken konnte. Als er nun aber neben Verdier am Tisch Platz nahm, betrachtete ich ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Die wunderbar vollkommene Ausbildung, das Ebenmaß seiner Züge und die männliche Schönheit seines Gesichtes ist mir unvergeßlich. Aus seinem hellen Auge glänzte eine gewisse edle Kühnheit und eine seltene Unerschrockenheit. Man erkannte sogleich, daß dieser Mann zu jenen seltenen Naturen gehöre, welche nur für das Edle und Gute begeistert sind, sich nicht nach den Launen der Menschen richten, sondern mit edlem Stolz und hochherziger Gesinnung sich nur von erhabenen Gefühlen bestimmen lassen. Eine Lüge war — das wollte ich schwören — nie über seine Lippen gegangen.

„Wie, meine Lieben," sagte er, indem er langsam um sich blickte, „hat die Schreckensherrschaft Euch so weit erniedrigen können, daß Ihr Euch fürchtet, mich anzuerkennen und mir die Hand zu reichen? Seid doch nur ohne Sorge; sollte je Einer von Euch deswegen verfolgt werden, weil er mit mir an der gleichen Tafel gesessen, so würde ich die Henker bis in ihre Schlupfwinkel hinein aufsuchen und ihnen meinen Kopf für den seinigen anbieten."

Diese Worte gingen gerade gegen den geheimen Gedanken der Gäste und machten selbst die Furchtsamsten unter ihnen erröthen.

„Edmund, lieber Bruder," entgegnete die Braut, „unsere Freunde sind nicht deshalb niedergeschlagen, weil sie sich zu kompromittiren fürchten, sondern nur wegen Deiner Unbesonnenheit, daß Du Dich mit solcher Leichtfertigkeit der Gefahr aussetzest."

„Es mag sein," erwiederte Edmund, „daß ich nicht wohl gethan, meinen Schlupfwinkel zu verlassen; aber was soll ich thun, meine gute

Sidonia? Ein Leben, wie ich es jetzt führe, — wenn man anders so Etwas noch ein Leben nennen will, — ist so traurig und so schrecklich, daß ich dem Verlangen, wieder einmal an einem Feste theilzunehmen, nicht widerstehen konnte! . . . Ich bekenne es offen, ich fühle mich so unglücklich, daß das Schaffot mir nicht mehr schrecklich vorkommt! . . . Und am Ende, wie sollte ich hier einer Gefahr ausgesetzt sein? Kein Mensch hat mich gesehen, die Nacht ist dunkel, Niemand geht umher und ich bin bewaffnet. Unter den Gästen, die hier zu Tische sitzen, befinden sich nur befreundete Personen und Jugendfreunde . . . Kein verdächtiges Gesicht, hinter dem man einen Gedanken von Verrath entdecken könnte. So sei denn nur ruhig, liebe Sidonia, und freue Dich Deines Glückes im Frieden!"

Der junge Mann hatte dies schon ausgesprochen, als er mich zum ersten Mal bemerkte; ein großes Blumenbouquet in der Mitte des Tisches hatte mich seinem Blicke entzogen.

Als Edmund jetzt mich zum ersten Mal gewahrte, konnte er nicht umhin, sein Erstaunen und Befremden auszudrücken; doch faßte er sich sogleich, grüßte mich mit einem freundlichen Kopfnicken und sagte: „Bürger, der Zufall verschafft Ihnen jetzt Gelegenheit zur Wieder-Vergeltung. Ein Wort von Ihnen und ich bin verloren."

Diese räthselhaften Worte erregten bei den Gästen Aufsehen und Aller Blicke waren auf mich gerichtet.

„Bürger," erwiederte ich, indem ich meine größte Verwunderung zu erkennen gab, „ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich vermuthe, Sie lassen sich durch einige Aehnlichkeit irre führen, denn bis auf den heutigen Tag hatte ich nicht das Vergnügen, Ihr Antlitz zu sehen!"

Die Gäste versuchten zwar immer noch Fröhlichkeit und Unerschrockenheit zu zeigen, aber es wollte nicht mehr gelingen; denn ihr Benehmen war so verlegen und mit der Heiterkeit geradezu im Widerspruch, daß das Ende des Mahles dem Anfang höchst ungleich war und die Gesellschaft bald vom Tische aufstand.

„Lieber Freund," sprach Verdier leise zu mir, „haben Sie die Gefälligkeit, einen Augenblick mit Edmund und mir in ein Nebenzimmer zu treten. Ich muß Sie um einen bedeutenden Dienst ausprechen."

Ohne ein Wort zu entgegnen, folgte ich Verdier. Wir traten in ein kleines, im Erdgeschoß, gegen das Freie gelegenes Gemach. Edmund saß an einem großen Feuer, das im Kamin lustig brannte. Verdier schloß sogleich hinter uns die Thüre, wendete sich alsdann rasch zu mir und sagte: „Mein lieber Freund, ich will es unterlassen, Ihnen für Ihre Verschwiegenheit zu danken; denn was Sie meinem Vetter gethan, das hätte ich jedenfalls auch Ihnen gethan."

Ich: „Ich verstehe gar nicht, was Sie hiermit meinen.“

Verdier: „Es ist unnöthig, diese Verstellung weiter fortzuführen; wir sind hier allein und Niemand kann uns belauschen. Ich weiß wohl, daß das erste Mal, da Sie und mein Vetter Edmund mit einander zusammentrafen, sein Gesicht vermummt war und daß Sie ihn also nicht erkannten; aber der Name Edmund, der Ihnen im Gedächtniß geblieben, seine Stimme, die Sie gehört, mein Geständniß, daß der jüngere jener zwei Männer, von denen Sie überfallen worden, mein Freund sei, endlich das Bekenntniß Edmunds, daß er ein Flüchtling und Verbannter sei — alles dies sind Anzeichen, welche Ihnen so viel als Gewißheit gewähren.“

Ich: „Da Sie so offen zu mir sprechen, so will ich Ihnen auch gestehen, lieber Verdier, daß ich alles dieses schon fünf Minuten nach der Ankunft Ihres Vetters beachtet habe. Ich will Ihnen auch noch weiter gestehen, daß, wenn ich auch die Ursachen seiner Verbannung nicht kenne, ich doch überzeugt bin, daß dies nur ehrenwerthe Ursachen sein können.“

Edmund (mir kräftig die Hand drückend): „Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie eine so gute Meinung von mir haben; ich glaube auch bei gutem Gewissen, diese gute Meinung zu verdienen. Wenn Sie jedoch meine kurze Geschichte kennen wollen, so bin ich ganz bereit, sie Ihnen zu erzählen.“

Verdier: „Ich bitte um's Wort. Edmund hat bei aller Wahrheitsliebe einen solchen Abscheu gegen Komplimente, daß, wenn er von sich selbst sprechen muß, er seine Verdienste immer herabsetzt und seine Vorzüge so viel als möglich verringert. Ich bitte mir also aus, statt seiner zu erzählen.“

Ich (lachend): „Zugestanden!“

Verdier rückte seinen Stuhl näher gegen mich her und begann sogleich:

„Als Edmund zum ersten Mal das Licht dieser Welt erblickte, war ich eben zwanzig Jahre alt; und da ich ihn seither nie mehr aus den Augen verloren, so glaube ich, eher als jeder Andere, versichern zu dürfen, daß ich ihn kenne. Edmund zeigte von frühester Jugend an Neigung für das Kriegswesen, was den Absichten seines Vaters, meines Oheims, der ihn für den Priesterstand bestimmt, ganz entgegen war.

„Edmund nahm die herumvagirenden jungen Leute der Umgegend in Zucht, bildete sie nach militärischer Taktik, die ihm wie angeboren schien, und stand auf solche Weise an der Spitze einer Armee von Straßenjungen, die sich durch ihre Heldenthaten in den umliegenden Ortschaften in einer Weise auszeichnete, daß der Vater, wenn auch unzufrieden mit Edmund's Neigungen, doch darauf verzichten mußte, diesen frühreifen

Parteiführer in den geistlichen Stand einzuführen. Nach Grasse geschickt, um dort seine Studien zu machen, ward Edmund, der früher so unruhig und undisciplinirt gewesen, ein auffallend fleißiger Arbeiter und machte solche Fortschritte, daß er mit siebenzehn Jahren der jüngste und dennoch tüchtigste Student auf der Universität Aix war, wo er graduirte und mit glänzendem Erfolg zum Advokaten ernannt wurde.

„Da Edmund ungemein gutherzig und freigebig war, so gewann er während seines Aufenthaltes auf der Universität, ohne daß er es beabsichtigt hätte, einen bedeutenden Einfluß auf seine Kameraden. Er war weder mit seinem Beutel noch mit dem Haudegen sparsam und so durfte der Unglückliche und Verfolgte immer darauf rechnen, bei ihm Schutz und Hülfe zu finden.

„Nun kam die Revolution. Sie mögen Sich denken, mit welcher Begeisterung mein Vetter die glänzenden Ideen und schönen Utopien der Neuerer aufgenommen. Die Abschaffung der Vorrechte, die Freierklärung des Volkes, die lockende allgemeine Brüderlichkeit, alles das fand an ihm den eifrigsten und redlichsten Vertheidiger.

„Da Edmund im höchsten Grade populär war, — besangen ja doch alle Universitätsfreunde sein Lob, — so war es ihm ein Leichtes, zu Grasse die Nationalgarde zu organisiren, und er wurde sofort Administrator und Ortspräsident. Ich erinnere mich jetzt noch, welchen Enthusiasmus für die Freiheit der Neugewählte geäußert; er war voll Patriotismus und guter Absichten und glaubte aufrichtig an die Brüderlichkeit der ganzen Welt.

„Aber dieser Traum verschwand gar bald wie eine Seifenblase. Sobald die geheimen, von Selbstsucht und Bosheit getriebenen Führer sahen, daß die Revolution von Tag zu Tag bessern Erfolg hatte, traten sie hervor, stießen die wohlmeinenden Gimpel, die sie in der Stunde der Gefahr vorgeschoben, wieder mit Eselstritten zurück und setzten sich, als die Zeit zur Aernte gekommen, an ihre Stelle.

„Edmund wurde als Einer der Ersten seiner Stelle enthoben, aber er genoß damals eine solche Popularität, daß das Volk sich gegen diese Ungerechtigkeit empörte und die Listigen es für gerathen fanden, ihn in seinem Amt zu belassen.

„Im Stillen aber nahm die Verschwörung gegen ihn ihren Fortgang, denn da sie seine redlichen Absichten kannten und seinen offenen Charakter fürchteten, so sahen sie wohl ein, daß sie ohne seinen Sturz ihre verbrecherischen Absichten nicht durchführen konnten.

„Der Anfang wurde damit gemacht, daß die verleumderischen Zungen gegen ihn in Bewegung gesetzt und Edmund als Aristokrat ausgeschrieen wurde. Das elegante Wesen meines Vetters verschaffte der Ver-

leumdung Eingang und da er schon gegen die ersten Excesse der Revolution öffentlich seine Entrüstung ausgesprochen hatte, so wurden ihm die Massen nach und nach abgeneigt.

„Endlich kam es so weit, daß Edmund's Freunde für seine eigene Sicherheit besorgt wurden und ihm zur Flucht riethen. Aber alle Vorstellungen und Bitten wies Edmund immer mit der einfachen Bemerkung zurück: „„Warum soll ich mich verbergen, da ich mir in meinem Gewissen nichts vorzuwerfen habe?""

„In dem Hause, wo Edmund wohnte, war auch eine arme Handwerkerfamilie, welcher er oft Dienste erwiesen. Diese braven Leute hatten zwei Kinder von sechs und sieben Jahren, die mein Vetter liebgewonnen. Eines Abends, als Edmund nach Hause kam, ging er, wie es seine Gewohnheit war, zu den Kindern, um ihnen in ihrem Bette noch einen Kuß zu geben. Obschon es schon spät, schliefen dieselben noch nicht, sondern warteten auf ihn: „„Mein guter Eduard,"" sagte das ältere Mädchen, „„so eben sind Gensdarmen und viele gemeine Leute mit Piken bewaffnet da gewesen und haben Dich gesucht .... Sie haben dem Vater und der Mutter das Versprechen abgefordert, Dir Nichts zu sagen; sie werden diese Nacht noch einmal kommen, um Dich in's Gefängniß zu führen. Rette Dich, lieber Freund, sonst thun Dir diese schlimmen Leute Böses.""

„Edmund küßte die Kinder zärtlich, und entschloß sich endlich, da man ihm mit solcher Erbitterung nachsetzte, zur Flucht. Kaum war er auf die Straße gekommen, so hörte er den regelmäßigen Gang einer anrückenden Patrouille, wollte umkehren und einen andern Weg einschlagen; aber er war noch nicht zwanzig Schritte entfernt, so bemerkte er, daß auch von der entgegengesetzten Seite her ein Detachement Militär vorrückte.

„Sie werden mit mir einverstanden sein, daß in einer solchen Lage jeder Andere den Kopf verloren hätte, Edmund aber wußte die ruhige Besonnenheit und Geistesgegenwart zu bewahren. Er faßte sich sogleich. Hätte er sich in eine Ecke des Hauses gedrückt, so wäre er den Gensdarmen in die Hände gefallen; hätte er dagegen durch das ihn umringende Militär mit Gewalt durchdringen wollen, so wäre er ohne Hoffnung dem sichern Tod entgegen gegangen. Edmund hob mehrere Steine auf, die eben zu seinen Füßen lagen und warf sie in die Höhe, so daß sie theilweise den Gensdarmen auf den Kopf und theilweise hinter ihnen zu Boden fielen. Die Gensdarmen glaubten, es werde ein Angriff auf sie versucht; sie machten ganze Wendung rechtsum, um den angreifenden vermeintlichen Feind zu verfolgen; Edmund warf die Steine in dem Verhältniß weiter, als die Gensdarmen sich von ihm entfernten, brachte die getäuschte

Patrouille über eine einmündende Gasse hinaus und konnte auf solche Weise entrinnen.

„Von dieser Zeit an war Edmund's Leben eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Gefahren. Vor einigen Tagen wurde er von einem Wirth beim Revolutions-Comité angegeben und Tags darauf von den Nationalgardisten unserer Stadt verfolgt und mit vielen Flintenschüssen begrüßt."

Ich: „Wie, war das Ihr Vetter, welcher dem Besitzer des zwischen Draguignan und Fayence gelegenen Gasthauses das Gesicht mit dem Pistolenschaft so übel zugerichtet hat? Ich muß ihm dazu mein Kompliment machen, denn dieser Schuft verdiente eine solche Zurechtweisung. Die letzte Verfolgung aber, von der Sie da sagen, hat sie nicht am gleichen Tage stattgefunden, als unser Bataillon nach Grasse kam?"

Edmund: „Ja, am gleichen Tage. Wie können Sie denn das wissen?"

Ich: „Weil ich selbst Zeuge davon gewesen. Ein Nationalgardist, den ich um Auskunft fragte, bezeichnete mir den Verfolgten als einen an das Ausland verkauften Verräther und Verschwörer."

Edmund (mit einem schweren Seufzer): „O, was ist doch die Dankbarkeit des Volkes!"

Ich: „Das Volk ist nicht so undankbar, wie Sie glauben, wenn es auch oft diejenigen opfert, welche wirklich sein wahres Wohl anstreben."

Verdier: „Lassen wir die Politik auf der Seite; jetzt handelt es sich um nichts Anderes, als wie mein Vetter für immer der Gefahr entrissen werden könne. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber jedenfalls sehe ich darin, daß Sie wiederholt mit ihm zusammengetroffen, eine gute Vorbedeutung, ich möchte glauben, Sie seien berufen ihn zu retten."

Ich: „Möge Gott es geben, aber hoffen ist noch wenig, man muß auch zu handeln wissen. Haben Sie schon Etwas ausgedacht?"

Verdier: „Ja, und ich hoffe, mit Ihrer Hülfe werde es unfehlbar zum Ziele führen."

Verdier wollte weiter reden, da wurde an den Läden der Fenster, welche gegen das Freie gingen, geklopft, Verdier unterbrochen und wir gewaltig erschreckt; nur Edmund begann traurig zu lächeln und zog ein Paar Pistolen mit Doppelläufen aus der Tasche. Verdier und ich waren einige Sekunden in größter Angst, denn Edmund behielt immer das gleiche Lächeln auf den Lippen, die gleiche Ruhe in seiner Haltung, obschon diese Scene der Gefahr und des Schreckens ihn zunächst anging.

Es währte nicht lange, so wurde abermals und zwar noch heftiger geklopft. Verdier und ich sahen wohl ein, daß Etwas gethan werden müsse; wir waren aber so aufgeregt, daß wir uns zu Nichts entschließen

konnten. „Was sollen wir thun?" sagte Verdier leise zu mir; „öffnen wir das Fenster, so geben wir dem Feinde Einlaß; geben wir Antwort, so verrathen wir uns, daß wir hier sind; bleiben wir still und warten unthätig ab, so überliefern wir uns hülf- und wehrlos unsern Feinden, und geben das einzige Mittel preis, das uns noch erübrigt, nämlich nach Umständen einen kräftigen Angriff zu machen."

Edmund: „Ich gehe gern den graden Weg, liebe Freunde. Machen wir auf, da man uns klopft", und mit diesen Worten ging der junge Verbannte rasch auf das Fenster zu, drehte den Riegel, riß die Flügel auf und schlug die Läden zurück.

Blitzenden Auges und festen Blickes stand er an dem Fenster, eine Pistole in der Hand. Ich hatte so unfehlbar erwartet, einen Haufen Gensdarmen vor uns zu sehen, daß ich höchlich verwundert war, als nur ein einziger Mensch in zerlumpter Kleidung und mit einer schwarzen Maske vor dem Gesichte zu uns herantrat.

„Ah, das ist Gerard", sagte Edmund ganz ruhig. „Du hast so heftig geklopft, daß ich gewiß meinte, es würden mindestens zwanzig Soldaten draußen stehen. Wie kommt es, daß mir zu dieser Stunde die Ehre Deines Besuches zu Theil wird?"

Gerard sprang unverweilt über die Fensterbrüstung in unser Zimmer herein, zog die Fensterläden zu und antwortete auf Edmund's Frage: „Du fragst, warum ich zu dieser Stunde zu Dir komme? Nur deshalb, weil mir Deine Rettung am Herzen liegt. Als Du Dich hieher begabst, wurdest Du sogleich bemerkt, und da, wie Du wohl weißt, dem, der Dich lebendig oder todt einliefert, eine bedeutende Belohnung versprochen ist, so bist Du den Gensdarmen angezeigt worden, und es ist Hundert gegen Eines zu wetten, daß sie im gegenwärtigen Augenblick schon auf dem Wege hierher sind. Komm mit mir, wir wollen fort!"

Edmund: „Ich danke Dir von Grund des Herzens für diesen Beweis der Aufopferung und Freundschaft, aber ich bin auch fest entschlossen, keinen Schritt mehr zu thun, um der gegen mich gerichteten Verfolgung aus dem Wege zu gehen. Ich will mich zwar der nach meinem Blute lechzenden Meute, die mir mit solcher Erbitterung überall auf der Ferse nachgeht, nicht selbst ausliefern; aber eben so wenig will ich ferner diesen rasenden Hunden, die mir mit ihrem Gebell mein Leben verbittern, aus dem Wege gehen. Ich bin nun schon genug gehetzt worden, schon genug geflohen. Du kennst nun meine Absicht, Gerard, suche mir nur nicht zu beweisen, daß ich hierbei Unrecht thue, das wäre verlorene Zeit; Du sollst wissen, daß, wenn ich einmal zu Etwas entschlossen bin, mich Nichts mehr davon abbringen kann. Noch einmal: Dank, und auf Wiedersehen. Lebe wohl!"

Gerard: „Meinst Du, ich werde so von Dir hinweggehen? Wenn Du das meinst, so kennst Du mich ganz und gar nicht. Es ist wahr, ich hange am Leben und würde alles Mögliche thun, um es mir zu erhalten; doch ist diese Liebe zum Leben bei mir nicht so groß, daß ich mich dadurch zu einer Schlechtigkeit oder Feigheit verleiten ließe. Wir haben uns gegenseitige Vertheidigung zugesagt; man wird Dich angreifen, darum weiche ich nicht von Deiner Seite."

„Das ist sehr brav, mein Herr," sprach ich, indem ich hinter einem Fensterladen hervorkam, wo ich mich seit der Ankunft des neuen Gastes verborgen; „wenn Edmund sieht, daß sein hartnäckiges Beharren Ihren Tod zur Folge hat, so wird er, wie ich hoffe, von seinem Entschluß zurückkommen."

Gerard war sehr betroffen, als er mich hervortreten sah, und nicht ohne Furcht, ich möchte mich wegen seines frühern Benehmens rächen, ließ sich aber von Edmund schnell beruhigen.

„Sie sind ohne Zweifel ein flüchtiger Adeliger?" sagte ich zu Gerard.

Gerard: „Ich ein Adeliger? Weit gefehlt! . . . Vor der Revolution versah ich die Stelle eines Gefangenwärters."

Ich (erstaunt): „Eines Gefangenwärters?"

Gerard: „Ja, eines Gefangenwärters. Das hindert aber gar nicht, daß man mich als einen Aristokraten verfolgt."

Ich: „Das kommt mir in der That sonderbar vor."

Gerard: „Meine Geschichte ist ganz kurz. Die erste Hälfte meines Lebens brachte ich als Soldat in einem Regiment zu, die zweite als Gefangenwärter hinter einer Pforte. Aber dennoch, wenn ich Ihnen erzählte, was während der letzten acht Tage, da ich dieses unwichtige Amt bekleidete, geschehen ist, so würden Sie mich gewiß ohne Unterbrechung und mit großer Begierde anhören, wenn Sie anders gern Pulver riechen. Aber jetzt ist keine Zeit hiezu. Jetzt müssen wir unseren Freund Edmund retten."

Edmund: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich von der Stelle gehe . . . Und doch, denken müssen, daß mein Verbrechen einzig darin besteht, daß ich für das Glück des Volkes geschwärmt, daß ich denen, die Freiheit und Brüderlichkeit gepredigt haben, Glauben geschenkt, daß ich das Wohl des Landes höher geachtet als mein persönliches Interesse! O, hätte ich mich den Raub- und Rachegelüsten der Niederträchtigen angeschlossen, die gegenwärtig regieren, so wäre mein Schicksal ein ganz anderes! Dann hätte ich mich durch die Ausplünderung der Proscribirten beglücken, durch das Schaffot bereichern können, würde in aller Fülle schwelgen, und mein Leben wäre nichts Anderes, als eine fröhliche und ununterbrochene Orgie! Der gemeine Haufe würde zitternd und blind-

lings vor meiner Macht kriechen, die Zeitungen würden mein Lob verkünden, ich wäre ein Abgott, ein gefeierter Tagesheld! Doch nein, das wollte ich um keinen Preis; ich wollte und ich will ein Ehrenmann bleiben. Ich nahm es mit der Rolle eines Bürgers ernst, und nun bin ich verbannt und wie ein wildes Thier gejagt. O, wie thöricht sind doch die Leute, welche an die Tugend der Revolutionsmänner glauben und sich ihnen blindlings hingeben! O könnte ich meine Laufbahn neuerdings beginnen! . . ."

Ich: „Was würden Sie denn thun?"

Edmund: „Ich würde mit eben so viel Muth und Ausdauer für die rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt kämpfen, wie ich leider gegen sie gestritten!"

Ich: „Sie wären also königlich gesinnt?"

Edmund: „Ich wäre weder Republikaner noch Royalist, sondern — Franzose."

Edmund schwieg und blieb einige Minuten in schwere Gedanken vertieft. Weil ich jeden Augenblick die Ankunft der gegen ihn ausgeschickten Gensdarmen besorgte, so ging ich auf ihn zu, schüttelte ihn beim Arm und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Edmund, daß ich in Sie dringe, dem Rath Ihres Freundes Gerard zu folgen. Ich muß Ihnen bemerken, daß Sie jetzt nicht blos auf Sich, sondern auch auf Ihre Schwester Rücksicht zu nehmen haben. Welch' traurige Erinnerung an ihre Vermählung wäre das für Ihre Schwester, wenn Sie heute den Gensdarmen in die Hände fielen! Der schöne Hochzeitstag würde ihr dadurch zu einem Todestag. Vor einer solchen Rücksicht muß Ihr stolzer Muth jedenfalls zur Nachgiebigkeit sich bewegen."

Edmund: „Arme Schwester! ja sie wäre in der That unglücklich. Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mich durch Ihre Bemerkungen auf bessere Gedanken bringen. Aus Liebe zu diesem guten Kinde will ich mich noch einmal durch die Flucht dem Henker entziehen."

Ich: „Dann wäre es am besten, wenn Sie, statt hier die Zeit zu verlieren, ohne weiteren Verzug fortgingen."

Verdier: „Ja, lieber Vetter, ohne alle weitere Verzögerung. Uebrigens sei nur ohne Furcht; ich glaube Dich versichern zu können, daß Du durch die Mitwirkung dieses Offiziers bald in völliger Sicherheit Dich befinden werdest. Ich habe mir Etwas ausgedacht, was sehr gut sein dürfte, worüber ich mich aber erst später erklären werde; jetzt ist jede Sekunde so viel werth als eine Stunde."

Gerard: „Und für mich, Herr Verdier, wissen Sie für mich Nichts, um mich aus der Klemme zu ziehen?"

Verdier: „Ich muß gestehen, ich weiß für Sie Nichts."

Ich: „Aber ich weiß ein Mittel, und es ist so einfach, daß es wohl zum Ziele führen wird. Ich will aber noch besser darüber nachdenken; nach drei Tagen komme ich alsdann Nachmittags vier Uhr wieder zu dem Tempelherrnschloß, an die gleiche Stelle, wo wir das erste Mal zusammengetroffen. Wir wollen dann die Sache reiflicher überlegen. Noch Eins; es wäre mir lieb, wenn Sie mir mein Gewehr mitbringen würden. Nun, meine Herren, Gott befohlen, gehen Sie jetzt, Gott sei mit Ihnen!"

Eduard umarmte seinen Vetter Verdier und wollte dem Beispiel seines Begleiters Gerard folgen, der schon über die Fensterbrüstung in das Freie hinausgesprungen war, da rief Gerard halblaut wieder in unser Zimmer herein: „Löschen Sie die Lichter; die Gensdarmen stehen schon da!"

Ich löschte sogleich unsere zwei Kerzen; aber diese Vorsichtsmaßregel war umsonst; denn das Feuer, welches im Kamin brannte, warf seinen hellen Schein durch das halboffene Fenster hindurch.

„O, wenn meine Schwester nicht wäre!" murmelte Edmund zwischen den Zähnen in drohendem Tone, untersuchte darauf schnell das Zündpulver seiner Pistolen und sprang in's Freie hinaus.

In angstvollem Harren hoffte ich, Edmund werde das Weite gefunden haben und von den Gensdarmen nicht mehr erreicht werden, da hörten wir zu unserem größten Schrecken Pistolen- und Flintenschüsse fallen, und bald darauf zu wiederholten Malen ein durchdringendes Geschrei. „Ach! sie haben meinen Vetter getödtet," rief Verdier, „doch wer weiß, vielleicht könnte er noch gerettet werden! Wir wollen ihm zu Hülfe eilen." Verdier wollte bei diesen Worten durch das Fenster hinausspringen, ich hielt ihn aber zurück und sagte: „Sind Sie denn von Sinnen, Verdier? Wollen denn Sie allein eine ganze Abtheilung Gensdarmen niederwerfen? Und meinen Sie, ich als Offizier der Republik könne Ihnen da helfen? Bleiben Sie ruhig! Gott allein kann Ihren unglücklichen Vetter retten."

Nachdem wir so schießen und schreien gehört, durften wir nicht mehr zweifeln, daß es zum Kampf gekommen, aber wir wußten nicht, ob unsere Freunde oder die Gensdarmen als Opfer gefallen waren. Wir konnten nichts Anderes thun, als die Fenster schließen und in den Gesellschaftssaal zurückkehren.

Kaum waren wir bei unseren Freunden angelangt, so wurde mit Gewehrkolben so heftig an der Hausthüre geklopft, als sollte sie eingeschlagen werden, und fast gleichzeitig sprach eine rauhe, barsche Stimme die so gefürchteten Worte: „Im Namen des Gesetzes, schließet auf!" Bei dieser gebieterischen Aufforderung standen die Gäste vor Schrecken regungslos da.

Ein Bedienter öffnete die Hausthüre und alsbald traten etwa fünf-

zehn Gensdarmen unter dem Commando eines alten Adjutanten in unseren Saal.

Sobald der Adjutant meine Uniform bemerkte, kam er rasch auf mich zu und fragte mich ganz unhöflich: „Nach welcher Seite sind die Verdächtigen entflohen?"

Ich: „Ich weiß nicht, welche Verdächtigen Sie meinen; ich bin hierher gekommen, um an einem Hochzeitsmahle Theil zu nehmen, nicht um Strafbare zu verfolgen."

Adjutant: „Aber wissen Sie, daß die zwei niederträchtigen Föderalisten, auf die wir schon so lange Jagd machen, ohne sie zu erwischen, uns drei Mann kampfunfähig gemacht haben . . . ."

Ich: „Was soll ich da machen? Da Sie die Expedition zu leiten hatten, so wäre es an Ihnen gewesen, Ihre Vorsichtsmaßregeln besser zu treffen. Was ich thun kann, besteht einzig darin, daß, wenn über Ihr Verhalten eine Untersuchung angestellt und ich als Zeuge vernommen werden sollte, ich erkläre, Nichts gesehen noch gehört zu haben."

Diese Antwort, die ich in ernstem Tone und mit großer Sprödigkeit abgab, wollte dem Gensdarmerie-Adjutanten gar nicht munden; doch begann er einen andern Ton anzunehmen und versicherte mich, er habe nicht die Absicht gehabt, mich in Verdacht zu ziehen, sondern durch seine Anfrage nur thun wollen, was seine Pflicht gewesen.

Ohne meine Gegenwart würden die Gensdarmen die sämmtlichen Gäste wahrscheinlich nicht blos mißhandelt, sondern wohl auch verhaftet haben, denn sie waren über den Verlust ihrer Kameraden im höchsten Grade erbittert; aber bei meiner festen Haltung und aus Respekt vor meiner Uniform beobachteten sie einige Zurückhaltung und das Gewitter ging vorüber.

Nach einer halben Stunde machte ich mich mit Verdier wieder auf den Weg nach Grasse, wo wir gegen Mitternacht ankamen. Am andern Tage suchte ich schon früh Morgens Anselm auf, erzählte ihm das gehabte Abenteuer und ersuchte ihn um seine Mitwirkung Behufs Ausführung des von Verdier zur Rettung seines Vetters ausgedachten Planes. Dieser war also angelegt: Es sollte dem Revolutionscomité ein Brief in die Hände gespielt werden, welcher Edmund's Flucht in das Ausland als eine glücklich vollbrachte Thatsache darstellte. Zu diesem Zwecke hatte Verdier sich bereits von seinem Vetter Edmund folgendes Billet verschafft:

„Meine lieben Eltern! Seien Sie wegen meiner nicht mehr in Besorgniß, ich befinde mich auf dem Meere und meine Feinde können mich nicht mehr erreichen. In wenigen Tagen werde ich in Genua landen. Auf Wiedersehen in bessern Zeiten. Meine lieben Eltern, ich habe nicht

Zeit, Ihnen Mehreres zu schreiben, denn der Fischer, der Ihnen diesen Brief überbringt, darf wegen des Windes nicht länger warten."

Die Schwierigkeit aber — und dieselbe war nicht gering — bestand darin, wie man das Revolutionscomité zu dem Glauben bringen könne, es habe diesen Brief wirklich aufgefangen. Wie dies anzustellen, wollte ich nun mit Anselm berathen.

Anselm hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu und sagte nach einigem Besinnen: „Ich muß mich in der That verwundern, wie Du, lieber Freund, da Du sonst so gute Einfälle hast, nicht selbst schon an das gewünschte Mittel gedacht hast. Es ist Nichts leichter, als das Revolutionscomité zu täuschen."

Ich: „Wie das, Anselm?"

Anselm: „Ich übergebe den Brief einem vertrauten Mann; dieser stellt sich, als habe er ihn am Meeresgestade gefunden und, da er auf der Adresse den Namen der Eltern des Geächteten gelesen, sich beeilt, den Brief dem Revolutions-Comité zu überbringen. Das Revolutions-Comité wird voller Freuden dem Ueberbringer eine ehrenvolle Erwähnung votiren und dem Briefe unbedingten Glauben schenken."

Ich: „Deinen klugen Einfall zu tadeln, Anselm, bin ich weit entfernt, nur scheint mir die Ausführung schwierig, wo nicht gar unmöglich. Wo finden wir einen Mann, der listig genug ist, diese Rolle zu spielen, und verschwiegen genug, uns später nicht zu verrathen?"

Anselm: „Ein solcher Mann ist schon gefunden, ich habe ihn in meiner Gewalt."

Ich: „Wer ist er?"

Anselm: „Ein ehemaliger Marktschreier und Ringer, den ich eines Abends, als er sich gelüsten ließ, mit mir einen Kampf zu wagen, mit freier Hand in die Höhe gehoben und mehrere Schritte von mir weggeworfen habe. Von dieser Zeit an ehrt und schätzt er mich so hoch, daß er im Nothfall für mich durch das Feuer liefe."

Ich: „Gut, so suche diesen Marktschreier auf. Hier hast Du den Brief."

Anselm: „Gut, nach einer Stunde komme ich wieder zurück."

Der Marktschreier erfüllte seinen Auftrag mit großer Umsicht. Während er am Meeresufer wandelte und nach Austern suchte, fand er den Brief, den der angebliche Fischer verloren, machte laut eine Aeußerung höchlicher Verwunderung, versammelte durch seine Aeußerungen einige Tagdiebe um sich, las die Adresse des Briefes laut vor, und da er gehört, daß dies der Name der Familie eines Geächteten sei, so betheuerte er unter schrecklichen Schwüren, diesen Brief sogleich dem Präsidenten des Revolutionscomité's zu überbringen. Der umstehende Haufen jauchzte

ihm Beifall zu und eine Stunde später fiel mir Verdier um den Hals mit den Worten: „Sie haben meinem Neffen das Leben gerettet; ich habe schon vernommen, daß das Comité diesen Abend zu einer außerordentlichen und öffentlichen Sitzung zusammenberufen ist.“

Ich: „Gut, lieber Freund, so gehen wir auch hin, und nehmen an der Sitzung Antheil.“

Verdier: „Ich bin damit einverstanden.“

Um acht Uhr Abends machten wir uns auf den Weg, um in die Sitzung zu gehen, welche der „Volksverein“ abhalten wollte. Der Ort war eine ehemalige Büßerkirche. Das Gewölbe und die Seitenwände des Innern waren mit Roth, Weiß und Blau überschmiert. Auf der Emporkirche, die zufällig erhalten, befanden sich die Bürgerinnen und Kinder, welche sich dort Bildung für Geist und Herz holten. Die Kanzel, die ebenfalls mit den Nationalfarben bemalt war, diente als Präsidentenstuhl; vor der Kanzel war für die Sekretäre eine Bühne aufgeschlagen; auf den im Umkreis stehenden, theilweise mit Vergoldungen und Schnitzarbeiten gezierten Bänken nahmen die Vereinsmitglieder Platz; die Bürger, welche nur zum Publikum gehörten, hatten die Ehre, hinter diesen Bänken zu stehen. An dem Seil, an welchem früher die Kirchenlampe gehangen, war ein Kronleuchter aufgehängt, von dem sich in das Schiff ein mattes Licht verbreitete, während die andere Hälfte im Dunkel blieb.

Bei unserem Eintritte herrschte eine bedeutende Gährung in den Gemüthern; auf allen Seiten besprach man sich über den Grund, weßhalb die außerordentliche Versammlung einberufen worden; die lächerlichsten Vermuthungen, die unsinnigsten Uebertreibungen durchkreuzten sich. Die Einen meinten, es handle sich um eine von den Aristokraten gegen die Patrioten angestiftete Bartholomäusnacht; die Andern behaupteten, es hielten sich zwei englische Regimenter in der Nähe verborgen, die sich des Fleckens Tourette bemächtigen, daraus einen Waffenplatz machen und die italienische Armee in der Mitte trennen wollten. Daß dabei der Name Edmunds Verdier als Hauptverschworner öfters genannt wurde, versteht sich von selbst.

Sobald die auf dem Tische der Sekretäre stehenden Armleuchter angezündet waren, bedeckte sich der Präsident mit einer rothen wollenen Mütze, klingelte mit einer Schelle und das Publikum stimmte mit hoher Begeisterung die Strophe „Heilige Liebe des Vaterlands“ an.

Nachdem diese unerläßliche Einleitung vorüber war, klingelte der Präsident noch einmal mit der Schelle und erklärte die Sitzung für eröffnet. Der Leser wolle mir nicht verübeln, daß ich einen ausführlichen Bericht über diese Versammlung erstatte. Es ist möglich, daß die Darstellung für diejenigen, welche wohl hundertmal solchen Klubbs-Sitzungen

beigewohnt, kein Interesse hat, aber nach einem halben Jahrhundert kann diese getreue Schilderung der damaligen Sitten und Redeweisen nicht anders als belehrend sein. Was ich hier mittheile, ist nicht blos eine oberflächliche Schilderung eines Touristen, sondern ein stenographirter Bericht eines gewissenhaften Augen- und Ohrenzeugen.

Sobald die Sitzung eröffnet war, erhob sich ein dicker, breitschulteriger Mann mit ungeheurem Schnauzbarte, zog seine aus Fuchspelz gefertigte Mütze ab und sagte: „Präsident, ich begehre das Wort!"

Präsident: „Die Versammlung gibt Dir das Wort."

Der Dicke an die Versammlung: „Man sagt, der Verbrecher Edmund Verdier stehe mit zwei Regimentern englischer Satelliten vor unsern Thoren; in den abgelegenen und am wenigsten besuchten Wirthshäusern sollen sich eine Menge Fremder verborgen halten, die sich nur mit sehr großer Mühe in unserer Sprache auszudrücken wissen, obschon sie sich für Franzosen ausgeben. Bürger, zweifelt nur keinen Augenblick, das Vaterland ist in Gefahr! Zu den Waffen, Bürger! Die Tamboure sollen den Generalmarsch schlagen; zwei Kanonen sollen auf das Gefangenenhaus gerichtet werden . . . ."

„Ja, zu den Waffen, zu den Waffen!" schrieen sogleich mehrere schlecht gekleidete, verdächtig aussehende Individuen zusammen. „Piken und Aexte her! Tod den Verhafteten! Tod den Reichen! Tod den Aristokraten! Tod den Fruchtaufkäufern!"

Durch diese wüthenden Ausbrüche ließen sich die Gemüther allmälig erhitzen, ein langandauerndes Gemurmel entstand alsbald in der Kirche. Die Exaltirtesten standen bereits von ihren Sitzen auf, um zu den Waffen zu greifen, die verdächtig aussehenden Individuen in zerlumpten Kleidern, die dem Sprecher zuerst in's Wort gefallen, theilten schon die Parole aus, ertheilten Ordres und bezeichneten die Versammlungsplätze, da gelang es dem Präsidenten mit seiner ausdrucksvollen Pantomime und mit seiner Schelle wieder einen Augenblick die Ruhe herzustellen.

„Bürger," sprach er, „ich bitte die Versammlung, mir das Wort zu lassen. (Beifallsruf.) Bürger, wozu dieser Tumult, warum solche Aufregung? Man behauptet, wir seien von großen Gefahren bedroht; sollen wir denn in der Unordnung das Heil suchen? Wehe demjenigen, der uns in eine falsche Sicherheit einschläfern wollte, aber tausendmal Wehe dem elenden Menschen, welcher ohne Grund und nur in der Absicht, dabei sein Privatinteresse zu finden, den heiligen Zorn des Volkes entflammen wollte! Dieses heilige Feuer darf nicht, wie das Pulver in einem künstlichen Feuerwerk zur bloßen Belustigung der Neugierigen entzündet werden; wie das Pulver unserer Bataillone darf es nur dann entbrennen, wenn es gilt, die Feinde der Freiheit zu vertilgen. (Beifall.)

„Wer dürfte in Abrede stellen, daß Edmund Verdier ein Verräther, ein Verbrecher, ein Föderalist, mit einem Wort, daß er ein Wesen sei, das aller Schlechtigkeiten fähig ist? (Beifall.) Gewiß Niemand. Wir namentlich sind mehr als sonst Jemand berechtigt, es auszusprechen, daß er ein abscheulich sittenloser Mensch ist; denn wir haben Euch, Bürger, die Schuppen von den Augen genommen, die Euch gehindert hatten, ihn als denjenigen zu erkennen, der er schon von Anbeginn gewesen, nämlich ein gräßlicher Royalist, Föderalist und Heuchler! . . . Aber daraus folgt noch keineswegs, daß er ein gefährlicher Mensch sei.

„Nein, wenn man ihn einmal kennt, so hat man ihn nicht mehr zu fürchten; denn von der Waffe der Tapfern, dem Schwert, hat er nie etwas gewußt; als elender Feigling hat er immer nur zur Intrigue seine Zuflucht genommen. Gemeiner als die Emigranten, hat er nie gewagt, offen das Vaterland anzugreifen, er wollte es meuchlings morden. Bürger, bleiben wir demnach ruhig um den Altar des Vaterlandes geschaart. Anstatt mit zwei englischen Regimentern auf Grasse zu ziehen, flieht Verdier vielmehr das Land der freien Männer, er ist in das Ausland gewandert. Hier habe ich einen Brief, den er an seine Familie geschrieben, den aber ein braver Sansculotte aufgefangen und diesen Morgen uns eingehändigt hat."

Hier hielt der Präsident mit seiner Rede inne, öffnete den Brief, las denselben mit großer Gravität der Versammlung vor und fuhr dann wieder folgendermaßen fort:

„Das Comité hat Euch demnach auf diesen Abend zu einer außerordentlichen Sitzung versammelt, nicht um Euere Gemüther zu beunruhigen, sondern um Euch mit der Anzeige zu erfreuen, daß das Vaterland einen Verräther weniger zählt . . . " (Beifall und Murren.)

Eine Stimme von den Tribünen: „Bürger, es ist schon spät; der Präsident wird ohne Zweifel die Absicht haben, uns einzuschläfern." (Lebhafter Beifall.)

Ein Mitglied: „Präsident, ich begehre das Wort. Freunde, nehmen wir uns wohl in Acht: die Royalisten wollen unsere Kräfte in nutzlosen Kämpfen aufreiben, um dann leichter mit uns fertig zu werden. Wenn ich unsere kleinen Agitatoren höre, so ist mir nicht anders, als hörte ich die klägliche Stimme eines Danton, eines Chaumette, welche der Wohlfahrtsausschuß in's Grab gestürzt hat. So lange ein Strahl von Robespierre's Geist in dieser Versammlung leuchten wird, so lange unsere Herzen von ihm angeregt und geleitet werden, bleiben wir immer noch stark und werden von den Intriguanten, die uns auf den Irrweg führen wollen, Nichts zu fürchten haben.

„Brüder und Freunde, schaaren wir uns um die Comité's der öffent-

lichen Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit. Schwingen wir mit unserer Armee das Racheschwert des Volkes und lassen wir es auf das Haupt seiner Feinde zurückfallen! Um ihnen aber noch Zeit zur Reue zu gönnen, will ich indessen jetzt noch unterlassen, ihre Namen mitzutheilen, aber mögen sie sich in Acht nehmen und zittern. Ich beantrage Tagesordnung."

Da der Antrag auf Tagesordnung zur Abstimmung gebracht und angenommen wurde, las einer der Sekretäre der Versammlung ein Blatt des „Moniteur" laut. Ich benutzte diese kurze Aufhebung der Sitzung dazu, meinem Freund Verdier meine Bemerkungen mitzutheilen, und sagte leise zu ihm: „Haben Sie die gehaltenen Reden aufmerksam angehört?"

Verdier: „Ja."

Ich: „Nun denn, ist Ihnen nicht blos die darin herrschende Uebertreibung, sondern auch der gänzliche Mangel an gesundem Menschenverstand, der sich jeden Augenblick bemerklich machte, gleichwie mir aufgefallen? Ich habe schon tausendmal die Bemerkung gemacht und auch durch die gegenwärtige Versammlung wieder bestätigt gefunden, daß seit zwei oder drei Jahren in Frankreich eine fast allgemeine Narrheit herrschend geworden ist, die ich gerne die Bühnenmanie nennen möchte. Jeder will sich durchaus geltend machen und hervorthun. Es ist kein Troßbube, der nicht mitunter davon träumt, sich populär zu machen, und der sich nicht guten Erfolg von seinem Geschwätz verspricht. Dieser für die Ruhe des Landes so nachtheiligen krankhaften Ueberreizung möchte ich diese unglaublichen und fabelhaften Stegreifreden zuschreiben, die man an allen Enden und Orten hört. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaube, wenn die Geschichtschreiber in späterer Zeit bei ihrem Urtheil diese traurige und epidemische Narrheit nicht gehörig in Berücksichtigung ziehen, so wird es für sie äußerst schwer halten, unsere Zeit unter dem rechten Gesichtspunkt zu beurtheilen. Sagen Sie mir, in welcher Stellung und in welchen Vermögensverhältnissen war Ihr Präsident vor der Revolution?"

Verdier: „Vor der Revolution war er Advokat."

Ich: „Besitzt er Vermögen?"

Verdier: „Ja, aber erst seit zwei oder drei Jahren."

Ich: „War er beim Beginn der Revolution nicht ein maßloser Demagog, und stellte er damals nicht in Klubbversammlungen Anträge ähnlicher Art wie die, welche er vorhin bekämpft hat?"

Verdier: „Freilich, es gab zu jener Zeit keinen giftigeren Volkstribun."

Ich: „Hetzte er nicht im Geheimen die Armen gegen die Reichen?"

Verdier: „Wer hat Sie über alle diese Einzelheiten so genau unterrichtet?"

Ich: „Machte er nicht ehemals den königlichen Justizbeamten den Hof, und kehrt ihnen jetzt den Rücken?"

Verdier: „Ich sehe schon, es muß Ihnen Jemand die Lebensgeschichte unseres Präsidenten erzählt haben."

Ich: „Gab ihm nicht seine wohlhabende Familie Unterstützung, und jetzt ist er mit ihr entzweit?"

Verdier: „Ich glaube, daß Sie mich nur zum Besten halten wollen, da Sie mich um Auskunft über diesen Menschen gefragt; ist Ihnen ja doch kein Zug aus seinem früheren Leben unbekannt."

Ich: „Wirklich, lieber Freund, wollte ich Sie einen Augenblick zum Besten halten, ich muß es bekennen; denn ich bedurfte nicht fünf Minuten, um das Naturell Ihres Präsidenten zu kennen; er bietet ein wahres Musterbild von Leuten, wie man sie heutzutage nur zu häufig wiederfindet. Uebrigens kann ich Ihnen mein Wort geben, daß ich ihn heute zum ersten Mal sehe! . . . . Sagen Sie mir auch, wer der Redner ist, der nach ihm gesprochen hat und der uns beim Kerzenlicht Danton's und Chaumette's große Schatten vorgeführt hat."

Verdier: „Das ist der Schwiegersohn des Präsidenten. Vor der Revolution war er eben so übel daran, wie sein Schwiegervater; seither aber hat er sich ein Vermögen gesammelt, denn er ist jetzt im Besitz einer Menge Nationalgüter!"

Als das Vorlesen des „Moniteur" zu Ende war und man die Sitzung eben aufheben wollte, verlangte ein junger Mensch von höchstens zwanzig Jahren, von kleiner Statur und fast wunderbarer Magerkeit, mit gellender Stimme das Wort.

„Bravo! Seht, Pincon will uns eine Freude machen", riefen mehrere Klubbmänner. „Recht so, Pincon, rede!" Durch solche Zusprüche ermuntert, begann Pincon seine Rede und sprach:

„Brüder und Bürger, ich muß darüber Klage führen, daß die Mitglieder des Volksvereines, des Revolutionscomité's und die Mitglieder aller andern Comités sich allzu sehr ihrer Pflicht zum Opfer bringen! Ich muß verlangen, daß man ihrem Eifer Schranken setzt, denn sonst dürfte dieser Eifer sie in's Grab bringen, und wenn wir dieser Bürger beraubt würden, so wären wir, ich muß es bekennen, in der größten Verlegenheit.

„Ihr wißt — leider ist dies Niemanden unbekannt — Ihr wißt, daß die Aristokraten, die Föderalisten, die Kapuziner und die Emigrirten fast alles Getreide und den größten Theil des Wildprets, das in Frankreich angetroffen wurde, mit sich genommen haben, und daß wir wegen dieses Verraths fast Hungers sterben. Ich namentlich nähre mich schon seit vierzehn Tagen nur vom Abfall von gelben Rüben! Einer meiner

Freunde, ein Studirender der Medicin, macht an mir seine anatomischen Studien, denn er kann an meinem ausgemergelten Körper jeden Knochen zählen. Doch gehen wir über Einzelnheiten hinweg und halten wir uns an das Wesentliche.

„Sobald ein nur einigermaßen gutes Stück Wildpret in die Stadt gebracht wurde, so veranlaßte dies — so weit ist es bei uns gekommen — beinahe einen Aufstand; die reichen Käuze machten sogleich Jagd darauf und das Steigen der Preise nahm seinen Anfang. Daraus entsprang Eifersucht, Haß und Aerger ohne Zahl und Ende! . . . Da nun aber die Mitglieder aller unserer Comité's bemerkten, daß diese Rivalitäten dem Geist der Brüderlichkeit starken Eintrag thaten, so wollten sie diesem Uebelstand dadurch abhelfen, daß sie alle etwas besseren Lebensmittel, welche in die Stadt kamen, ausschließlich für sich allein in Beschlagnahmen.

„Was ist das Ergebniß dieser Aufopferung? Kein anderes, als daß diese Mitglieder sichtlich fett werden und jeden Augenblick mit einem Schlagfluß oder mit einem Blutsturz oder mit Unverdaulichkeit bedroht sind. . . . Ich stelle daher den Antrag, das Volk möge die Leiden und Gefahren, von denen diese verdienstvollen Bürger bedroht sind, in Betracht ziehen und das Seinige beitragen, um ihre schwierige Arbeit zu erleichtern. Soll ich meinen Antrag nochmals zusammenfassen und bestimmter stellen?"

Auf diese Frage des jungen Pinçon entstand in der Kirche eine fast unbeschreibliche Verwirrung. Von allen Seiten fielen die heftigsten Vorwürfe gegen das Comité, das nur von einer geringen Zahl Anhänger vertheidigt wurde, die sich selbst noch seiner schämten.

Endlich gelang es dem Präsidenten, auf einige Sekunden den Sturm zu beschwichtigen, und sich an den Sprecher wendend, sagte er:

„Pinçon, ich will Dir Deine ungeziemenden Aeußerungen zu gut halten, weil man in Deinem Alter nur noch ein Kind ist und die Bedeutung der Worte nicht gehörig kennt; weil uns aber durch Dein Geschwätz eine kostbare Zeit verloren geht, so fordere ich Dich auf, künftig zu schweigen."

„Ah, will man das Volk so knechten?" rief Pinçon mit so heller und durchdringender Stimme, daß sie den Tumult übertönte. „Aber freilich, warum sollte man es nicht knebeln? Das könnte ihm ja das Essen ersparen. Also muß ich schweigen und die Beweise für meine Rede in der Tasche behalten; denn, Bürger, ich habe auch Beweise!" fügte Pinçon bei, indem er seine Falsettstimme noch um ein paar Töne höher steigerte.

„Rede, Pinçon, rede," riefen ihm die Männer mit verdächtigen Gesichtern und zerlumpten Kleidern zu, welche schon beim Beginn der Sitzung zu den Waffen aufgefordert hatten.

Ich sah, daß der Präsident unschlüssig war, ob er die Sitzung aufheben sollte oder nicht, aber er erkannte bald, daß bei der Erbitterung der Menge sein Abtreten mit zu großer Gefahr verbunden wäre, und so entschloß er sich denn, auf seinem Präsidentenstuhl, der ihm diesmal warm machte, auszuharren.

„Rede, Pinçon," sprach er, „aber nimm Dich wohl in Acht, daß Du nicht zu Verleumdungen übergehst."

„O, in dieser Hinsicht habe ich Nichts zu fürchten", antwortete Pinçon mit triumphirender Miene. „Gebt Acht, ich fange an!"

Sofort trat große Stille ein. Obschon sich die Mitglieder des Comité's alle Mühe gaben, äußerlich die größte Ruhe zu zeigen, rutschten sie doch ganz unruhig auf ihren Sesseln hin und her, höchst aufgeregt und blaß. Der populäre Pinçon warf einen höhnischen Blick auf die Bänke des Comité's, nahm eine ernste Miene an, streckte langsam und gravitätisch seinen rechten Arm aus, richtete den Kopf in die Höhe und begann mit großem Selbstgefallen also:

„Man verlangt von mir Beweise für die Gefräßigkeit der Comité-Mitglieder; ich könnte mir die Sache leicht machen, wenn ich sprechen wollte: Sehet nur diese aufopferungsvollen Männer an, wie dick und fett sie sind, und urtheilet! Doch ich will dieses Mittel nicht anwenden, ich will keinen Zweifel in Eueren Gemüthern zurücklassen. Ich will Euch die Strafbaren mit Namen nennen, und sie kategorisch und bestimmt bezeichnen."

Der Präsident unterbrach Pinçon barsch und sagte: „Genug Zeit verloren! In wohlgeordneten Republiken schickt man die Kinder zeitig in's Bett, nur die Männer bleiben wach."

Pinçon: „Ich bekenne, daß ich noch jung bin, aber ein Kind bin ich doch nicht, denn in wohlgeordneten Republiken, wie der ehrenwerthe Präsident sich so eben ausgedrückt, schickt man die Kinder nicht blos frühzeitig zu Bette, sondern gibt ihnen auch zu essen .... und ich — sterbe vor Hunger."

Pinçon sprach diese letzten Worte mit kläglicher Stimme aus, schlug mit der Hand auf seinen leeren Bauch, welcher wie ein hohles Faß tönte, und fuhr dann fort: „Weil man mir nicht gestattet, mich auszusprechen, so verlange ich die Erneuerung des Comité's."

Bei diesem im höchsten Grade perfiden Antrag, durch welchen eine Menge ehrgeiziger Gelüste erregt wurde, entstand im Klubb ein furchtbarer Lärm. „Ja, Erneuerung des Comité's," ertönte es wüthend aus hundert Kehlen, „Erneuerung des Comité's!!"

Nachdem der Sturm schon zehn Minuten getobt, konnte der Präsident nur mit größter Mühe einen Augenblick Stille und Ruhe herstellen.

Da erhob sich schnell ein Mitglied des angegriffenen Comité's, verlangte das Wort und sprach mit honigsüßer Stimme: „Ehrenwerthe Bürger, die Ihr mich anhöret, das Kind an der Brust der zärtlichen Mutter, der Sonnenstrahl, wie er vom Himmel auf die Statue der Freiheit fällt, kann nicht reiner sein als unsere Herzen, nicht reiner als unsere Hände. Ich sehe wohl, die Freunde der Royalisten sind rührig, um die Fäden der Verschwörungen, die wir entdeckt, uns aus den Händen zu reißen; aber durch unsere Energie und durch Eure kräftige Mitwirkung werden wir die Verschwörer auf's Schaffot bringen und ihre Verbrechen mit ihrem eigenen Blute auf die Stirne ihrer Beschützer schreiben. Patrioten, nehmet Euch vor ihren Einflüsterungen in Acht, weiset jeden Verdacht von der Hand, entehret Euch nicht selbst dadurch, daß Ihr uns entehret. Bis auf den heutigen Tag habt Ihr, Republikaner, uns Euer Vertrauen geschenkt; Ihr werdet es uns nicht entziehen, denn Ihr seid gerecht, und wir verdienen es fortwährend."

Sogleich stand ein Mitglied der Versammlung auf und sprach im Tone der Entrüstung: „Bürger, schon zwanzig Jahre lang kenne ich den Menschen, der jetzt gesprochen hat; die Revolution hat ihn nicht gebessert, er ist immer noch derselbe. Erinnert Ihr Euch nicht mehr, wie er zur Zeit Sakristan der Bruderschaft der Büßenden gewesen, und wie er angeklagt war, daß er hier, an der gleichen Stelle, wo er jetzt als einer der von uns Gewählten sitzt, den Opferstock ausgeplündert und die Gaben, welche für den baulichen Unterhalt der Kapelle gefallen, aufgefressen hat? Damals schon vertheidigte er sich mit den nämlichen recht abgeschmackt kriechenden Phrasen, mit den nämlichen einschmeichelnden Manieren, mit den nämlichen honig- und zuckersüßen Worten, wie er sie so eben wieder angewendet hat. Folge doch meiner Ermahnung, Du armer Sakristan, zieh Dich zurück und thue Buße für die Sünden, die Du unter dem alten, wie unter dem neuen Regiment begangen hast! Ich stimme für Erneuerung des Comité's."

Jetzt stand ein anderes Mitglied des Comité's auf und nahm ohne Weiteres das Wort: „Auch ich stimme wie mein Präopinant für Erneuerung des Comité's, aber ich denuncire namentlich den Bürger Lancette! .... Dieser Mensch — und wenn ich ihn einen Menschen nenne, so erweise ich ihm noch hundertmal zu viel Ehre, denn er ist nicht so viel werth, wie ein Hund, — dieser Mensch ist die größte Canaille, der ärgste Schelm, der schändlichste Heuchler, das gemeinste und abscheulichste Wesen, das der Erdboden je getragen hat. Es ist mir leid, solche Aeußerungen über ihn thun zu müssen, aber meine Entrüstung gewinnt diesmal über meine Höflichkeit die Oberhand, ich kann mich nicht zurückhalten."

Lancette (springt heftig auf): „Bürger, vor Entrüstung kann ich nicht antworten! Mit Verachtung gehe ich über die so eben vernommene Beschuldigung hinweg."

„Ah, Du verachtest mich, Canaille?" entgegnete der Bürger; „dann sollst Du sehen, wenn wir aus der Sitzung gehen . . .!"

„Jetzt sogleich", rief Lancette und stand auf, seine Kollegen aber hielten ihn zurück.

Diese kleine Episode hatte die Unordnung und den Lärm nur noch vergrößert. Der Präsident mußte den Vorsitz dem Vicepräsidenten überlassen und sich wie ein einfacher Sprecher rechtfertigen, um den Sturm einigermaßen zu beschwichtigen.

„Nun denn, lieber Freund," sagte Verdier leise zu mir, „was halten Sie von dem aufbrausenden Wesen unserer großen Patrioten?"

Ich: „Der Präsident scheint nicht guten Muthes zu sein."

Verdier: „O, der ist ein schlauer Bursche, der wird sich schon aus der Klemme herausziehen. Ich wette, wenn das Comité erneuert wird, so bleibt er doch an seinem Platz. Wir wollen ihm zuhören, er fängt eben zu sprechen an."

„Bürger, ich werde mich kurz fassen," so begann der Präsident, „denn ich will Niemanden Schmeicheleien und Niemanden Beleidigungen sagen. Wie ist's möglich, daß Ihr Patrioten von 1789 auf den Gedanken kommt, Euer Comité zu verlassen, welches immer nur der starke, kräftige und fügsame Arm Eures Willens gewesen ist? Dieses Comité, das in seiner Mitte nur Euere Kameraden von 1789 zählt? Alles alte erprobte Republikaner! Wie, Euer Comité ist angeklagt ohne Beweise, sogar ohne alle Wahrscheinlichkeit, angeklagt von neugebackenen Patrioten, von Tartüffe's, die nur Bürgersinn heucheln, von Ehrgeizigen, die nur hohle Phrasen, aber kein einziges Factum vorzubringen gewußt, und Ihr wollt Euer Comité verleugnen? Ihr Undankbaren, denket doch ein wenig zurück an die Dienste, welche Euch diese Bürger, die Ihr preisgeben und erniedrigen wollet, erwiesen haben! Sie haben zweihundert Güter unter Siegel gelegt, eben so viele Sequestrationen angeordnet, dreihundert und fünfzig Royalisten einkerkern, neun und zwanzig Verräther guillotiniren lassen! Robespierre, Couthon und Saint-Just haben uns in Zuschriften wegen unseres Benehmens belobt, und Ihr, Ihr waget uns zu tadeln! . . . . Ich erröthe für Euch vor Scham."

Mehrere Stimmen: „Der Sicherheitsausschuß soll an seiner Stelle verbleiben! Zur Tagesordnung über diese Anschuldigungen!"

Andere, und zwar die kräftigsten Stimmen schrieen am andern Ende des Saales: „Nieder mit den Schwelgern! Nieder mit dem Comité!"

Der Tumult drohte noch länger anzudauern, als die durchdringende

und gellende Stimme des ausgehungerten Pinçon sich hören ließ. Das Anatomie-Lehrstück begehrte das Wort.

„Nein, ehrenwerther Freund," antwortete der Präsident, „Du weißt, den Kindern gestattet man das Wort nicht."

„Bürger," rief ein kolossaler Mensch mit einer Mütze von Fuchspelz und einer farblosen, abgestandenen Carmagnole, „das Sprichwort sagt, der Mund der Kinder, ja sogar der Säuglinge spreche die Wahrheit — Veritas in ore infantium et lactantium. — Ich verlange darum, daß Pincon das Wort gestattet werde. Wohin wäre es denn mit uns gekommen, wenn Einer zuerst einen Taufschein beibringen müßte, um sprechen zu dürfen? Ist denn die Freiheit zu einem leeren Wort geworden? . . . . Rede, Pincon, beharre fest bei Deiner Aufgabe, als Vertheidiger und Rächer des Volks aufzutreten! . . . ."

„Pincon das Wort!" tönte es aus der Menge hervor.

Dadurch ermuthigt, sprach Pincon: „Ich bin zwar jung und mager, aber meine Magerkeit ist nur ein Beweis dafür, daß ich nicht auf Kosten des Volkes lebe; meine Jugend aber ist durch die Revolutionsstürme früh zur Reife befördert worden, und so bin ich denn jetzt reich an Reife und Erfahrung; doch ich will nicht weiter von meiner Person sprechen; gehen wir zu den vaterländischen Interessen über! Bevor ich aber weiter rede, verlange ich, daß die Thüre geschlossen und Niemand hinausgelassen werde."

Dieses Verlangen erregte bedeutenden Eindruck und Verwunderung, doch wurde demselben ohne Anstand entsprochen. Die Thüren wurden mit starkem Geräusch geschlossen, darauf folgte tiefes Schweigen.

„Ich nehme meine Motion wieder auf, Bürger", fuhr Pincon fort. „Der Sprecher vor mir behauptete, die Ankläger des Comité's seien Patrioten neueren Datums. Ich wäre geneigt, ihm zu glauben, wenn er dieses Datum bestimmt angegeben; da er aber dies zu thun unterlassen, so denke ich, bei aller seinem Alter schuldigen Achtung, er habe gelogen! Er behauptete ferner, er und seine Kollegen seien rein, fleckenlos und vorwurfsfrei; ich bin geneigt, das zu glauben, nur wünsche und verlange ich Beweise! Die Beweise sind ganz leicht zu finden. Der hier versammelte Verein hat nur zwanzig Mitglieder aus seiner Mitte zu wählen und ihnen den Auftrag zu ertheilen, daß je zwei und zwei gleichzeitig in die Häuser der Angeschuldigten sich verfügen und darin eine sorgfältige und genaue Nachforschung anstellen. Wenn die Abgeordneten keinen anderen Vorrath an Lebensmitteln vorfinden, als wie er sich für Patrioten geziemt, wenn sie uns berichten, daß die hier nicht anwesenden Mitglieder des Comité's mit ihren Amtssachen beschäftigt seien oder allenfalls auch nur ruhig im Bett gefunden würden, so will ich es mir ge-

fallen lassen, als ein Verleumder angesehen und schmählich aus dieser Versammlung ausgewiesen zu werden! Sollte sich aber das Gegentheil herausstellen, so möget Ihr, Bürger, selbst urtheilen, wie weit her es mit der Tugend dieser falschen Patrioten ist, die sich auf so unverschämte und ärgerliche Weise mit dem mästen, was wir mit sauerem Schweiß erwerben."

Dieser kurze Antrag brachte den Präsidenten aus aller Fassung: das war gleichsam der Stein, den der Hirtenknabe David dem Riesen Goliath an den Kopf geschleudert. Der Antrag des siegesfrohen Pinçon wurde zur Abstimmung gebracht, einmüthig angenommen und unverzüglich zu dessen Vollziehung geschritten. Die zwanzig gewählten Abgeordneten gingen unverweilt paarweise ab, und unterdessen wurde kein Mensch zur Thüre hinausgelassen; es war schon eilf Uhr in der Nacht.

Während dieses Zwischenaktes kamen mehrere Personen auf meinen Freund zu und redeten Etwas mit ihm; aber ich bemerkte, daß alle Leute nur einige spärliche Worte höchst gezwungen und frostig mit ihm wechselten; einer seiner Freunde gestand ihm endlich offen, seine Anwesenheit im Klubb, der sich ja diesen Abend nur seines verrätherischen Vetters wegen versammelt, sei eine große Unklugheit, worauf ihm aber Verdier ganz richtig bemerkte: „Was könnte man wohl thun, das in Revolutionszeiten nicht als Unklugheit erschiene? Man macht es mir zum Vorwurf, daß ich mich hier befinde; aber mein Gott, was würde man nicht sagen, wenn ich von dieser Versammlung weggeblieben wäre? Würde man nicht ausgestreut haben, daß ich nicht wage, dem Comité unter die Augen zu treten, weil ich mich schuldig fühle? Wenn die Leidenschaften sprechen, — und in Revolutionszeiten finden ja nur die Leidenschaften Gehör, — so weiß man nicht, wie man thun soll, um unschuldig zu sein."

Nachdem die Abgeordneten etwa eine halbe Stunde ausgeblieben, kamen sie wieder zurück; der Vormann der Deputation wurde auf die Tribüne gerufen; Namens seiner Kollegen nahm er das Wort und sprach: „Bürger, Eure Kommissäre haben den ihnen ertheilten Auftrag mit größter Sorgfalt zu vollziehen sich bestrebt. Vor allem müssen wir unserm Präsidenten Vicepräsidenten und Sekretär die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir in ihren Häusern Nichts angetroffen haben, das mit der republikanischen Strenge und Mäßigkeit unverträglich wäre."

„Das ist sich nicht zu verwundern," rief Pincon, „wahrscheinlich hat man den Abgeordneten den Eintritt in die Häuser verweigert, unter dem Vorwand, Alles sei zu Bette gegangen."

„Aber ich muß gestehen," fuhr der Berichterstatter fort, ohne auf Pincon's Zwischenbemerkung zu achten, „wir waren in anderen Häusern nicht eben so glücklich. Wir fanden vier Bürger vom Comité (hier nannte

er ihre Namen) an einem, mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzten Tische. Zwei andere Comité-Mitglieder tranken in Gesellschaft von zwei Personen, welche Freiheitsgöttinnen gewesen, Branntwein und erlaubten sich schimpfliche Ausdrücke gegen uns. Ein siebentes Comité-Mitglied bot uns ein Faß Muskatwein an, wenn wir stillschweigen wollten. Als redliche und ehrenhafte Bürger wiesen wir sein elendes Anerbieten mit entschiedenster Entrüstung zurück und wir schritten sofort zur Untersuchung seines Hauses. Ach, Bürger, es schaudert mich noch, wenn ich daran denke. Auf allen Traggerüsten seiner Speisekammer lagen ausgesuchte Stücke Fleisch; in dem Weinkeller war kein Faß leer; an frisch gehaltenem Wildpret fanden wir im Keller folgenden Vorrath: Vier Enten, drei Tauben, zwei Rebhühner, anderthalb Dutzend Ortolanen, zwei Kaninchen und einen Hasen. Ich muß noch bemerken, daß neben dem Wildpret drei gewaltige Säcke Korn lagen! . . .

„Das, Bürger, ist das Ergebniß unserer Sendung, die wir mit jener Unparteilichkeit vollzogen haben, welche die echten Republikaner auszeichnet." (Lebhafter Beifallruf.)

„Laßt uns nun", rief der Schwiegersohn des Präsidenten aus, „das Gold vom Blei, die reinen Männer von den unreinen ausscheiden! Sieben Mitglieder des Comité's verdienen aus unserer Mitte ausgeschlossen zu werden; thun wir unsere Pflicht, und zeigen wir uns unerbittlich."

„Wenn auch nur sieben Mitglieder auf der That ertappt worden sind," schrie Pincon, „so folgt daraus doch noch nicht, daß die übrigen unschuldig sind; sie sind nur — verschlagener."

Nach einer neuen, sehr lebhaften Berathung, ob man eine gänzliche oder nur theilweise Erneuerung des Comité's vornehmen wolle, wurde endlich die theilweise Erneuerung beliebt.

Diejenigen, welche auf die Stellen der Ausgestoßenen Anspruch machten, säumten nicht, ihr Glaubensbekenntniß abzulegen. Gott weiß, was für abenteuerliche Dinge wir da zu hören bekamen.

Der Erste, welcher sich erklärte, war ein Goldschmied: „Ich schwöre, daß ich mich immer so rein wie das Gold im Schmelztigel halten werde", rief er aus.

Darauf erklärte ein Tanzmeister: „Ich mache mich anheischig, die Aristokraten tanzen zu lehren."

Weiter trat ein Gerichtsdiener auf und sagte: „Ich schwöre, den Royalisten, den Föderalisten, den Gemäßigten, den Reichen und den Verdächtigen den Volkswillen anzuzeigen und ihnen in's Gesicht zu sagen." (Beifallsruf.)

Nach dem Gerichtsdiener erklärte ein Prokurator: „Bürger, ich

verspreche eidlich, die alten Republikaner von Rom, Sparta und Marathon nachzuahmen."

„Und ich", sagte unmittelbar darauf ein Weber, „verspreche, nicht nur den alten Marathon, sondern auch den neuen Marat nachzuahmen." (Donnernder Beifallsruf.)

„Brüder und Freunde," erklärte ein anderer Bewerber, „ich finde, mit allen Eueren Versprechungen sei wenig gesagt, denn sie sind ganz allgemein gehalten. Ich meinerseits will, daß von den im Gefängnißhaus eingesperrten hundert und fünfzig Personen sofort fünf und siebenzig auf die Guillotine geliefert und daß jede Dekade durch zehn Verhaftungen und fünf Todesurtheile gefeiert werde." (Lebhafter Beifall. — Angenommen.)

Eine Stimme aus der Tiefe des Saales: „Ich beantrage noch den Zusatz, daß die Verhaftungen nur auf Beweise gestützt vorgenommen und daß die Verhaftungsbefehle begründet werden." (Pfeifen, Schreien, Lärmen: „An die Laterne mit dem Gemäßigten!")

Ein Mitglied der Versammlung von wildem Aussehen trat hervor und sprach folgende Worte, die, wie selbstverständlich, auf mich einen schmerzlichen Eindruck machten: „Was wollen wir, brave Sansculotten, mit den Mitschuldigen des Verräthers Edmund Verdier anfangen? Ich verlange, daß seine Familie verhaftet, ihre Papiere, beweglichen und unbeweglichen Güter mit Beschlag belegt, und daß namentlich gegen seinen Vetter, den Parfümerienhändler, diesen Verderber des öffentlichen guten Geschmacks, mit aller Strenge eingeschritten werde."

„Ich unterstütze den Antrag", schrie ein Anderer.

„Ja freilich, das glaube ich gerne," entgegnete schnell mein Freund Verdier, „Ihr beide seid Parfümeriehändler wie ich, nur mit dem Unterschied, daß ich gute, Ihr aber schlechte Waaren haltet, ich viel, Ihr hingegen nur wenig verkaufet. Sobald Ihr mich nicht mehr zum Konkurrenten hättet, würde Euer Geschäft weit besser gehen. Ich verlange, daß die Versammlung über diese Pomaden- und Lavendelwasserfrage, die ganz unter ihrer Würde ist, zur Tagesordnung schreite."

„Zur Tagesordnung!" wurde gerufen, und so war Verdier gerettet.

Es war schon fast ein Uhr nach Mitternacht, als die letzte Wahl vorgenommen wurde: die Wahl des Helden des Tages — des gefeierten Pincon. „Mein Glaubensbekenntniß", sagte er, „besteht in den wenigen Worten: Ich mache mich anheischig, mager zu bleiben, wenn Ihr mich wählet!"

„Das ist ein böser Abend für mich", sprach Verdier, als wir aus der Versammlung gingen.

Ich: „Warum das, lieber Freund? Ist denn nicht die Tagesordnung über die erhobene Anklage ausgesprochen worden?"

Verdier: „Ja, aber mein Kollege, der mich in Anklagezustand versetzen wollte, ist zum Mitglied des Comité's ernannt worden. Weil sein Handelsgeschäft schlecht geht, mußte er sich nothgedrungen auf die hohe Politik werfen. Ich kenne aber diesen Menschen und weiß nur zu gut, daß er seinen Angriff erneuern wird. Es ist mir, als stehe mein Kopf nur noch halb auf meinem Halse fest."

12. Fernere Tagesereignisse in Grasse.
(Martina. — Der Pomadentopf.)

Am andern Tage war ich mit Verdier vor der Thüre seines Magazins im Gespräch begriffen, als eine arme Frau an uns vorbeiging, die wegen ihrer blassen Gesichtsfarbe, ihres scheuen Blickes und höchst betrübten Aussehens auffiel. Verdier rief ihr zu und fragte sie in liebevollem Tone: „Was fehlt Euch denn, Martina?"

Martina (verwirrt): „Ach, mein guter Herr Verdier, das ist das letzte Mal, daß Sie mich sehen; nach wenigen Minuten werde ich nicht mehr dieser Welt angehören."

Verdier: „Seid Ihr von Sinnen, Martina? Was sagt Ihr da?"

Martina: „Ach, nur die reine Wahrheit. Diesen Morgen hat das Aufsichtscomité bei uns eine Untersuchung vorgenommen und einen kleinen Vorrath von Korn gefunden, den ich mit Sorgen, Mühen und Entbehrungen zusammengespart . . . . Da mein armer Mann die Verantwortlichkeit auf sich genommen, wurde er verhaftet und in das Gefängniß abgeführt. Nun bin ich allein mit meinen zwei Kindern, die seit gestern nichts mehr genossen haben, und jetzt Hungers sterben müssen."

Verdier: „Und was gedenkt Ihr zu thun?"

Martina (verwirrt): „Die Kinder zu ersticken und alsdann mir den Hals abzuschneiden. Unschuldige Geschöpfe, warum sollte ich sie wohl unter langsamen Qualen dahin sterben lassen? Ist es nicht besser, ich erspare ihnen die vielen Leiden, welche ihnen bevorstehen und die zuletzt doch mit ihrem Tode enden würden?"

Bei diesem schrecklichen Geständniß ließ Verdier die Gedanken, denen er nachgehangen, fahren, wendete sich an Martina und sagte zu ihr: „Desto schlimmer für Euch, wenn Ihr mein Vertrauen mißbrauchet; kommt mit mir!"

Sobald Verdier in sein Magazin eingetreten war, sprach er zu mir, auf die Thüre deutend: „Obschon Sie Offizier sind, möchte ich Sie doch ersucht haben, einen Augenblick Wache zu stehen, und sollten Sie vielleicht einen Commissär des Sicherheitsausschusses erblicken, so wollen Sie gefälligst drei Mal nach einander husten."

Ich: „Ja gerne; Sie dürfen auf mich zählen."

Verdier gab mir mit einem Kopfnicken seinen Dank zu erkennen; es vergingen aber keine fünf Minuten, so kam er mit einem großen Paket in der Hand wieder zurück und sagte zu Martina: „Nehmet das, meine gute Nachbarin, da habt Ihr Korn! . . . Verrathet mich ja nicht und geht jetzt schnell heim zu Eueren Kindern, die auf Euch warten. Ich will Euch aber noch bemerkt haben, danket mir nicht, um mich nicht zu verrathen! . . . Wenn Ihr aber dieses Korn verbraucht habt, Euer Mann noch nicht der Haft entlassen ist und Ihr noch immer in Bedrängniß seid, so saget es mir, ich habe noch einen kleinen Vorrath . . ."

Martina: „Ach mein guter Herr Verdier, der gütige Gott wolle..."

Verdier: „Ich sag' Euch zum letzten Mal, unterlasset das Danken, verrathet mich nicht, das ist Alles, was ich von Euch verlange."

Nachdem die unglückliche Mutter sich entfernt, bemerkte ich meinem Gastfreund: „Was Sie da gethan, ist wohlgethan; aber wenn Sie Ihrer Herzensgüte freien Lauf lassen: werden Sie nicht selbst in Noth und Elend gerathen? In der jetzigen Hungerszeit hat das Korn einen größeren Werth, als Gold."

Verdier (lächelnd): „Spenden Sie mir kein so großes Lob und preisen Sie mich nicht so sehr wegen so unbedeutender Dinge, lieber Freund. Sie werden diesen Verschlag, der in die Mauer meines Hinterstübchens eingelassen ist, wohl bemerkt haben; hier ist eine Thüre zu einem Zwischengeschoß, in welchem sich nicht minder als sechzig Zentner Korn befinden. Von diesem Vorrath weiß kein Mensch Etwas außer Sie und ich; damit werde ich meine Familie erhalten können, wenn alles Andere schon verbraucht ist. Uebrigens ist es mir ein Leichtes, mir Korn zu verschaffen . . ."

Ich: „Woher beziehen Sie denn dasselbe? In dieser Gegend wird ja wenig Korn gesäet, und das Meer ist abgesperrt."

Verdier: „Vielleicht lasse ich es von Genua über Nizza kommen!"

Ich: „Ueber Land ist dies unmöglich, und über Meer machen die Seeräuber von Lonao und Oneille den Transport äußerst schwierig."

Verdier: „So kommt's also weder über Meer, noch über Land; aber lassen wir das jetzt auf sich beruhen, und forschen Sie nicht weiter nach. Sie wissen, daß ich Ihnen ein unbedingtes Vertrauen schenke; das habe ich Ihnen so eben dadurch bewiesen, daß ich Sie von meiner Vorrathskammer in Kenntniß gesetzt; wie ich mir aber das Korn verschaffe, das ist ein Geheimniß, das ich nicht mittheilen darf . . . Ich wollte Ihnen nur anschaulich machen, wie die Hungersnoth, unter der wir leiden, durch den unsinnigen Despotismus unserer unverständigen und gewaltthätigen Regenten noch um vieles drückender gemacht wird. Durch grausame und blutdürstige Gesetze haben sie bestimmt, daß

kein Bürger mehr Korn als der Andere ankaufen dürfe. Ohne dieses jeden größeren Kornankauf mit der Todesstrafe bedrohende Gesetz könnte ich mit dem, was mir zur Verfügung steht, schon einer Menge Unglücklicher aushelfen; und viele Leute, die aus übertriebener Vorsicht sich mit mit einer weit größeren Menge Korn versehen, als sie bedürfen, würden ihren entbehrlichen Vorrath ebenfalls losschlagen. Aber nein, das Gesetz verlangt völlige Gleichheit, und zu allen Zeiten führte das Anstreben der Gleichmacherei zu nichts Anderem, als zu gleichem Elend."

Verdier hatte dies kaum ausgesprochen, so hörten wir von der Gasse her ein gewaltiges Geschrei, das uns wieder unter die Thüre des Magazins lockte. Zuerst bemerkten wir eine ziemlich starke Zusammenrottung, und wie der Haufe uns näher kam, konnten wir mitten unter dieser aufgeregten Menge die unglückliche Martina erkennen, die schonungslos hin und her gestoßen wurde, so daß ihre zerzausten Haare und zerfetzten Kleider in der Luft herumflatterten. Von einem Manne, der dem ganzen Vorgange zugesehen, vernahmen wir, daß der armen Frau ein Zipfel des Tuches, worin sie ihr Korn getragen, entschlüpft war, der Pöbel beim Anblicke des Korns sogleich über die Unglückliche herstürzte und sie in das Gefängniß schleppte. Als Martina bei uns vorbeizog, warf sie uns unbemerkt einen flehendlichen Blick zu; Verdier gab ihr ein Zeichen, daß er sie verstanden und so bald Martina vorüber war, nahm er seinen Hut und sagte: „Kommen Sie, mein Freund, wenn auch gegen meinen Willen und ohne meine Schuld, bin ich doch die Ursache von dem Unglück dieser armen Frau; ich muß dasselbe, so viel in meinen Kräften liegt, wieder gut machen."

Es verging auch keine halbe Stunde, so waren die Kinder der unglücklichen Martina einer alten Frau zur Obsorge anvertraut und so gegen Hunger und Kälte geschützt.

Als mein guter Parfümeriehändler und ich wieder nach Hause zurückkehren wollten und eben über den Hauptplatz gingen, redete uns ein Mann an, dessen ekelhaft häßliches Aussehen und frecher Gang eben nicht einnehmend waren. Es kam mir vor, als sollte ich diesen Menschen kennen und als hätte ich ihn schon irgendwo gesehen.

„Jetzt kenne ich Deine Grundsätze und Bestrebungen", rief er plötzlich meinem Freunde so laut zu, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zog. „Du bist ein würdiger Verwandter Deines Vetters Edmund, ein Aristokrat wie er, ein Miethling des Auslandes, ein Emissär der ehemaligen Prinzen des Hauses Bourbon! Ja, ich habe Beweise in Händen, daß Du ein Verräther bist; zittre nur!"

Da die Leute solche mit großem Lärmen vorgebrachte Anschuldigungen vernahmen, sammelte sich schnell ein Haufen um uns.

„Was für Gründe zu solchen Anschuldigungen hast Du?" fragte mein Freund den lärmenden Ankläger.

„Ich habe einen Beweis bei der Hand," entgegnete dieser, „den Du nicht entkräften kannst, denn er liegt noch jetzt vor. Erst gestern habe ich einen Topf Pomade bei Dir holen lassen und sieh: auf der Etikette des Töpfchens, die ich sorgfältig aufbewahre, befanden sich drei Lilien und die Aufschrift: „königliche Pomade."

Auf diese Bemerkung ließ sich unter der zusehends anwachsenden Menge ein Gemurmel des Unwillens hören, und die Sache drohte eine so schlimme Wendung zu nehmen, daß ich mich bereits nach einigen Kameraden von unserem Bataillon umsah, um bei ihnen Hülfe für Verdier zu finden. Dieser aber hatte einen, wenn auch gemeinen, doch glücklichen Einfall, durch den er die Masse für sich zu stimmen wußte, indem er ganz kaltblütig sagte: „Ich will nicht in Abrede stellen, daß sich noch einige solche alte Etiketten auf meinen Töpfen befinden mögen, aber Ihr wißt ja wohl, Bürger, daß man jetzt von Zeit zu Zeit den Royalisten den Kopf scheert und somit ist es billig, daß man ihnen die Haare mit einer besonderen Pomade einsalbt." Diese Worte wurden mit lautem Gelächter aufgenommen, und die Menge verlief sich wieder. Verdier aber sagte zu seinem Ankläger: „Da wir jetzt allein sind, lieber Bruder, so wollen wir ein vernünftiges Wort mit einander reden. Was verlangst Du von mir? Soll ich meinen Handel aufgeben, bei dem es mir besser geht, als Dir? Soll ich die Concurrenz aufgeben, die Dir gefährlich ist? Mußt Du nicht bekennen, daß der eigentliche Grund Deiner Feindseligkeiten kein anderer ist, als dieser? Wäre ich der Stärkere, so würde ich eine solche Zumuthung mit Entrüstung und Verachtung von der Hand weisen, nun aber bin ich der Schwächere und muß mich unterwerfen. Dadurch, daß Du gestern Abend in das Comité des Volksvereines gewählt wurdest, hast Du eine Gewalt erlangt, die für mich verderblich werden kann; somit muß ich mein Haupt beugen. Wenn Du versprichst, jede Feindseligkeit gegen mich aufzugeben und mich nicht weiter zu verfolgen, so verspreche ich Dir, daß ich noch vor Ablauf dieses Monats mein Magazin schließen und meine Parfumeriehandlung aufgeben will. Ich rede offen mit Dir und spiele ein offenes Spiel, thue auch Du desgleichen."

„Wenn Du so gegen mich handelst," antwortete Verdier's Konkurrent in auffallend milderem Tone, „so verpflichtest Du mich dermaßen zur Dankbarkeit, daß ich wohl der schlechteste Mensch von der Welt sein müßte, um Dir noch etwas anzuhaben. Ich bin geneigt, mich mit Dir über den Verkauf Deines Vorraths zu verständigen; wenn Du ihn durchaus losschlagen willst, so übernehme ich nach einem Monat den ganzen Ueberrest Deiner Waaren."

„Ich bin den Handel zufrieden", entgegnete Verdier.

Das neue Mitglied des Comité's drückte Verdier die Hand und sagte: „Jetzt sehe ich, daß ich Dich bis dahin unrichtig beurtheilt habe. Die Schuld ist eben der schlechte Ruf, in welchem Dein Vetter Edmund steht, und durch den Deine ganze Familie in üble Nachrede gebracht ist. Zähle in Zukunft auf mich."

Verdier kam diesen freundschaftlichen Anerbietungen mit einem gewissen Anschein von aufrichtiger Herzlichkeit entgegen und verabschiedete sich von seinem Berufsgenossen. Mich aber empörte diese Geschichte im höchsten Grade.

„Ich hoffe doch, mein lieber Freund," bemerkte ich, „daß diese Verabredung nur Spaß ist und Sie sich nicht daran kehren?"

„Ich bitte um Vergebung," erwiederte Verdier, „mit dieser Verabredung oder Uebereinkunft ist es voller Ernst und ich werde sie jedenfalls in Vollziehung setzen; denn wenn ich dies versäumte, so würde es mir meinen Kopf kosten. Glauben Sie mir nur, ich habe reiflich erwogen und genugsam überdacht, was ich bei längerem Widerstand für mein Leben zu hoffen oder zu fürchten habe; aber die reifliche Ueberlegung führte mich zu der traurigen Ueberzeugung, daß ich in einem solchen Kampf den Kürzeren ziehen werde. Nun aber frage ich Sie, wenn man doch ein Opfer bringen muß, ob es nicht besser sei, man versteht sich freiwillig zum kleineren Unglück? Sie werden mir entgegen halten, ich sei dadurch ruinirt. Ich habe nichts dagegen; aber mein Gott, wer gibt nicht lieber Beruf und Vermögen hin, als den Kopf? Was dieses Mitglied des Volkscomité's mir gegenüber thut, ist übrigens heutzutage etwas so Allgemeines und Gewöhnliches, daß es wahrlich nicht der Mühe werth ist, sich darüber aufzuhalten oder gar zu grollen. Unsere vom Volk gewählten Beamten gebrauchen die öffentliche Gewalt nur dazu, sich eine gute Stellung für ihre Person zu bereiten; darüber ist man allgemein einig."

Ich: „Was wollen Sie aber nun anfangen?"

Verdier: „Es fehlt mir nicht an Muth und Geschick und so werde ich mir ein anderes Geschäft einrichten. Zudem habe ich die fünf und vierzig Jahre, die ich verlebt, nicht verstreichen lassen, ohne mir einiges Vermögen zu sparen. So will ich denn die Zukunft abwarten."

13. Fortsetzung. (Der Gang zum Tod stellt die Menschen auf die Prob'.)

Am Abend des Tages, an welchem diese Scenen vorgefallen waren, saß ich mit Verdier und einigen Freunden am Kaminfeuer, denn wenn auch der Frühling schon grünte, so waren die Abende immer noch sehr kühl.

„Kennst Du, Verdier," sagte ein Tuchhändler, „die wichtige Neuigkeit schon, daß morgen das Urtheil über Agatha Lautier gesprochen wird?"

Verdier (tief ergriffen): „Die arme Heilige! Ich hoffte, man werde sie in ihrem Gefängniß vergessen und ruhig lassen."

Tuchhändler: „Man erwartete dies allgemein, aber es scheint, daß einige Hitzköpfe Klagen erhoben und den Wohlfahrtsausschuß drängten. Dies schmerzt alle braven Leute der ganzen Stadt außerordentlich."

Verdier (mit einem Ausdruck achtungsvollen Mitleids): „Die arme Heilige, sie wird gewiß keine Gnade finden; denn ihre hohe Tugend spricht bei ihren Richtern zu ihren Ungunsten. Also wieder ein Opfer für das Schaffot!"

Ich: „Wer ist denn diese Agatha Lautier?"

Verdier: „Sie ist eine wunderschöne Klosterfrau, erst drei und zwanzig Jahre alt und von musterhaftem Wandel, so daß Jedermann nur mit der größten Achtung von ihr spricht. Haben Sie denn ihren Namen noch nie gehört?"

Ich: „Noch nie."

Verdier: „So vernehmen Sie. Vor fünf Jahren sprach die ganze Stadt Grasse von Fräulein Agatha; Jedermann bewunderte ihre unglaubliche Schönheit, und sie verdiente in der That diese Bewunderung, denn wohl kaum wird je ein schöneres Geschöpf auf der Erde gewandelt haben; aber was, namentlich in den Provinzen, noch viel seltener ist, das traf hier zu, daß bei so übereinstimmender und allgemeiner Bewunderung und Lobpreisung die Verleumdungssucht auch nicht den mindesten Stoff an ihr aufzufinden wußte. Fräulein Agatha war in ihrem Wandel so bescheiden, so behutsam, so musterhaft, die reinste Tugend sprach so deutlich aus ihrem lautern Auge, daß auch die boshaftesten Zungen sich nicht die mindeste Aeußerung gegen sie erlaubten. Sie mögen sich darum denken, welches Aufsehen es in der ganzen Stadt erwecken mußte, als sich die Kunde verbreitete, diese so gefeierte Person, um deren Hand wohl über zwanzig Freier nachgesucht, wolle den Schleier nehmen. Umsonst wurde in Fräulein Agatha gedrungen, diesen Gedanken aufzugeben; weder Bitten noch Vorstellungen noch Ermahnungen konnten sie von ihrem Vorhaben abwendig machen; schon nach vierzehn Tagen trat sie im Kloster das Noviciat an.

„Man schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, die klösterliche Strenge werde sie von dem Ordensleben abschrecken und wieder in die Welt zurückführen, aber auch diese Erwartung wurde getäuscht, und nach zweijährigem Noviciat legte Agatha Lautier unter ungewöhnlicher Theilnahme der Stadt Grasse feierlich die Gelübde ab.

„Bei der Klosteraufhebung zog Agatha sich mit ihrer Oberin in ein kleines schlechtes Häuschen in der Stadt Antibes zurück, beide lebten zusammen in solcher Stille und Zurückgezogenheit, daß fast Niemand an sie dachte. Inzwischen wurden diese zwei heiligen Frauen, die nur die Einsamkeit und Stille suchten, durch ein unerwartetes Ereigniß aus ihrer Verborgenheit gerissen.

„Die Oberin oder Abtissin hatte einen Bruder, der früher in einem kgl. Regiment Hauptmann war; als die Stadt Toulon sich gegen die Republik erklärte, warf er sich mit österreichischen und sardinischen Truppen in die Stadt, wurde im Kampfe verwundet und mußte sich bis zur Genesung verborgen halten. Er entschloß sich daher, bei seiner Schwester ein Asyl zu suchen. Die Flucht von Toulon nach Antibes glückte dem Hauptmann, aber kaum war er vierzehn Tage in Antibes, so wurde er erkannt, angegeben und auf Befehl des Revolutions-Comité's in Verhaft gebracht. Ich habe nicht nöthig, beizufügen, daß die Aebtissin und die Klosterfrau Agatha ebenfalls angeklagt wurden und das Schicksal des Hauptmanns im Gefängniß theilten.

„Am dritten Tage nach seiner Verhaftung wurde der Hauptmann vor das Revolutionstribunal geführt, und da er auf alle an ihn gestellten Fragen ganz unumwunden antwortete, so war das Verhör sehr schnell zu Ende.

„Auf die Frage, warum er in Toulon verwundet worden, antwortete er dem öffentlichen Ankläger einfach: „„Weil ich gegen die Republik, die ich verabscheue und hasse, gekämpft habe."" Auf die Bemerkung, ob er wisse, daß diese Aeußerung allein schon Grund genug sei, ihn zum Tode zu verurtheilen, erwiederte er kaltblütig: „„Ja! Das weiß ich ganz gut, und eben darum, weil ich es weiß, habe ich es ausgesprochen, und wohl auch deßwegen, damit Sie nicht der bloßen Form wegen noch mehrere unnütze Fragen an mich stellen, sondern lieber durch sofortige Verurtheilung mich Ihres verhaßten Anblicks entledigen.""

„Der Hauptmann wurde sogleich zum Tode verurtheilt. Als er wieder in das Gefängniß zurückkam, fragte ihn seine Schwester, die Abtissin, mit beklommenem Herzen: „„Nun, lieber Bruder, wie ist es gegangen?""

„„Wie es gegangen? meine Schwester, Jeder ist seiner Stellung treu geblieben, ich habe wie ein Militär gesprochen und diese Leute haben als Revolutions-Richter mich zum Tode verurtheilt.""

„Obschon die Abtissin keinen anderen Spruch erwarten durfte, so stieß sie dennoch beim Anhören dieser schrecklichen Kunde einen lauten Schrei aus und fiel besinnungslos zu Boden.

„„Sei doch nicht untröstlich, liebe Schwester,"" sprach der Hauptmann nach einer Weile, „„der Gang vom Leben zum Tode ist nicht so schmerz-

lich, wie man sich ihn gewöhnlich vorstellt. Das Hackmesser der Guillotine schmerzt nicht einmal so stark, wie das Einschnittmesserchen eines Chirurgen.""

„„Was Sie da sagen, Herr Hauptmann,"" bemerkte Agatha, „„ist übel angebracht; denn wir müssen im Tod nicht so sehr den Tod als solchen in's Auge fassen, als vielmehr den Beginn des neuen Lebens, das uns jenseits des Grabes bevorsteht.""

„Hauptmann: „„Ich verstehe mich auf religiöse Dinge gar schlecht; ich bin eben kein Geistlicher, sondern ein Militär; kommt die Stunde des Todes, so werde ich meinem Stande Ehre machen und mit Muth fallen.""

„Agatha (betrübt): „„Ich weiß wohl, daß die Männer sich bei ihren Handlungen gar oft von der Eigenliebe bestimmen lassen; ich zweifle gar nicht, Herr Hauptmann, daß, wenn Sie die Stufen des Schaffots hinaufsteigen, Sie den Kopf hoch tragen und stolzen Blickes hinabschauen werden: aber glauben Sie mir nur, wenn Sie in dem Augenblick des Todes nichts Anderes aufrecht erhält, als dieser irdische Gedanke, so wird Ihnen der Tod bitter und schrecklich werden! Nur die Religion allein kann den Menschen wahrhaft über Furcht und Schmerzen erheben.""

„Da der Hauptmann hierauf Nichts mehr erwiederte, so brach die junge Klosterfrau das Gespräch ab. Am Nachmittage wollte ihn ein Priester, der sich zufällig in demselben Gefängnißhaus in Haft befand, sprechen, allein der Hauptmann lehnte seinen Besuch ab und verbrachte den ganzen Tag unter Lachen, Trinken und Scherzen. Niemand hätte bei seinem fröhlichen Wesen und seiner Sorglosigkeit vermuthet, daß er binnen Kurzem auf dem Schaffot verbluten müsse.

„„Liebe Freunde,"" sprach er zu den Mitgefangenen, „„der Aufseher hat mir angezeigt, daß ich nur noch drei Stunden zu leben habe! . . . Sie müssen daher das Ihrige thun, damit ich diese Stunden noch in Fröhlichkeit verleben kann! . . . Wie wäre es, wenn wir lustige Lieder sängen?""

„Kein Mensch antwortete auf diese Prahlhanserei; da trat Agatha auf den Hauptmann zu, blickte ihn wehmuths- und theilnahmsvoll an und sagte: „„Herr Hauptmann, Sie haben Furcht!""

„Bei diesen Worten stieg dem Hauptmann die Röthe in's Gesicht; er sprach: „„Weil Sie, Fräulein, dieses gesagt, vermag ich Nichts darauf zu antworten.""

„„Herr Hauptmann,"" fuhr Agatha mit eben so großer Festigkeit, als Bescheidenheit fort, „„ich weiß wohl, daß der Pöbel Ihnen das Zeugniß geben wird, Sie seien muthvoll gestorben, aber dennoch darf ich noch einmal behaupten, Ihr Herz ist aufgeregt und beunruhigt . . . Sie haben Furcht!""

„„Ja, es ist wahr,““ gestand endlich der Hauptmann heftig aufgeregt, „„der Mensch bleibt leider immer Mensch.““

Hier unterbrach ich den Erzähler mit den Worten: „Aber, mein lieber Verdier! wie können Sie alle diese Einzelnheiten wissen? Waren Sie denn dazumal auch im Gefängniß?“

Verdier: „Gott sei Dank, Nein. Einer meiner ehemaligen Knechte versah damals die Stelle des Gefängnißwärters und theilte mir diese, übrigens der ganzen Stadt bekannten Nachrichten mit. Ich fahre also fort. Kaum hatte der Hauptmann dieses Geständniß abgelegt, so wollte er dasselbe wieder zurücknehmen; allein Agatha sprach mit solcher überzeugenden Kraft zu seiner Seele, daß er ihr endlich sein Herz ganz öffnete und die letzten Stunden seines Daseins mit ihr in religiösen Gesprächen und Gebeten zubrachte. Der bessere Geist hatte in ihm über seine stolze Unwissenheit gesiegt, er selbst verlangte den Priester und söhnte sich mit Gott aus.

„Wer schildert die himmlische Wonne der Klostervorsteherin, als sie die Seelenänderung ihres Bruders sah! Wie sehr wurde ihr dadurch der Trennungsschmerz erleichtert! Ihr Herz wurde vollends mit Freude überfüllt, als ein Gerichtsdiener die Anzeige machte, das Todesurtheil des Hauptmanns sei ungültig erklärt und sein Prozeß auf zwei Wochen verschoben. Eben gab sie sich den ersten Gefühlen der wiederauftauchenden Hoffnung hin, als ein Piquet Gensdarmen anlangte und ihren Bruder auf das Schaffot abholte. Die Anzeige hatte auf einer Verwechslung beruht und einem anderen Gefangenen gegolten. Dieser plötzliche Umschlag aus den Gefühlen der lieblichsten Hoffnungen in die des tiefsten Schmerzes war für die Klostervorsteherin zu stark, krampfhaft erhob sie sich, machte zwei Schritte gegen ihren unglücklichen Bruder und fiel todt zur Erde. „„Gute Schwester,““ rief der Hauptmann mit bewegter Stimme, „„in einigen Minuten bin ich wieder bei Dir, auf Wiedersehen im Himmel.““ Hierauf wandte er sich an die Schwester Agatha mit den Worten: „„Verzeihen Sie mir, daß ich die Veranlassung auch Ihres baldigen Todes bin; Sie haben mir zuerst ein Asyl für das irdische Leben gegeben und alsdann meine Seele von dem ewigen Tode gerettet, und deswegen wird das Gericht auch Sie bald verurtheilen und dadurch dem Himmel eine neue Heilige geben. Schwester Agatha! Beten Sie für mich.““

„Das war des Hauptmanns letztes Wort; mit völliger Ergebung und wahrem christlichem Muth bestieg er das Schaffot und hauchte seine Seele Gott anheim.

„Agatha Lautier, die einzige noch lebende der drei Schicksalsgenossen, war fortan der tröstende Engel der Gefangenen; sie stärkte die

Kleinmüthigen, pflegte die Kranken, ermunterte die Traurigen und übte bald einen solchen Einfluß nicht nur auf die Eingekerkerten, sondern auch auf die Kerkermeister selbst, daß das ganze Haus eine neue, ich möchte sagen glückliche Gestalt gewann. Diese Veränderung konnte nicht verborgen bleiben und deßwegen muß die gute Schwester morgen vor Gericht erscheinen . . . ."

Ich: „Und wie wird das Urtheil lauten?"

Verdier: „Ich besorge das Schlimmste. — Haben Sie, werther Freund, den Muth, der Sitzung beizuwohnen? Ich für meine Person will es wagen. Vielleicht zeigt mir die Vorsehung einen Anlaß, der unglücklichen Agatha nützlich zu sein."

Ich: „Und ich begleite Sie."

Die Nacht verging unter schweren Gefühlen; vergebens suchte ich den Schlaf; immer und immer schwebte die Klosterfrau mir vor den Augen und verjagte jeden Schlummer. Schon um vier Uhr in der Frühe erhob ich mich vom Lager und eilte mit Verdier in den Gerichtssaal, welcher, obschon die Sitzung erst um sechs Uhr beginnen sollte, bereits mit Neugierigen angefüllt war. Beim Eintritt erhielt ich einen kräftigen Schlag auf die Achsel; es war Anselm, der bereits mitten im Gedränge einen vortheilhaften Posten gefaßt und mich und meinen Freund mit Gewalt zu sich hinriß. Während des zweistündigen Zuwartens verkürzten wir uns die Zeit mit allerlei Gesprächen so gut wie möglich. Da fiel mir plötzlich bei, daß ich auf heute mit Edmund und Gerard eine Zusammenkunft in der alten Schloßruine verabredet; der Gedanke, mein Wort zwei Unglücklichen zu brechen, fiel mir unerträglich und andererseits schmerzte es mich, Agatha's Vernehmung nicht als Ohrenzeuge beiwohnen zu können. Verdier, dem ich meine Verlegenheit mittheilte, tröstete mich mit der Anzeige, daß er bereits gestern durch ein Billet an seinen Vetter die Zusammenkunft, weil unter den gegenwärtigen Umständen zu verdächtig, auf acht Tage hinausgeschoben habe.

Endlich schlug es sechs Uhr. Der Präsident und die Richter nahmen auf ihren Stühlen Platz; zwei Gensdarmen führten die Klosterfrau auf die Anklagebank. Agatha trug einen schwarzen Rock, ein weißer Schleier umgab ihr himmlisches Antlitz und verlieh demselben den Ausdruck eines Engelkopfs. Nach den gewöhnlichen Fragen über Namen, Alter, Beruf und Wohnort begann das eigentliche Verhör.

Präsident: „Agatha Lautier, wußtest Du, daß der Bruder der Abtissin im gleichen Hause, wo Du gewohnt, verborgen war?"

Klosterfrau: „Ja, Bürger-Präsident, ich wußte es."

Präsident (mit langsamer Stimme): „War das Haus von Dir oder von der Abtissin gemiethet? Ueberlege die Antwort; sie ist wichtig."

Klosterfrau (ruhig und entschlossen): „Präsident, ich danke Ihnen für diese Erinnerung, ich kenne die ganze Tragweite der Frage, allein ich muß mit Gottes Gnade die Wahrheit sagen. Nach Aufhebung unseres Klosters zog sich die Vorsteherin mit mir in eine alte Hütte zurück, welche sie für die Ihrige hielt. Allein dem war nicht so; die Hütte gehörte einer dritten Person und wir mußten dieselbe miethen. Der Vertrag wurde im Namen Beider geschlossen und ich bezahlte gewöhnlich den Miethzins der Eigenthümerin."

Präsident (zaudernd): „Agatha Lautier, hast Du den Miethzins aus Deinen eigenen Mitteln bezahlt, oder mit denjenigen der Abtissin? Bevor Du mir antwortest, denke reiflich nach."

Klosterfrau: „Das Geld, mit welchem wir den Miethzins zahlten, erwarben wir durch unsere Handarbeit; da ich die Jüngere war, so konnte ich mehr arbeiten und somit auch mehr erwerben . . ."

Bei diesen Worten durchdrang ein allgemeines Gemurmel, oder richtiger zu reden, Seufzen und Schluchzen den Saal; selbst der Präsident konnte seine Wehmuth nicht verbergen. Die Klosterfrau hatte durch ihre gewissenhafte Aussage sich selbst das Urtheil gesprochen. Im gleichen Augenblick erhob sich der Regierungscommissär und richtete an die Masse eine giftige, leidenschaftliche Anrede, um bei dem Volke das Gefühl des Mitleids in Rache und Haß zu ersticken.

„Woher diese ärgerliche Empfindelei?" rief er unter Anderem; „sind denn hier keine Republikaner? Eine elende Verschworene hat einen Freiheitsmörder in ihrer Wohnung verborgen und das Volk schwärmt für diese Elende? Bürger! Trug und Heuchelei wird mit und vor Euch gespielt. Die Angeklagte gibt sich den Anschein der Wahrheitsliebe, allein im Grunde hat sie uns die volle Wahrheit nicht gesagt. Ich will jetzt die Heuchlerin entlarven. Wisset, diese elende Ex-Klosterfrau liebte den verrätherischen Ex-Hauptmann, und da derselbe, wie billig, unter der Guillotine gestorben, so will die Elende jetzt auch guillotinirt werden, um ihren Buhlen nicht zu überleben. Das ist das wahre Geheimniß dieser Heuchlerin."

Bei diesen Worten erhob sich Schwester Agatha langsam, aber würdevoll von der Anklagebank, richtete ihr offenes unschuldiges Auge auf den Commissär und sprach mit deutlicher, fester Stimme:

„Bürger, Deine Worte schmerzen mich, nicht meinetwegen, sondern wegen Dir. Mein Gewissen ist rein; Du aber machst Dich einer großen Sünde schuldig, welche Dir Gott verzeihe, wie ich Dir vergebe. Im Namen des Allwissenden, vor dessen Richterstuhl ich in wenigen Stunden erscheinen werde, erkläre ich Deine Aussage als grundlos und nehme Gott und seine Heiligen hiefür als Zeugen."

Ein neues Gemurmel erhob sich in diesem Augenblick im ganzen Saal; die Stimmung des Volkes sprach sich noch bestimmter und deutlicher für die Angeklagte aus; Anselm an meiner Seite schleuderte dem Commissär sogar einige halblaute Drohungen zu und warf so funkelnde Blicke auf denselben, daß ich jeden Moment den Ausbruch einer Katastrophe erwartete.

Nach diesem ärgerlichen Zwischenfall setzte der Präsident, dessen Haltung ich nur rühmen kann, das Verhör fort, richtete noch einige unbedeutende Fragen an die Angeklagte und erstattete sodann über die ganze Verhandlung einen kurzen ruhigen Schlußbericht. Hierauf kam die Reihe an den Commissär. In einem eben so blutdürstenden als gemeinen Vortrage stellte er den Antrag auf Todesstrafe.

Auf diese Rede des Commissärs, die aber mehr dem Schreien einer wilden Hyäne glich, trat ein tiefes und schmerzliches Schweigen ein; die Anwesenden hielten den Athem an sich, der Pulsschlag war wie unterbrochen, eine schreckliche Angst lastete auf der Versammlung.

Die Richter gingen zur Abstimmung, aber ihre Berathung war nur von kurzer Dauer; kaum aufgestanden, setzten sie sich wieder. Nun erhob sich der Präsident und sprach nach den üblichen einleitenden Formeln mit bewegter Stimme die Worte: „Das Gericht verurtheilt die Agatha Lautier zum Tode und erklärt ihre Güter als Nationalgut."

„Der Herr sei gepriesen, sein heiliger Wille geschehe", sprach die junge Klosterfrau auf dies Todesurtheil in sanftem und ruhigem Tone.

„Hast Du nichts mehr beizufügen?" fragte der Präsident.

„Nichts mehr", erwiederte Agatha Lautier; indessen besann sie sich, sah den Präsidenten mit thränenerfülltem und dankbarem Blicke an und sagte: „Doch wohl; bevor ich aus dieser Welt scheide, fühle ich mich gedrungen, dem Gericht meinen Dank auszusprechen, daß es sich so menschenfreundlich gegen mich bewiesen hat. Wenn ich bei Gott Gnade finde, so werde ich nach wenigen Stunden in der Wohnung der Seligen für Sie beten."

„Arme und edle Tochter," sagte Anselm, dem eine große Thräne in den Augen glänzte, zu mir, „aus Furcht, den Präsidenten zu kompromittiren, wagte sie nicht, ihm persönlich dafür zu danken, und so kam sie auf den klugen Gedanken, das ganze Gericht anzureden. Wie viel Tugend und Zartsinn liegt in diesem einzigen Zuge, lieber Freund. Dieses Beispiel zeigt mir auf's Neue, daß der wahre Edelsinn nur in einem von der christlichen Religion begeisterten Herzen wohnt. . . . Doch jetzt von etwas Anderem. Was sagst Du zu meinem Plan? Ich habe im Sinn, diesen elenden Commissär, diesen Greuel der Menschheit auf der Stelle zu erwürgen."

Anselm redete dies so laut, daß ihn alle Umstehenden verstanden. Seine Worte fanden aber auch so allgemein beifällige Aufnahme, daß er nichts zu fürchten hatte. „Nun denn," sprach Anselm weiter, „antwortest Du mir Nichts? Findest Du mein Vorhaben zu gering? Soll ich etwa mit dem Commissär gleichzeitig auch die Richter strafen? Das wäre jedenfalls heilsam."

Ich: „Schweig doch, Anselm, ich bitte Dich in allem Ernst. Bedenke, daß Du bei mir bist und daß auch ich für Deine Worte und Handlungen wenigstens einigermaßen verantwortlich bin; ich habe Dir aber keinen Auftrag gegeben, mich auf das Schaffot zu liefern."

Anselm: „Richtig, aber Du könntest bei dem, was ich thun will, mit mir zur Hälfte einstehen? . . . "

„Lebe wohl, arme Heilige! Gott befohlen!" murmelte Anselm, als er sah, wie die Gensdarmen die Agathe Lautier in ihre Mitte nahmen und aus dem Gerichtssaal wegführten.

„Wollen wir diese junge Tochter bis zum Gefängniß begleiten?" fragte ich hierauf meinen Kameraden, um ihn auf diese Weise aus dem Saale wegzubringen; denn ich bemerkte, daß die Erbitterung bei Anselm zusehends sich steigerte und ihn zu einer gewaltthätigen Handlung drängte.

Anselm: „Da hast Du einen sehr guten Gedanken, komm mit mir!"

Anselm machte sich sogleich auf, stieß die Leute überall auf die Seite, drängte sich durch die Masse und machte sich schnell zur Thüre hinaus; ich folgte ihm auf dem Fuße nach, Verdier aber eilte wehmüthig nach Hause. Von dem Gerichtssaal bis zur Thüre des Gefängnisses stand eine dichtgedrängte Masse; ihre Theilnahme an dem Schicksal der Agatha wurde jedoch durch die Furcht in Schranken gehalten, und zeigte sich nur in einem dumpfen und düstern Schweigen. Als Agatha Lautier durch diese Volksmenge wanderte, herrschte in ihrem Benehmen immer die gleiche Bescheidenheit, Ruhe und Zuversicht. Mehrere Frauen drängten sich durch die Gensdarmen hindurch, um die Kleider der jungen Märtyrerin zu berühren. Nur ein einziges Mal war auf diesem schmerzlichen Gange eine vorübergehende Anwandlung von Ergriffenheit auf ihrem Gesichte zu lesen, es war dies, als sie ein junges Mädchen heftig seufzen und schluchzen hörte.

„Wollen Sie, Bürger, mir erlauben, dieser jungen Person einige Worte zu sagen?" fragte Agatha die Gensdarmen, die neben ihr hergingen. Die Gensdarmen trugen einiges Bedenken.

„Ja, ja, reden Sie nur," rief ihr Anselm mit Donnerstimme zu, und sogleich sprachen tausend Stimmen nach: „Ja, ja", so daß die Gensdarmen sich genöthigt sahen, dem Verlangen zu entsprechen, um einem Auflauf vorzubeugen.

Agatha Lautier nahm ihr goldenes Kreuz von der Brust, trat zu dem jungen Mädchen heran und sagte mit Rührung: „Behalte dieses Kreuz zum Andenken, Du darfst dasselbe ohne Erröthen annehmen; Diejenige, die es getragen, wird in ihrer Unschuld sterben."

„Nieder mit der Heuchlerin! Fort mit den Gaukelpossen", rief in diesem Augenblicke ganz nahe bei uns ein zerlumpter herkulischer Bursche, dem der Weindunst aus seinem Munde drang.

„Ah, da findet sich doch endlich Einer, an dem ich meinem Zorn auslassen kann," sagte Anselm zu mir, stieß bei diesen Worten ein gellendes Gelächter aus und warf mit Stentorstimme dem zerlumpten Burschen die Frage an den Kopf: „Holla, Bürger, warum rufst Du: „„Es lebe die Geistlichkeit""?

Der Zerlumpte (höchst erstaunt über diese Anrede): „Habe ich je gerufen: Es lebe die Geistlichkeit? Du bist ein Narr oder Betrunkener, gehe Deines Weges und lasse mich ruhig."

Anselm (ganz kaltblütig): „Du brauchst gegen mich grobe Worte, Freund? Solche Worte kann ich mir nicht gefallen lassen, und muß Dir deshalb einen Verweis geben."

Der Zerlumpte (sich zum Kampf anschickend): „Das möchte ich gerne sehen!"

Anselm (lakonisch): „So sieh' nur!" Im gleichen Augenblick fiel Anselm mit geballten Fäusten so gewaltig über seinen Gegner her, daß dieser blutend und zerbläut zu Boden stürzte. Mit diesem leichten Sieg war Anselm nicht zufrieden; er faßte den lumpigen Menschen bei den Hosenfetzen, die ihm um den Leib hingen, hob ihn die Höhe und warf ihn sodann mit gewaltiger Anstrengung ein Paar Schritte von sich hinweg unter die Menge und rief: „Wer will einen Verräther des Vaterlandes?"

Ich wollte die augenblicklich eingetretene Verwirrung benutzen, Anselm von dem Schauplatz seiner Heldenthat hinwegzuführen, und sagte ihm: „Du solltest es Dir doch abgewöhnen, die Leute so anzugreifen."

Anselm: „Ich muß es gestehen, ich werde mit meinen handgreiflichen Executionen bald langweilig. Aber was machen, ich bin nun einmal stärker an den Nerven, als am Verstand, und wenn mich der Unwille ergreift, so finde ich es gar bequem, meinen Gegner durchzuwalken."

Ich: „Wohin wollen wir jetzt, Anselm?"

Anselm: „Wieder in den Gerichtssaal zurück; ich möchte gerne sehen, ob diese Tiger gegen alle Menschen gleich ungerecht sind."

Wie wir in den Gerichtssaal traten, wurde eben ein neuer Angeklagter eingeführt. Es war dies ein großer und kräftiger Landmann, dem die Sonne das Gesicht gebräunt hatte.

Bei der ersten Frage, die der Präsident an ihn richtete, streckte er den Hals, spitzte die Ohren, faltete die Stirne wie Einer, der sein Möglichstes thut, um Etwas zu verstehen, und es doch nicht verstehen kann. In gebrochenem französischem Patois erklärte er sofort dem Gericht, daß er die rein-französische Sprache nicht verstehe. Der Präsident fragte ihn hierauf: „Würdest Du mich vielleicht verstehen, wenn ich langsamer spreche?"

Der Angeklagte machte große Augen, zog mehrmals nacheinander die Achseln auf, um seinen Mißmuth auszudrücken, und schwieg.

„Laß diese Komödie," sagte der Präsident in ernstem Tone, „denn ich weiß gar wohl, wer Du bist. Wenn ich in die Falle zu gehen schien, so that ich es nur, um dem Gericht einen Beweis Deiner Verschlagenheit zu geben."

Der Angeklagte ließ sich aber durch diese Warnung des Präsidenten nicht aus der Fassung bringen, sondern schaute auf die Richter und auf das anwesende Publikum, als wollte er sagen: „Ich verstehe ja nicht Französisch, warum will man denn doch mit aller Gewalt französisch mit mir reden?" Hierauf aber ließ der Präsident nach kurzem Schweigen die Zeugen vortreten.

Auf diese Aufforderung traten sechs Bauern vor; der Präsident fragte den Ersten: „Wer ist dieser Mensch?"

Zeuge: „Dies ist der Advokat Lavaux; früher war er Advokat in Marseille, jetzt ist er wegen föderalistischer Komplotte vogelfrei erklärt."

Präsident: „Bist Du dessen, was Du da aussagst, gewiß?"

Zeuge: „Ganz gewiß; ich schwöre es auf die Republik."

Auch die übrigen Zeugen wurden nach einander abgehört und gaben die gleiche Erklärung. Bei jedem Zeugniß erblaßte der Angeklagte, und als er sich endlich überzeugt, daß seine Rolle ausgespielt, sagte er — nicht mehr im Patois, sondern im besten Französisch: „Ich bekenne, ich habe das Gericht hintergehen wollen; aber hören Sie mich nur an, und Sie werden sehen, daß, wenn auch Vieles gegen mich zu sprechen scheint, mein Benehmen dennoch tadelfrei ist, und daß ich das abscheuliche Verbrechen des Föderalismus, dessen man mich anklagt, so wenig verschuldet habe, wie ein neugeborenes Kind."

Präsident: „So rede, wir wollen Dich anhören."

Der angebliche Bauer oder der Advokat Lavaux stand nach einigem Nachdenken von der Bank auf und sprach mit heller Stimme:

„Ich fühle mich glücklich, daß ein Zufall, oder besser gesagt, ein Quiproquo mich hierhergeführt hat, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, auszusprechen, was mir auf dem Herzen liegt .... Es ist auf der Welt nur Eines wahr, Bürger, nämlich die Republik, und es ist nur

Eine Republik möglich, nämlich diejenige, welche zu besitzen wir gegenwärtig das Glück haben! Die Bergpartei, welche so opferwillige, biedere, unbestechliche und hochherzige Männer in sich vereinigt, muß der Welt eine gänzliche Umgestaltung und Erneuerung beibringen. Mit dem Beispiel seiner Tugenden veredelt der Berg die Menschen, mit seinem tiefen Geist aber durchdringt und belebt er die Völker. Wie sehr ich aber auch die hohen Vorzüge des Berges anerkenne und bewundere, so darf ich doch nicht verschweigen, daß ich ihm einen Vorwurf machen muß, denn ich bin aller Lüge und Schmeichelei dermaßen Feind, daß die Liebe zur Wahrheit bei mir über jede menschliche Rücksicht siegt. Ja, Bürger, man muß es bedauern, daß der Berg nur zu oft seiner Gutherzigkeit Gehör schenkt und sich erweichen läßt durch den Anblick der Thränen, welche durch die Beschlüsse und Urtheile der Justiz veranlaßt werden. So ist es denn zu bedauern, daß der Berg sich von allzu menschlichen Gefühlen hinreißen und das Hackmesser der Guillotine verrosten läßt. Er sollte auf nichts Anderes Rücksicht nehmen, als auf das Wohl des Vaterlands. Es befinden sich in diesem Augenblick noch mehr als zweimalhunderttausend Föderalisten in Frankreich, und eben so viele Aristokraten. Wo aber eine so reiche Aernte einzubringen ist, wie dürfte man sich da mit dem Einsammeln blos einzelner Garben begnügen? Ich wünsche demnach nichts Geringeres, als daß die Guillotine Tag und Nacht im Gang sei, die Henker sich einander von Stunde zu Stunde ablösen und daß in jeder Sekunde ein Kopf falle! . . ."

Präsident (dem Advokaten Lavaux in's Wort fallend): „Wir sind mit den Gedanken und Wünschen, die Du, Lavaux, so eben ausgesprochen hast, ganz einverstanden; aber ich muß Dir in Erinnerung bringen, daß Du nicht vor einem Klubb, sondern vor einem Gericht stehst; daß Du also jetzt nicht Anträge zu stellen, sondern Dich zu rechtfertigen hast. Von sechs Zeugen wird durch eidliche Aussage bekräftigt, daß Du der nämliche Lavaux bist, der bei dem föderalistischen Complott von Marseille aufgegriffen und vogelfrei erklärt wurde. Das ist's, worüber Du Dich zu erklären und zu rechtfertigen hast, alles Andere geht Dich jetzt nichts an."

Lavaux (höchlich entrüstet): „Ich ein Föderalist? Das ist Lüge und Verleumdung! Wenn Du, Bürger, mich anklagst, ich sei ein Mörder, ein Schelm oder dergleichen, so kann ich mich kaltblütig vertheidigen; aber daß ich ein Föderalist sei — ach, schon der bloße Gedanke, daß man mich mit diesen Freiheitsmördern, mit diesen ganz entarteten Menschen in einen Tiegel zusammenwirft, muß mich mit grenzenlosem Unwillen erfüllen, so daß es mir unmöglich ist, die ruhige Besonnenheit zu bewahren. Ich muß Dir nur kurz bemerken, Präsident, daß niemals ein Föderalist in unserer Stadt zum Tode befördert wurde, ohne daß ich mich

an das Schaffot hingestellt und mich an seiner Todesangst geweidet hätte; wissen sollst Du, daß ich über fünfzig Föderalisten angegeben und in's Gefängniß geschleppt, und endlich, daß ich mehr als zehn solcher fluchwürdigen Verbrecher massakrirt habe. Und ich soll nun selbst ein Föderalist sein? Das ist ja eine so monströse Behauptung, daß sie wie Hohn und Spott lautet."

Präsident: „Aber Du bist doch Lavaux, Advokat in Marseille? Die Zeugenaussagen lauten zu bestimmt, als daß darüber irgend ein Zweifel walten könnte."

Lavaux (sich erfreut und erstaunt stellend): „Ah, jetzt wird mir die Sache klar. Ja, ich bin Advokat, ich heiße Lavaux und wohne in Marseille; aber es befindet sich in Marseille noch ein anderer Advokat gleichen Namens, und so mag es gekommen sein, daß man mich irrigerweise für einen Föderalisten gehalten hat."

Der Präsident fragte nun die Zeugen, ob in Marseille noch ein anderer Advokat mit Namen Lavaux wohne; aber alle erklärten einmüthig und ohne alles Bedenken, es sei nicht wahr.

Präsident: „Du hörst also, Angeklagter, daß die Aussagen dieser Bürger bestimmt lauten. Wenn Du aber das Gericht nicht fürchtest, warum suchtest Du Dich unkenntlich zu machen und zu verstellen? Die Antwort ergibt sich von selbst; der Grund ist kein anderer, als daß Du eben so feig als strafbar bist."

Lavaux wollte hierauf antworten, aber der Präsident befahl ihm, zu schweigen, und die an seiner Seite stehenden Gensdarmen nöthigten ihn, niederzusitzen.

Hierauf erklärte der Regierungs-Commissär, daß er, da der Thatbestand augenfällig erwiesen sei und genugsam für sich selbst spreche, auf das Wort verzichte; der Präsident aber nahm sogleich das Wort wieder auf und schon nach einer Minute wurde das Urtheil gefällt, das auf Tod und Konfiskation aller Güter zu Gunsten der Republik lautete.

Sobald Lavaux sah, daß er keine Hoffnung mehr habe, dem verhängnißvollen Schicksal sich zu entziehen, änderte er auf einmal seine Sprache und fuhr die Richter an: „Auf Euer Haupt möge mein unschuldiges Blut kommen, Ihr Elenden! Ja, ich bin ein Föderalist; ja, ich hasse und verabscheue die Bergpartei; seit dem 31. Mai ist die Republik geschändet, denn sie hat sich in Blut und Koth gewälzt; ja, Ihr Repräsentanten und Handlanger des Berges, Ihr seid Mörder und niederträchtige Kreaturen! .... Euer Andenken soll und wird von der Nachwelt verflucht und verabscheut werden."

Während der Verurtheilte sich mit solcher Heftigkeit aussprach, suchten ihn die Gensdarmen von einer hölzernen Stange, an der er sich

krampfhaft festhielt, loszumachen. Aber erst nach langen und gewaltigen Anstrengungen gelang es ihnen, den vor Wuth schäumenden Advokaten aus dem Saal hinauszubringen; bis zur Thüre des Gerichtssaales folgte ihm der Ruf der Anwesenden: „Auf die Guillotine mit dem Föderalisten!"

„Was für ein Unterschied", sagte Anselm ganz gelassen zu mir, „zwischen der jungen Klosterfrau, welche lieber das Todesurtheil empfangen, als ihr Gewissen auch nur mit der leichtesten und unbedeutendsten Lüge beschweren will, und diesem elenden Advokaten, der Betrug auf Betrug, Lüge auf Lüge häuft, seine Ueberzeugung verleugnet, seine eigene Partei schmäht, seinen Feinden eine Lobrede hält, und alles dies nur um das Todesurtheil um einige Minuten zu verzögern! Wie sich diese Beiden bei der Gerichtsverhandlung so ganz verschieden gezeigt haben, so bin ich überzeugt, daß sie sich auch beim Todesgange eben so verschieden benehmen werden."

Es war schon spät, als ich aus dem Gerichtssaal zu meinem Gastgeber Verdier zurückkam, und ich fand ihn in düsteres und tiefes Nachdenken versunken. „Wollen Sie mir nicht verübeln," sagte er zu mir, „daß ich nach der Verurtheilung der bedauernswerthen Agatha Sie sogleich verlassen habe; die Theilnahme für dieses junge Mädchen machte mir solches zur Pflicht."

Ich: „Wie! haben Sie vielleicht noch einige Hoffnung, dieses Mädchen zu retten?"

Verdier: „Es ist noch einige Hoffnung, wiewohl freilich nur sehr geringe. Ich bin mit vielen Leuten bekannt, habe auch vielen von unseren Sansculotten, die sehr populär sind, namhafte Dienste erwiesen, und übe im Stillen einigen Einfluß aus. Freilich, die Mittel, welche uns zur Rettung der Agatha Lautier zu Gebote stehen, sind schwach, aber dennoch habe ich das Mögliche versucht, um mir keine Vorwürfe zu machen."

Ich (schnell in's Wort fallend): „Also haben Sie doch einige Aussicht, die Unglückliche von dem Schaffot zu retten?"

Verdier: „Wenn nur ich allein für sie mich verwenden müßte, so gäbe ich sie verloren; aber zum Glück interessiren sich gar viele Leute für diese Heilige."

Ich: „Gott wird gewiß alle diese Schritte segnen und Agatha Gnade finden!"

Verdier: „Aber Sie bedenken nicht, daß unter der Schreckensherrschaft so zu sagen Jedermann das Recht zum Verurtheilen, aber Niemand das Begnadigungsrecht besitzt. Selbst diejenigen, welche die Schwester Agatha in Schutz nehmen, wollen nicht einmal darauf hinwirken, daß das Todesurtheil aufgehoben, sondern nur, daß die Vollziehung verschoben werde. Das Sprichwort sagt: Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Daß Agatha einstweilen in Haft verbleibe, das ist Alles, was wir erstreben und verlangen. Von einem Tag zum andern könnte der Sturz unserer Tyrannen, ein Friedensschluß, ein Umschwung in der öffentlichen Meinung, eine vom Convent erlassene allgemeine Amnestie, ja überhaupt, es könnten tausend unverhoffte Ereignisse, die jetzt Niemand voraussieht, plötzlich eintreten und die Rettung dieses liebenswürdigen Opfers bewirken."

Ich: „Sagen Sie mir aber, Verdier, wenn Ihre Bemühungen erfolglos bleiben, wann soll denn die Hinrichtung der Schwester Agatha vor sich gehen?"

Verdier: „Genau kann ich das heute noch nicht sagen, aber ohne Zweifel morgen."

Ich brachte die ganze Nacht in einer qualvollen Schlaflosigkeit zu, und stand am andern Morgen sogleich bei anbrechender Tageshelle auf. Ein Handlungsdiener meines Gastgebers sagte mir auf meine Anfrage, sein Herr sei schon ausgegangen. Diese Thätigkeit des edlen und braven Verdier belebte wieder einigermaßen meinen Muth.

Um neun Uhr setzte ich mich zum Frühstück, da kam eben mein guter Parfümeriehändler zurück. „Nun denn, lieber Freund," fragte ich ihn mit großer Spannung.

Auf diese lakonische Frage, womit so vieles gesagt war, schüttelte Verdier langsam den Kopf, um mir verneinend zu antworten, und schwieg.

Ich: „Sind Sie also bei Ihren Verwendungen nicht glücklich gewesen?" Bei dieser Frage faßte ich meinen Freund wohl in's Auge, um in seiner Physiognomie die Antwort zu lesen.

Endlich sprach Verdier: „Ja, leider ist all' unser Bemühen erfolglos geblieben. Gott will diesen Engel nicht mehr länger auf der fluchbeladenen Erde lassen."

Bei diesen Worten ging mir ein Stich durch's Herz.

Ich: „Und wann soll die Hinrichtung stattfinden?"

Verdier: „Heute noch. Wollen Sie auch dabei erscheinen?"

Ich (mit einem Schauder): „Ich dabei erscheinen? Lieber wollte ich vor einer feindlichen, mit Kartätschen wohl vertheidigten Schanze stehen, als mich auf der Richtstätte dieser Martyrin einfinden."

Wie ich dieses gesprochen, trat ein Feldwebel meiner Compagnie zu mir herein und sagte: „Ich mache Ihnen die Anzeige, Adjutant, daß das Kriminalgericht unser Bataillon aufgefordert hat, zu den Waffen zu greifen und bei der Vollstreckung der zwei gestern erlassenen Todesurtheile bewaffneten Schutz zu leisten. Um ein Uhr wird aufgebrochen werden."

Ich war Militär und mußte gehorchen.

Schlag ein Uhr gab der Tambour das Zeichen, und das Bataillon rückte in zwei Detachements aus. Das erste Detachement war beordert, auf den Platz zu marschieren, wo die Hinrichtung vor sich gehen sollte. Das zweite sollte die Verurtheilte eskortiren, und diesem letzteren war ich zugetheilt.

Als das Militär an die Gefängnißthüre anrückte, theilte es sich in zwei Reihen und erwartete die Ankunft der Verurtheilten.

In dem Augenblick, da ich mich genöthigt sah, bei dem gräßlichen Schauspiel gegenwärtig zu sein, war eine auffallende Aenderung in meinem Gemüthe eingetreten. Gleichwie die feigen Soldaten, wenn sie durchaus genöthigt sind, in's Feuer zu gehen, vom Pulverdampf und Kanonendonner betäubt werden und dann wüthend kämpfen, so hatte ich jetzt ein wahres Verlangen, selbst die geringfügigsten Einzelnheiten dieses blutigen Auftritts mir genau anzusehen, während mir noch vor wenigen Augenblicken bei dem bloßen Gedanken daran das Blut in den Adern stockte.

Ein Gefängniß-Aufseher, dem ich zwei Thaler bot, führte mich in das Innere des Hauses. Da ich als Adjutant keinen bestimmten Rang einnahm und meine Uniform mich vor jedem Verdacht schützte, so ließ es sich kein Mensch einfallen, auf mich zu achten. Nachdem ich einen finstern Gang durchwandert, der durch mehrere Thüren abgeschlossen war, gelangte ich endlich in die Abtheilung, wo sich die Verurtheilten befanden.

O welch ein ergreifender und trauriger Anblick!

Advokat Lavaux saß auf einem massiven und schweren Lehnsessel von Eichenholz festgebunden; er sah grüngelb aus, seine Augen aber glänzten in fieberhafter Aufregung, und ohne Unterlaß redete er kräftig und deutlich. Er verhöhnte und beschimpfte seine Henker; einen Augenblick später nahm er ihr Mitleid in Anspruch, so daß man auf den ersten Blick die Todesangst dieses Menschen schon erkannte.

Einige Schritte von Lavaux entfernt saß Agatha Lautier auf einem Sessel; um sie herum standen die Henkersgehülfen. Als ich eintrat, waren die Unterangestellten beschäftigt, die junge Martyrin für die Hinrichtung vorzubereiten. Einer von ihnen hatte eine schartige abgestumpfte Scheere in der Hand, mit welcher er die schönen Haare der Klosterfrau mehr abzwickte, als abschnitt; ein Anderer band ihr die Hände mit einem Strick, dessen dunkelbraune Farbe zeigte, daß er schon gar oft bei ähnlichem Gebrauch mit Blut bespritzt worden war. Der Scharfrichter, ein Mann von magerem Aussehen, knochigem und dünnem Leib, sah der Arbeit seiner Gehülfen mit vieler Zerstreuung und mit der größten Gleichgültigkeit zu und rauchte dabei aus seinem irdenen Pfeifchen einen

sehr schlechten Tabak. Einige Gensdarmen, zwei oder drei Gefängnißwärterinnen und ich waren die einzigen Zeugen dieser Scene.

Unvergeßlich bleibt mir die edle Sanftmuth und hochherzige Ergebung, welche aus dem Angesicht der jungen Dulderin strahlte. Aus ihrem verklärten Antlitze erkannte ich, daß ihr Geist sich schon über die Erde erschwungen und in den Himmel erhoben hatte; ich bin überzeugt, sie achtete in diesem Augenblick nicht mehr auf die sie umgebende Außenwelt, und dachte nicht einmal an die Guillotine. Einen Augenblick lang sah ich sie jedoch erblassen; in ihrem Angesicht gab sich zu erkennen, daß sie empfindliche Schmerzen litt; der Knecht, welcher ihr die zarten Hände gebunden, hatte dies mit solcher Rohheit vollzogen, daß das Blut in die äußersten Spitzen der Finger sich andrängte, gleich als wollte es ausspritzen.

„So gieb doch Acht, Elender", sagte ich zu dem Henkersknecht, da ich meinen Unwillen nicht mehr zurückhalten konnte.

Der Knecht (mich schief anblickend): „Soll man sich denn noch so in Acht nehmen, wenn man seine Sache recht machen will . . . das dauert ja nicht so lange." Indessen löste der gemeine und rohe Mensch die Stricke, womit er die Leidende eingeschnürt, ein wenig.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für die erwiesene Güte und Menschlichkeit," sagte Agatha im sanftesten Tone zu mir, „doch was thut's, wenn auch die Stricke meine Hände ein wenig angreifen und bis auf den Knochen einschneiden; wie sehr man auch diese Stricke anziehen mag, sie können meine Seele doch nicht hindern, zu unserm göttlichen Erlöser sich zu erschwingen."

Während der Knecht der Schwester Agatha das Haupthaar abgeschnitten, hatte er das Halstuch von Mousseline, womit sie Hals und Schultern bedeckt, aus Unachtsamkeit auf den Boden geworfen. Mit einer Heftigkeit und einem Unwillen, der bei ihrer sonstigen Sanftheit um so auffallender war, sprang Agatha vom Sessel auf und sagte mit einem Anflug von Schamröthe: „Mein Herr, den Kopf mögen Sie mir nehmen, aber dabei darf ich von Ihnen alle meinem Geschlecht gebührende Achtung fordern; rühren Sie mich nicht an."

Eines der anwesenden Weiber griff hastig nach dem Halstuch, zu dessen Aufhebung sich auch der Knecht auf den Boden gebückt hatte, legte es der Schwester Agatha auf der Schulter zurecht und sagte: „Eine eifrigere Patriotin, als ich bin, gibt es nicht, und doch habe ich die Republik zum ersten Mal verwünscht, als ich Deine Verurtheilung mit anhörte."

„Dank für Ihre Gefälligkeit," entgegnete Agatha, „nur muß ich Ihnen bemerken, daß man niemals fluchen und verwünschen darf."

Jetzt kam der Henker, der sich einen Augenblick entfernt, wieder zurück und sprach zu seinen Knechten: „Auf, setzt Euch in Bereitschaft, die Zeti ist schon vorgerückt, und Ihr wißt, daß die Hinrichtung auf drei Uhr angesetzt ist."

„O ich danke Dir, gütiger Gott," rief Agatha mit Begeisterung aus, „ich danke Dir, o Gott, für die große Gnade, die Du mir erwiesen hast. Ich werde also in derselben Stunde sterben, zu der auch Du am Kreuz gelitten hast!"

Der Henker warf bei diesen Worten einen verächtlichen Blick auf den Anzug der beiden Verurtheilten und sagte: „Jetzt aufgebrochen!" Dabei strich er ganz gemächlich noch mit dem Nagel seines Daumens die Asche von dem Pfeifchen.

Agatha Lautier hatte vom Augenblick ihrer Verurtheilung an immer den Wunsch geäußert, in ihrer letzten Stunde den Beistand eines Beichtvaters zu erhalten. Als nun das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, eilte ein Gefängnißwärter herbei und machte ihr die Anzeige, ein wunderbarer Zufall habe einen Priester herbeigeführt, der sie auf das Schaffot begleiten werde. Bei dieser Mittheilung erglänzte das Auge der guten Agatha von himmlischer Freude. Ungezwungen und unaufgefordert stand sie sogleich auf und ging festen und ruhigen Schrittes gegen die Thüre zu.

Ganz anders war es mit dem Advokaten Lavaux. Obschon ihm die Hände fest auf den Rücken gebunden waren, wußte er sich doch an den Lehnen seines Stuhls anzuklammern und stöhnte vor Furcht heiser und unverständlich: „Ich bin unschuldig! Es waltet ein Irrthum ob! Man hole mir den Commissär! Es lebe der Berg! Nieder mit Brissot! Nieder mit Danton! Es lebe Robespierre! Es lebe Saint-Just!"

„Vorwärts," sagte der Scharfrichter barsch zu seinen Knechten, „packet diesen Schreier, und traget ihn auf den Schultern hinaus!"

Die Knechte gehorchten der Weisung ihres Meisters und machten sich über den Advokaten her; aber der erste, der sich an ihn wagte, stieß einen Schrei des Schmerzes aus, und trat schnell zurück, denn Lavaux hatte ihm mit aller Heftigkeit in die Schulter gebissen.

„Ah," sagte der Henker, „benimmst Du Dich so gegen meine Leute? .... Warte nur, Elender!" Mit diesen Worten versetzte er ihm mit seiner knochigen Hand einen derben Schlag in's Gesicht.

Lavaux stieß ein heiseres, unartikulirtes Gestöhne aus, das nicht menschlich war, sondern wie ein Mittelton zwischen dem Gebrüll eines Tiegers und dem Schreien eines Wahnsinnigen lautete. Alsdann die Augen weit aufreißend und mit den Zähnen knirschend, schien er mit

aller Ungeduld zu erwarten, ob seine Feinde ihm zu nahen wagten. Das war ein gräßlicher, mir unvergeßlicher Anblick.

Schwester Agatha dagegen blieb ganz in ihre himmlischen Gedanken vertieft; ein seliges Lächeln schwebte auf ihren Lippen; von den wilden und blutigen Scenen, die mit dem Advokaten vorgefallen, hatte sie Nichts gehört und Nichts gesehen.

Sogar dem Henker fiel der starke Kontrast, der sich in dem Benehmen dieser zwei Verurtheilten kundgab, auf. „Schämst Du Dich nicht, Elender, Dich so schwach und feig zu benehmen, gegenüber der hochherzigen Ergebenheit dieses guten Kindes? . . . . Du schreist, tobst, beißest und kratzest umsonst . . . Dein Kopf muß doch fallen. Nimm Dir an dieser Klosterfrau ein Beispiel; sie zeigt ja eine solche Ruhe, daß man in der That glauben möchte, sie sei das Guillotinen-Messer schon gewohnt!"

Der Scharfrichter, der mit dieser Bemerkung den armen Mann auf bessere Gedanken gebracht zu haben sich schmeichelte, wollte ihm nahe treten; aber Lavaux fing so zu schreien und mit solcher Wuth zu knirschen an, daß der Scharfrichter es gerathen fand, wieder zurückzuweichen.

„Jetzt muß diese elende Komödie ein Ende nehmen," rief er seinen Gehülfen zu, „werfet diesem Rasenden ein Tuch über den Kopf und hüllet ihn so ein, daß er nicht mehr beißen kann, und dann vorwärts mit ihm!"

Dieser Auftrag wurde sogleich vollzogen, und nach ein Paar Minuten stiegen Lavaux und Agatha in den Leichenwagen, der vor der Thüre des Gefängnißhauses ihrer harrte.

Wie oft bei schauerlichen, widrigen Anläßen, so fügte es der Zufall auch heute, daß an diesem Trauertage das herrlichste Wetter war; eine helle und fröhliche Frühlingssonne ergoß ihre Lichtströme in die Straßen der Stadt; kein Wölkchen trübte den azurblauen Himmel. Sei es, daß der Schimmer dieser Lichtströme Lavaux geblendet hatte, sei es, daß der ergreifende Anblick der ungeheuern Volksmenge, welche die Ankunft der Verurtheilten abwartete, auf ihn einen erschütternden Eindruck gemacht, immerhin war es auffallend, daß, sobald er in den verhängnißvollen Wagen gestiegen, er auch zu toben und zu wüthen aufhörte.

Lavaux saß zwischen zwei Gensdarmen; rückwärts von ihm, an der Seite des Priesters, saß Agatha; im Wagen befanden sich noch ein anderer Gensdarm und zwei Henker.

Obschon es in damaliger Zeit gefährlich war, für die vom Kriminalgericht verurtheilten Personen Theilnahme zu beweisen, ging dennoch von der umstehenden Menge ein Gemurmel der Bewunderung und des Mitleids aus, als sie des jungen Mädchens ansichtig wurde. Freilich ließen sich auch einige Stimmen vernehmen, welche riefen: „Es lebe der Berg! Nieder mit den Föderalisten! Auf die Guillotine mit Lavaux!" Aber

auch dieser Ruf ließ sich nur so unregelmäßig und schüchtern hören, daß man wohl erkennen konnte, es habe mehr die Furcht als der Haß den Anlaß dazu gegeben.

Seit Menschengedenken war in Grasse nie eine solche Volksmenge zusammengeströmt, wie sie sich an diesem Tage in den Straßen der Stadt drängte; der Leichenwagen wurde bei jedem Schritt aufgehalten und konnte nur äußerst langsam vorwärts kommen. Den Kopf auf die Brust gesenkt und vom Schmerz überwältigt, marschirte ich maschinenmäßig mit meiner Kompagnie neben dem Leichenwagen; da klopfte mir Jemand sanft auf die Schulter, und als ich umsah, bemerkte ich — Verdier.

„So ist denn alle Hoffnung auf Rettung verschwunden?" sagte ich zu ihm und drückte ihm kräftig die Hand.

Verdier: „Ich weiß nicht, was ich hierauf erwiedern soll. Noch vor einer Stunde glaubte man Agatha retten zu können. . . . ."

Ich: „Und jetzt ist es zu spät?"

Verdier: „Mein Gott, ich weiß es nicht. Ich darf mir keine Hoffnung machen, und doch kann ich mich nicht dazu verstehen, den Tod dieses unschuldigen Opfers schon als eine vollendete Thatsache anzusehen."

Ich: „Aber um's Himmels willen, sprechen Sie Sich doch bestimmter aus, auf wen rechnen Sie denn? Wie kann die Unglückliche wieder in's Gefängniß zurückgebracht werden, das sie bereits verlassen hat?"

Verdier: „Ich hoffe noch auf einen und zwar den letzten Schritt, der in diesem Augenblick gethan wird. Die Unglückliche wieder in's Gefängniß zurückzuführen, wäre das Leichteste von der Welt: Agatha hätte noch Etwas zu enthüllen, oder das Kriminalgericht hätte sie noch über andere Angeklagte zu verhören, und so würde die Hinrichtung verschoben. Dergleichen Dinge kommen alle Tage vor."

Ich: „O, wenn doch etwas Aehnliches geschehen könnte! . . . Aber wiewohl dieser Leichenwagen von der Volksmasse bedeutend aufgehalten wird, geht er doch mit schrecklicher Geschwindigkeit dem Schaffot entgegen."

Verdier: „Wer weiß — Doch, sehen Sie, da kommt ein Gensdarme in aller Eile durch die Volksmasse hindurch auf uns zugeritten. Vielleicht überbringt er die Weisung, die Hinrichtung der Agatha zu verschieben!"

Der von Verdier ausgesprochene Gedanke schien sich mit elektrischer Schnelligkeit unter der Volksmenge zu verbreiten; auf allen Seiten hörte man das Wort „Begnadigung!" aussprechen, und Jedermann beeilte sich, zurückzutreten, um dem Boten Platz zu machen, der sein Pferd spornte und im Galopp heransprengte.

Dieser Vorfall war für Lavaux zu wichtig, als daß er ihn bei all seiner Niedergeschlagenheit unbeachtet gelassen. Daß er seine Hoffnung

noch nicht ganz verloren gab, erkannte ich aus dem starken Erröthen seines Gesichtes, so wie auch daraus, daß er sich nach der Seite wandte, auf welcher der Gensdarme heransprengte. „Es lebe der Berg!“ rief er mit widriger Stimme aus; „ich bin gerettet, Bürger; man hat die Verwechslung endlich erkannt. Nieder mit den Föderalisten, es lebe Robespierre!“

Mitten unter den Zusprüchen, welche der Priester der Agatha fort während mit leiser Stimme ertheilte, wies er doch auch auf den Boten hin, dessen Ankunft bei der Menge solches Aufsehen gemacht und zu so vielen Vermuthungen Anlaß gegeben hatte; aber bei der guten Schwester war weder in ihrer Haltung noch in ihren Gesichtszügen eine Veränderung wahrzunehmen; kaum daß sie ihre zum Himmel gerichteten Augen auf den Gensdarmen lenkte; das unbeschreibliche Lächeln, das von dem Augenblick an, da sie in den Wagen gestiegen, auf ihren Lippen geschwebt, verzog sich nicht, und es war leicht zu erkennen, daß die junge Dulderin durch die Kraft ihres Glaubens sich über alle Empfindungen und über alle Hoffnungen, welche so große Gewalt über die Menschen üben, schon hinweggesetzt hatte, und daß der Tod, statt ihren Muth zu brechen, ihr im Gegentheil durch die Aussicht auf das ewige, selige Leben, das ihr hinter dem Schaffot entgegenstrahlte, freundlich zuwinkte. „Der Wille Gottes geschehe, ich bin bereit zu leben und zu sterben“, sagte sie sanft zu dem Priester.

Als Agatha dieses gesprochen, stieg der Gensdarm vor dem Commandanten unseres Bataillons vom Pferd und sagte so laut, daß es bei dem unter der Menge eingetretenen dumpfen und feierlichen Schweigen weithin vernehmbar war: „Commandant, es ist dem Sicherheits-Comité die Anzeige gemacht worden, daß bei der Hinrichtung eine feindliche Demonstration gegen die Republik bevorstehe; deswegen ertheilt es Dir den Auftrag, die Hinrichtung der zwei Verurtheilten möglichst zu — beschleunigen.“

Als Advokat Lavaux diese Weisung hörte, gerieth er wieder in eine schreckliche Wuth. „Nieder mit der Republik!“ schrie er auf, „nieder mit dem Berg, es lebe der König! Muth, Ihr Royalisten, ich bin Einer der Eurigen, rettet mich!“

Da eine solche Aufreizung, wenn sie bei der Volksmenge Anklang gefunden, nicht wenig gefährlich werden konnte, so befahl der Bataillons-Commandant den Tambouren, die Trommel zu schlagen, und so wurde die Stimme des Verurtheilten bald vom Trommelwirbel übertönt.

Wie tief es mich geschmerzt, als ich auch diese letzte Hoffnung, an der ich mich mit allen Kräften festgeklammert, schwinden sah, kann ich mit Worten nicht ausdrücken; jedenfalls bin ich völlig überzeugt, daß ich

in diesem Augenblick tausendmal mehr gelitten habe, als die Schwester Agatha.

In Folge des ihm gewordenen Befehls und in Betracht der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit ließ uns der Commandant schnelleren Schrittes marschiren. Bei unserer Ankunft auf der Richtstätte erhob die ungeheuere Menge Volkes, die auf dem Platz die Ankunft der Verurtheilten abwartete, ein solches Geschrei, daß die gute Agatha, welche bisher ganz in sich gekehrt war, aus ihrer Geistessammlung aufgeschreckt wurde und einen langen staunenden Blick um sich warf. Das Erste, was ihrem Auge begegnete, war das rothe Schaffotgerüst, das mitten auf dem Platz in schaudererregender Weise hervortrat. Die Sonne fiel gerade auf das blanke Hackmesser, das blitzend in die Augen stach. Lavaux, bei dem seit kurzer Zeit auf die rasende Wuth gänzliche Niedergeschlagenheit eingetreten, fing beim Anblick des schauderhaften Gerüstes zu schluchzen an. Auch Agatha erblaßte und ein Nervenzucken schüttelte ihre Glieder.

„Muth, mein Kind,“ sprach ihr der Priester zu, „dieses Eisen, das Sie erschreckt, klopft bei seinem Fall bei der Himmelspforte für Sie an.“

„Mein Herr!“ sagte Agatha liebevoll, „ich bin nur deswegen erschrocken, weil ich noch gar nicht an das Schaffot gedacht hatte . . . ich wurde plötzlich überrascht.“

Nach wenigen Sekunden stellte sich unser Detachement um die Guillotine auf, der Leichenwagen hielt vor der Treppe an.

„Mein Bruder,“ sagte Agatha zu dem Advokaten, dessen wild verstörte Blicke die in seinem Innern gährende Raserei verkündeten — „Sie und ich werden nun bald vor Gottes Angesicht erscheinen.“

„Es gibt keinen Gott,“ entgegnete Lavaux, „denn gäbe es einen Gott, so ließe er mich nicht so zu Grunde gehen!“

Bei dieser schrecklichen Gotteslästerung erblaßte das junge Mädchen; doch sprach sie in ihrer Milde und Heiterkeit: „Glauben Sie denn, mein Lieber, ich könnte Angesichts des Todes so ruhig sein, wenn mir nicht Gott, zur Vergeltung meines Vertrauens, jene Kraft verleihen würde, die weder meinem Alter, noch meinem Geschlecht eigen ist?“

Die Schwester Agatha wollte noch mehr sprechen, aber der Henker faßte sie mit seinen Gesellen und drängte sie vor sich her gegen die Treppe des Schaffots. Das junge Mädchen stieg gleichmäßig und sichern Schrittes die Stufen hinan. Als sie auf der Höhe ankam, kniete sie nieder, aber der Henker deutete seinen Knechten an, sie sogleich unter das Messer zu legen. Schnell machten sich die Todesschergen über ihr Opfer, faßten den schwachen und zarten Körper mit ihren groben Händen und legten die Klosterfrau auf das verhängnißvolle Fallbrett.

„Es lebe die Schwester Agatha!“ rief im gleichen Augen-

blick eine kräftige Stimme mitten aus der schweigsamen Volksmasse heraus. Ich erkannte sie als Anselm's Stimme.

Als ich sah, wie die Henkersknechte das bedaurungswürdige Opfer auf die Todesbank legten, drückte ich die Augen zu, aber der Fall des Hackmessers machte auf mich einen so heftigen Eindruck, daß ich ihn in meinem ganzen Leben nicht mehr vergessen kann. Vom Schmerz überwältigt, wollte ich mich selbst glauben machen, ein böser Traum treibe mit mir sein böses Spiel; aber ich wurde nur zu ernst an die Wirklichkeit des Lebens erinnert, als neben mir ein gewaltiges Geschrei aufging und unter der Volksmenge eine heftige Bewegung eintrat.

„Ah, der Schuft," rief neben mir ein Mensch aus, den ich nach seiner Kleidung für einen Sansculotten vom reinsten Blut ansah, „ah, der Schuft will sich nicht guillotiniren lassen!"

Ich: „Was gibt's denn?"

Sansculotte: „Hast Du denn keine Augen, Bürger? Hast Du nicht gesehen, was so eben vorgefallen ist?"

Ich: „Nein . . . ."

Sansculotte: „So thue jetzt die Augen auf, es ist noch Zeit. Dieser boshafte Föderalist hat die Stricke, womit er festgebunden, zerrissen, den Henker bei der Gurgel gefaßt und von der Guillotine herabgeworfen, ist ihm nachgesprungen und hat entlaufen wollen."

Jetzt blickte ich seit der Hinrichtung der Schwester Agatha zum ersten Mal wieder auf die Guillotine. Es war ein gräßliches Schauen, sie tropfte vom Blute der Heiligen!

Was aber jetzt vor sich ging, war wohl das Schauderhafteste und Schmerzlichste, das man sich denken kann. Lavaux schäumte und tobte, stieß ein heiseres, unartikulirtes Geschrei aus, fuhr unter den Henkersknechten umher, zerkratzte, biß und schlug sie mit übermenschlicher Anstrengung, so daß sie weichen mußten. Die Kämpfenden sahen sich endlich, durch den Widerstand ermüdet, in die Nothwendigkeit versetzt, einige Soldaten zu Hülfe zu rufen. Nun wurde der Rasende mit Gewalt niedergeschlagen, geknebelt, auf das Brett gelegt, und nach einigen Sekunden hatte er zu leben aufgehört. Die Volksmenge aber schrie: „Es lebe der Berg, Tod den Verräthern!"

Ich hoffte, das blutige Drama sei hiermit zu Ende, aber dem war nicht so, ich mußte noch Augenzeuge eines schauderhaften Nachspiels sein. Nachdem das Geschrei der Volksmenge ein wenig nachgelassen, nahm der Henker die Köpfe der beiden Hingerichteten und warf sie mitten auf den Platz hinaus. Darauf wurde das Geschrei: „Es lebe der Berg!" mit noch größerer Heftigkeit erneuert. Ich war in diesem Augenblick ganz betäubt, so daß ich nichts von dem bemerkte, noch sah, was um mich

vorging; aber man erzählte mir später, daß eine alte Frau den verstümmelten Kopf der unglücklichen Schwester Agatha, im Moment, als er auf den Boden fiel, aufgehoben, auf die Stirne geküßt und mit den Worten begrüßt habe: „Nie ist eine heiligere Reliquie in einer Kirche getragen worden.“

Der Kopf des Advokaten Lavaux wurde von einer Schaar jener widrigen Gassenbuben, welche die Guillotine nur als angenehmen Zeitvertreib ansehen und sich bei jeder Hinrichtung bis an das Schaffot hindrängen, um den Genuß dieses Spektakels desto unverkümmerter sich zu verschaffen, auf die erbärmlichste Weise geschändet.

Die Tamboure schlugen die Trommeln, und wir schickten uns wieder zum Rückzug an, da sah ich, wie sich die Reihen unseres Detachements auflösten und sich die Mannschaft massenhaft um einen Grenadier herandrängte, welcher bewußtlos zu Boden gefallen war. Auch ich trat hinzu und erkannte in dem besinnungslos Daliegenden meinen Freund Anselm. Allgemein gab man diesen, glücklicher Weise nur vorübergehenden Unfall der Hitze Schuld, aber die Leute kannten Anselm's Herz nicht. So endete der heutige Gang nach der Richtstätte in Grasse. Die Erde wurde um eine Heilige ärmer, der Himmel um einen Engel reicher!

14. Fortsetzung. (Der Lehnsherr und seine Lehnsleute auf Schloß Grandboeuf.)

Die nächsten vier oder fünf Tage nach dieser Hinrichtung verlebte ich in düsterem Trübsinn. Das gräßliche Schauspiel schwebte meinem Geiste immer in furchtbarer Erinnerung vor, so daß ich keinen Augenblick Ruhe finden konnte. Die ganze Zeit, welche nicht von meinen militärischen Verrichtungen in Anspruch genommen war, schloß ich mich auf mein Zimmer ein und selten mehr sah ich meinen Freund Verdier.

Eines Tages kam derselbe am frühen Morgen auf mein Kabinet und sagte zu mir: „Ich begreife wohl, daß die gräßliche Scene, bei der Sie Augenzeuge sein mußten, auf Sie einen erschütternden Eindruck gemacht, aber solche Vorgänge muß man heutigen Tags mit stoischer Kälte und Gleichgültigkeit hinnehmen. Fassen Sie Muth und entschlagen Sie Sich dieser Niedergeschlagenheit, welche Ihrem Stande wenig Ehre macht. — Vor allem muß ich Ihnen bemerken, daß ich Sie um einen Dienst anzusprechen habe, und zwar um einen Dienst, der Ihre ganze Besonnenheit Ruhe und Kraft in Anspruch nimmt.“

Ich: „Was haben Sie denn, lieber Freund? Reden Sie; Sie wissen, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe.“

Verdier: „Es handelt sich um Folgendes. Gestern Abend erhielt ich von meinem Vetter Edmund einen Brief, worin er Sie dringend

um die Zusammenkunft ersucht, welche Sie vor beiläufig einer Woche gemeinsam verabredet, aber aus Rücksichten der Klugheit bis jetzt verschoben haben. Wollen Sie heute an den bezeichneten Ort hingehen?"

Ich: „Jedenfalls will ich hingehen. Können Sie auch nur einen Augenblick daran zweifeln, Verdier?"

Verdier: „Aus der Weise, wie Sie mir Ihre Antwort gegeben, kann ich wohl ersehen, daß der Gedanke, einem Mitmenschen nützlich zu sein, bei Ihnen immer noch Anklang findet. Dank dafür!"

Ich: „Ja in der That, lieber Freund, wo immer sich mir eine Gelegenheit darbietet, einen Unglücklichen vom Schaffot zu retten, werde ich sie mit aller Bereitwilligkeit ergreifen."

Sobald ich das Frühstück genommen, machte ich mich auf den Weg. Um Mittag kam ich bei dem alten Tempelherrenschloß an. Edmund war noch nicht eingetroffen, wenigstens sah ich ihn nicht.

Ich setzte mich wieder auf denselben Stein, auf dem ich schon ein Mal ausgeruht, da hörte ich plötzlich ein abgebrochenes Pfeifen.

„Hierher, lieber Freund," rief Edmund, den ich an seiner Stimme erkannte, mir zu; „treten Sie durch diese alte Ausfallpforte herein, ich erwarte Sie hier."

Sogleich stand ich auf und folgte der Einladung. Diese alte Pforte war aber so niedrig und eng, und durch Schutt, Steine und Gebüsch so ungangbar, daß ich nur mit größter Mühe durchkommen konnte. Endlich gelang es mir, wenn auch nicht ohne Schaden und Wunden an Kleidern und Händen, durchzudringen; ich kam in einen, von den abgebrochenen Mauern des Schloßthurms eingeschlossenen Hofraum. Edmund erwartete mich hier und sagte mit einem freundlichen Händedruck: „Ich bitte um Verzeihung, mein lieber Herr, daß ich Ihnen so viel Mühe und Mißgeschick verursache, aber Sie kennen meine Lage und werden es gewiß nicht tadeln, daß ich alle Vorsicht gebrauche, um mich sicher zu stellen. Gerard, der hinter diesem Thurm sich verborgen hält, erwartete Ihre Ankunft und überwacht die Umgegend. Wollen Sie Sich die Mühe nehmen, in den Saal einzutreten?"

Edmund sagte dies lachend; dann ging er auf ein dickes Gebüsch zu, das sich in der finstersten Ecke des Hofes befand, schob die Aeste mit beiden Händen auf die Seite und zeigte mir eine Art Kellerloch oder Luftloch mit einer engen und finstern Oeffnung. Ich sah Edmund verwundert an und fragte: „Muß ich da hindurch gehen, um in Ihren Saal zu gelangen?"

„Das ist der einzige Weg," erwiederte Edmund, „der in den Saal führt; aber seien Sie nur getröstet, das Innere ist nicht so abschreckend, wie Sie nach dem Aeußern schließen dürften."

Ich ging durch einen langen, engen und dunkeln Gang, worauf ich in ein ziemlich geräumiges Zimmer gelangte, das von einer großen, an der Decke aufgehängten Lampe erleuchtet wurde. Die Ausstattung dieses Asyls bestand aus zwei Haufen Stroh, welche die Betten ausmachten, aus zwei grob zusammengeflickten Stühlen, und aus einem Brett, das auf vier Pfählen lag und einen Tisch vorstellte. Der ganze Vorrath der zwei Flüchtlinge Edmund und Gerard bestand aus einem Fäßchen Wein, einigen Säckchen gedörrter Hülsenfrüchte und fünf bis sechs Bouteillen Oel. Endlich waren sie noch mit vier Doppel-Flinten versehen, die an der Mauer aufgehängt waren.

Nachdem ich diesen Schlupfwinkel genauer besehen, sagte ich zu Edmund: „Fürchten Sie nicht, hier überfallen zu werden? Sie haben zwar Waffen, und die Oeffnung zu diesem unterirdischen Gang ist allerdings nicht schwer zu vertheidigen, aber was wollten Sie beginnen, wenn Ihre Feinde auf den Gedanken kämen, Sie durch Rauch zu ersticken? Durch dieses Mittel könnte man Ihnen leicht beikommen."

Edmund: „Sie irren, lieber Freund, denn dieser unterirdische Gang hat einen Ausweg, der auf den entgegengesetzten Abhang des Berges führt und durch den wir unschwer entfliehen können. Schämte ich mich nicht, beständig flüchtig zu sein, und erfüllte mich nicht der Anblick dieses schauerlichen Aufenthalts mit Traurigkeit, so wäre es mir ein Leichtes, hier das Ende der Schreckensherrschaft ohne die mindeste Gefahr abzuwarten. Aber wenn ich so acht und vierzig volle Stunden in meinem düstern Schlupfwinkel zugebracht habe, so empfinde ich ein solches Verlangen nach freier Luft und Sonne, daß ich mich durchaus nicht erwehren kann, hinauszugehen, und müßte ich auch geradezu in die Reihen der Nationalgarden hineinlaufen.

Während Edmund noch sprach, ließ sich ein Pfeifen hören: „Ah, das ist Gerard," sagte er, „er entbietet Ihnen seinen achtungsvollen Gruß." Und wirklich zeigte sich allsobald der ehemalige Soldat und Thürhüter. „Mein Herr," sagte er zu mir nach einem freundlichen Händedruck, „ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr ich Ihnen dankbar bin, daß Sie hieherkommen. Ich betrachte Sie als einen Mann, der sich nicht leichtfertig über Etwas hinwegsetzt und ohne sorgfältigen Vorbedacht Etwas spricht, und so hoffe ich, Sie werden auch mich und meine Rettung nicht vergessen haben."

Ich: „Das habe ich keineswegs, Gerard. Ich habe Ihnen meine Hülfe zugesagt . . ."

Gerard (einfallend): „Ja, Sie sprachen von einem Plan, der sehr einfach wäre."

Ich: „Und den ich Ihnen jetzt mitzutheilen bereit bin. Doch muß

ich Ihnen bekennen, es wäre mir nicht unlieb, vorher Ihre Lebens-Geschichte zu vernehmen."

Gerard: „Offen gesagt, glaube ich, sie sei eben nicht die langweiligste."

Ich: „Desto erwünschter. Erzählen Sie, ich will Ihnen zuhören."

Ich nahm einen Stuhl, Edmund lagerte sich auf einen Strohhaufen, Gerard setzte sich zwischen uns hinein und begann folgende Erzählung:

„Schon frühzeitig trat ich als Gemeiner in das Militär und schwang mich im zwanzigsten Jahr zum Unteroffizier auf. Der Zufall fügte es, daß wir den jungen Grafen Grandboeuf zum Obersten erhielten, als dieser kaum drei Jahre alt war. Da meine Familie seit undenklichen Zeiten der Familie Grandboeuf gedient, so ernannte mich der junge Oberst, sobald er den Degen tragen konnte, zu seinem Exerciermeister. Ich unterrichtete ihn in Allem, was ein Oberst unumgänglich nothwendig wissen muß, nämlich in fünf bis sechs Commando's und drei oder vier Evolutionen, und dadurch verdiente ich mir die Beförderung zum Wachtmeister.

„Der Graf war damals sechzehn Jahre alt, ich erreichte das fünfunddreißigste, als er mich von dem Regiment wegnahm und als Portier und Geschäftsführer in dem Schloß Grandboeuf anstellte, welches damals ein Verwalter so gut für sich auszubeuten verstand, daß die zu dieser herrschaftlichen Besitzung gehörigen Ländereien, anstatt Nutzen abzuwerfen, alljährlich noch eine bedeutende Summe Geldes verschlangen.

„Ich hatte da das glücklichste Leben, das man sich denken will, war gehörig beschäftigt und doch gar nicht streng gehalten. Vor drei Jahren zogen die ersten Wolken des Sturmes auf, der gegenwärtig gegen uns ausgebrochen ist. Eines Abends kam der Graf, als ich ihn gar nicht erwartete, auf das Schloß und sprach zu mir: „„Gerard, die Narrheit ist in die Bauern gefahren, sie träumen nur von Gleichheit und Brüderlichkeit, und wollen ganz uns gleich werden. Ich will mich zu den Prinzen in's Ausland begeben, aber wir kommen bald wieder an der Spitze einiger fremden Regimenter in's Land und wollen alsdann diesen Troßbuben schon Vernunft lehren. Bis zu meiner Rückkehr übertrage ich Dir die Vertheidigung meines Schlosses und ertheile Dir unbedingte Vollmacht zum Handeln. Alle meine Reitknechte, Wildmeister, überhaupt alle meine Angestellten bis auf den Haushofmeister stehen unter deiner Gewalt. Sollte Grandboeuf angegriffen werden, so kenne ich deinen erprobten Muth und deine Energie, sowie deine vortrefflichen strategischen Kenntnisse, und ich zweifle keinen Augenblick, Du werdest jeden Angriff siegreich zurückschlagen. Wenn ich dann wiederkomme, soll Dir, wie sich's von selbst versteht, eine angemessene Belehnung für deinen Eifer nicht fehlen. Ich werde während un-

seres momentanen Exils mit dem Prinzen von Dir sprechen und die Einleitung treffen, daß ich nach unserem Sieg für Dich die Stelle eines Fähnrichs oder wohl gar eines brevetirten Unterlieutenants auswirke. Du siehst also, daß deine Zukunft in deiner Hand liegt und von deinem Eifer abhängt.""

„Nie hatte der Graf so freundlich mit mir gesprochen und es that mir dies so wohl und ging mir so zu Herzen, daß ich ihm auf meine militärische Ehre schwur, mich seines Vertrauens würdig zu machen. Die folgende Erzählung wird Ihnen zeigen, in wie weit ich meinem Eidschwur treu geblieben bin.

„Der Graf war kaum einen Monat abgereist, so erfuhr ich, daß auf mehreren Punkten Frankreichs verschiedene Schlösser angegriffen, ausgeplündert und verbrannt worden seien. Ich säumte nicht, sofort einen großen Vorrath von Waffen anzukaufen und das Schloß in Vertheidigungszustand zu setzen. Aber mit diesen Vorsichtsmaßregeln begnügte ich mich nicht, sondern ging zu allen Lehnsleuten der herrschaftlichen Besitzung, namentlich zu denjenigen, welche am übelsten daran waren, redete freundlich und wohlwollend mit ihnen, erkundigte mich im Namen des Grafen nach ihren Bedürfnissen und Bedrängnissen, hörte den Bericht von ihrer bedrängten Lage mit großer Theilnahme an und kam ihnen großmüthig und werkthätig zu Hülfe.

„Dieser Schritt that anfänglich die beste Wirkung; die Lehnsleute zeigten sich dankbar und gaben mir die Zusicherung, sich an der revolutionären Bewegung nicht zu betheiligen, sondern ihrem Herrn die schuldige Treue zu bewahren.

„Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Etwas vorfiel, und ich fing bereits an, auf die Erhaltung der Ordnung in unserer Gegend zu hoffen, da vernahm ich, daß auch ein benachbartes Schloß geplündert und in Brand gesteckt worden.

„Noch an demselben Abend kamen die ansehnlichsten Lehnsleute der herrschaftlichen Besitzung auf das Schloß, suchten mich auf, und einer derselben hielt Namens seiner Kameraden eine Anrede folgenden Inhalts: „„Herr Verwalter, wir sind dankbar für das Gute, was unser Herr uns erwiesen hat, und auch entschlossen, sein Schloß zu respektiren. Wir haben uns demnach mit unseren Freunden im benachbarten Bezirk dahin verständigt, daß wir das Schloß ihres Herrn angreifen und zerstören, wogegen sie das Schloß Grandboeuf zerstören und anzünden werden. Auf diese Weise ersparen wir uns die Unannehmlichkeit, unmittelbar mit Ihnen selbst in Kampf zu kommen. Nun sind Sie gehörig in Kenntniß gesetzt und dieser Schritt, den wir hiemit thun, mag Ihnen als Beweis

dienen, wie sehr wir dankbar sind. Ergreifen Sie demnach Ihre Vorsichtsmaßregeln.""

„Diese Rede kam mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel, doch behielt ich immerhin noch so viel Geistesgegenwart und Fassung, daß ich meine Ueberraschung nicht merken ließ. Ganz ruhig gab ich den Leuten zur Antwort: „„Meine Freunde, ich finde Euere Handlungsweise klug ausgedacht; doch will ich Euch nicht verbergen, daß ich eben so gern Euch selbst als Feinde gegenüber gehabt. Lasset Euch demndch durch das Gefühl der Dankbarkeit gar nicht hindern. Kommt, wenn ihr wollt, ich bin bereit, Euch gehörig zu empfangen.""

„„Wenn es Ihnen so ganz gleich ist, Herr Gerard,"" sagte der Sprecher des Haufens, „„ob wir selbst das Schloß unseres Herrn angreifen, so wollen wir von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen, denn es ist für uns viel bequemer und mit weniger Kosten verbunden, als wenn wir drei Stunden weit ziehen müßten. Es werden uns damit viele Umstände erspart.""

„„Nun gut, meine dankbaren Freunde,"" entgegnete ich, „„wir sind also darüber einig.""

„Am folgenden Tage kam in der Nacht ein Kavalleriesoldat von dem Regiment des Grafen auf das Schloß. Sogleich benutzte ich diesen Umstand, um das Gerücht zu verbreiten, es sei auf dem Schloß Grandboeuf ein Detachement von dreißig Kavalleristen unter dem Commando eines Offiziers angekommen und von dem Obristlieutenant des Regiments hieher geschickt worden. Um diesem Gerücht mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, ließ ich einige Hundert Rationen Heu und Hafer ankaufen, dem angekommenen Kavalleristen aber gab ich den Auftrag, so oft er Bauern in der Nähe sehe, solle er sich bald oben auf dem Thurme, bald unten an dem Thore zeigen, mit einem Wort, sich so viel als möglich vervielfältigen.

„Der Soldat vollzog diesen Auftrag mit eben so viel Verstand, als Glück und so blieben die Bauern keinen Augenblick in Zweifel, daß das Schloß eine bedeutende Verstärkung erhalten habe; allein statt die Bauern zu entmuthigen, hatte diese falsche Meinung nur die Folge, daß sie ihre Angriffsmittel verstärkten.

„Die unter meinem Commando stehende Garnison bestand in Allem aus vierzehn Mann, nämlich aus drei Wildmeistern, zwei Förstern, zwei Fischern, drei Reitknechten, einem Koch, einem Gärtner, dem früheren Verwalter und dem Kavalleristen von dem Regiment des Grafen. An Waffen fehlte es uns keineswegs; unser Arsenal enthielt fünfzig Flinten mit Doppelrohren und noch ein Einpfünder-Kanönchen, von dem wir uns den besten Erfolg verhießen.

„Als wir eines Tages zum Essen gingen, machte uns ein auf dem Thurm als Wache ausgestellter Reitknecht die Anzeige, die Bauern seien im Anzug gegen das Schloß. Unverweilt eilte ich auf den Thurm, um mich selbst von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen, und denken Sie Sich mein Erstaunen, als ich einen Haufen heranziehen sah, der wohl bei viertausend Mann betragen mochte, mit Piken, Sensen und Musketen bewaffnet war, und unter Schreien und Toben gegen uns anrückte.

„Bei diesem Anblick war uns allerdings sonderbar zu Muthe. Doch muß ich meiner Garnison das ehrenvolle Zeugniß geben, daß sie keinen Augenblick daran dachte, die Waffen niederzulegen.

„Da wir schon lange darauf gefaßt waren, eine Belagerung zu bestehen, so war Jedem schon zum Voraus seine Rolle zugetheilt. Die Fenster waren verrammelt, die Thüren verbarrikadirt, die Gewehre geladen und jeder bezog seinen Posten. Wirklich dauerte es nicht lange, so stellte sich der Feind ein.

„Um kein Mittel unversucht zu lassen, ging ich an das Gitter des äußern Hofes, um mit den Leuten in Unterhandlungen zu treten. Sogleich kamen die Lehensleute zu mir heran. „„Meine Freunde,““ sagte ich zu ihnen, „„was beabsichtigt Ihr denn eigentlich mit einem Angriff auf das Schloß? Ihr werdet die hier aufgeschichteten Schätze Euch aneignen wollen, nicht wahr? Es wäre mir aber leid, wenn Ihr Eure Zeit so ganz unnütz verlieren müßtet; darum will ich Euch zum voraus sagen, daß wir entschlossen sind, das Schloß mit Allem, was darin ist, in die Luft zu sprengen, wenn der Ausgang des Kampfes gegen alle Erwartung zu unsern Ungunsten sich entscheiden sollte. Wir haben zehn Pulverfäßchen in den Kellern liegen, womit wir demnach unser Vorhaben ganz leicht in's Werk setzen können. Bedenket also wohl, was Ihr beginnet!““

„Ich sprach diese Worte in einer Weite, daß sie ihre Wirkung auf die Umstehenden nicht verfehlten und ihnen ernste Gedanken machten. Aber den weiter Zurückstehenden konnte ich unglücklicherweise mich nicht verständlich machen; die Hintern drängten auf die vordern Reihen ein und so gerieth die Masse in Bewegung. Ich wollte mich zurückziehen und auf meinen Posten stellen, aber die Bauern hielten mich fest. „„Es thut uns leid,““ sagte einer, „„Ihnen, Bürger Gerard, Unannehmlichkeiten zu bereiten, denn Sie sind kein boshafter Mensch, aber Sie müssen nun einmal die Gefälligkeit haben, sich erschießen zu lassen, denn so dumm dürfen wir nicht sein, einen Mann, wie Sie, wieder laufen zu lassen.““

„Ich (rasch entschlossen): „„Ich sehe, daß unter solchen Umständen an keinen Widerstand zu denken ist. Lasset mich nur einen Augenblick zu meiner Garnison zurückgehen, ich will sie zum Niederlegen der Waffen

bestimmen. Ihr wollet das Schloß plündern, aber doch gewiß nicht die armen Tröpfe tödten, die eben so gut zum Volke gehören, wie Ihr selbst. Gebt mir nur die Zusicherung, daß Ihr das Leben meiner sechzig Mann respektiren wollet, so glaube ich Euch auch versprechen zu dürfen, daß sie die Vertheidigung des Schlosses aufgeben und ruhig abziehen werden.""

„Wiewohl sich die Zahl der Bauern, wie schon gesagt, auf viertausend belief, so machte es ihnen doch nicht geringes Bedenken, den Kampf mit meiner Garnison aufzunehmen. Ohne Schwertstreich Meister zu werden, gefiel ihnen zu wohl, als daß sie mein Anerbieten nicht mit aller Freude angenommen hätten, und so ließen sie mich ungehindert gehen.

„Meine dreizehn Kameraden erwarteten meine Zurückkunft mit Ungeduld. „„Liebe Freunde,"" sprach ich zu ihnen, „„von den Bauern ist weder Waffenstillstand, noch Gnade und Erbarmen zu erhalten. Umsonst erbot ich mich, das Schloß in ihre Gewalt zu geben, wenn sie uns nur am Leben lassen wollten; sie gaben mir hierauf einfach zur Antwort, sie legten noch mehr Werth darauf, sich unsrer Personen, als des Schlosses zu bemächtigen. Es bleibt uns also nichts Anderes übrig, als mit verzweifelter Anstrengung uns zur Wehre zu setzen, und das wollen wir denn auch thun, und müssen wir unterliegen, so wollen wir doch unser Leben theuer verkaufen!""

„Diese wohl berechnete Anrede wirkte dermaßen auf meine dreizehn Kameraden, daß sie sämmtlich zum heldenmüthigsten Kampf und Tod entschlossen sich erklärten. Die Bauern aber waren nicht wenig darüber erbittert, daß wir ihnen nicht sogleich die Thore öffneten, und kaum war ich mit meiner Ansprache an meine Kameraden zu Ende, so erhoben dieselben ein gewaltiges Geschrei und rückten zum Sturm heran. „„Laßt sie nur ruhig anrücken,"" sagte ich zu den Meinigen, „„und feuert keinen Schuß ab, bis sie zuerst das Feuer gegen uns eröffnet haben.""

„Kaum gesagt, prallten etwa dreißig Kugeln aus den Flinten der Bauern an den Mauern des Schlosses ab.

„„Jetzt gebt alle Feuer!"" rief ich; und sogleich spieen alle Fenster Feuer und Flammen aus, denn ein Jeder meiner Kameraden hatte vier doppelröhrige Flinten, so daß Jeder so viel als acht Mann leisten konnte.

„Aus den Reihen der Belagerer erhob sich ein Geschrei des Schmerzes und der Erbitterung, das deutlich zeigte, daß unsere Schüsse gut getroffen. Dieser erste gelungene Angriff hatte zur Folge, daß die Bauern sich zurückzogen und wir einen Augenblick frei aufathmen konnten. Die kurze Frist benutzten wir, unser Mittagessen zu beendigen. Kaum war dies geschehen, so machten meine zwei Wächter die Anzeige, der Feind sei wieder im Anzug. Jeder eilte auf seinen Posten, und allsobald wurde das Feuer wieder eröffnet.

„Ich will die eigenthümlichen Wendungen und Vorfälle dieses Kampfes, der bis zum Ende des Tages andauerte, nicht ausführlich erwähnen, sondern nur hervorheben, daß in unserer sehr günstigen Lage auch nicht ein einziger Mann verwundet wurde, blos der frühere Verwalter erhielt eine Kugel in die Schulter. Die Bauern hingegen verloren nach unserer gegründeten Vermuthung wohl über dreißig Mann.

„Die Nacht brach ein, und mit der Nacht kam für uns die Zeit der größten Angst, denn wie wir uns auch wehrten, so waren wir doch an Zahl zu gering, als daß wir alle schwachen Stellen des Schlosses während der Finsterniß hätten vertheidigen können. Zum Glück hatte ich einen guten Einfall. Ich ließ Büschel Wolle, Werg und Stroh anzünden und von den Thürmen hinab auf die Köpfe der Belagerer schleudern. Dieses Vertheidigungsmittel hatte für uns den doppelten Vortheil, daß einerseits unsere Feinde sehr erschreckt und beschädigt wurden und anderseits wir bei dem Schimmer dieses Feuers unsere wohl unterhaltenen Geschosse mit Erfolg auf die Gegner richten konnten.

„Da die Feinde sahen, daß sie uns nichts anhaben konnten, wurden sie doch allmälig die Sache überdrüssig und entschlossen sich endlich kurz vor Sonnenaufgang zum Rückzug. Wir waren somit für den Augenblick Sieger. Aber wenn wir auch diesen ersten Angriff mit Erfolg abgeschlagen, so war doch die Zukunft für uns nichts weniger als rosenfarben, denn es war wohl vorauszusehen, daß die Bauern von Plünderungs- und Rachegelüsten gespornt ihre Feindseligkeiten bald wieder erneuern würden. Doch erfreuten wir uns zwei Tage lang der völligsten Ruhe und des schönsten Friedens, und schon wiegte ich mich in der frohen Hoffnung, durch unsern kräftigen Widerstand uns für immer unserer Feinde entledigt zu haben. Aber es war leere Täuschung; denn nach drei Tagen — es war eben an einem Sonntag, — zogen sie wieder heran, und zwar noch zahlreicher als das erste Mal. Es blieb uns also keine andere Wahl, als entweder zu siegen oder zu sterben. Ich getröstete meine Leute des Sieges, machte mich aber im Stillen auf den Tod gefaßt.

„Dieser zweite Angriff war viel hitziger und hartnäckiger, als der erste; die Bauern, von Branntwein erhitzt und von Wuth entbrannt, wollten um jeden Preis auf Leitern, die sie mit sich gebracht, über die Mauern steigen und ließen sich eher todt hinabschießen, als daß sie wichen, so daß es alle Mühe kostete uns ihrer zu erwehren. Mittelst eines tüchtigen Kartätschenschusses, den wir aus unserer kleinen Kanone mitten in einen feindlichen Haufen hineinrichteten und der unsern Feinden nicht geringen Schaden zufügte, vermochten wir endlich nicht blos den Haupteingang, sondern auch den Schloßpark zu säubern.

„Ich muß hier einen besonderen Vorfall herausheben, der sich an diesem Tag ereignete. Eine alte Gouvernante, die wegen ihres hohen Alters mit dem Grafen nicht hatte auswandern können, erwies uns einen nicht geringen Dienst. Sie hatte eine Trommel erwischt und begann auf derselben einen solchen Höllenlärm, daß die Bauern sich endlich zurückzogen, weil sie glaubten, das Schloß sei von einem Offizier vertheidigt und enthalte noch weit mehr Mannschaft, als ich angegeben.

„War unsere Lage bisher bedenklich, so verschlimmerte sie sich bald noch mehr, indem uns Munition und Pulver ausgehen wollte. An eine Capitulation war nicht zu denken; eben so wenig an Gnade und Pardon; eine längere Vertheidigung war aber ebenfalls rein unmöglich. Was sollten wir also anfangen? Wir traten zusammen und hielten Kriegsrath. Wie es in solchen Fällen fast immer geht, brachte Jeder eine andere Meinung vor, und hatte Einer einmal seine Meinung ausgesprochen, so wollte er sie auch geltend machen und nicht mehr davon abgehen. Nur die zwei Reitknechte und der Cavalleriesoldat waren gleicher Meinung: man solle sich — meinten sie — mit dem Degen in der Faust durch die Reihen des Feindes durchschlagen. Ich mochte ihnen noch so dringend vorstellen, durch einen Haufen von mehr als viertausend Mann sich durchschlagen zu wollen, sei wahrhaft toll, sie entgegneten mir darauf immer nur, weil wir doch jedenfalls unterliegen müßten und uns nichts Anderes bevorstehe, als entweder verbrannt oder gehängt zu werden, so wollten sie doch lieber mit den Waffen in der Hand fallen und am Feinde uns rächen, als an einem Strick in den Lüften zappeln oder in einem Brennofen sich rösten lassen.

„Ich dachte der Sache ernstlich nach und sprach nach einer Weile: „„Meine Freunde, Gott hat mir einen Gedanken eingegeben, der, wenn ich mich nicht sehr trüge, uns Alle retten kann. Kleidet Euch als Bauern um, schneidet den Bart weg, ziehet statt euerer Stiefel Holzschuhe an, stecket alles Gold und Silber, das Ihr besitzet, in einen Gurt, schnallet ihn um den Leib und haltet Euch bereit, meinen Weisungen zu folgen.""

„Ich sprach dies in einem solchen Ton der Zuversicht, daß Alle mir unbedenklich gehorchten; nur die alte Gouvernantin trat mir unter die Augen und sagte in kläglichem Tone: „„Aber was soll ich anfangen, Gerard?""

„„Ihr bleibet auf dem Schloß, gute Alte, und empfanget diese Bauern. Wenn diese Leute nicht geradezu Kanibalen sind, so werden sie ganz gewiß Euer Geschlecht und Euer Alter in Ehren haben....""

„„Das hoffe ich nicht, Gerard,"" sagte die alte Frau mit gänzlicher Ergebung; „„indeß, wenn Sie kein Mittel wissen, mich zu retten, so wollen wir nicht weiter davon reden; ich vertraue unbedingt auf Gott.""

„Mittlerweile hatten sich meine Kriegsleute umgekleidet; da sie früher sämmtlich Landleute gewesen, so wußten sie sich so gut zu maskiren, daß auch ein geübtes Auge sie nicht von wirklichen Bauern unterschieden hätte. „„Nun, liebe Freunde,““ sprach ich zu ihnen, „„befolget genau meine Weisungen. Du, Greves, bist geschmeidig wie ein Eichhörnchen und listig wie ein Fuchs; darum mußt Du hingehen und ganz unvermerkt und still das Gitter beim Haupteingang und das Thor am innern Hof aufschließen. Verbirg und ducke Dich unter den Bäumen, schleiche und krieche und stelle es an, so gut Du kannst, aber hüte Dich wohl und gib Acht, daß Dich Niemand bemerkt, sonst ist Alles verloren....““

„In dieser Hinsicht habe er Nichts zu befürchten, meinte der Wildmeister, denn da er zehn Jahre lang Wildschütze und nachher eben so lang wieder Wildmeister gewesen, so verstehe er sich wohl darauf, durch das Gebüsch hindurch zu schleichen. Er machte sich sogleich an seine Aufgabe.

„Da das Gelingen meines ganzen Planes von dieser ersten Operation abhing, so waren die zehn Minuten, die bis zu seiner Rückkunft verstrichen, für mich sehr qualvoll. Endlich kehrte Greves nach einer Viertelstunde zurück und befreite mich von meinem Kummer durch die Anzeige, daß er meinen Auftrag glücklich und unbemerkt vollzogen.

„„Nun also,““ sagte ich hocherfreut, „„das Erste ist gelungen, und das ist eine gute Vorbedeutung, daß auch das Uebrige uns glückt. Jetzt, meine Freunde, laden wir das Kanönchen mit dem Rest unserer Kartätschenkugeln, stellen es in die Hausflur, postiren uns selbst hinter dem Kanönchen in drei Reihen und erwarten die Bauern, die zweifelsohne, sobald sie die Thore offen sehen, auf das Schloß heranrücken.““

„Der Anmarsch der Bauern blieb in der That nicht lange aus. In Masse und ohne alle Vorsorge rückten dieselben heran, die Hinteren stießen auf die Vorderen und drängten so stark vorwärts, daß in fünf Minuten der Hof von einer compakten Masse strotzte.

„Nun war der von mir erwartete Augenblick gekommen. Auf einmal riß ich rasch die Thüre des Vorhofes auf, kommandirte: „„Feuer!““ und im gleichen Augenblick ging die volle Kartätschenladung nebst einigen Dutzend Flintenschüssen los und verbreitete unter den armen Bauern einen solchen panischen Schrecken, daß ich nie etwas Aehnliches erlebt habe. Vor Angst außer sich, fielen sie selbst über einander her, suchten sich mit ihren Waffen einen Ausweg zu erzwingen, massakrirten einander gegenseitig ohne alle Schonung; und als wir hierauf die in Bereitschaft gehaltenen Gewehre zum zweiten Mal losfeuerten, ging bei den Bauern der panische Schrecken vollends in Raserei über, so daß sie nicht mehr wußten, was sie machten.

„„Jetzt, Kameraden, müssen wir ausziehen, nun ist der Augenblick

da, daß wir uns retten können. Jetzt mische sich Jeder unter die Masse der verwirrten Bauern und rette sich, so gut er kann. Mir nach und Gott mit Euch!'"

Diese Aufforderung wurde sogleich vollzogen; ich drängte mich der Erste unter die betäubten Bauern, theilte links und rechts ohne Säumen und mit Wohlbedacht einige Schläge aus und konnte mir durch diese Weise ganz gemächlich einen Durchgang öffnen. Nach einer Stunde befand ich mich in einem fast zwei Meilen vom Schloß gelegenen Wäldchen und sah von da aus eine ungeheuere Feuersäule zum Himmel aufsteigen; es war das uralte Stammhaus des Grafen von Grandboeuf, das die undankbaren Lehnsleute in Brand gesteckt!"

Hier hielt der frühere Wachtmeister mit seiner Erzählung einen Augenblick inne und fuhr mit der Hand über das Gesicht, gerade als wollte er einen schmerzenden Anblick sich von den Augen wischen und fuhr dann wieder fort:

„Sie können Sich keinen Begriff machen, was ich in den nächsten acht Tagen nach dem Brand des Schlosses gelitten habe. Aus Furcht, meinen Feinden in die Hände zu fallen, wagte ich nicht, aus dem Walde herauszugehen, und mußte alle Qualen des Hungers und Durstes und der Einsamkeit ertragen. Es war ein Glück für mich, daß ich noch die Flinte bei mir hatte, weil ich damit wenigstens noch Vögel schießen und mich vor dem Hungertod schützen konnte, dem ich sonst jedenfalls unterlegen wäre.

„Da ich aber doch ein solches Leben nicht länger aushalten konnte, so entschloß ich mich endlich, in ein Dorf mich hineinzuwagen, das vier Stunden von dem Schloß entfernt lag. Mit einbrechender Nacht kam ich in dasselbe und kaufte mir einige Nahrung. Von einem Knaben, den ich ausfragte und der beim Brande des Schlosses Grandboeuf zugegen war, vernahm ich schreckliche Dinge. Als die Bauern einmal Herren des Schlosses waren, verübten sie haarsträubende Grausamkeiten, denn sie waren durch den langen Widerstand und durch den erlittenen Verlust auf's Höchste erbittert. Die alte Gouvernante, sowie der frühere Verwalter des Grafen, der wegen seiner Wunde nicht fliehen konnte, fielen ihrer unversöhnlichen Wuth zum Opfer. Ueber zwei Stunden lang mußte der Verwalter die ärgsten Beschimpfungen und gräßlichsten Mißhandlungen ausstehen, dann erst wurde er an den Füßen hoch oben auf dem Thurme aufgeknüpft und von den Bauern erschossen. Die alte Frau hatte kein besseres Loos, sie wurde in einem Ofen lebendig verbrannt.

„Als der Knabe mir dieses erzählt, faßte ein Mann, der an uns vorbeiging, mich fest in's Auge, kam auf mich zu und befahl mir in gebieterischem Tone, ihm zu folgen.

„„Wohin soll ich denn gehen?"" fragte ich, indem ich mich ganz gleichgültig stellte.

„„In's Gefängniß, Du Volksmörder,"" antwortete er mir, „„Du bist derselbe Mann, den ich auf dem alten Schlosse Grandboeuf wohl hundert Mal gesehen, ich kenne Dich ganz gut.""

„„Ich will es gar nicht in Abrede stellen, daß ich bei dem Grafen auf dem Schlosse Grandboeuf gewesen; doch muß ich Dir bemerken, daß Du es bald bereuen dürftest, wenn Du mich verhaftest.""

„„Ich bereuen? Warum das?""

„„Aus dem guten Grunde, weil ich in einem Gurt hundert Louisd'or bei mir trage.""

„„Desto besser; das ist ja nur Geld, das dem Volke abgestohlen wurde, und das somit wieder an seinen rechtmäßigen Eigenthümer zurückkommt.""

„„Ich will nicht das Gegentheil behaupten; da Du aber auch zum Volk gehörst und somit ein so gutes Anspruchsrecht auf dieses Geld hast wie irgend wer, so denke ich nur, wenn Du, statt mich in's Gefängniß zu führen, ein Wort mit mir über die Sache reden wolltest, so würden wir uns wohl verständigen, und es würden Dir von meinen hundert Louisd'or wohl fünfzig geblieben sein. Fünfzig Louisd'or sind aber, wie Du wohl weißt, eben keine Kleinigkeit; so Etwas findet man nicht alle Tage auf der Straße liegen.""

„„Fünfzig Louisd'or sind freilich eine beträchtliche Summe,"" sagte der Bauer bedenklich, „„aber wer weiß, vielleicht rühmst Du Dich nur, eine so große Summe zu haben, um mich zuerst zufrieden zu stellen und mir alsdann zu entwischen. Ich möchte doch gern sehen, ob Du wirklich Gold bei Dir hast.""

„„Das kann schon geschehen; aber um nicht von anderen Leuten erblickt zu werden, wollen wir auf diesen einsamen Fußweg hinausgehen, da können wir ungehinderter über die Sache reden.""

„„Das mag ich mir auch gefallen lassen, aber doch will ich Dich beim Kragen halten.""

„„Ich bin es zufrieden.""

„Als wir nun an eine einsame Stelle kamen, schnallte ich meinen Gurt los, und reichte denselben dem Bauern mit den Worten: „„Ich sagte Dir, ich hätte hundert Louis bei mir; aber offen gesagt, ich dürfte mich vielleicht in Etwas geirrt haben; es befindet sich in diesem Gurt eine noch größere Summe. Da Du Dir aber blos auf fünfzig Louis Hoffnung machst, so wirst Du Dich also auch mit diesen fünfzig Louis zufrieden geben und mir allen Ueberschuß lassen.""

„Der Bauer griff gierig nach dem Gurt und sagte: „„Laß doch ein-

mal sehen, was darin steckt.““ — Nachdem er fünfzig Louis herausgezählt, bemerkte ich: „„Nun, das gehört also Dir, das Andere geht Dich Nichts mehr an.““ Der Bauer aber erwiederte: „„Es ist erlaubt, gescheidter zu werden, und so habe ich mich denn eines Besseren besonnen; da Du ein Feind des Volkes bist, so würde ich nicht als braver Bürger handeln, wenn ich gefährliche Waffen in Deiner Hand ließe. Ich behalte also alles Geld für mich.““

„Der Bauer drückte bei diesen Worten den Gurt fest an seine Brust, wie wenn er fürchtete, ich wolle ihm denselben entreißen; ich aber zog eine Pistole aus der Tasche und hielt sie ihm mit den Worten auf die Brust: „„Mein Freund, nie gedachte ich mich von Dir vollends ausplündern zu lassen, hättest Du ehrlich gehandelt, so hätte ich Dir Nichts zu Leide gethan; ich bedaure, daß Du mich durch Dein unredliches Benehmen in die Nothwendigkeit versetzest, Dich zu erschießen.““

„Der Bauer erschrak bei dem Anblick meiner Pistole dermaßen, daß er gar kein Wort vorbringen konnte. Ich mußte diesen Augenblick benutzen, und so stürzte der Elende von meinem Pistolenschuß todt zu meinen Füßen hin; die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

„Nun durfte ich mich aber auch nicht mehr lange besinnen, was ich zu thun habe; ich machte mich in aller Eile aus dieser Gegend fort, und konnte mich bei den damaligen Verhältnissen nirgends bleibend aufhalten. Bei Nacht schlief ich in Gräben oder in Wäldern, bei Tage versteckte ich mich im Gebüsch, und nur wenn der Hunger mich so arg quälte, daß ich nicht mehr widerstehen konnte, kaufte ich mir etwas Speise in irgend einer menschlichen Wohnung. So verlebte ich mehrere Monate in der peinlichsten, ja fürchterlichsten Weise. Da ich völlig wie ein wildes Thier verfolgt war, so kam mir endlich der Gedanke, Böses mit Bösem zu vergelten und mich zu rächen. Ich strich um die Dörfer herum, wagte mich bei Nacht sogar in dieselben hinein und begann auf eigene Faust mit den Republikanern Krieg zu führen. Schlimm erging es dem Soldaten, der sich allein blicken ließ und den ich mit meinem Gewehr erreichen konnte; noch schlimmer dem Sansculotten, den ich treffen konnte; er war sicher, daß er sich des Lichts der Welt nicht weiter mehr erfreuen durfte.

„Um Ihre Geduld nicht zu ermüden, will ich nicht erzählen, was ich in meinem Vagabundenleben Lächerliches und Trauriges, selbst Blutiges erfahren, sondern zum Ende eilen. Eines Tages wurde ich durch einen glücklichen Zufall auf Edmund's Spur geführt; derselbe war von den Republikanern verfolgt und ich konnte ihm einigermaßen nützlich sein.

„Von diesem Augenblick an trat in meinem Leben eine gänzliche Veränderung ein. Obschon dasselbe nicht aufhörte ein qualvolles zu sein so hatte ich doch einen Freund, und zwar einen Freund, auf den ich

zählen konnte. Wie sehr mich das freute, mögen Sie Sich leicht denken. Edmund und ich schlossen ein Bündniß auf Leben und Tod, wir schwuren uns gegenseitige Unterstützung gegen Alle und Jeden, und ohne uns zu rühmen, darf ich doch versichern, daß wir bis jetzt das gegebene Wort treulich gehalten haben. Das also, mein Herr, ist meine Geschichte."

Ich: „Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihre Gefälligkeit, Gerard; Ihre Erzählung war mir im höchsten Grade interessant. Nun aber haben wir keine Zeit zu verlieren; wir wollen sehen, wie ich Ihnen nützlich sein kann."

Edmund: „Dieß wäre mir um so erfreulicher, weil ich in kurzer Zeit zur Beruhigung meiner Familie dieses Land verlassen muß und somit Gerard allein zurückbleibt."

Ich: „Mein lieber Edmund, die Lage Ihres Freundes scheint mir keineswegs verzweifelt. Wessen könnte man ihn beschuldigen? Daß er das Schloß Grandboeuf vertheidigt hat? Aber das ist ja schon so lange geschehen und es sind seither so viele Dinge ähnlicher Art vorgefallen, daß gar Niemand mehr an diesen Angriff und an diese Vertheidigung denkt. Ihr Freund Gerard darf sich jetzt gewiß wieder in die menschliche Gesellschaft wagen."

Gerard: „Ganz recht; aber wenn man von mir Auskunft über mein bisheriges Leben verlangte; wenn die Behörde des Ortes, wo ich mich niederlassen möchte, von mir forderte, mich über meinen Civismus oder über mein gutes bürgerliches Verhalten auszuweisen, meine Papiere zu zeigen, was kann ich darauf zur Antwort geben? Nichts, und somit würde ich unverzüglich als ein Verdächtiger zur Haft gebracht."

Ich: „Ihre Bemerkung ist richtig, Gerard; ich möchte Ihnen auch selbst nicht rathen, in das Privatleben zurückzukehren. Aber könnten Sie Sich nicht dazu entschließen, noch einmal unter die Fahnen zu treten? Dadurch würden Sie am besten und für immer aus Ihrer gefährlichen und falschen Stellung sich herausziehen. Wagen Sie es und kommen Sie mit mir nach Grasse; ich will Sie meinem Kommandanten als meinen Jugendfreund vorstellen, er reiht Sie in unser Bataillon ein, und haben Sie nur einmal die republikanische Uniform angezogen, so will ich mich erschießen lassen, wenn Jemand Sie nur darüber befragt, wer Sie seien und woher Sie kommen."

Edmund: „Was dieser Herr Dir anräth, Gerard, ist wirklich das einzige Vernünftige, was Du thun kannst. So entschließe Dich also dazu, lieber Freund, nimm den Antrag an. Schwerlich wirst Du wieder eine so gute Gelegenheit finden."

Der Gedanke, Edmund verlassen zu müssen, that Gerard so wehe, daß er einen Augenblick auf dem Punkte war, mein Anerbieten von der

Hand zu weisen. Er konnte sich gar nicht mit der Idee vertraut machen, sich von seinem Freunde zu trennen. Aber nach langem Bedenken und schwerem Kampf, und nachdem Edmund ihm ernstlich vorgestellt, daß er selbst bald in's Ausland wandern und somit ihn jedenfalls in wenigen Tagen verlassen müsse, ergab sich endlich Gerard der vernünftigen Vorstellung und entschloß sich, mit mir zu kommen. Beim Abschied von Edmund weinte er wie ein Kind.

Gerard und ich verließen das alte Tempelherrenschloß erst, als der Tag bereits zur Neige ging, weil wir erst nach Einbruch der Dunkelheit nach Grasse gelangen wollten.

Der edle Verdier empfing uns mit offenen Armen und billigte unsern Plan vollkommen. Am folgenden Tage sprach ich mit meinem Commandanten, stellte ihm den ehemaligen Wachtmeister vor und hob heraus, wie unser Bataillon an diesem Manne eine treffliche Acquisition mache. Der Commandant freute sich sehr über dieses Anerbieten und nahm Gerard sehr gerne in seinen Dienst, denn es herrschte damals bei der Armee eine solche Unwissenheit im Militärwesen, daß ein Mann, der unter dem früheren Regiment gedient und somit die erforderlichen Kenntnisse besaß, bei den Corpsführern stets die bereitwilligste Aufnahme fand.

Noch an demselben Abend wurde Gerard bestmöglichst ausstaffirt und er durfte sich nun in Grasse, wo man ihn Tags vorher noch guillotinirt hätte, ohne Bedenken zeigen.

Nach einer Woche erhielten wir endlich neue Kleider und Militäreffekten, aber auch fast im gleichen Augenblick ertheilten die Volksrepräsentanten unserem Bataillon den Befehl, nach dem Lager von Saorgio zu marschiren.

Diese Anzeige war mir eben nicht unlieb, denn seit dem Tode der Schwester Agatha war mir der Aufenthalt in Grasse im höchsten Grade zuwider; weiter muß ich auch gestehen, daß es mir erwünscht war, einmal die Feuerprobe zu bestehen und mir so das Recht auf die Epaulette zu erwerben; meine Freude wurde nur durch eine Besorgniß gestört: ich befürchtete nämlich, im ersten Schlachtgewühl Muthlosigkeit an den Tag zu legen. Indessen beruhigte ich mich wieder mit dem Gedanken, daß die meisten Rekruten unseres Bataillons in der gleichen Lage seien, wie ich, und der Gedanke, daß sie vor dem Feinde nicht weichen würden, ließ das Gleiche auch von mir voraussetzen.

15. Lager von Saorgio. Die Schlacht bei Madonna della Fenestra. Mein Urlaub.

Inzwischen erließ der General einen Tagsbefehl, welcher der Geschichte anheimfällt und den ich somit nicht mit Stillschweigen übergehen

darf. In diesem Tagsbefehl wurde den Truppen eingeschärft: „keine Gefangene zu machen, sondern ohne Erbarmen Alles zu massakriren, was ihnen in die Hände falle. Wer diesem Befehl nicht streng nachkomme, werde als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und als solcher bestraft".

Ich muß gestehen, daß mich diese blutdürstige, allen Kriegsgesetzen widerstreitende Anordnung tief empörte und mit dem stärksten Widerwillen erfüllte; ich war entschlossen, einem solchen Befehl niemals Folge zu leisten. Es befand sich aber bei meiner Compagnie ein Sergeant Namens Picard, ein junger Mann von gutmüthigem und arglosem Charakter; er gehörte einer achtbaren Familie an und hatte eine gute Bildung genossen; dieser sprach sich als entschiedener Freund und Bewunderer der erwähnten Maßregel aus. „In Revolutionszeiten", sagte er in aller Gutmüthigkeit, „führen die halben Maßregeln zu nichts Anderem, als zu Unheil und Verderben. Wenn der Patriotismus es erfordert, muß man seine Empfindsamkeit zu unterdrücken wissen, und ohne Schonung und ohne Erbarmen dareinschlagen. Als Mensch verabscheue und verwünsche ich diesen Tagsbefehl; als Bürger werde ich ihn ohne alles Bedenken, ohne Schonung, und ohne mir im Gewissen Vorwürfe zu machen, vollziehen."

Welche Gewalt doch das Beispiel ausübt! Da Picard, den ich liebte und schätzte, so ganz aufrichtig und redlich die höchste Bewunderung und Lobpreisung für die Energie des Tagsbefehls aussprach, so betrachtete auch ich selbst nach und nach denselben nicht mehr als so greuelhaft und unmenschlich, ja Picard brachte es durch sein beständiges begeistertes Reden allmälig so weit, daß ich diese Maßregel zuletzt ebenfalls als unerläßlich ansah.

Um die Mitte des Monats Prairial kam uns eines Abends der Befehl zu, am folgenden Tage schon Morgens um sieben Uhr unsere Suppe zu verzehren; wir schlossen hieraus, daß uns eine wichtige Expedition bevorstehe. Wir täuschten uns auch nicht, denn schon um acht Uhr traten wir mit sieben andern Bataillonen den Marsch an. Es war ein so heller und herrlicher Tag, wie man ihn selten erlebt; gegen drei Uhr Nachmittags gelangten wir an den Eingang eines anmuthigen Thälchens, das rechts und links mit Eichenwaldungen bekränzt war. Die Division theilte sich in zwei fast gleich große Corps und besetzte die beiderseitigen Abhänge.

Unser Bataillon wurde in die Eichenwäldchen verlegt, wo wir im Hinterhalt zu verbleiben und darum das tiefste Schweigen zu beobachten hatten. Wie streng uns aber auch das Sprechen verboten war, so fanden wir doch das Stehen unter den Waffen während der ganzen Nacht

so unerträglich, daß wir uns nicht enthalten konnten, diese langweilige Monotonie durch Gespräche zu unterbrechen; nur kamen wir dem Befehle insoweit nach, daß wir ganz leise redeten.

„Ich weiß nicht warum,“ sagte Anselm, „aber ich habe eine Ahnung, morgen sei für mich kein guter Tag; es ist mir, als sollte ich zum Tode gehen.“

Ich: „Lasse doch solche Grillen, sie könnten Dir Unheil bringen.“

Anselm: „Lieber Freund, was von Gottes Vorsehung angeordnet ist, muß auf Erden in Erfüllung gehen, ob ich nun Ahnungen habe, oder nicht. Vielleicht ist wohl auch das, was ich als Ahnung ansehe, nichts Anderes, als ein übertriebenes Verlangen, mein bisheriges Leben wieder gut zu machen.“

Ich: „Was meinst Du mit dem Gutmachen Deines bisherigen Lebens?“

Anselm: „Darunter verstehe ich meinen Vorsatz, die republikanische Armee beim ersten Anlaß zu verlassen und mich den königlichen Truppen in der Vendée anzuschließen. — Höre, Freund! Schon lange mache ich mir die bittersten Vorwürfe, daß ich im Namen der Freiheit mich von den Schurken, die uns regieren, — wenn anders das ein Regieren genannt werden darf, — als Werkzeug gebrauchen lasse. Im Augenblick, da das Haupt der Schwester Agatha gefallen, habe ich ein Gelübde gethan, und Du weißt, wie heilig man Gelübde halten soll.“

Ich: „Was, Anselm, in die Reihen jener abscheulichen Chouans möchtest Du eintreten, die nur zu morden und zu plündern wissen?“

Anselm: „Ja, zu ihnen will ich gehen! Aber warum nennst Du die Chouans nur Mörder? Hast Du je unter ihnen gelebt, daß Du sie so wegwerfend beurtheilen darfst? Nein, Du kennst sie nur aus dem, was man über sie ausstreut; diese Aussagen sind aber baare Lügen, die von den revolutionären Klubbs ausgehen und unter das dumme und leichtgläubige Publikum verbreitet worden. Ich denke bei mir selbst, wenn zweimalhunderttausend Landarbeiter von Weib und Kindern, Hab und Gut scheiden, sich die Hütten niederbrennen und ihre Habe plündern lassen, sich selbst unerschrocken dem Kartätschenfeuer aussetzen und den Kopf auf das Schaffot hinlegen, und das Alles nur deswegen, um ihre verfolgte Religion und ihre alten, nun aber geächteten Fürsten zu vertheidigen, so ist es rein unmöglich, daß solche Leute nur blutgierige Mörder sind; daß sie aber durch die Grausamkeiten, die man im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit gegen sie verübt, sich erbittern und mitunter zu blutigen Repressalien hinreißen lassen, das will ich nicht in Abrede stellen. Aber darf man sich darüber wundern? Kein Mensch ist vollkommen, die Verfolgung weckt die Rachsucht!“

Der Entschluß meines Freundes, in die Vendée zu gehen, that mir

wehe; doch fand ich es bei dem bekannten Charakter Anselm's nicht rathsam, jetzt weitere Einwendungen zu machen. Alles, was ich vorerst versuchte, war, seine düstern Ahnungen zu bekämpfen.

Die am Firmamente in goldener Pracht aufsteigende Morgensonne zeigte uns die liebliche Natur im grellsten Kontrast zu den blutigen Scenen, auf die wir gefaßt waren. Es hatte in der Nacht geregnet und die Wassertropfen, die an den Baumblättern hingen, funkelten gleich Diamanten; romantische Pflanzen und Blüthen dufteten die feinsten und erquickendsten Wohlgerüche aus. Die Landschaft war unübertrefflich schön: von der Höhe der Thalabhänge schlängelten sich klare Wasserbächlein zwischen düstern Gruppen von Mastixbäumen und eilten dem Flusse zu, der dem Thalgrund entlang sich ergoß und an dessen beiden Ufern zwei Reihen von Ulmen sich hinzogen. Im Thal herrschte die üppigste Vegetation; die Vögel erfüllten die Lüfte mit ihrem natürlichen, der Kunst unerreichbaren Gesang, Alles athmete Wonne, Freude, Glück Wohlbehagen und Zufriedenheit.

Ich war so entzückt in der Betrachtung und im Wonnegenuß dieser schönen Natur, daß ich mich selbst vergaß; da wurde ich durch einen starken Druck auf den Arm an die harte Wirklichkeit erinnert. „Sieh, dort kommt der Feind!" sagte Anselm zu mir.

Und wirklich rückte in einer Entfernung von nicht mehr als fünfhundert Schritten ein nicht unbedeutendes piemontesisches Corps, etwa fünfzehnhundert Mann stark, heran. Die schöne Natur, die ich in wenigen Zügen gezeichnet, schien auch die Piemontesen entzückt zu haben, denn sie marschirten freudig singend und wohlgemuth dahin. Ihre Lieder drangen bis zu uns. Ich empfand in diesem Augenblick eine unbeschreiblich tiefe Wehmuth.

Plötzlich wurde das Zeichen zum Angriff gegeben; von Rechts und Links aus dem Walde entlud sich ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind; statt der früheren Gesänge erfüllte Angstgeheul und Verzweiflung das Thal, eine große Zahl Piemontesen lagen im Blute zu Boden gestreckt.

Doch bin ich dem Feind das Zeugniß schuldig, daß er nach dem ersten augenblicklichen Schrecken und nach der kurzen Verwirrung, welche der plötzliche und ganz unerwartete Angriff verursacht, sich gut gehalten hat und keinen Fußbreit gewichen ist. Der piemontesische Anführer stellte die Ordnung wieder her und wollte den Rückzug antreten, fand aber die Ausgänge des Thales besetzt. Von allen Seiten wurde er mit einem wahren Kugelregen empfangen. Nachdem das Schießen eine Viertelstunde angedauert und der Feind eine längere Vertheidigung unmöglich fand, verlangte er zu kapituliren. Aber unser grausamer Tagesbefehl erlaubte uns

nicht Gefangene zu machen, wir mußten das Feuer fortsetzen. Die Reihen der Feinde begannen sich schon stark zu lichten, da wurde uns der Befehl ertheilt, sie mit dem Bayonnet anzugreifen, um desto schneller mit ihnen fertig zu werden.

„Ja, so ist's recht, keine Gnade, alle sollen sterben", rief der Sergeant Picard an meiner Seite, und zeigte einen fast wilden Enthusiasmus. Kaum hatte der junge Mensch Solches ausgesprochen, so traf ihn eine Kugel mitten auf die Stirn; er fiel auf mich hin und — entsetzlicher und gräßlicher Anblick — verspritzte sein Gehirn auf meiner Uniform! Dieser Todesfall, der so recht eigentlich und sichtlich eine Strafe Gottes war, machte — ich weiß selbst nicht warum — auf mich einen erschütternden Eindruck; ich glaubte den Finger Gottes zu sehen.

Uebrigens konnte ich nicht lange meinen Gedanken nachhängen, denn wir griffen fast unmittelbar nach Picard's Tod den Feind mit dem Bayonnet an. Da die Piemontesen sahen, daß ihr Leben jedenfalls verloren sei, so vertheidigten sie sich noch mit verzweifeltem Heldenmuth; man sah, daß diese Leute sich in den Tod ergeben hatten und an nichts Anderes mehr dachten, als an Rache.

O gräßliche Schlächterei! Schreckliches Blutbad! Entsetzliche Grausamkeit! . . . Die Erinnerung an diese Metzelei verfolgt mich jetzt noch bisweilen im Traum, vergessen werde ich sie in meinem Leben nimmer.

Ich kann es nicht oft genug sagen, es ist eine traurige Sache um die Natur des Menschen: nur wenige Sekunden, bevor wir den Feind angriffen, war ich von innigem Mitleid für ihn durchdrungen; aber sobald wir einmal auf die feindlichen Kolonnen anstürmten und ich statt Blumenduft den Pulverdampf roch, statt Pflanzengrün Blutströme vor mir sah, wurde ich von einem ungeheuren Haß, von einer sinnlosen Wuth hingerissen, und raste mit meinem Bayonnet so arg als irgend Einer in unserm Bataillon. Erst nachdem die Schlächterei im eigentlichsten Sinne des Wortes eine volle Stunde angedauert und fünfzehnhundert Leichen vor uns aufgehäuft lagen, kam ich wieder auf menschliche Gedanken. Nun trat aber auch in meinem Geist ein starker Umschwung ein; ich schämte mich vor mir selbst und fragte mich, wie Gott mich noch könne am Leben lassen, nachdem ich so viel Blut vergossen. Mein erster Gedanke war jetzt an Anselm. Ich spähte nach ihm in allen Richtungen, durchlief alle Reihen, die sich allmälig wieder geordnet hatten, aber nirgends konnte ich meinen Freund finden. Jetzt erinnerte ich mich wieder der schlimmen Ahnung, die er in der Nacht vor diesem Angriff gehabt, und begab mich hoffnungslos in das Feldspital.

Einer der ersten Unglücklichen, auf die ich hier stieß, war leider mein

Anselm. Ein Chirurg stand vor ihm und sondirte unter bedenklichem Kopfschütteln eine tiefe Wunde in der Gegend der Brust.

„Glauben Sie, die Wunde sei gefährlich?" fragte ich den Chirurg in größter Angst.

Der Chirurg blickte mich boshaft an und sprach dann mit phlegmatischer Gleichgültigkeit, wie sie ihm durch seine Berufsarbeit eigen geworden: „Sie sollten mich eher fragen, ob er schon gestorben sei, Adjutant!"

Ich: „Also ist keine Hoffnung mehr für Anselm?"

Chirurg: „So wenig Hoffnung, daß ich ihn da liegen lassen und lieber andere Verwundete besorgen will. Wenn Sie wollen, können Sie ihn jetzt schon beerdigen; den Geist aufgegeben hat er zwar noch nicht, aber er ist so viel als aufgegeben."

Diese Antwort erzürnte mich: „Bürger," sagte ich zum Arzt in einem Tone, der keine Widerrede zuließ, „Sie sprechen nicht wie ein Chirurg, der die Ehre hat unter französischen Fahnen zu dienen, sondern wie ein Mensch, der weder Gefühl noch Anstand besitzt. Mögen Sie auch über meine Rede ungehalten sein, ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich und bin bereit, Ihnen später für jedes Wort Rede zu stehen; jetzt aber will und verlange ich, daß Sie meinen Freund gewissenhaft behandeln; haben Sie mich verstanden?"

Da der Zorn aus meinen Augen leuchtete, so fand der Chirurg gerathen, mir ohne weiteres Bedenken zu entsprechen. Er zog seine Sonde wieder aus der Tasche und suchte nach der Kugel, die meinen Freund in die Brust getroffen. „Es ist rein verlorne Mühe", bemerkte der Chirurg, die Achseln zuckend.

„Sie thun, was sich thun läßt", entgegnete ich.

Der Chirurg konnte seinen Unwillen über meine Forderung nicht verbergen, ging aber doch an die Operation, zog bald ein großes Stück Blei von unregelmäßiger Form heraus und sprach zu mir: „Nun, da haben wir die Kugel; ich hätte nicht geglaubt, daß es so schnell ginge, das ist beinahe ein Wunder. Aber wenn auch diese Operation mit seltenem Glück gelungen, so folgt noch nicht daraus, daß Ihr Freund außer Gefahr ist; ich bin noch immer der Meinung, daß er nur noch wenige Tage zu leben hat."

„Ich will nicht das Gegentheil behaupten, Bürger-Chirurg, aber da Sie Sich schon einmal geirrt haben, so darf ich auch Ihr zweites Prognostikon in Zweifel ziehen."

Der Chirurg fand für gut, mir Nichts zu entgegnen, und legte einen Verband auf Anselm's Wunde; mehr verlangte ich auch nicht von ihm.

Die Tamboure trommelten die Mannschaft zusammen; ich mußte

Anselm, der immer noch besinnungslos war, verlassen und mich auf meinen Posten verfügen. Bevor ich aber von meinem Freunde schied, empfahl ich ihn seinen weniger stark verwundeten Leidensgenossen.

Der General stellte uns im Viereck auf und hielt eine feurige Lobrede auf unsere Tapferkeit, in welcher die Worte: „Helden der Freiheit", „Satelliten der Tyrannen", „Söhne des Vaterlands", „Heerde von Sclaven", „Rächer des Volkes" u. s. w. u. s. w. im bunten Gemisch mit einander wechselten; die ganze Ansprache war nichts als ein unverständliches und sinnloses Chaos und Pathos, wie wir es schon hundertmal gehört hatten. Aber gleichviel, sie that die beste Wirkung. Die Soldaten riefen ganz begeistert: „Es lebe die Republik!" und schwenkten auf ihren bluttriefenden Bayonneten ihre zerfetzten Hüte. Hierauf trat unser Bataillon den Rückzug in das Lager von Saorgio an; ich aber erhielt den Befehl, mit meiner Compagnie zurückzubleiben, um die Schanzgräber, welche die Todten zu beerdigen hatten, zu beaufsichtigen und zu schützen. Dieser Auftrag, der mir unter andern Umständen sehr zuwider gewesen, gewährte mir jetzt nicht geringe Freude, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, bei Anselm zu verbleiben.

Während des Kampfes, von dem ich nicht weiß, wie ihn die Geschichte bezeichnen wird, den ich aber von dem Ort, wo er vorgefallen, die Schlacht von Madonna della Fenestra nennen will, hatte ich schreckliche Dinge mitangesehen; aber die Hitze des Kampfes hatte mich so zu sagen für alles menschliche Gefühl empfindungslos gemacht; jetzt aber kam mir die Sache ganz anders vor. Es war haarsträubend, diese Haufen entstellter, blutbefleckter Leichen von Männern anzusehen, die der Tod mitten im Kampfgewühl dahingerafft; schauderhaft war es, wie auf den vom Pulver geschwärzten Gesichtern sich noch die Wuth und Erbitterung ausprägte!

Die unter meinen Befehlen stehenden Schanzgräber waren geschäftig, diese Spuren der Schlacht zu beseitigen. Die Einen waren mit Schaufeln und Hacken versehen und gruben tiefe Höhlen für die gefallenen Opfer; die Andern kleideten die Todten aus. Ueberall sah man Haufen von Hemden, Kamaschen, Hüten, Gewehren, Patrontaschen und Röcken umherliegen. Da die Leichen der Franzosen und Piemontesen mit einander eingegraben wurden, so lagen auch Uniformen von beiden Armeen untereinander.

Es mag vielleicht dem Leser geringfügig erscheinen, that mir aber doch sehr wehe, daß die Schanzgräber bei ihrer traurigen Arbeit ganz heiter und freudig gestimmt waren. Das Einzige, was die unglücklichen Soldaten, die als Opfer ihrer Pflicht gefallen, mit in's Grab erhielten,

waren leichtfertige und höchst zweideutige Lieder; an Gebet war kein Gedanke.

Die Nacht begann bereits uns in ihr Dunkel zu hüllen, als aus dem von unseren Truppen bezogenen Lager drei Wagen ankamen, um die Verwundeten zu transportiren. Obschon ich und meine Mannschaft sehr ermüdet waren, traten wir doch unverzüglich den Marsch an, denn ich wünschte meinen Freund Anselm in einem Lazareth unterzubringen.

Die nächsten vierzehn Tage trat in Anselm's Befinden keine bedeutende Veränderung ein, er schwebte noch immer zwischen Leben und Tod. Jeden Morgen, wenn ich ihn besuchte, fürchtete ich ihn als Leiche anzutreffen. Endlich wirkte die Natur doch zu einiger Besserung, denn der Pflege durfte man diese nicht zuschreiben. Nach einer Woche begann bereits die Reconvalescenz, wenigstens wär der Kranke nun schon außer Gefahr, und auch diesen ungemeinen Fortschritt hatte Anselm einzig seiner besonders kräftigen Constitution zu verdanken. Wie sehr mich das freute, habe ich wohl nicht nöthig, auszusprechen. Die ganze Zeit, welche nicht mein Dienst in Anspruch nahm, brachte ich bei Anselm zu, und die Zerstreuung, die ich ihm durch meine Gespräche verschaffen konnte, trug nicht wenig zur Beförderung seiner Genesung bei.

„Nun, lieber Freund," sagte er oft zu mir, „Du siehst, wie Gott ein Wunder gewirkt hat, um mich für meine guten Absichten zu belohnen. Wenn mir jetzt Jemand gerade eine Million anbieten würde, daß ich mein Vorhaben aufgeben sollte, so nähme ich sie nicht an."

Ich: „Also willst Du nach der Vendée abreisen, sobald Du wieder bei Kräften bist?"

Anselm: „Schon vorher, sobald ich mich nur ohne Gefahr fortschleppen kann; die Kräfte kommen mir auf dem Wege."

Ich: „Dein Vorhaben scheint mir unklug, aber Du bist dafür so eingenommen, daß ich dasselbe nicht mehr zu bekämpfen wage."

Anselm: „Da hast Du Recht, denn es würde auch Nichts nützen. Aber Du sprichst immer nur von mir, wir wollen auch einmal ein Wörtchen von Dir sprechen. Du scheinst seit einiger Zeit traurig und nachdenklich. Hast Du etwa heimlichen Verdruß?"

Ich: „Keinen, Anselm; nur Deine fast hoffnungslose Lage machte mir einige Besorgniß."

Anselm: „Ich danke Dir sehr; da ich aber schon mehrere Tage lang außer Gefahr bin, so wirst Du Dich nicht verwundern, daß ich Deine Niedergeschlagenheit und Dein nachdenkliches Wesen noch einem andern Umstand zuschreiben muß. Indessen, wenn Du mir kein Vertrauen schenkst, so will ich auch nicht weiter zudringlich sein; ich fragte Dich blos deshalb, weil ich Dein aufrichtiger und unbedingt ergebener Freund bin."

Ich: „Anselm, Du weißt ja, daß ich Dir unbedingtes und unbegrenztes Vertrauen schenke."

Anselm: „Dann hast Du einen schlimmen Gedanken, und schämst Dich, ihn laut zu werden lassen."

Ich: „Etwas Derartiges ist wirklich vorhanden. Aber spotte meiner nicht, Anselm, und habe Nachsicht mit mir, ich will Dir Alles bekennen."

Ich dachte einen Augenblick nach, denn das Geständniß, das ich machen mußte, kostete mich Ueberwindung; alsdann sprach ich leise: „Lieber Freund, Du hast schon bei zwei oder drei Anläßen gesehen, daß ich nicht ohne Muth bin. Nun aber ist es doch die Furcht, die mich traurig macht."

Anselm (ganz erstaunt): „Die Furcht? Erkläre Dich näher, ich verstehe Dich nicht."

Ich: „Du willst mich höhnen; doch, das ist mir gleichviel; ich will mich offen aussprechen und Dir Nichts verhehlen. Du kennst den berüchtigten Tagsbefehl, durch den uns verboten wurde, den Gefangenen Pardon zu geben. Anfangs war ich darüber empört, aber allmälig habe ich den Aeußerungen, die ich darüber von allen Seiten vernommen, nachgegeben und ihn nicht blos hingenommen als Etwas, was sich nicht ändern lasse, sondern ihm auch Folge geleistet; im Kampfe bei der Madonna della Fenestra erwies ich weder Gnade noch Erbarmen."

Anselm (mich unterbrechend): „Ich that desgleichen, ich schlug wacker darein."

Ich: „Du kennst den Sergeanten Picard; dieser hat durch seine Reden und durch sein Beispiel am meisten beigetragen, daß ich mir diese grausame Anordnung gefallen ließ; nun ist er aber im gleichen Kampf und gerade in dem Augenblick, wo er gerufen: „„Vorwärts! Kein Pardon!"" von einer Kugel in die Stirn getroffen worden und todt auf mich niedergesunken. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich dies erschüttert hat; ich glaubte hierin die Hand Gottes zu erkennen."

Anselm (sehr ernst): „Du hast vielleicht richtig gesehen."

Ich: „Von diesem Augenblick an habe ich keine Ruhe; es kommt mir vor, als sei ich von der göttlichen Gerechtigkeit verdammt und als würden die Schanzgräber nach einem neuen Kampfe auch mich in einen gemeinsamen Graben einschaufeln, als sollte ich meine Familie nicht mehr sehen und mein Leichnam nicht auf dem Gottesacker meiner Vaterstadt beigesetzt werden. Das, lieber Anselm, ist der Grund, warum Du mich so traurig und nachdenklich siehst."

Anselm hatte mich mit der größten Aufmerksamkeit angehört und sprach nach einer Weile: „Ich finde diese Gedanken, die Dich beunruhigen, sehr vernünftig. Ich bin in der That der Meinung, wenn wir für

eine so blutdürstige und unmoralische Regierung kämpfen, so machen wir uns auch für die Verbrechen verantwortlich, welche mit jedem Tag von ihr verübt werden. Was nun aber die göttliche Rache betrifft, die Du fürchtest, so kann ich nicht anders, als Deine diessfallsige Ansicht theilen. Was gedenkst Du nun zu thun?"

Ich: „Unter dem Vorwand, daß die schwächliche Gesundheit mir den Kriegsdienst unerträglich mache, will ich auf unbestimmte Zeit Urlaub verlangen, und alsdann die wenigen Monate, die ich frei werden kann, dazu verwenden, so lange zu arbeiten und zu intriguiren, bis ich gänzlich entlassen werde."

Anselm: „Das ist ein guter Gedanke, und ich rathe Dir, ihn sogleich in's Werk zu setzen."

Wirklich ließ ich mir noch an demselben Tage von einem Chirurgen ein Zeugniß ausstellen, ging damit zu meinem Oberst und erklärte, daß ein schmerzhaftes Gliederreißen mir jetzt den Dienst unmöglich mache.

Ich will hier nicht anführen, wie viele Schritte und Gänge ich machen mußte und wie viel Mühe es mich kostete, um bis zum General zu gelangen; endlich nach achttägigen Intriguen und Bitten brachte ich es dahin, daß mein Gesuch ernstlich in Betracht gezogen und ich zum General beschieden wurde.

„Adjutant," redete der General mich an, „Sie suchen wegen Kränklichkeit um Urlaub nach und legen für Ihr Gesuch ein ärztliches Zeugniß vor. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß ich die Aerzte für unwissende Leute halte und auch auf ihre Moralität wenig Vertrauen setze; ich glaube nur, was ich sehe. Zeigen Sie mir, wo es Ihnen fehlt . . ."

„Aber, General, ich habe ja Gliederschmerzen."

„Das thut Nichts, zeigen Sie mir nur diese Gliederschmerzen."

Ich hatte die größte Mühe, dem General begreiflich zu machen, daß er von mir Unmögliches verlange. Auf alle meine Vorstellungen und Gründe gab er immer zur Antwort: „Das sind nur Possen, ich glaube Nichts, als was ich sehe!" Erst als ich dem General sagte, daß ich einen Vetter im National-Convent habe, fing er allmälig an zu glauben, es könne an meiner Krankheit doch Etwas sein. Als ich ihm weiter bemerkte, mein Vetter besitze im Convent großes Ansehen und übe einen mächtigen Einfluß aus, schüttelte er den Kopf und that, als wenn er sich nach ernstem Nachdenken ein wenig besonnen habe, und sprach dann zu mir lächelnd und im freundschaftlichsten Tone: „Nun, wenn sich die Gliedersucht nicht untersuchen läßt, so werde ich mich wohl an das Zeugniß des Chirurgen halten müssen. Ich gebe Ihnen also auf drei Monate Urlaub."

Ich nahm das ersehnte Papier, das mir wieder meine Freiheit verschaffte, freudig zur Hand, und lief damit zu Anselm, um ihm die frohe Botschaft mitzutheilen.

Am andern Tage machte ich mich ohne weitere Verzögerung nach einem rührenden Abschied von meinem lieben Freund auf den Weg.

„Auf Wiedersehen," sagte Anselm, „vergiß nie, daß Du an mir einen Freund hast, der Dir bis in den Tod treu bleiben wird. Doch wer weiß, vielleicht sehen wir uns früher wieder, als Du glaubst."

„Auf Wiedersehen im Leben oder Tod!" mit diesem Gruße schieden wir.

Ich fürchtete dermaßen, es möchte eine Contreordre kommen und mich unter den Fahnen zurückhalten, daß ich aus dem Lager von Saorgio augenblicklich wegging oder vielmehr wegfloh.

Zweite Abtheilung.

Der Urlaub.

Inhalt.

1. Von Massino bis Grasse. (Der Husar mit dem Kinde. — Verdier. — Das Blutgesetz.)

Freudigen Herzens trat ich den Rückweg in die Heimath an; die Hoffnung, bald die Meinigen wiederzusehen, beflügelte meine Schritte. Während mein Herz sich dem Vorgefühl des Wiedersehens hingab, hörte ich auf meiner Wanderung plötzlich in einer Entfernung von blos wenigen Schritten ein Geschrei, das ich mir gar nicht zu erklären vermochte. Es kam aus einem Dickicht von Bäumen hervor und war untermischt mit Gesang, der von einer widrigen Stimme ergellte. Ich stand still, horchte auf dieses Geschrei und bemerkte ein Dutzend Marketenderinnen, wie sie in einem Bache die blutigen Kleider der im letzten Kampfe gefallenen Soldaten wuschen. Dieser wilde Gesang bei solcher Arbeit widerte mich dermaßen an, daß ich nicht mehr an meine Müdigkeit dachte, sondern meine letzten Kräfte zusammenraffte und meinen Weg mit noch größerer Eile zurücklegte.

Nachmittags um vier Uhr erreichte ich das Dörfchen Massino und ging in das einzige in dieser kleinen Ortschaft befindliche Gasthaus; es war schlecht genug, aber im Vergleich mit dem Feldlager, das ich so eben verlassen, kam es mir immerhin noch wie eine glänzende Wohnung vor. Um mir das Vertrauen des Wirths zu gewinnen, hatte ich ihn sogleich nach meiner Ankunft einige Geldstücke blicken lassen, und so zeigte er mir denn nach Verlauf einer halben Stunde an, daß das Mittagessen aufgetragen sei.

Mit aller Bereitwilligkeit wollte ich dieser Einladung Folge leisten, als ich eben einen Postwagen im vollen Galopp gegen das Wirthshaus zufahren sah und darum beim Fenster stehen blieb; denn in Revolutionszeiten wird die Neugier zur wahren Leidenschaft. Einige Minuten später hielt die Kutsche vor dem Wirthshaus an und ein junger Husar stieg aus.

Ich war nicht wenig erstaunt, einen gemeinen Soldaten mit einem Luxus reisen zu sehen, wie ihn damals Niemand anders als die von der Regierung in besonderen Sendungen abgeordneten Volksrepräsentanten sich erlaubten; noch mehr aber stieg meine Verwunderung, als ich

sah, wie der Husar ein ganz kleines Kind, das auf einem Kissen des Postwagens gelegen, herausnahm und mit der größten Sorgfalt auf seinen Armen schaukelte.

„Habt Ihr Milch und ein gutes Bett für dieses Kind?“ fragte der Eintretende den Wirth.

„Weder Bett noch irgend was zu essen,“ entgegnete der Wirth, „ich habe soeben mein letztes Huhn geschlachtet und diesen Offizier auf meine einzige Matraze angewiesen.“

Auf diese Worte äußerte der Husar einen nicht geringen Aerger, und sagte zu mir: „Wollen Sie mir nicht Ihr Essen und Ihr Bett abtreten? Ich will Ihnen dafür bezahlen, was Sie nur verlangen.“

Eine solche Zumuthung hätte mich von Jedermann schwer gekränkt, aber von einem Soldaten empörte sie mich vollends.

„Mein Freund,“ antwortete ich ihm, „daß ich höher stehe, als Du, das solltest Du an meiner Uniform schon erkennen, und Dich deßhalb auch mit mehr Anstand gegen mich benehmen. Einzig aus Rücksicht gegen dieses Kind, das Du wahrscheinlich von der Straße aufgehoben hast und dem Du so ganz besondere Sorgfalt erzeigst, will ich Dir Dein unanständiges Benehmen verzeihen und Deine unverschämte Zumuthung zu gut halten. Aber nimm Dich die wenige Zeit, welche wir beisammen sind, in Acht, sonst müßte ich Strenge gebrauchen.“

Ich dachte durch diese Worte dem Husar Furcht einzuflößen, zumal er noch ganz jung war; allein ich täuschte mich ganz und gar; denn statt sich durch meine Antwort einschüchtern zu lassen, fing er an höhnisch zu lächeln und sagte mit größter Unbefangenheit:

„Bürger, ich nehme von Jedermann gefällige Dienste für mich an, aber Vorwürfe von Niemand. Du hast ganz Deinen Beruf verfehlt, denn statt den Degen zu führen, solltest Du eine Ruthe in die Hand nehmen. Bei Deinem derben Körper, bei Deiner ungeschlachten Haltung und bei Deinem finstern Aussehen hättest Du für einen Schulmeister nicht übel getaugt.“

„Warte, Schalk,“ sagte ich und ging stracks auf den unverschämten Husaren zu, welcher seinerseits schnell zurücktrat, eine andere Haltung annahm und in würdevollem Tone zu mir sprach: „Ich habe vielleicht nicht wohl daran gethan, daß ich mir einen Scherz gegen Sie erlaubt, bevor ich nur wußte, wer Sie sind. Wollen Sie mich gütigst entschuldigen und mein unbesonnenes Benehmen einzig dem Umstand zuschreiben, daß ich sogleich ein unbegrenztes Vertrauen zu Jedermann fasse, der eine französische Uniform trägt.“

Nach einer kurzen Pause drückte der Husar mit der zärtlichsten Liebe seine Lippen auf die Stirne des Kindes, das er auf seinen Armen trug,

und sagte zu ihm, wie wenn das unschuldige Geschöpfchen ihn verstehen könnte: „Emilie, gib Deiner Mutter einen Kuß!"

„Wie?" sprach ich mit dem Ausdruck des größten Erstaunens, das ich nicht verbergen konnte, „. . . Sie sind . . ."

„Ich bin die Frau des Obersten G . . .", entgegnete der vermeintliche Husar, „und die Mutter dieses Kindes."

„Ah, Madame, verzeihen Sie mir, daß ich so brutal gegen Sie verfuhr. Aber ich hätte es mir nicht einmal im Traume einfallen lassen, daß unter Ihrer Husarenkleidung . . ."

„Eine Romanheldin verborgen sei," fiel Frau G . . . mir in's Wort, „das begreife ich. Uebrigens, mein Herr, ist das Unrecht nur auf meiner Seite. Aber es kommt eben daher, weil wir Frauen, wenn wir uns gezwungen sehen, die weibliche Kleidung abzulegen, uns so gerne einbilden, man werde uns trotz aller Verkleidung doch erkennen."

„Wirklich hätte ich an Ihrer Stimme, an Ihrem schönen Gesicht, an Ihrem Gang . . ."

„Ah, jetzt kommen die Komplimente", sagte Frau G . . . eben so würdevoll als freundlich. „Aber mißbrauchen Sie doch mein Geständniß nicht, sondern behandeln Sie mich nur wie Ihren Kameraden, der Ihres Schutzes benöthigt ist und Sie um ein kleines Plätzchen an Ihrem Tische bittet."

„Sprechen Sie doch nicht so, Madame; mein Mittagessen steht Ihnen ganz zu Diensten. Ich werde es mir zur großen Ehre rechnen, wenn Sie mich daran Theil nehmen lassen."

Wenige Minuten später setzte ich mich mit Madame G... an einem wackeligen Tische zu einem gar schlechten Essen. Frau G..., die ich mit aller jener Achtung behandelte, die ihrem Geschlechte, ihrem Muthe und der hohen Stellung, welche ihr Gemahl bei der Armee bekleidete, gebührte, erzählte mir jetzt kurz ihre Geschichte.

Erst vor einigen Jahren hatte sie sich mit dem Marquis von G... verheirathet, und beim Ausbruche der Revolution wollte sie nicht auswandern, sondern verblieb in Frankreich, ohne Titel und Namen abzulegen. Der Marquis von G... war im höchsten Grade für Rousseau, Voltaire und Diderot eingenommen und den Reformen, welche die ersten Agitatoren anpriesen, so wenig abhold, daß er diese Neuerungen im Gegentheil als gerecht und nothwendig erachtete und für deren Durchführung mit jener Begeisterung und mit jenem Feuereifer schwärmte, welchen der Jugend eigen ist. Als aber die Schreckensherrschaft eintrat, erkannte der Marquis von G..., wie sehr er durch seinen wohlgemeinten, aber unklugen Eifer gefehlt; denn während er Mißbräuche zu bekämpfen vermeint, hatte er jenen abscheulichen Menschen zum Siege geholfen, welche Frank-

reich für ihre ehrgeizigen Zwecke und für ihr persönliches Interesse ausbeuteten, seine Freiheit in Fesseln legten, seinen Wohlstand knickten und seinen Ruhm schändeten. Indessen brach jener Krieg mit Europa aus, der eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der neueren Zeit bildet, und der Marquis von G..., welcher schon unter der monarchischen Regierung einer der ausgezeichnetsten Offiziere gewesen, zog an die Grenze dem Feinde entgegen.

Weil alle seine Unternehmungen immer mit dem besten Erfolg gekrönt waren, weil er mit dem Obergeneral im freundschaftlichsten Verhältnisse stand und eine sehr wichtige Stellung bekleidete, war es ihm bis dahin noch immer gelungen, dem Schaffot zu entgehen. Seine Gemahlin aber wollte nicht länger in Paris die blutigen Auftritte und schauderhaften Excesse der Revolution mit ansehen, sondern faßte den Entschluß, ihrem Gemahl auf seinen Kriegszügen zu folgen, das Soldatenleben mitzumachen, Ruhm und Gefahren mit ihm zu theilen.

„Was würden wohl", sagte sie am Schluß ihrer Erzählung mit einem sanften und melancholischen Lächeln, „meine alten Freundinnen, die Damen von Versailles, dazu sagen, wenn sie mich in dieser Uniform, mit dem Degen an der Seite und der dreifarbigen Cocarde auf dem Czako sähen? Sie würden ohne Zweifel über mich lachen."

Nach dem Essen führte ich die Frau von G... in das mir angewiesene Zimmer, oder besser gesagt, in mein Dachstübchen. Diese muthige junge Dame, die an den größten Luxus des glänzendsten Hofes von Europa gewohnt gewesen, beklagte sich nicht über diesen häßlichen Schlupfwinkel, sondern fand ihn noch ganz anständig und dankte mir in den herzlichsten und verbindlichsten Ausdrücken, daß ich ihr denselben für ihr Kindlein abgetreten habe.

Eine sonderbare Zeit ist denn doch die gegenwärtige; denn wie kaum eine andere, bietet sie uns die seltensten und vollendetsten Beispiele der Verdorbenheit, wie der Tugend, der Feigheit, wie des Muthes, der Selbstsucht, wie der Aufopferung!

Da die Nacht sehr heiter und die Luft sehr mild war, breitete ich meinen Mantel auf den Boden aus, gebrauchte meinen Tornister als Kopfkissen und legte mich im Freien unter dem Vordach des Wirthshauses nieder. Als ich am Morgen erwachte, vernahm ich, der Husar sei mit dem Kinde schon vor mehr als einer Stunde wieder abgereist. Dieses Zusammentreffen mit Frau von G... ist mir immer wie ein angenehmer Traum in Erinnerung geblieben.

Nachdem ich Massino wieder verlassen, durchwanderte ich mehrere Dörfer, die vor kaum einem Jahre zu Piemont gehört hatten, in Folge der Kriegsereignisse aber an Frankreich gekommen waren. Ich traf mit

mehreren Personen zusammen, die mit Früchten und Gemüsen zu Markt gingen; da sie mich bemerkten, fingen sie aus vollem Halse zu rufen an: „Viva la Republica! viva l'Egualità!“ („Es lebe die Republik! Es lebe die Gleichheit!“)

„Wo geht Ihr denn hin?“ fragte ich sie.

„Auf das Vicariato von Sospello“, antwortete mir Einer, der Französisch verstand.

„Ihr wollt sagen: in die Hauptstadt des Distrikts von Menton“, — fiel ich ihm in die Rede.

„Ja, Bürger, in die Distriktstadt von Menton. Wir Savoyarden sind noch immer gewohnt, „„Vicariato““ zu sagen. Aber glaube deßwegen ja nicht, daß wir keine gute Republikaner sind: Es lebe die Republik! Es lebe die Gleichheit!“

Da diese Bauern denselben Weg gingen, den auch ich zu machen hatte, so wanderte ich einige Zeit in ihrer Gesellschaft und konnte aus ihren Aeußerungen sehr leicht erkennen, daß, wenn sie auch durch das Kriegsgeschick zu Bürgern einer Republik gemacht wurden, ihre Ansichten dennoch mit der republikanischen Regierungsform im grellsten Widerspruch standen. Da ich mir den Anschein gab, als achte ich ihrer gar nicht, so glaubten die Bauern, ich verstehe ihr Patois nicht, und sprachen sich ohne Rückhalt vor mir ganz offen aus.

„Wißt Ihr die freudige Neuigkeit schon, lieber Freund!“ sagte einer von ihnen, ein noch ganz junger Mann. „Man will wissen, die Franzosen seien am Bernhardsberge von den Unserigen geschlagen worden.“

„Wollte Gott, diese Nachricht bestätigte sich,“ rief ein alter Mann, die Augen zum Himmel richtend, aus: „es wäre wohl einmal Zeit, daß wir aus unserer schmählichen Erniedrigung uns erheben.“

Ich überließ die Bauern ihren Siegesträumen und setzte meinen Weg fort.

Von Menton, wo ich noch an demselben Tage ankam, reiste ich nach Nizza, in der Hoffnung, allda die italienische Fröhlichkeit zu finden; aber meine Erwartung wurde arg getäuscht; denn die Stadt war von unsern Armeen ganz besetzt; Tag und Nacht hörte man nichts als Trommelschlag, die Villen waren gleich Klubbhäusern mit Dekreten und Proklamationen überklebt. Darum verließ ich Nizza unverweilt und wanderte nach Grasse, wo ich noch vor Einbruch der Nacht anlangte, ohne auf dem Wege etwas Bemerkenswerthes wahrgenommen zu haben.

Das Erste, was ich nach meiner Ankunft in Grasse that, war, daß ich auf das Haus des Parfümeriehändlers Verdier zuging; der Gedanke, meinen alten edlen Freund wieder zu umarmen, erfüllte mich zum voraus mit unsäglicher Freude. Aber man denke sich meine Ueberraschung

und Verwunderung, als ich statt des früher so aufgeputzten Magazins nur noch schwarze und schmutzige Mauern fand, die mit Staub und Kohlen überdeckt und vom Rauch geschwärzt waren. Die Thüre stand in aller Weite offen und ich trat ohne viele Umstände ein.

„Wo ist Bürger Verdier?" rief ich laut, als ich Niemand gewahr wurde.

„Was verlangst Du, Bürger?" erwiederte mir eine nicht unbekannte Stimme aus einem nahen Zimmer und es kam ein Mann auf mich zu, der so elend gekleidet war, daß ich ihn für einen gemeinen Arbeiter hielt. Seine alte unsaubere Mütze deckte theilweise die schmutzigen und ungekämmten Haare; seine braune Carmagnole schien so schlecht, daß kein Bettler sie vom Boden aufgehoben hätte; die Beinkleider waren hin und wieder zusammengeflickt; vor allem aber fiel mir sein Schnauzbart auf, dessen Haare ganz verwildert durcheinander hingen und der sein verbranntes Gesicht halb verdeckte. „Ich möchte den Bürger Verdier sprechen", sagte ich zu diesem Arbeiter. Man denke sich mein Staunen, als dieser Arbeiter, sobald er mich ins Auge gefaßt, mir in die Arme fiel, mich küßte und ausrief: „Wie, kennst Du mich denn nicht mehr, lieber Freund? Habe ich mich denn so sehr verändert?"

Wirklich war dieser Mann kein anderer, als Verdier selbst.

Ich war so sehr erstaunt über seine gänzliche Umgestaltung, daß ich anfangs nicht wußte, was ich sprechen sollte. „Wie, Du also bist Verdier?" sagte ich endlich. „Was ist denn mit Dir vorgegangen? Und was ist aus Deinem Parfümerieladen geworden?"

Verdier (leise): „Du weißt ja, daß mein Nebenbuhler, welcher mit Parfümerien gehandelt, in das Comité des Volksvereins gewählt wurde, und daß ich auf sein Verlangen meinen Handel aufgeben mußte."

Ich: „Ja, das weiß ich; aber wenn Du auch nicht mehr mit Parfümerien handelst, so folgt doch noch daraus nicht, daß Du wie ein Cyclop aussehen müssest. Was für ein sonderbares Geschäft betreibst Du denn jetzt?"

Verdier: „Jetzt bin ich Salpetersieder, lieber Freund!"

Ich: „Salpetersieder? Was ist Dir da eingefallen?"

„Auf diesen Gedanken hat mich die Liebe zum Vaterland gebracht," antwortete Verdier so laut, als wenn er beabsichtige, in der Ferne gehört zu werden, „denn der Salpeter wird zu Schießpulver verwendet und repräsentirt als solcher die glorreiche Erhebung der Republik und die Erniedrigung der Aristokraten. Darum habe ich mich zum Salpetersieder gemacht."

Je länger ich Verdier ansah und ihn so sprechen hörte, desto größer war mein Staunen: denn ich konnte gar nicht begreifen, wie ein Mann,

der noch vor wenigen Monaten so reinlich, so niedlich, so geputzt in seinem Aeußeren, so kühn in seiner Sprache und so verwegen in seinem Benehmen war, plötzlich so tief gesunken, daß er jetzt beinahe einem Wilden gleich sah.

„Lieber Verdier," redete ich ihn wieder an, „die Reise hat mich ermüdet und ich möchte gerne ausruhen; wir wollen in Dein Kabinet gehen." Da mir das Haus wohl bekannt war, ging ich auf das Kabinet zu, ohne Verdier's Antwort abzuwarten.

Als ich in das Zimmer eintrat, fand ich beiläufig zehn Arbeiter mit Salpetersieden beschäftigt. Verdier stellte mich ihnen vor und sagte: „Meine Freunde, das ist ein echter Sansculotte, er kommt so eben von der Armee zurück."

„Ein Sansculotte verläßt die Armee nicht", erwiederte Einer der Arbeiter, indem er mich schief anblickte und verächtlich die Achseln zuckte.

„Warum das, Bürger?" fragte ich ganz ruhig, aber nicht ohne einen geheimen Ingrimm über diese Grobheit.

„Weil ein guter Bürger dem Feind nie den Rücken kehrt . . ., es müßte denn Feigheit . . ."

„Schweig, Elender!" rief ich ihm höchst aufgebracht zu.

Kaum hatte ich den Arbeiter, der mich so ohne alle Veranlassung beschimpft, einen „Elenden" genannt, so stürzten seine Kameraden in drohender Haltung auf mich ein.

Obschon ich auf Urlaub war, führte ich den Degen bei mir, weil ich vorgesehen, daß ich mitunter in Gefahr kommen könnte. Ich griff daher sogleich zu meiner Waffe und fuhr die Arbeiter an: „Der Erste, welcher noch einen Schritt näher kömmt, ist des Todes!" Auf diese Drohung blieben die Arbeiter stehen und Verdier beeilte sich, das Wort zu nehmen. „Lieber Freund," sagte er, „warum ereiferst Du Dich so sehr? Steht es denn diesen Bürgern, die für das Vaterland arbeiten, nicht frei, ihre Meinung unverhohlen auszusprechen? Du bist ganz im Unrecht, mein Freund; ich bitte Dich, gehe in Dich und vergiß nicht die erhabenen Worte „„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit"", die an der Spitze unserer Verfassung stehen!"

Als ich sehen mußte, mit welcher Feigheit Verdier für seine Arbeiter gegen mich Partei nahm, war alle Liebe, die ich zu ihm hatte, auf einmal wie ausgelöscht, und an ihre Stelle trat ein Gefühl des Bedauerns und der Verachtung. Zu dem Arbeiter aber, der mich so grob angefahren, sagte ich: „Elender, Du wagst vom Krieg zu reden, der Du nie ein anderes Feuer gesehen, als das unter Deinem Kessel? Du sollst wissen, daß ich mehr Salpeter verschossen habe, als Du in Deinem ganzen Leben fabriciren wirst, daß ich mehr als sechzig Satelliten der Tyrannen kampf-

unfähig gemacht, daß mein Name wegen meiner ausgezeichneten Thaten in das Bulletin aufgenommen wurde, welches der Konvent veröffentlicht hat. Elender, ich will Dich schon lehren, künftig mit mehr Bescheidenheit und Anstand Dich auszusprechen, ich will Dich dem Comité der öffentlichen Sicherheit anzeigen."

Die Erwähnung meiner Heldenthaten schien auf die Salpetersieder mehr Eindruck zu machen, als meine Drohung. „Bürger," sagte Einer von ihnen ziemlich wegwerfend zu mir, „wir sind so arm, daß wir das Comité der öffentlichen Sicherheit nicht zu fürchten haben, es kann uns Nichts anhaben; die Revolution ist zu unserm Vortheil gemacht worden und darum lachen wir über Deine Anklage."

„Wenn dem also ist," erwiederte ich schnell, „so gehe ich auf die Hauptwache und mache meinen Kameraden die Anzeige, daß in der Werkstätte des Bürgers Verdier nicht Salpeter bereitet, sondern Lästerungen und Beschimpfungen gegen die Soldaten der Republik ausgeheckt werden. Wenn Ihr über die bestehenden Gesetze Euch hinwegsetzen zu können glaubet, so wollen wir dann sehen, ob Ihr eben so ungestraft den Säbelhieben trotzen könnt."

Diese Drohung machte endlich auf die Arbeiter sehr starken Eindruck, und sie sahen es mit unverkennbarer Freude, wie ihr Meister Verdier mich umfaßte und ersuchte, meiner Drohung keine weitere Folge zu geben.

Da mein Freund sehr eindringlich mich bat, gab ich endlich seinem Gesuche nach; die Arbeiter dankten für meine Nachsicht und betheuerten, mich durchaus nicht haben beleidigen zu wollen. „Für dies Mal", sagte ich, „habe ich Euch verziehen und es soll nicht zum Blutvergießen kommen; aber ich gebe Euch mein Wort dafür, es ist dies auch das letzte Mal, daß ich meine Kameraden, welche das Vaterland vertheidigen, ungestraft verleumden lasse! Ihr möget Euch das gesagt sein lassen!"

Nach dieser Erklärung, die ich im feierlichsten Tone abgab, verließ ich majestätischen Schrittes die Werkstätte, um in Verdier's Zimmer zu gehen, welches in einem anderen Flügel des Gebäudes, jenseits des Gartens, sich befand. Dieser Garten war vor wenigen Monaten noch der Stolz und die Freude meines Gastfreundes und als der reichste und am besten unterhaltene in der ganzen Stadt bekannt; jetzt fand sich von Allem, von den Gesträuchen und den schönfarbigen und wohlduftenden Blumen keine Spur mehr; der ganze Raum war ein Kartoffelfeld.

„Du staunst über diese Veränderung?" sagte Verdier zu mir. „Ach, lieber Freund, wenn Du wüßtest, wie wehe es mir gethan, meinen Garten zu zerstören, so würdest Du mich von ganzem Herzen bedauern und bemitleiden. Aber man muß dem Besten des Volkes ein Opfer zu bringen

wissen . . . . Die Blumen sind aristokratische Vergnügungen, die Kartoffeln aber geben den Unglücklichen Nahrung."

„Wahrlich, Verdier, wenn ich Dich ansehe und reden höre, möchte ich mich fragen, ob ich wache oder träume. Ist's möglich, daß Du, der Du so viel Unabhängigkeitsgefühl besessen, so vor dem Lumpengesindel kriechen kannst?"

„Nicht so laut", sagte der Ex-Parfümeriehändler lebhaft, blickte scheu um sich und flüsterte ganz leise: „Warte doch, bis wir im Zimmer sind, bevor Du Dich so aussprichst."

Verdier hatte früher sehr großen Werth darauf gesetzt, Eleganz mit Bequemlichkeit in seinem Zimmer zu vereinigen; und in der That stand früher sein Arbeitszimmer in schönster Harmonie mit seinem geschmackvollen Garten. Wie war ich aber erstaunt, als ich in diesem Zimmer, dessen ich mich während meines Feldzugs so oft mit Wohlgefallen erinnert, kein einziges jener eleganten und gefälligen Möbeln vorfand, womit es früher ausgeziert war. Die Frescogemälde an den Mauern waren übertüncht; die mit Stuckaturarbeiten verzierte Gypsdecke war mit republikanischen Sinnbildern häßlich überstrichen; ringsum hingen die widrigen und erbärmlich schlecht lithographirten Bildnisse der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und in ihrer Mitte strahlte das Portrait Robespierre's in Oel gemalt und in Lebensgröße, prachtvoll eingefaßt, gleich einem Gotte in Mitte eines Siebengestirns von Mördern.

„Mein armer Verdier," rief ich ganz betrübt, „ist's möglich, daß Du auf eine so tiefe Stufe der Furchtsamkeit und, wenn ich als aufrichtiger Freund es aussprechen darf, auf eine so tiefe Stufe moralischer Erbärmlichkeit herabsinken konntest?"

„Mache mir doch keine Vorwürfe", sagte Verdier, mir in's Wort fallend; „glaube, lieber Freund, mein Herz hat sich nicht geändert, aber mein Muth ist gebrochen. Die Guillotine, die bei Tag wie ein Schreckbild mir vor Augen steht, bei Nacht wie ein Alp auf mich drückt, hat mich zu solcher Verstellung verleitet, die Dich mit Unwillen erfüllt, aber für mich das einzige Mittel der Rettung war. Ich kann Dir heilig betheuern, daß nicht der Tod mich schreckt, denn wenn ich morgen schon von einer tödtlichen Krankheit befallen würde, so würde ich Gott dafür danken. Was mich schreckt, ist das Zusammentreffen mit dem Henker, ist das Hohngeschrei und Schimpfen des Pöbels, ist das blutbefleckte Hackmesser, ist das schauderhafte Fallbeil, mit Einem Wort, mich schreckt jener eben so gemeine, als schauderhafte Todeskampf, welcher die Verurtheilen auf dem Schaffot erwartet. Ich habe schon so viel gelitten, daß Du mich nicht tadeln, sondern nur bedauern darfst."

Verdier sprach dies mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes, daß

ich ihm keine Vorwürfe mehr machen konnte, sondern im Gegentheil seinen Muth wieder aufzurichten suchte.

„Mein Freund, Du stellst Dir deine Lage viel zu gefährlich vor. Ich weiß zwar wohl, daß Groll, Haß und persönliche Eifersucht jetzt ein schweres Gewicht in die Wagschale der Gerechtigkeit werfen; aber wer könnte wohl deinen Tod wünschen? Du hast Dich ja so bereitwillig gezeigt, deinem Nebenbuhler das Feld zu räumen . . . Wer könnte Dir jetzt wohl noch nach dem Leben trachten? Gewiß Niemand."

Verdier: „Du ziehst hiebei die Menschen nicht in Betracht, welche ihre Angeberei aus bloßer Leidenschaft treiben und ein wahres Vergnügen an der Guillotine haben; Du bedenkst nicht, daß es so grundverdorbene Leute gibt, daß sie Haß und Abscheu gegen die ganze Menschheit in sich tragen, Leute, die ihre wahre Lust und Seligkeit nur an dem Unglück und an den Leiden anderer Menschen finden; Du denkst nicht an jene ehrgeizigen Personen, die sich nur geltend machen wollen, gleichviel durch welche Mittel, und die, nur um wichtig zu werden und vorwärts zu kommen, ganz gefühllos über die Leichen ihrer Mitmenschen hinwegschreiten. So zum Beispiel, wenn jetzt ein Mann sich rühmen kann, zwanzig Köpfe auf's Schaffot geliefert zu haben, so kommt er gewiß vorwärts, denn wer hätte wohl den Muth, bei einer Wahl gegen ihn zu stimmen? Niemand. Nach dem schauderhaften Gesetz vom 22. Prairial, welches gestern von Paris eingetroffen ist, kann ja der Unschuldigste und Argloseste jeden Augenblick nach gesetzlicher Form verurtheilt werden."

Ich: „Was für ein Gesetz meinst Du? Ich kenne es nicht."

Verdier: „Kennst Du dieses Gesetz nicht, das ein wahres Ungeheuer ist, für das sich keine richtige Bezeichnung finden läßt, ein Werk rasender Tiger? Jetzt begreife ich freilich, wie Du so ruhig sein kannst. Nimm da den „„Moniteur"" und lies."

Ich nahm das Blatt, das Verdier mir anbot; das Blutgesetz lautete wörtlich:

„Das Revolutionstribunal hat bis anhin mit großer Mäßigung verfahren; das Revolutionstribunal darf künftighin kein Verbrechen mehr als gering betrachten, alle ohne Unterschied verdienen mit dem Tode bestraft zu werden. Das Revolutionstribunal kennt keine andere Strafe, als Todesstrafe: Todesstrafe gegen die Royalisten, Todesstrafe gegen die Aristokraten, Todesstrafe gegen die Föderalisten, Todesstrafe gegen die Gemäßigten, welche den Revolutionswagen auf seinem Zug aufhalten, Todesstrafe gegen Die, welche die Sache überstürzen, gegen Ultrarevolutionäre, Todesstrafe gegen die Demagogen, Todesstrafe gegen die Volksverächter, Todesstrafe gegen die Volksschmeichler, Todesstrafe gegen die Literaten, welche das Gift ihrer

Schriften unter die Massen verbreiten, Todesstrafe gegen die Freunde der Tyrannen, welche das Volk wieder unter das Joch bringen wollen, Todesstrafe gegen die Kaufleute, welche die Nahrungsmittel des Volkes aufkaufen, Todesstrafe gegen diejenigen, welche ihre Magazine schließen oder ihren Handel beschränken, um das Volk zum Unwillen zu reizen oder dem Hunger preiszugeben, Todesstrafe gegen diejenigen, welche im Herzen das alte Regiment zurückwünschen, Todesstrafe gegen die Freunde und Mitschuldigen der Aufrührer, welche die Republik an den Rand des Abgrundes gebracht haben, Todesstrafe gegen die Lärmblaser, Todesstrafe gegen die Einschläferer! Es gibt Feinde des Volkes, welche Nichts sagen, andere, die Nichts thun, und diese sind die gefährlichsten — Todesstrafe gegen Diese! Das Revolutionstribunal bedarf keine Beweise, es genügt, daß es erklärt, es sei überzeugt, daß das ihm überlieferte Individuum ein Volksfeind sei, oder daß es ein Interesse habe, ein Volksfeind zu werden. Das Revolutionstribunal soll nicht darauf Rücksicht nehmen, ob ein Mensch früher durch patriotisches Betragen oder Bürgertugenden sich ausgezeichnet habe, das ist eine Maske, womit die grausamsten Feinde des Volkes sich zu umhüllen suchen."

So lauteten die Bestimmungen dieses Blutgesetzes, welches hoffentlich von der Geschichte nach Verdienst dereinst wird gebrandmarkt werden.

Nachdem ich dieses haarsträubende Dekret gelesen, stand ich ganz verstummt da und wußte kein Wort zu finden, um meine Entrüstung darüber auszusprechen. Endlich sagte ich zu Verdier: „Bei einem solchen Gesetze, bei der Vieldeutigkeit und Elasticität der Worte, womit die Vergehen bezeichnet sind, ist wirklich kein Mensch mehr vor dem Schaffot sicher, er mag nun thun, was er will, und so vorsichtig sich benehmen, als ihm nur möglich ist. Da ziehe ich es wahrlich vor, unverzüglich wieder zur Armee zurückzugehen, denn lieber will ich von einer feindlichen Kugel getroffen oder durch einen Bayonnettstich getödtet oder von einem Kanonenschuß zu Boden gestreckt werden, als einem von Blut trunkenen Pöbelhaufen zur Augenweide dienen, der vor Freude jauchzt, wenn er einen Kopf fallen sieht."

Den noch übrigen Theil des Tages verlebte ich ausschließlich in Verdier's Gesellschaft und fand ihn bei näherem Umgang noch immer so, wie er früher gewesen, nämlich voll Edelsinn, Herzlichkeit und Geist. Als ich zu Bette ging, war ich fest entschlossen, schon des andern Tages den Weg zur Armee anzutreten.

Aber als ich am Morgen erwachte, lachte mich das herrlichste Wetter an, die ganze Natur war im Feierkleide. Der Anblick der glänzenden Sonne, der tiefblaue Himmel, an dem auch nicht ein einziges Wölklein

stand, verscheuchte alle trüben Gedanken, die meinen Geist verdüstert; ich fühlte den hohen Werth der Unabhängigkeit und kam wieder von meinem Vorhaben zurück. Nach zweitägigem Aufenthalt in Grasse verabschiedete ich mich mit zärtlicher Umarmung von Verdier und setzte meine Reise fort.

2. Toulon. (Die beiden Handwerker.)

Mein Plan war, die Rückkehr zu meiner Familie zu benutzen, um das Innere Frankreichs und die Sitten der Zeit und des Volks näher kennen zu lernen. Ich wählte daher nicht sowohl den kürzesten Weg, als denjenigen, der mir den reichsten Stoff zu Beobachtungen und Bemerkungen versprach.

Da ich mit Geld wohl versehen war, einen Paß, oder wenn man lieber will, einen gehörigen Armee-Abschied hatte und mich nirgends länger, als mir beliebte, aufhalten mußte, so durfte ich beinahe als gewiß annehmen, daß ich bei einiger Klugheit überall ungestört und unbehelligt durchkommen werde.

Von Toulon hatte ich während der Belagerungszeit so viel reden hören, das ich mir schon lange vorgenommen, die erste Gelegenheit zu benutzen um diese Stadt zu besuchen. Ich richtete daher jetzt meine Schritte nach Toulon, obschon mich dieser Gang von meinem Reiseziel ablenkte.

Auf dem Weg von Grasse nach der Meerstadt mußte ich mir zahllose Entbehrungen gefallen lassen. Da ich nicht einmal für baare Bezahlung das zum Lebensbedarf nöthige Brod erhielt, mußte ich von meiner Marschroute Gebrauch machen und mich überall, wo ich durchreiste, an die Behörden wenden. Niemand kann sich einen Begriff bilden, wie viele Formalitäten, wie viel Verdruß und wie viele Gänge es mich kostete, um einige Unzen schimmeliges und fast unverdauliches Brod zu erhaschen; es herrschte in den Provinzen eine furchtbare Hungersnoth.

Einige Meilen von Toulon traf ich mit zwei Handwerkern zusammen — es waren Mechaniker von Profession —, die sich um Politik gar nicht bekümmerten, sondern blos ihrem Beruf nachgehend, Frankreich durchwanderten. Sie redeten mich an, wünschten mir guten Tag, ich dankte ihnen mit wenigen Worten, und damit war unsere Bekanntschaft gemacht.

Der Eine dieser Arbeiter, beiläufig 25 Jahre alt, schien von sehr bissigem und zänkischem Charakter zu sein, denn ohne Unterlaß widersprach er seinem Begleiter und fand bei dem unbedeutendsten Worte Anlaß, ihn rauh anzufahren, so daß das ganze Gespräch nichts Anderes war, als ein ewiges und bitteres Widersprechen. Er stammte aus der Picardie und hieß Anton.

„Ah, da haben wir die Thore der Stadt vor uns", sagte ich, als ich der äußersten Mauer ansichtig wurde. „Meine Freunde, wenn ich

einen Rath zu geben habe, so brechen wir jetzt das Gespräch ganz ab und beobachten gänzliches Stillschweigen."

Anton: „Warum das, Militär?"

Ich: „Weil die Behörden von Toulon fürchten, die Stadt könnte wieder den Engländern in die Hände fallen, und darum, wie man mir gesagt, in jedem Fremden einen Spion und Verschwornen wittern, und weil jedes Wort, das wir im Scherz aussprechen, durch Mißverständniß oder durch falsche Auslegung uns große Unannehmlichkeiten zuziehen könnte."

Anton: „Wirklich? Nun, dann um so schlimmer für die Behörden, wenn sie die guten Patrioten nicht von den Verschwornen zu unterscheiden wissen. Der Teufel soll mich holen, wenn ich vor diesen Dummköpfen Furcht habe. Ich bin ein Handwerker, ein ehrlicher Mensch; ich rede, wie ich denke, und denke was ich will, und frage Nichts darnach, was die Leute von mir sagen."

Der andere Arbeiter: „Anton, Du thust nicht wohl daran, den gutgemeinten Rath dieses Bürger-Offiziers zu verachten. Wenn Du immer nach Deinem Kopf Dich richten willst, so wirst Du denselben gewiß noch verlieren."

Anton (die Achseln zuckend): „Laß mich doch ruhig mit Deiner albernen Furcht; ich sage Dir noch einmal: ich denke und rede, was mir gefällt; ich will mit Dir wetten, mitten auf dem Hauptplatz der Stadt laut zu sagen, „„daß ich Toulon erobern und den Thron Frankreichs besteigen wolle""."

In demselben Augenblicke, da der eigensinnige Arbeiter diese unbesonnenen Worte aussprach, ging ein Mann hart an uns vorüber, der eine Carmagnole trug und eine phrygische Mütze auf dem Kopf hatte.

Als er Anton's Aeußerung hörte, stand er sogleich still und schien einen Augenblick unschlüssig, was er thun sollte.

Anton (laut und unter Hohngelächter): „Seht, da haben wir gerade einen Spion, der mich wird angeben wollen. Ihr werdet sehen, daß man mich für einen Capet nimmt!"

Da mir die Gesellschaft dieses Mechanikers nicht behagte, verabschiedete ich mich sogleich, als wir in die erste Gasse der Stadt kamen, von den beiden Arbeitern und ging meines Weges, kehrte in dem kleinen und finstern Hotel „Grand-Cerf" ein und harrte im gemeinsamen Speisesaal nach Verlauf einer Stunde des bescheidenen Mittagessens. Nach einiger Zeit traten mehrere Patrioten der Stadt in den Speisesaal und Einer von ihnen sagte zum Wirth: „Weißt Du, was Neues vorgefallen ist? Es sollen mehrere piemontesische Spione sich in die Stadt eingeschlichen haben; man sagt auch, es seien fremde Satelliten, als republi-

kanische Soldaten und Offiziere verkleidet, in großer Anzahl im Innern der Stadt verborgen."

Der Wirth (mit einem Ausdruck der tiefsten Entrüstung): „Ist's möglich? Ah, die Elenden; warum packt man sie nicht auf der Stelle? Warum zerreißt man sie nicht in Stücke?"

Der Sansculotte: „Was ich da sage, ist um so zuverlässiger, weil ich es von meinem Vetter, dem Sekretär des Sicherheitsausschusses, gehört habe. Doch diese Schandbuben werden sich beim Losbruche ihrer Verschwörung bitter verrechnen, es ist Vorsorge getroffen, daß kein Einziger entwischen kann . . . ."

Der Wirth (immer mehr aufgebracht): „So erfrechen sie sich denn, die ehrenvolle Uniform der Republik anzuziehen, um den Interessen des Tyrannen zu dienen! Daß man doch die Strafe des Räderns nicht mehr anwendet!"

Obschon meine Marschroute ganz in Ordnung war, muß ich doch bekennen, daß mir nicht wohl zu Muthe ward, als ich diese Aeußerungen hörte. Einige Minuten darauf wurde für mich die Suppe aufgetragen, und als ich aus dem finsteren Winkel, wo ich bis dahin gesessen, hervortrat, um an dem gemeinsamen Tisch Platz zu nehmen, konnte ich deutlich genug bemerken, daß meine Anwesenheit dem Patrioten, der die Neuigkeit gebracht, im höchsten Grade zuwider war. Um seinem Verdacht zuvorzukommen, setzte ich mich gerade an seine Seite und ließ mich sogleich in ein Gespräch mit ihm ein, indem ich sagte: „Was Du so eben erzählt, daß piemontesische Spione sich als Soldaten der Republik verkleidet haben, ist mir gar nicht auffallend, Bürger; ich komme selbst von der Armee her und kenne die Treulosigkeit, Verschmitztheit und List der Piemontesen gewiß so gut als irgend Jemand; aber das hätte ich mir nicht gedacht, daß sie so frech wären . . . ."

Der Patriot: „So lange die Satelliten der Tyrannen im Finstern geschäftig sein können, ist ihre Frechheit eben so groß, wie sie hinwieder die größte Feigheit beweisen, sobald man ihrem Treiben auf die Spur kommt und es aufdeckt. Aber sie mögen zittern, denn die Behörden haben ein wachsames Auge auf sie!"

Ich: „Du meinst also, daß diese schändlichen Leute wirklich die Hoffnung hegen, sich der Stadt Toulon durch Verrath zu bemächtigen?"

Der Patriot: „Darüber hegt kein Mensch, der etwas klar sieht, den mindesten Zweifel. Würde der Wohlfahrtsausschuß nicht eine so große Thätigkeit entwickeln und unablässig wachen, so hätten diese schändlichen Leute ihr strafbares Vorhaben schon lange ausgeführt."

Ich: „Also wäre das Vaterland in Gefahr?"

Der Patriot: „Sei ohne Sorgen, denn ich kann Dich versichern, daß alle Maßnahmen getroffen sind.“

Während der ganzen Mahlzeit hatte ich das mit dem Vetter des Sekretärs des Sicherheitsausschusses in wohl berechneter Absicht angeknüpfte Gespräch nie ausgehen lassen, und als wir vom Tisch aufstanden, war ich bei ihm auf das Beste angeschrieben; aber bekennen muß ich freilich auch, daß ich bei seinen unbedeutendsten Aeußerungen immer mein größtes Lob ausgedrückt und alle Albernheiten, die er mit großem Nachdruck und bedeutender Wichtigmacherei zum Besten gab, als unbezweifelte Wahrheiten hingenommen habe.

Ich weiß zwar wohl, daß dieses Geständniß ein schlechtes Zeugniß für die Unabhängigkeit und Festigkeit meines Charakters gibt, aber in diesen Tagen ist wahrlich nichts Anderes thunlich, als daß man bisweilen seine Freimüthigkeit der Sicherheit zum Opfer bringt. Im Uebrigen bedauerte ich es nicht wenig, daß ich meiner Neugier gefolgt und nach Toulon gegangen war.

Ich wollte mich eben in mein elendes Kämmerlein zurückziehen, wo ich mein weniges Gepäck abgelegt hatte und ich die Nacht zubringen sollte, als auf einmal aus der Ferne ein Getöse sich vernehmen ließ, welches von einer zusammengeströmten großen Menschenmenge herzurühren schien. Bald wälzte sich dieses Getöse näher gegen das Wirthshaus Grand-Cerf, und wüthendes Geschrei erfüllte die Lüfte: „Tod den Verräthern! An die Laterne mit den Spionen! Nieder mit den Satelliten der Tyrannen! An die Laterne, an die Laterne!“

Als dieses Geschrei zu meinen Ohren drang, eilte ich auf den Balkon und bemerkte zwei Menschen, welche ganz zerquetscht und blutig geschlagen vor dem Volkshaufen flohen. Der Eine, und zwar der Jüngere, mußte allem Anschein nach von einem ihm nachgeworfenen Gegenstand schwer getroffen sein, denn er konnte, wie man aus dem Schmerz auf seinem Gesichte las, sich nur mit Mühe und der größten Anstrengung fortbewegen. Sogleich hielt ich diesen Menschen für verloren. Kaum hatte ich diesen Gedanken gefaßt, so wurde ihm ein Stock mit eben so viel Kraft als Geschick nachgeworfen, der ihn an den Beinen traf und vollends zu Boden streckte.

Bevor er sich wieder aufraffen konnte, stürzte sich der Volkshaufe gleich einer Meute hungriger Hunde über den Unglücklichen her, so daß er einige Zeit unter dem Gewimmel ganz unsichtbar wurde. Dieser Auftritt hatte gerade vor der Thüre meines Wirthshauses und unter einer Straßenlaterne, die mit ihrem matten und unheimlichen Schimmer die schauerliche Scene beleuchtete, statt.

Nach Verlauf einiger Sekunden wurde der Unglückliche von einer

Menge Hände aus dem Gewühl herausgehoben. „An die Laterne mit dem piemontesischen Spion!“ schrieen die tollen Haufen von allen Seiten zusammen.

Man denke sich, welch ergreifenden, ja erschütternden Eindruck es auf mich machte, als ich jetzt in dem vermeintlichen piemontesischen Spion meinen Reisegesellschafter, den Mechaniker Anton erkannte!

Als der Volkshaufe sah, daß ihm sein Opfer nicht mehr entrinnen könne, wollte er sich an dem Anblick seines Todeskampfes noch länger weiden und ließ einige Zeit von dem Geschrei ab, um sich an den Antworten des Unglücklichen zu ergötzen: „Du fluchwürdiger Satellit,“ rief ihm einer der Sprecher oder Anführer zu, „bekenne uns deinen Verrath in seinem ganzen Umfang und wir erzeigen Dir vielleicht Gnade!“

Anton (mit schwacher und heiserer Stimme): „Ich kann kein Geständniß machen über Etwas, das gar nicht existirt. Wie dürft Ihr von mir verlangen, daß ich mich für einen Piemontesen halte und ausgebe, da ich doch aus der Picardie gebürtig bin?“

Der Sprecher: „Du bist ein eben so verschmitzter als feiger Verräther. In der That, Bürger, weiß er nicht den Accent der Picarden aufs Treffendste nachzuahmen? Zum Glück sind wir zu kluge Leute, als daß wir uns durch eine solche List hintergehen ließen.“

Anton (mit flehendlicher Stimme): „Aber, Bürger, höret mich doch, meine Freunde, ich bitte und beschwöre Euch! Bei meiner Ehre, bei meiner Mutter schwöre ich Euch, daß ich unschuldig bin! . . . O höret mich doch . . . Ihr sehet ja, daß ich meiner nicht mehr mächtig bin . . . Ich bin das Opfer eines groben Irrthumes . . . Alles wird sich aufklären . . . Ihr werdet sehen!“ . . .

„Der Lumpenkerl ist hartnäckig versessen auf seiner Lüge“, rief ein Bürger aus, welcher eine Carmagnole trug und in dem ich denselben Mann erkannte, vor welchem Anton in seiner Prahlerei und in seinem Widerspruchsgeist sich bei unserem Eintreten in die Stadt gerühmt hatte, — „dieser Schuft ist versessen auf seine Lüge,“ wiederholte derselbe, „denn so wahr ich ein Bürger bin, schwöre ich beim Haupt Robespierre's, bei'm Altar der Freiheit, bei der Constitution, daß ich diesen Satelliten mit eigenen Ohren sich rühmen gehört habe, er wolle die Stadt Toulon wieder nehmen und für die Sache der Capetinger kämpfen. Darfst Du, Elender, es leugnen, daß Du vor mir eine solche Sprache geführt?“

Anton (mit heiserer Stimme): „Diese Aeußerung war bloßer Scherz; ich wollte mir nur gegen meinen Reisegefährten einen Spaß erlauben.“

Der Sprecher (mit großer Heftigkeit): „So, das war ein bloßer Spaß? Wahrlich, sind die Sklaverei und Verdummung des Volkes, der Triumph der Könige, das Elend der Bauern, der Zehnten, der Frohn-

dienst, die herrschaftlichen Rechte, sind das nicht alles allerliebste Späße für die Diener und Agenten der Tyrannen? Ah, für die verhaßte Familie der Capetinger kämpfen, ist Dir nur ein Spaß? Schon recht, wir können auch spaßen, und um es Dir zu beweisen, wollen wir Dich zum Spaß aufhängen!"

Diese Worte wurden mit stürmischen Geschrei und Geheul aufgenommen. „Da ist ein Strick!" rief im gleichen Augenblick eine helle Stimme, die man aus dem Geschrei der Menge heraushörte. Dieser Ruf ging von einem Kind, von einem jener widrigen Vagabunden aus, dergleichen sich leider in allen größeren Städten finden. Das Anerbieten wurde mit dem lautesten Bravoruf angenommen.

Nun folgte eine jener Scenen, für die man keine geeignete Bezeichnung findet, bei deren Anblick man zu träumen glaubt und deren Andenken uns das ganze Leben hindurch verfolgt. Anton wurde von dem Pöbelhaufen ergriffen, geschlagen, zu Boden geworfen, zerquetscht, zerstampft, mit dem verhängnißvollen Strang an die Laterne geknüpft und alsbald zappelte der Unglückliche wimmernd in der Luft. Es schauderte mir ob diesem Anblick dermaßen, daß ich mich auf mein Kämmerlein flüchtete und den ganzen Abend nicht an das Fenster trat. Wie ich später vernahm, war der Tod dieses Unglücklichen noch weit grausamer, als ich mir gedacht; der Strick, den der kleine Vagabund angeboten, war nur aus Stroh gedreht und taugte darum zu dem schrecklichen Dienst nicht, so daß der arme Anton eine volle halbe Stunde den Todeskampf bestehen mußte.

Am andern Tage verließ ich, sobald der Morgen graute, mein Schlafzimmer, ohne mich zu Bette gelegt zu haben, bezahlte meine kleine Rechnung und beeilte mich, Toulon zu verlassen. Die schauderhafte Scene der verflossenen Nacht hatte so niederschlagend und erschütternd auf mich eingewirkt, daß ich auf dem Wege aus vollem Halse die Marseillaise sang. Erst als ich in La Ciotat ankam, wurde ich wieder ruhiger, da mich die Wirthin im Gasthaus, wo ich einkehrte, freundlich aufnahm. Die junge Frau brach in lautes Gelächter aus, als ich ihr meine Marschroute vorwies. „Ich sehe schon, was da dahinter steckt," sagte sie zu mir, „Sie haben ohne Zweifel ein besonderes geheimes Interesse, das Sie in das Innere des Landes zieht. Nun denn, ich rathe Ihnen, wenn Sie nach Marseille kommen, so gehen Sie nur zu meinem Bruder, der in dieser Stadt als Vergolder etablirt ist, der wird Ihnen die Sache schon in Ordnung bringen."

„Keineswegs, Wirthin, ich kann Sie auf Ehre versichern, daß nur mein Rheumatismus . . ."

„Ja, ja, ich kenne diese Geschichten schon. Sie sind verschwiegen,

und das ist sehr gut. Aber ich sage es Ihnen, gehen Sie nur zu meinem Bruder, Sie dürfen überzeugt sein, daß er, wenn er auch ohne Beamtung ist, dennoch großen Credit besitzt und Ihnen zu allem verhelfen kann, was Sie wünschen, sei's daß Sie einen Nebenbuhler einkerkern, sei's daß Sie eine Ihnen werthe Person in Freiheit setzen wollen oder was immer."

Da ich eben nicht große Lust hatte, mich mit der Wirthin von La Ciotat zu überwerfen, so nahm ich den Brief an ihren Bruder an und machte damit der halbverständlichen Rede ein Ende.

3. Marseille. (Theater. — Mein Cousin Curtius. — Der Volksrepräsentant.

„So bin ich denn endlich in Marseille! Doch was sage ich? Das alte Marseille finde ich nicht mehr. Die Straßen, die Häuser sind wie verlassen und ausgestorben. Hörte man nicht von Zeit zu Zeit die Trommeln wirbeln, so würde man sich auf einem Kirchhof glauben.

Was ist aus dieser volkreichen Stadt geworden, die einst die erste unter den französischen Seestädten war? Da ist wohl der Hafen, aber wo sind die Flotten? Hier ist die Börse, aber wo der Handel? Da sind die öffentlichen Plätze, aber wo ist das Volk? Innerhalb deiner Mauern, du stolze Tochter des alten Griechenlands, reichten früher die Völker des Orients denen des Occidents die Hand. Woher jetzt diese Oede und diese Grabesstille? Deine reichen Comptoirs sind geschlossen, deine Magazine stehen leer, deine Schiffe verwittern unthätig und verlassen auf deiner Rhede! Welch' ein furchtbarer Sturm ist über dich ausgebrochen? Der Hauch der Revolution ist über dich ergangen, hat die Quelle deines Reichthums vertrocknet und deinen Handel getödtet."

Diese Zeilen schrieb ich am Tag nach meiner Ankunft in Marseille nieder: wie traurig sie auch lauten, so sind sie doch nur ein schwacher Ausdruck der schmerzlichen Gefühle, die ich damals empfand.

Noch am Abend des gleichen Tages machte ich unter dem Fort St. Jean einen Spaziergang, der meine Traurigkeit eher vermehrte, als verminderte; denn ich sah durch das Gitter eines niedern Fensters unglückliche Verdächtige, welche in diesem Fort gefangen saßen und ihr Urtheil oder vielmehr ihre Verurtheilung gewärtigten. Ihr Aussehen war so niedergeschlagen, ihre Gesichter so abgemagert, das Leiden ihrem ganzen Wesen so aufgeprägt, daß man die Furcht vor dem Schaffot auf dem Antlitz eines Jeden lesen konnte.

Das menschliche Herz ist doch etwas Eigenthümliches. Kaum hatte ich das größte Mitleid über das Schicksal dieser armen Opfer empfunden, so erblickte ich an den Mauern des Fort einen Anschlag, der meine ganze

Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich trat näher hinzu, las und sah, daß es eine Theateranzeige war, noch an demselben Abend sollte die Komödie „Acetophile" und „der Dragoner und die Benediktiner" aufgeführt werden. Mag man es mir auslegen, wie man will, ich war sogleich entschlossen, das Theater zu besuchen, nahm ein Billet für eine der ersten Logen und ging wirklich in's Schauspielhaus.

Wie ich in den Saal eintrat, kam mir ein starker und ekelhafter Geruch entgegen, so daß ich auf der Stelle wieder zurücktreten wollte; es war ein zum Ersticken heftiger Knoblauchgeruch. Indessen behauptete doch die Neugier in mir die Oberhand, ich entschloß mich zum Verbleiben, ich wollte sehen, wie sich in dieser so traurigen Stadt das Volk zu belustigen verstehe. Anstatt aber in die Loge zu gehen, stellte ich mich im Parterre unter die Soldaten, Matrosen und Arbeiter und zündete sogleich eine Cigarre an. Jedermann hatte im Parterre seine Tabakspfeife angezündet, und es war ein Rauch, daß ich erst nach mehreren Minuten im Stande war, das Aussehen des Saales einigermaßen zu erkennen. Welch seltsamen Anblick gewährte dieser Saal! Keine Spur mehr von den glänzenden und geschmackvollen Toiletten, die sonst am Tag nach der Theatervorstellung den Gegenstand des allgemeinen Gespräches bildeten; es ruhten nicht mehr die zarten, weißen Hände auf dem sammetbelegten Rand der Logen; es war nicht mehr der Prunk mit Spitzen und funkelnden Juwelen: es kamen durchweg nur gemeine Gestalten und noch gemeinere Kleidungen zum Vorschein, es wurden nur grobe, ausgelassene Reden geführt, es herrschte eine wahre Pöbelsprache.

Um sich die Zeit, bevor der Vorhang aufgezogen wurde, etwas zu verkürzen, hatten sich einige Zuschauer einen Menschen ausersehen, den sie zur Zielscheibe ihres Unfugs machten. Es war dies ein dicker Mann in grüner Kleidung, mit gepuderten Haaren. Dieser Mann saß ganz allein in einer Loge. „Nieder mit dem grünen Rock! Nieder mit der Livree des weiland Bruders des Tyrannen!" wurde ihm entgegengebrüllt. Aber der dicke Mann blieb bei all dem Geschrei so unbeweglich wie die Säule, an die er sich angelehnt hatte, und schien diesen Sturm nicht einmal wahrzunehmen. Diese Ruhe und Gleichgültigkeit, diese Geringschätzung brachte seine Feinde bald dermaßen auf, daß sie kein Maß mehr kannten, und Anstalten machten, die Loge zu stürmen.

Schon erhoben sich die Wüthendsten, um das Vorhaben in Vollziehung zu setzen. Da trat ein Stadtbeamter auf der Bühne hervor und forderte zur Ruhe auf. Aber seine Warnung wurde mit Hohngelächter aufgenommen und ihm — man möge mir diese Einzelnheiten zu gut halten — ein Apfel mit solcher Heftigkeit in's Gesicht geworfen, daß sein Antlitz sogleich mit Blut überronnen war. Die Ruhestörer gaben ihre

Freude über diesen Triumph durch rasendes Bravorufen und durch enthusiastisches Vivatgeschrei zu erkennen.

„Leget Feuer an die Logen, reißet den Saal nieder und bindet den Tyrannenknecht an den Kronleuchter auf!" riefen jetzt mehrere von Wein erhitzte Matrosen. „Ja, Ja! das muß man thun. Den Saal wollen wir anzünden", ertönte es von mehreren Seiten.

Bei der bedenklichen Erhitzung der Köpfe und dem Gebahren der Ruhestörer hatte man allen Grund, zu befürchten, daß sie mit ihren Drohungen Ernst machen würden, darum standen die in den Logen sitzenden Frauen ohne Verzug auf und es erfolgte eine grenzenlose Verwirrung. Da ich sah, daß die Sache eine bedenkliche Wendung nahm, und ich mich nicht in diesen Streit verwickeln wollte, so schlich ich der Ausgangsthüre zu und eilte in den Gang.

Hier traf ich zuerst mit dem unglücklichen Stadtbeamten zusammen, welchem ein so übler Empfang zu Theil geworden war. Er befand sich in lebhaftem Gespräch mit einem ganz jungen Mann, dessen sehr elegante Kleidung mit den Fetzen des großen Haufens in auffallendem Gegensatz stand. Als dieser junge Mann mich bemerkte, brach er in einen Ausruf des Staunens aus, kam rasch auf mich zu, nahm mich in seine Arme und drückte mich mit aller Kraft an seine Brust.

„Wie? Hast Du mich vergessen, Undankbarer, kennst Du mich nitch mehr?" sagte er zu mir.

Ich: „Ist's möglich! Du, Jouveau? Mein Vetter?"

Jouveau: „Ja, ich bin's, lieber Freund! O wie glücklich schätze ich mich, daß ich Dich wieder sehe!"

Der Stadtbeamte (zu meinem Vetter Jouveau): „Hörst Du, wie die Rasenden toben und schreien? Wenn Du nicht Vorkehrungen triffst, so werden sie den Saal zerstören, und vielleicht geräth die Stadt Marseille diesen Abend noch in Aufstand."

Jouveau (ganz kaltblütig): „Das ist wahr, ich habe mich ganz vergessen. Ich will die Schreier sogleich wieder zur Ruhe bringen." Jetzt wendete sich Jouveau lebhaft an mich und fragte: „Hast Du kein großes Papier bei Dir?"

Ich: „Nur meine Marschroute."

Jouveau: „Schon genug. Gib sie mir und komm mit mir!"

Ich: „Aber was willst Du beginnen?" Da das Toben und Schreien wieder dermaßen losging, daß der Saal erzitterte, so wendete sich mein Freund rasch gegen eine Loge; der Stadtbeamte öffnete die Thüre und rief: „der Repräsentant!"

Auf dieses bloße Wort legte sich der tobende Sturm wie durch einen Zauber und es erfolgte tiefes Stillschweigen. Jouveau trat an die Brust-

wehr der Loge hervor und las folgendes Mandat so laut und ernst als möglich herab:

„Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit oder — Tod!

„Der vom Nationalconvent in das Departement der Rhonemündung mit unumschränkter Vollmacht abgeordnete Volksrepräsentant, der die so eben hier statthabende Unordnung in Erfahrung gebracht,

„beschließt:

„Artikel 1: Das Gesetz über die Freiheit der Kleidung und die Ruhe der Volksschauspiele soll strenge vollzogen werden;

„Artikel 2: Die Anstifter, Begünstiger, Mitschuldigen, Anhänger und Theilnehmer an der im Schauspielhaus ausgebrochenen Unordnung werden nach der ganzen Strenge der Gesetze revolutionsmäßig verfolgt und gerichtet werden.

„Artikel 3: Alle braven Bürger sind gehalten, die in den vorstehenden Artikeln bezeichneten Individuen anzuzeigen, unter Strafe, daß sie sonst als Mitschuldige erklärt und demgemäß bestraft werden.

„Artikel 4: Ein Auszug des Gegenwärtigen wird an alle Gemeinden versandt, damit sie darnach sich richten sollen.

„So geschehen und beschlossen, Marseille den 5. Messidor Jahr II. der einen untheilbaren, unsterblichen und unvergänglichen Republik.

„Der Volksrepräsentant N.
Für getreue Abschrift
Sig. Curtius, Sekretär."

Nachdem mein Freund dieses Dekret herabgedonnert hatte, legte er meine Marschroute wieder langsam zusammen und setzte sich nieder; das Orchester begann patriotische Lieder zu spielen, der Vorhang ging auf.

Ich hatte wohl anderthalb Jahre lang keine Theatervorstellung mehr gesehen und war daher über die neue Art von Deklamation sehr befremdet. Die Schauspieler heulten ihre Rollen mit Stentorstimmen und unnatürlichen Anstrengungen gleich Rasenden oder Besessenen herab. So oft sie die Worte „Freiheit, Volk, Unterdrückung, Tyrannen &c." aussprachen, waren sie gerade, wie von der Fallsucht ergriffen oder als wollten sie auf das Parterre herabstürzen. Den Zuschauern aber muß man das Zeugniß geben, daß sie bei allen Tiraden, die gegen die Könige, gegen Despotismus, gegen Adel und Geistlichkeit losgedonnert wurden, so zu sagen in Ohnmacht fielen und mit einem Enthusiasmus Beifall klatschten, der an Wahnsinn grenzte; sie äußerten ihre Freude durch Stampfen, Klopfen und dergleichen ungebührliche Geberden, so daß die Gallerien unter ihren Füßen erzitterten und das Parterre mit einer Staubwolke bedeckt wurde.

„Da die Ruhe wieder hergestellt ist", sagte Jouveau, „muß ich doch nachsehen, womit dieser dicke Mann in seiner grünen Kleidung das Publikum so sehr gegen sich aufgebracht hat; vielleicht ist da was zu machen."

„Wo werde ich Dich wieder sehen, Jouveau?"

„Warte nur da, ich komme sogleich wieder."

Hier will ich für den Leser schnell einige Worte über meinen Freund Jouveau einschalten, den ich so unverhofft wieder gefunden und der in Marseille so großes Ansehen genoß.

Jouveau und ich waren früher im Collegium Zimmergenossen, mein Vater stand mit seiner Familie in enger Verbindung und sorgte für ihn mit väterlicher Liebe. Dies verleitete unsere Mitschüler zu der Meinung, Jouveau und ich seien mit einander verwandt; wir trieben anfänglich mit dieser vermeintlichen Verwandtschaft unsern Spaß, nahmen sie aber später im Ernst, und behandelten und betrachteten einander als Vettern.

Ich muß bekennen, mein Vetter Jouveau war nichts weniger, als ein guter Schüler; er hatte einen unruhigen und ungestümen Geist, liebte die Vergnügungen und nahm es mit den Mitteln zur Befriedigung seiner Wünsche nicht genau, verkaufte im Collegium Kleider, Bücher und was er hatte, borgte Geld rechts und links, und zeigte schon frühzeitig, einen starken Hang zur Genußsucht. Uebrigens war er nicht böswillig gegen seine Kameraden, er konnte eben so leicht eine erlittene Beleidigung, wie einen empfangenen Dienst vergessen; seine Familie behandelte er stets nur nach seinem eigenen Vortheil. Weil Jouveau voll Geist und witziger Einfälle war und einen unerschöpflichen Vorrath von Frohsinn besaß, war er seinen Kameraden stets willkommen.

Vielleicht versündige ich mich gegen die Pflicht der Dankbarkeit, daß ich seine Fehler so schonungslos aufdecke, denn wenn er einen Mitschüler liebte, so war es gewiß ich; meine Verschwiegenheit und meine Freimüthigkeit flößten ihm Vertrauen ein, er achtete mein Wort höher, als das unserer Lehrer.

Vor etwa sieben Jahren war mein Vetter Jouveau aus dem Collegium weggeschickt worden und seither hatten wir uns bis auf diesen Tag nicht mehr gesehen.

Als er nach einigen Minuten wieder in die Loge trat, fragte ich ihn: „Hast Du jetzt erfahren, wer dieser Sonderling ist, der den ganzen Saal in solche Aufregung gebracht?"

Jouveau (lächelnd): „Ich vernehme und weiß Alles. Der Mann in der grünen Kleidung ist so unschuldig wie eine Taube; er ist von seiner Geburt an taubstumm und hörte gar nicht einmal Etwas von dem Lärm, welchen das Publikum gegen ihn erhoben hatte."

Ich: „Aber wie weißt und vernimmst Du denn Alles? Ich kann

Dir nicht verhehlen, daß die Art und Weise, wie Du das Parterre so schnell zur Ordnung gebracht, mich sehr verwundert hat. Bist Du ein Zauberer, oder wer bist Du?"

Jouveau: „Auf deine Frage kann ich Dir jetzt keine Antwort ertheilen. Wenn wir aus dem Theater gehen, will ich Dir die verlangte Antwort geben."

Nach einer Stunde fiel der Vorhang; Jouveau nahm mich beim Arm und führte mich mit sich fort. Ich konnte bemerken, daß Jedermann mit besonderer Achtung meinem Vetter auswich, um ihm Platz zu machen.

Als wir auf der Straße waren, sagte Jouveau: „Jetzt kann ich Dir sagen, was Du zu wissen verlangt. Ich bin nicht mehr Jouveau, sondern man nennt mich jetzt „„Curtius"", und bin der Geheimsekretär und der innige und vertraute Freund des Repräsentanten, welchen der Wohlfahrtsausschuß hieher gesandt hat."

Ich: „Ich bringe Dir meinen Glückwunsch zu deiner hohen Stellung; ich sehe wohl, daß Du es verstanden hast, vorwärts zu schieben."

Jouveau: „Wirklich, nicht übel. Und doch habe ich mich erst vor sechs Monaten in die Politik eingelassen. Mein Repräsentant ist der lebenslustigste Mensch, den man finden will. Da er die Vergnügungen über alles liebt und mir unbedingtes und grenzenloses Vertrauen schenkt, so ist er zwar der Repräsentant, ich aber bin der Regent. „„Curtius,"" sagte er vor drei Monaten einmal zu mir, nach einem fabelhaften Essen, das nicht weniger als achtundvierzig Stunden gedauert hatte, „„Curtius, ich bin ein vortrefflicher Mensch, gewiß der beste Repräsentant, den man nur finden will, aber kein Freund der Arbeit. Wir wollen unsere Geschäfte theilen: ich zeige mich vor dem Volk, empfange die Deputationen, haranguire die Abgeordneten der Comités; Du besorgst die politischen und administrativen Geschäfte, fassest die Beschlüsse und schreibst meine Berichterstattungen. Ich verlasse mich unbedingt auf deine Erfahrung und patriotische Gesinnung. Bist Du den Handel zufrieden?""

„„Sehr wohl,"" antwortete ich, „„Bürger-Repräsentant, sei versichert, daß ich die Sache nach Wunsch besorgen werde, Du sollst dabei das seligste Leben führen."" — „„Das ist's, was ich wünsche, und ich sehe schon, daß man Dir nicht mit Kolben zu deuten hat. Ich verlasse mich auf Dich, Du wirst dafür sorgen, daß mir Nichts abgeht.""

„Von diesem Augenblick an schenkte mir mein Repräsentant so unbedingtes Vertrauen, daß er mir immer zum Voraus zwanzig, mit seiner Unterschrift versehene leere Bogen gibt, damit ich dringende Geschäfte, die ihn im Genuß seiner Freuden stören könnten, sogleich abthun kann. Aber jetzt ist's schon spät, und ich muß noch diesen Abend den Beschluß ausfertigen, den ich bei Anlaß der im Theater ausgebrochenen Unordnung

im Namen meines Repräsentanten aus dem Stegreif verlesen habe. Gute Nacht, lieber Vetter. Ich bin überglücklich, daß Du nach Marseille gekommen bist, und daß wir uns da gefunden haben. Morgen komm, sobald Du aufgestanden, zu mir, wir wollen mit einander frühstücken."

Am andern Tage war ich um sieben Uhr — es war in den längsten Sommertagen — bei Bürger Curtius; aber sein Bedienter sagte mir, daß sein Herr noch im tiefsten Schlafe liege und vor eilf Uhr Niemanden empfange.

Als ich zur bezeichneten Stunde wiederkehrte, fand ich Curtius-Jouveau's Vorzimmer mit Leuten aller Art angefüllt, und ich hatte große Mühe, zu ihm zu gelangen. Curtius saß in seinem Kabinet an einem Schreibtisch, noch mit der Nachtmütze auf dem Kopf; vor sich hatte er ein unbeschriebenes Papier, in der Hand die Feder, und schien unentschlossen, ob er dem Gesuch zweier jungen Bittstellerinnen, die ihn gefühlvoll anblickten, entsprechen sollte oder nicht.

„Ah, da kommst Du, Vetter," sprach er, als er mich bemerkte; „sei mir willkommen. — Meine Kinder," wandte er sich hierauf zu den zwei jungen Mädchen, denen mein Eintreten ungelegen kam, „gestern habe ich spät zu Nacht gespeist und diesen Morgen bin ich übel gelaunt. Kommt morgen Vormittag wieder, vielleicht bin ich dann besser aufgelegt; heute lasse ich alle Geschäfte ruhen."

„Aber, Bürger," entgegnete die ältere Bittstellerin, die höchstens achtzehn Jahre alt sein mochte, „unsere arme Mutter kommt in Verzweiflung! . . . Ein einziger Tag mehr in der Gefangenschaft ist für die Unglückliche ein Jahrhundert."

Curtius (trocken): „Ich hab' es nicht gern, Bürgerin, wenn man mir zudringlich ist. Da Deine Mutter schon drei Monate im Gefängniß sitzt, wird sie sich so an die Gefangenschaft gewöhnt haben, daß vier und zwanzig Stunden Haft mehr oder weniger für sie so viel als Nichts sind. Und am Ende, wenn es Dir zu beschwerlich ist, noch ein Mal zu kommen, so nöthigt Dich Niemand, diesen Schritt noch ein Mal zu thun."

„O, es ist uns nicht zu beschwerlich, Bürger," antwortete das jüngere Mädchen sogleich, „wir werden wiederkommen. Auf Wiedersehen, Bürger!"

Die beiden schönen Mädchen grüßten hierauf meinen Vetter ganz ehrerbietig und thaten beim Weggehen, als lächelten sie; aber ich sah, daß ihnen die Thränen in den Augen standen!

Als die Mädchen weggegangen waren, sagte ich in ernstem Ton zu meinem alten Kameraden: „Wie soll ich mir Dein Benehmen erklären? Ich kannte Dich wohl als einen Egoisten, aber nicht als unmenschlich. Warum hast Du Dich denn jetzt gegen diese armen Geschöpfe so hart erwiesen?"

„Ich kann Dich versichern," sagte Curtius, „daß Du mich hierin ganz irrig beurtheilst, denn kein Mensch ist weniger grausam, als ich. Aber ich habe es mir zur unabänderlichen Regel gemacht, mich durch Niemand belästigen zu lassen. Diese jungen Mädchen machten mir Langeweile; darum ersuchte ich sie, sich fortzubegeben. Das ist der ganze Handel."

In diesem Augenblick trat ein ganz junger Mensch in das Kabinet, und Curtius rief ihm zu:

„Ah, Du bist es, Horatius Cocles! Geh, und sag dem Fabricius und den beiden Gracchen, daß sie alle anderen Arbeiten ruhen lassen und nur die Briefe an das Comité der öffentlichen Sicherheit in's Reine bringen. *) Du aber, lieber Vetter," sagte er zu mir, indem er vom Lehnstuhl sich erhob und die Nachtmütze mitten in's Zimmer warf, „Du kommst mit mir, ich will Dich meinem Repräsentanten, dem berühmten N . . . vorstellen."

Ich: „Aber was soll ich zu Deinem Repräsentanten sagen? Ich fühle gar kein Bedürfniß, ihn zu sehen."

Jouveau: „Schweige, Unglücklicher! Will nicht Alles sich an den Sonnenstrahlen erwärmen? Weißt Du nicht, welch eine ungeheure Macht so ein abgeordneter Repräsentant ausübt? Also ohne alles weitere Bedenken, komm mit mir!"

Als wir durch die Vorzimmer des Repräsentanten gingen, fiel mir auf, wie die Bittsteller meinen Vetter mit einer Unterwürfigkeit und mit einer Ehrfurcht begrüßten, als wäre er ein Richelieu oder ein Ludwig XIV. Dieselben Leute, welche sich mit so großer Indignation gegen den königlichen Hof ausgesprochen hatten, waren jetzt weit mehr die gehorsamen Diener und zeigten sich weit kriechender gegen die Gewalthaber, als früher die schamlosesten Höflinge unter der Monarchie; der Unterschied war nur der, daß die früheren Höflinge sich mit weit besserm Anstand zu benehmen wußten, als die neuen.

Als wir in die Gemächer eintraten, welche der Repräsentant für sich in Anspruch genommen, und als uns nur noch ein einziges Zimmer von ihm trennte, sagte Curtius zu mir: „Warte hier einen Augenblick, ich will dem großen Mann die Anzeige machen, daß Du da bist."

Er ging in den Saal, wo der Bevollmächtigte des Convents weilte, ließ aber die Thüre hinter sich offen.

„Ah, bist Du's, Freund?" sagte Jemand, den ich für den Repräsentanten N . . . hielt; „sei mir willkommen. Was gibts Neues? Was sagt man in der Stadt?"

---

*) In der Blüthezeit der französischen Republik beliebten die Tageshelden die Namen der alten Römer anzunehmen.

Curtius (ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu antworten): „Wahrlich, Bürger-Repräsentant, in meinem Leben habe ich noch keine bessere und gleichmäßigere Gesichtsfarbe gesehen, als Du diesen Morgen hast."

Repräsentant: „Findest Du, Curtius? Und doch habe ich den größten Theil der letzten Nacht bei einem Abendessen zugebracht. Aber bekennen muß ich auch selbst, daß ich diese außergewöhnliche Zerstreuung eben so leicht als ein Biscuit genossen."

Curtius: „Du hast gewiß den besten Magen, den man im ganzen Convent finden kann."

Repräsentant: „Ja, das ist wahr, die Natur hat mich nicht stiefmütterlich bedacht."

Curtius: „Sie hat mit Dir, Bürger-Repräsentant, wie mit einem Schooßkind gehandelt."

Repräsentant (im Tone des größten Wohlgefallens): „Mache keine Komplimente, mein lieber Curtius. Jetzt wollen wir aber Etwas von Geschäften reden. Es scheint, ich habe gestern Abend in Betreff der in der Komödie vorgefallenen Unruhen einen Beschluß gefaßt."

Curtius: „Ja, Bürger-Repräsentant, ich habe ihn in's Register eintragen lassen; wenn Du davon Kenntniß zu nehmen geruhst, so will ich denselben vorlesen. Die Erwägungsgründe, welche Du darin angeführt, sind vielleicht etwas lang, aber sie sind darum nicht minder gut..."

Repräsentant: „Ich verlasse mich auf Dich, Curtius. Aber sage mir, wie konntest Du denn das Dokument verlesen, ohne es vorher aufgesetzt zu haben, um so mehr, da Du auf den Vorfall nicht gefaßt warst?"

Curtius: „Ich habe es aus dem Stegreif hergesagt."

Repräsentant: „Alles auf einmal, und ohne zu stottern, Curtius?"

Curtius: „Ja, Bürger-Repräsentant, Alles in einem Athem und ohne im Mindesten anzustehen."

Repräsentant: „Das ist unglaublich. Wahrlich, Du bist ein Mann von außerordentlichem Geist, Curtius."

Curtius: „Wenn man von Vaterlandsliebe durchglüht ist, Repräsentant ...."

Repräsentant: „Ja, das ist eine bekannte Sache. Aber jetzt wollen wir wieder mit unsern Geschäften fortfahren. Hast Du mir diesen Morgen wieder einige Aktenstücke zum Unterzeichnen vorzulegen?"

Curtius: „Ja, Repräsentant, mehrere: Beschlüsse, Polizeiverordnungen und allgemeine Sicherheitsmaßregeln."

Repräsentant: „Sehr gut! Gib mir die Feder, ich verlasse mich auf Dich. Doch vor Allem vergiß nicht, heute die Freilassung des weiland Grafen von St .... anzuordnen."

Curtius: „Aber, Bürger-Repräsentant, es liegen schlagende Beweise vor, daß der Graf von St . . . . schuldig ist; seine Akten sind von allen, welche auf unserer Polizei liegen, am meisten gravirend und erst kürzlich haben Patrioten eine Petition eingereicht, worin sie verlangten, daß der Graf so bald als möglich vor Gericht gestellt und demnächst hingerichtet werden soll.“

Repräsentant: „Curtius, Du besinnst Dich nicht recht; untersuche nur die Papiere sorgfältiger, und Du wirst darunter ein von der Mehrzahl der angesehensten Patrioten des Departements unterzeichnetes Gesuch finden, worin sie mich angehen, den Grafen von St.... freizulassen, weil er nur das Opfer eines Irrthums sei.“

Curtius: „Schon gut, Bürger-Repräsentant, ich verstehe, ich werde dieses Aktenstück schon herausfinden, und spätestens diesen Abend noch wird der Graf in Freiheit gesetzt werden. Hast Du mir Nichts weiter aufzutragen?“

Repräsentant: „Da ich mich besser besonnen, Curtius, so darf diese Freilassung doch nur eine provisorische sein.“

Curtius: „Erlaube, Bürger-Repräsentant, daß ich Dich frage: Ist es schon lange her, daß Du die liebenswürdige Tochter des weiland Grafen gesehen hast?“

Repräsentant: „Gestern Abend, du böser Junge, aber sag' Nichts. Ein braver Mann muß verschwiegen sein . . . Auch hab' ich noch vergessen . . . Den beiden alten Fräulein von R...., die mich mit Briefen, mit Besuchen und Bittschriften bestürmen, um die Freilassung ihrer Tante auszuwirken, mußt Du begreiflich machen, daß Gesetz und Pflicht ein solches nicht gestatte und daß, wenn sie nicht ablassen wollen, mich mit ihren ewigen Jeremiaden zu bestürmen, ich mich genöthigt sehe, mit Strenge einzuschreiten; sie mögen sich also in Acht nehmen . . . . Fahre fort mit deinem Bericht, Curtius.“

Curtius: „Du hast noch über das Schicksal der Familie M. zu entscheiden, Bürger-Repräsentant.“

Repräsentant: „Diese kann man an das Revolutionstribunal bringen! . . . .“

Curtius: „Aber sie behauptet, dessen, was sie beklagt ist, gar nicht schuldig zu sein.“

Repräsentant: „Ich habe Dir's schon gesagt, vor das Revolutionstribunal mit dieser Familie.“

Curtius: „Ich muß Dir offen sagen, Repräsentant, ich habe die Anklageakten genau durchgesehen, aber nicht nur keinen Beweis der Schuld gegen sie gefunden, sondern nicht einmal einen Vorwand zur Anklage.“

Repräsentant: „Was Du mir doch da faselst, Curtius! Weißt

Du denn nicht, daß, wo die Strafbarkeit eines Adeligen oder eines Priesters bewiesen werden soll, es an Beweisen nie fehlen darf und fehlen kann? Das ist eine Verhaltungsregel, von der ich nicht abgehen werde und die mir noch bei meiner Abreise von Amar und Vardier besonders eingeschärft wurde."

Curtius: „Aber, Bürger-Repräsentant, der Graf von St..., dessen Freilassung Du heute noch unterzeichnet, ist doch auch von Adel, wenn ich mich nicht trüge . . ."

Repräsentant: „Boshafter Schalk, Du weißt wohl, daß ich meine persönlichen Gründe habe für . . ."

Curtius: „Und so habe ich auch meine persönlichen Gründe, warum ich mich für die Familie von M... interessire."

Repräsentant: „Zum Teufel, warum hast Du mir dies nicht gleich im Anfang gesagt? Gehe und lasse die Familie von M... — frei."

Ich kann nicht sagen, wie sehr mich dieses Gespräch des Repräsentanten mit Curtius interessirte, es war ja die unverhüllte Natur auf der That ertappt. Niemand aber liebt solche Züge und Enthüllungen der Sitten, wie sie der Zufall darbietet und wie sie der Mensch nicht ersinnen könnte, mehr als ich.

Nachdem der Repräsentant seinem Günstling die Freilassung der Familie von M... bewilligt, nahm er nach einer kurzen Pause die Rede wieder auf und sagte: „Du weißt, Curtius, daß ich Dir Nichts abschlagen kann; indeß muß ich Dich doch bitten, mein Sohn, mit den Adeligen Dich so wenig als möglich abzugeben. Du darfst nicht vergessen, daß, je mehr Adelige wir an das Revolutionstribunal senden, desto länger auch unsere Sendung dauert. Bist Du mit deinem Bericht zu Ende? Ich weiß es nicht, aber es ist mir, als hättest Du noch gewisse Geschäfte vergessen."

Curtius: „Du hast Recht, Repräsentant, ich habe noch den Stand unserer Casse seit der letzten Dekade vorzulegen."

Repräsentant: „O ja, da bin ich sehr begierig, zu hören. Das wollen wir näher ansehen."

Curtius: „Eingenommen: Erstens vom N. 2400 Livres, zweitens: vom M. 6000 Livres; drittens vom S. 1200 Livres; viertens vom G. 2000 Livres; zusammen 11600 Livres."

Repräsentant (hoch erfreut): „Wahrlich, mein lieber Curtius, Du besitzest ein ganz vorzügliches administratives Talent. Es ist im Interesse Frankreichs zu bedauern, daß Du nicht Finanzminister bist."

Curtius: „Lobe mich nicht zu früh, Bürger-Repräsentant; denn ich muß noch etwas gestehen. Von diesen 11600 Livres habe ich 2000 Livres in Assignaten angenommen! . . ."

Repräsentant: „Zweitausend Livres in Assignaten, Elender? Willst Du mich denn ruiniren und mir die Mittel entziehen, meinen Rang zu behaupten? Und wer ist denn dieser Schurke, der Dich, meinen Geheimsekretär, mit solcher Rücksichtslosigkeit behandeln dürfte? Geschwind, wie heißt er, damit ich einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen kann. Je älter man wird, desto mehr überzeugt man sich, daß man gegen Niemand gütig sein darf. Wahrlich, ich sollte kein Erbarmen haben und alle Verschworenen dem Revolutionstribunal überliefern. Nun denn, ich will den Namen desjenigen wissen, der die Assignaten Dir verschachert hat, wer ist er?"

Curtius: „Bürger-Repräsentant, dieser Mann hatte in seinem ganzen Vermögen Nichts als diese Assignaten, und hätte ich diese nicht angenommen, so hätte ich Nichts von ihm erhalten; übrigens können wir ihn gegenwärtig nicht mehr erreichen. Das soll aber Nichts machen; denn da ich diese Assignaten selbst anbringen kann, so werde ich sie Dir in Geld umsetzen."

Repräsentant: „Nun, das läßt sich hören, aber für die Zukunft will ich, daß Du durchaus keine Zahlung in Papier annimmst, weder für meine noch für deine Rechnung. Wenn die Leute tausendmal den Tod verdient haben, und wenn man sie vom Schaffot rettet, sollten sie uns noch Assignaten an den Kopf werfen dürfen? Das ist zu arg, wir müssen unsere Würde zu behaupten wissen."

Curtius: „Also, Bürger-Repräsentant, der Gesammtbetrag der Dekade ist elftausend und sechshundert Livres, drei Viertheile machen achttausend siebenhundert Livres, diese werde ich Dir sogleich einhändigen und das letzte Viertheil für mich behalten."

Repräsentant: „Recht so, mein lieber Curtius. Jetzt werden die heutigen Geschäfte, wie ich hoffe, alle abgethan sein?"

Curtius: „Ja, Bürger-Repräsentant. Morgen geht's sodann an die Sichtung der bestehenden Behörden!"

Repräsendant: „Ja, Curtius. Ich will, daß diese Sichtung auf der Tribune des Volksvereines vorgenommen werde; so hat's bessern Klang und wird auch bessere Wirkung thun."

Curtius: „Ganz gut, aber das Volk wählt; und wenn Du später über deine Sendung Rede stehen, wenn Du Zeugnisse nöthig haben wirst, wer soll Dir solche ausstellen? Wenn ich mich nicht irre, so dürfte es rathsam sein, daß Du Dir die Mühe nimmst, die Namen derjenigen Bürger, auf die Du zählen kannst, im Voraus zu bezeichnen; ich will alsdann schon die nöthigen Vorkehrungen treffen, daß die von Dir bezeichneten Bürger sicher gewählt werden und deren Wahl durch das Volk geschieht."

Repräsentant: „Curtius, Du hast eben so viel Scharfblick, als gute Einfälle; ich will Dir diese Namen schriftlich geben.“

Curtius: „Willst Du, Repräsentant, auch mit dem Präsidenten des Revolutions-Comité's von der Lieferung der Leinwand sprechen, die wir schon seit acht Tagen erwarten?“

Repräsentant: „Wir sollten uns freilich mit Weißzeug nothwendig neuerdings versehen; aber was kann man machen? Der Präsident des Revolutionstribunals behauptet, daß er sich auch nicht eine einzige Elle Battist zu verschaffen gewußt.“

Curtius: „Lüge, Repräsentant; dieser Einwand, den man immer als Mittel zur Ablehnung gebraucht, ist völlig grundlos, ich selbst habe erst vor einigen Tagen den Laden des Leinwandhändlers Isaak Noband, eines Juden, versiegeln lassen, in dem die feinste Leinwand aufgelagert ist. Ebenso verhält es sich mit dem Weine. In den Häusern der Gefangenen sind prächtige Keller, wo die Weine zu Grunde gehen; doch hat Deine Dienerschaft die größte Mühe von der Welt, um das für unsern Bedarf dringend benöthigte Getränk herbeizuschaffen. Ich meinte doch wahrlich, es wäre hohe Zeit, daß Du für Aufrechthaltung Deiner Würde sorgtest und einem so rücksichtslosen Benehmen ein baldiges Ende machtest.“

Repräsentant: „Ah, Curtius, Du findest, man benehme sich gegen mich störrisch? Aber sei nur ohne Sorgen, ich will mit dem Präsidenten des Revolutionstribunals schon auf die rechte Weise reden! Willst Du dabei sein, wenn ich mit ihm spreche?“

Curtius: „Sehr gerne, Bürger-Repräsentant; denn, um es frei herauszusagen, ich fürchte immer, daß Du in Folge Deiner zu großen Güte zu nachsichtig bist. Du kennst ja die Leute, wie sie immer geneigt sind, Güte und Schonung für Schwäche zu deuten. Ich darf aber nicht verhehlen, daß mir an der Achtung für Deine Person mehr gelegen ist, als an meiner eigenen.“

Repräsentant: „Ich weiß, wie sehr Du mir zugethan bist, Curtius! . . . .“

Curtius: „Was Dich angreift, verwundet mich. Denke, gerade gestern noch konnte ich meinen Aerger nicht unterdrücken, als ich durch unsere Polizei inne wurde, wie gewisse Leute von Dir reden . . . .“

Repräsentant: „Was, untersteht sich Jemand, Nachtheiliges von mir zu sagen, mein Freund? Ist das möglich? Und was sagt man von mir?“

Curtius: „Die hohe Achtung gegen Dich, Bürger-Repräsentant, erlaubt mir nicht, zu wiederholen, was . . .“

Repräsentant: „Ich will Alles wissen; rede und verschweige mir gar Nichts. Ich befehle es Dir.“

Curtius: „Ich muß gehorchen . . . . Aber in der That, Bürger-Repräsentant, das Blut wird mir heiß vor Zorn, wenn ich die abscheulichen Aeußerungen wieder aussprechen soll; doch Du befiehlst es. Nun denn, man sagt, Du seiest ein ausschweifender Wollüstling, ein Fresser, ein Schelm, ein Blutmensch, ein Dummkopf . . . .“

Repräsentant (mit zorniger Stimme): „Weißt Du, wer sich erkühnt, solche schändliche Verleumdungen auszusprechen?“

Curtius: „Es war meine Pflicht, nachzuspüren. Ja, ich kenne diese Elenden.“

Repräsentant: „Und wer sind sie denn? . . Geschwind, Curtius, sprich!“

Curtius: „Die heftigsten Aeußerungen erlaubte sich der Posamenter Lemite. Nach ihm ein gewisser Roux, Friedensrichter der Section Nr. 11; sodann der Sekretär-Adjunkt der Municipalität, Lalune.“

Repräsentant: „Schon recht, Curtius! Du begreifst, daß man die Republik von solchen Verbrechern unverzüglich säubern muß. Du wirst einen ausführlichen, umsichtig abgefaßten und sorgfältig ausgearbeiteten Beschluß fassen und diese Verleumder vor das Comité der allgemeinen Sicherheit stellen. Ich will selbst diesen Augenblick noch mit eigener Hand drei Zeilen an Vadier schreiben. Ich kann Dich versichern, daß die schändlichen Verschwörer der wohlverdienten Strafe nicht entgehen sollen. Auf Wiedersehen, mein lieber Curtius! Fertige diese drei Verhaftsbefehle ohne allen Zeitverlust aus, damit diese abscheulichen Schufte festsitzen, bevor ich noch zur Tafel gehe. Auf Wiedersehen, mein Sohn!“

Curtius: „Ich will mich beeilen, diesen Befehl sogleich zu vollziehen, Bürger-Repräsentant. Doch gestatte mir, Dir vorher noch meinen Vetter, meinen besten und ältesten Studiengenossen vorzustellen, der mit den besten Zeugnissen versehen von der Armee aus Italien zurückkommt. Wenn Du, Repräsentant, Dich würdigen willst, ihm Deinen Schutz angedeihen zu lassen, so werde ich Dir ewig dafür dankbar sein.“

Repräsentant: „Dein Vetter wird ohne Zweifel sich Etwas wünschen? Nun gut, schreibe, ich will unterzeichnen.“

Curtius: „Ah, Repräsentant, ich erwartete Solches von Deiner Güte, aber was mein Vetter wünscht, ist nichts Anderes, als daß ihm die Ehre zu Theil werde, Dir vorgestellt zu werden.“

Repräsentant: „Es ist mir ganz erwünscht, ihn zu sehen. Sag' ihm, daß ich ihn heute noch empfangen werde.“

Curtius: „Bürger-Repräsentant, mein Vetter ist im Vorzimmer, wo er auf mich wartet.“

Repräsentant: „Nun gut, geh und führe ihn zu mir.“

Als ich hörte, daß Curtius gegen das Zimmer zukam, wo er mich

hatte stehen lassen, trat ich schnell zurück und stellte mich an ein Fenster, damit er nicht auf den Gedanken komme, als habe ich seinem Gespräch mit dem Repräsentanten zugehört.

„Komm, Vetter," sagte er zu mir, „man erwartet Dich."

Der Repräsentant, den ich jetzt zum ersten Mal sah, war eine herkulische Gestalt; er glich so ziemlich einem derben Metzgergesellen im Sonntagskleid. Er empfing mich sehr freundlich, überhäufte mich mit liebenswürdigen Aeußerungen, und als Curtius Etwas zu meinem Lob sagen wollte, fiel er ihm in's Wort und sprach: „Deine Verwandtschaft mit diesem Bürger und die Freundschaft, die Du ihm erzeigst, spricht schon genug zu seinen Gunsten, mein lieber Curtius. Zudem kann man schon aus dem offenen, freien und martialischen Aussehen Deines Vetters deutlich genug erkennen, daß er ein guter Patriot ist." Jetzt wendete sich der Repräsentant zu mir und sagte: „Adjutant, ich rechne auf Dich für das heutige kleine und ungezwungene Mittagessen, das ich einigen braven Sansculotten gebe. Nun will ich Dich aber nicht weiter hinhalten, denn ich bin mit Geschäften überhäuft. Auf baldiges Wiedersehen! Schlag drei Uhr wird die Suppe aufgetragen; mache, daß Du zur richtigen Zeit Dich einfindest, denn ich warte nicht gerne."

Nach dieser freundlichen Einladung, die ich nicht ablehnen durfte, verabschiedete mich der erlauchte Repräsentant mit einer huldvollen Handbewegung und ich trat mit Curtius ab, jedoch etwas ungehalten darüber, mich so gegen meinen Willen in die hohe Gesellschaft der Gewalthaber hineingezogen zu sehen.

Als wir auf der Straße waren, fragte mich mein alter Studienkamerad: „Nun denn, was hältst Du von dem Repräsentanten?"

Ich: „Er darf sich wahrlich glücklich schätzen, daß er Dich gefunden hat! . . ."

Curtius: „Warum das, Vetter?"

Ich: „Weil Herkules, obschon er wenigstens zwölf Heldenthaten vollbracht, nie ein einziges Räthsel hätte lösen können. Dein Repräsentant ist aber ein wahrer Herkules; darum scheint er stärker am Körper, als am Verstand zu sein."

Curtius (in bescheidenem Tone): „So ganz unnütz bin ich ihm freilich nicht. Aber was machen? Der Convent braucht zur Vollziehung seines Willens eben solche Leute, wie dieser Repräsentant ist, — Leute, die Nichts verstehen, aber wacker drein schlagen."

Jetzt trennte ich mich von meinem Vetter und machte einen Gang durch die Stadt. Ich war über mich selbst ungehalten, daß ich nicht den Muth gehabt, die Einladung des Repräsentanten von der Hand zu weisen. Doch das Bedenken kam zu spät und so nahm ich mir vor, aus

der Noth eine Tugend zu machen, d. h. diesen Anlaß, dem ich mich nicht mehr entziehen konnte, dazu zu benutzen, um die Sitten und das Betragen der jetzigen Gewalthaber genau kennen zu lernen. Noch nie hatte ich Gelegenheit gehabt, mit einem so hochgestellten Mann, wie ein vom Convent abgeordneter Repräsentant, in ein so vertrautes Verhältniß zu treten. Das war ein glücklicher Fang für mich.

4. Tagesereignisse. (Lemite. Republikanisches Diner. Der General und der Vergolder. Meine Trennung von Curtius.)

Zwei Stunden lang war ich in der Stadt herumgepilgert, und ermüdet wollte ich eben in mein Hotel zurückkehren, da stieß ich auf eine Gensdarmerie-Abtheilung. Sogleich fiel mir auf, wie die wenigen Leute, welche vor ihren Hausthüren weilten, um frische Luft zu schöpfen, beim Anblick der öffentlichen Gewalt erschraken und sich zurückzogen. Aber in einer solchen Schreckenszeit, wo das unschuldigste Betragen und das beste Gewissen keinen Menschen sicher stellte, wer will es verargen, wenn Jedermann die Polizeigewalt fürchtete?

Ich ging den Gensdarmen nach, beobachtete ihre Haltung und konnte mich bald überzeugen, daß sie eine Verhaftung vornehmen wollten; nicht etwa, daß sich auf ihren Gesichtern die mindeste Spur von Mitleid zeigte, denn die Gensdarmen sind ja nur gefühllose Werkzeuge des Gesetzes und an solche Aufträge schon gewöhnt; sondern im Gegentheil, ihr Aussehen erschien wilder und härter, als gewöhnlich. Ich täuschte mich auch nicht.

Die Gensdarmen gingen auf die Werkstätte eines Posamentiers zu und blieben außerhalb derselben stehen nur der Adjutant, welcher den Zug anführte, trat hinein. Entweder mußte der taktmäßige Schritt der Gensdarmen die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft auf sich gezogen oder die Bewohner der Stadt mußten hinter ihren Fensterläden aufgepaßt haben, jedenfalls machten die Gensdarmen kaum eine Minute vor dem Hause des Posamentiers Halt, so war die Straße mit einer großen Menge Menschen angefüllt.

„Weißt Du, was da vorgeht?" fragte ich einen Schuhmacher, welcher unter der Thüre seiner Bude stand, den Mund aufsperrte und den Hals streckte.

Schuhmacher: „Nein, Bürger, ich weiß es nicht; aber es scheint, Lemite soll verhaftet werden."

Ich: „Du wirst diesen Lemite kennen, da er dein Nachbar ist; was ist mit ihm?"

Schuhmacher (mit unverkennbarer Furcht mich scheu anblickend): „Ich kenne ihn, ich sehe ihn zufällig da oder dort. Da man ihn so eben verhaftet, so wirst Du begreifen, daß er kein braver Mensch sein kann."

Ich: „Wer weiß, vielleicht kommt seine Unschuld an den Tag."

Schuhmacher: „Desto besser für ihn. Daß Lemite ein Aristokrat sei, will ich eben auch nicht behaupten; im Gegentheil muß ich bekennen, daß er in diesem Quartier für einen vortrefflichen Republikaner gilt; aber . . ."

Ich: „Was aber?"

Schuhmacher: „Aber ich finde, er sei bei seinen Aeußerungen etwas unbesonnen. Hatte er nicht die Frechheit, kürzlich einmal zu sagen, man sollte die Leute eher durch Milde und Ueberzeugung für die Republik gewinnen, als durch Gewalt und Verfolgung. Das will ja gerade so viel heißen, als man soll die Verschwörer frei gewähren lassen."

Ich: „Das war freilich eine unbesonnene Aeußerung, ich muß es bekennen."

Als ich dieses gesagt, entstand unter der Menge, welche zusehends sich vermehrte, ein großer Lärm: der Posamentier Lemite kam aus seinem Magazin heraus, ihm zur Seite der Adjutant der Gensdarmerie, nach ihnen zwei junge und sehr schöne Mädchen, die ältere mochte zwanzig, die jüngere achtzehn Jahre alt sein; sie weinten heiße Thränen um den unglücklichen Posamentier; man sagte mir, es seien seine Töchter.

„Ach, Bürger," sprach die ältere zu den Gensdarmen, „lasset uns doch unsern guten Vater; ich bitte und beschwöre Dich, führe ihn doch nicht in's Gefängniß oder laß' uns mit ihm gehen!"

Adjutant: „Wir haben keinen Befehl, Dich, Bürgerin, mitzuführen; also fort, gehe zurück!"

Jüngere Tochter: „Nein, nie werden wir uns von unserem Vater trennen; nur mit Gewalt wird man ihn aus unseren Armen reißen."

Adjutant: „Nun, so wird man Gewalt gebrauchen."

Tochter: „Wie, Du willst eine Tochter von ihrem Vater trennen? Nicht doch, Deine Grausamkeit wird durch unsern Schmerz und durch unsere Liebe sich überwinden lassen." Bei diesen Worten fiel die arme Tochter ihrem Vater um den Hals, küßte und benetzte sein Angesicht mit Thränen.

Adjutant (mit Härte): „Laßt uns in Ruhe mit solchen Empfindeleien; fort, gehe zurück, Bürgerin, oder ich werde böse. Nun denn, gehe hinweg!"

Ob die Tochter so von Schmerz überwältigt war, daß sie diese Worte überhörte, oder ob sie nicht darauf achten wollte, sie blieb in den Armen ihres Vaters.

„Das ist doch zu arg", schrie der Adjutant, warf sich auf die Tochter, packte sie und schleuderte sie zwei Schritte weit von sich hinweg auf das Steinpflaster. Als das arme Mädchen aufgehoben wurde, war sie ohne Besinnung, das Gesicht mit Blut überronnen, denn sie war mit dem Kopf hart auf das Pflaster gefallen.

Adjutant: „Jetzt kein Wort mehr! Marsch, oder man wird Dich fesseln."

Lemite: „Aber, Bürger, meine Tochter ist dem Tode nahe; Ihr habt sie getödtet."

Adjutant: „Und wäre es auch! Warum hat sie Dich vertheidigt? Marsch, sag' ich Dir."

Lemite: „Aber Ihr seid ja wahre Tiger, ohne alles Gefühl ... Zurück, ich will meine Tochter sehen!" Bei diesen Worten stürzte Lemite, außer sich vor Schmerz, mit unerhörter Wuth auf die Gensdarmen los; es entspann sich ein schrecklicher Kampf, der aber nicht lange dauerte, denn der unglückliche Vater wurde zu Boden geworfen, blutig geschlagen, gebunden und von den Gensdarmen fortgeschleppt.

Unter der umstehenden Menge herrschte dumpfes Schweigen; mich aber ergriff diese furchtbare Scene im Innersten der Seele. Beinahe noch mehr als die gefühllose Grausamkeit der Gensdarmen empörte mich die völlige Theilnahmlosigkeit der Nachbarn und Freunde der Unglücklichen. Kein Einziger kam den armen Kindern, welche durch die Verhaftung ihres Vaters ihre Stütze verloren, zu Hülfe, aus bloßer Furcht, sie könnten durch ihr Mitleid sich verdächtig machen. Ich konnte meine Entrüstung nicht mehr länger bemeistern, ging in das Haus des Posamentiers, wendete mich an das ältere Mädchen, welches weinend neben ihrer besinnungslosen Schwester auf den Knieen lag, und sagte zu ihr:

„Ich bin zwar nur ein Offizier und meine Stellung in der Welt erlaubt mir nicht, großen Einfluß auszuüben. Indessen glaube ich Ihnen doch die beruhigende Zusicherung geben zu können, daß ich noch Ansehen genug besitze, um die Befreiung Ihres Vaters zu bewirken. Halten Sie Ihre Thränen zurück und vertrauen Sie auf Gott; ich hoffe, Ihr Unglück werde ein baldiges Ende nehmen."

Mit diesen Worten konnte ich das arme Mädchen etwas beruhigen; sie dankte mir auf das herzlichste und ich nahm von ihr Abschied, indem ich sie nochmals versicherte, die Haft ihres Vaters werde wohl nicht länger als einige Tage andauern.

Nach diesem traurigen Auftritt, von welchem ich zufällig Zeuge sein mußte, hätte ich gerne an dem Mittagsessen des Repräsentanten keinen Antheil genommen, aber weil die Freilassung des Posamentiers von seinem

Willen abhing, so entschloß ich mich, Nichts zu versäumen, um seine Gunst zu gewinnen.

Um drei Uhr fand ich mich in seiner Wohnung ein. Wie der Repräsentant mich eintreten sah, kam er auf mich zu, umarmte mich zum Erdrücken und stellte mich den Gästen als Vetter seines treuen Curtius vor. Ich versprach mir Gutes von diesem Empfang für mein Vorhaben, und als mich auf die Anzeige eines Bedienten, daß das Essen bereit stehe, der Repräsentant beim Arm nahm und zu seiner Linken sitzen ließ, machte ich mir noch größere Hoffnung.

Es möge mir erlaubt sein, etwas ausführlicher zu berichten, wie dieses Diner vor sich ging: denn mag auch dieses Sittengemälde wenig erbaulich sein, so gewinnt es dennoch als treues Bild des revolutionären Jahrhunderts Interesse.

Das Essen war ein überaus verschwenderisches: was man nur an Wildpret, Geflügel, Fischen, frühen Früchten und alten Weinen wünschen mochte, wurde hier aufgetragen, während dazumal wegen der großen Theuerung die Bewohner der Stadt Marseille täglich nicht mehr als vierzehn Loth Brod für eine Person kaufen durften.

Nachdem die Gäste den ersten Hunger gestillt und die reizende und aufweckende Wärme der Weine auf die Nerven gewirkt, wurde die Conversation, die bis jetzt nur in abgebrochenen Aeußerungen bestanden, allmälig lebhafter und ergoß sich in fröhliche Reden.

Als der Nachtisch aufgetragen wurde, trat eine Ordonnanz ein und überreichte dem Repräsentanten ein versiegeltes Packet. Der Repräsentant zeigte sich höchlich ungehalten, daß man ihn in seinen Freuden durch Geschäfte störe, runzelte die Stirne und erbrach das Packet mit sichtbaren Zeichen der Mißstimmung; aber bei den ersten Zeilen die er las, änderte sich der Ausdruck seines Gesichtes ganz und gar, strahlende Heiterkeit verbreitete sich über sein Antlitz.

„Freuen Sie Sich mit mir, meine Freunde, da Sie zugleich auch Freunde der Republik sind," sagte der Repräsentant, „denn heute Morgen habe ich einen Verhaftsbefehl gegen drei abscheuliche Verbrecher, drei Verschworne erlassen, und zwei von ihnen, nämlich der Friedensrichter Roux und der Posamentier Lemite, sind zu Hause erwischt und bereits den Händen der Justiz überliefert worden."

„Ah," rief Einer der Gäste aus — ein kleines Männchen mit kahlem Kopf, schielenden Augen und unruhigen Blicken, „wie könnte man wohl einem Repräsentanten seine Bewunderung versagen, dem das Interesse der Republik so sehr am Herzen liegt? Man rühmt, daß ich im Volksverein zu Orange große Energie entwickle; aber was ist das im Vergleich zur heiligen und erhabenen Vaterlandsliebe, welche der Repräsentant R...

in seinem Herzen trägt!“ Das kleine Männchen mit dem Kahlkopf wollte noch lange in diesem Ton fortfahren, da stand aber ein anderer Gast mit rothen Wangen, blauen Augen und eleganter Kleidung von seinem Sitze auf und nahm ihm das Wort weg.

„Wer ist dieser Sprecher?“ fragte ich Curtius ganz leise.

„Ein ehemaliger Professor der Rhetorik,“ flüsterte mir Curtius zu, „den wollen wir hören, er gilt für einen Mann von sehr großer Beredtsamkeit.“

„Heiliger Berg,“ hub der Redner an, „fruchtbarer Berg, aus Deinem Schooße fließt Milch und Honig! Atlantischer Berg, auf Deinem Gipfel thronen die großen Geister, welche die Säulen sind, auf denen die Welt ruht!“ (Hier machte der Professor der Rhetorik eine Verneigung mit dem Kopf gegen den Repräsentanten R...) „Heiliger Berg, auf Deinem Gipfel ist der Dekalog der freien Männer geschrieben worden. Ehre dem in die Quellen der Freiheit getauchten Meißel, mit welchem diese unsterblichen Schriftzüge sind eingegraben worden.“ (Nochmalige Verneigung gegen den Repräsentanten.)

Hier hielt der Sprecher inne, wahrscheinlich um uns Zeit zu gönnen, seine Beredtsamkeit zu bewundern; aber das bekam ihm übel; denn ein junger Mann, welcher eine Carmagnole trug und am Ende des Tisches saß, gab sich den Anschein, als glaubte er, die Rede des Rhetorikers sei zu Ende, stand rasch auf und bemächtigte sich des Wortes.

„Das ist ein junger Studirender der Medizin“, sagte Curtius zu mir.

„Ruhm und Ehre dem unsterblichen Repräsentanten, den wir in unserer Stadt zu besitzen das Glück haben,“ so begann der neue Sprecher, „Ehre seinem großen Geist, Ehre seinem Patriotismus! In meiner Eigenschaft als Arzt bin ich Ihnen, Bürger, das Zeugniß schuldig, daß der Gesundheitszustand bei der Bevölkerung von Marseille zu keiner Zeit so befriedigend gewesen ist, als gegenwärtig. Hätte Hippokrates bei aller Fülle der ägyptischen Kornkammern bestimmen müssen, wie viel Getreide man einem Individuum täglich geben solle, so hätte er gewiß für jeden Tag vierzehn Loth festgesetzt. Da sehen wir eben, wie die großen Geister zusammentreffen, denn gerade vierzehn Loth hat auch der Bürger-Repräsentant als tägliche Ration verordnet. Darum sage ich noch ein Mal im Namen der Wissenschaft: Ehre und Ruhm seinem erhabenen Geiste!“

Jetzt begann ein anderer Gast also: „Da ich weiß, daß der Repräsentant die bestehenden Behörden sichten wird, da ich kein Amt habe und auch keines suche, so kann ich von unserm erlauchten Gastgeber sprechen, ohne in den Verdacht zu kommen, als rede ich aus Parteilichkeit oder Interesse.“

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte ich meinen Vetter.

„Ein Familienvater, der uns schon, so lange wir in Marseille sind, mit Gesuchen, Bittschriften und Dienstanerbietungen bestürmt und belästigt, um irgend ein Amt zu erhalten.“

„Sehr gut, das gibt den Schlüssel zum Verständniß seiner Eingangsrede.“

„Das Volk“, fuhr der Aemterbettler fort, „bedarf eines Repräsentanten noch mehr, als des Sonnenlichtes. Der Tag, wo uns der erlauchte N . . . verlassen würde, wäre ein Tag der öffentlichen Trauer, der folgende Tag ein Tag der Contrerevolution, und die nächstfolgende Woche würde uns den Sieg des verhaßten Königthums bringen. Bei der großen Aufgabe, welche unser vielgeliebter Repräsentant in so unübertrefflicher Weise erfüllt, schmerzt mich nur das Eine, daß die Gewalt, womit er ausgerüstet, nicht wo möglich noch unbegrenzter ist. Ich wünschte, daß er nicht nöthig hätte, einen Verhaftsbefehl zu erlassen und die Angeklagten an ein Gericht zu weisen, sondern daß auf ein bloßes Zeichen von ihm das Racheschwert des Gesetzes auf die Schuldigen fallen möchte. Das ist ein Wunsch, den das ganze Departement theilt.“

„O, meine Freunde, meine trefflichen Freunde,“ begann jetzt seinerseits der Repräsentant, „wie süß ist es, wahrzunehmen, daß unsere Bemühungen für das öffentliche Wohl eine so richtige Würdigung finden! Welch' ein Unterschied zwischen diesen Wahrheiten, die Sie bei meiner allbekannten Bescheidenheit und Bürgerliebe auszusprechen keinen Anstand nehmen, und den niederträchtigen Schmeicheleien, welche die Höflinge unter dem alten Regiment an die Tyrannen zu verschwenden pflegten! Welche Kriecherei und Speichelleckerei war nicht früher bei den Aufwartungen bei Hof! Welch brüderlicher Erguß herrscht dagegen bei unseren Zusammenkünften! Empfangen Sie, Bürger, meinen Dank für Alles, was Sie zu Gunsten der Republik, die ich vertrete, gesagt haben. Ich muß bekennen, mein Herz ist gerührt!“

Der Repräsentant wollte sonder Zweifel noch mehr sprechen, da trugen aber zwei Bediente eine kleine — Guillotine von Zucker, in Rosenfarbe, auf und stellten sie vor ihn hin. Auf dies klatschten alle Gäste vor Freuden in die Hände und ein unbeschreiblicher Enthusiasmus gab sich kund.

„Bürger,“ sagte der Repräsentant, „wollen wir die Guillotine zerbrechen oder erhalten?“

Auf diese Frage, die etwas Verfängliches in sich hatte, verstummten Alle und die ganze Versammlung war in verlegenem Schweigen.

„Bürger-Repräsentant,“ sagte ein Gast, der, wie mir Curtius berichtete, bei allen Regierungen sich wohl zu betten gewußt, „Dir sei's gedankt, daß wir zwei Arten von Guillotinen haben, eine von Eisen, die

andere von Zucker; die erstere muß ohne Unterlaß zur Austilgung der Verschworenen erhalten werden, die zweite muß den Patrioten zur Nahrung dienen! . . ."

„So soll denn geschehen, wie verlangt wird", antwortete der Repräsentant, der sofort die verschiedenen Bestandtheile, aus denen diese gräßliche Maschine zusammengesetzt war, unter uns vertheilte.

Kaum war die revolutionäre Platte, welche in der damaligen Zeit sehr in der Mode war, von den Gästen verspeist, so wurde eine andere auf den Tisch gestellt, die nicht minder gute Aufnahme fand. Es war dies eine mächtige Schüssel voll Figuren aus Zucker, und verschieden gefärbt. Die Figuren stellten Marquis, Herzoginnen, Bischöfe, Aebte, Priester und Nonnen vor.

Jedermann kann sich leicht denken, unter welchen edlen und sinnvollen Spässen der Repräsentant diese fratzenhaften Figuren seinen Gästen überreichte, und so viel muß ich bemerken, daß auch die kühnste Phantasie sich diese Späße nicht stark genug denken kann. Eine solche Vertheilung der patriotischen Dessertstücke unter die Gäste war damals allgemein unter dem Namen „republikanische Communion" in Uebung. Nach dieser republikanischen Communion stand man von der Tafel auf und ging in den Saal, um den Kaffee zu trinken.

„Laßt uns dieses freundschaftliche Mittagsmahl mit patriotischen Gesängen schließen", sagte der Präsident des Revolutionstribunals. Auf diesen Wunsch ertönten sogleich zwei Stimmen, aber freilich mit mehr Kraft als Harmonie, und bald entstand ein wahrer Heidenlärm.

Nachdem das Geheul eine Viertelstunde angedauert, bemerkten wir, daß der Repräsentant, erschöpft von der Freinacht, die er gestern durchgemacht, ermüdet von den Reden, welche er während der Tafel gehalten, und überwältigt von der Mannhaftigkeit, welche er beim Angriff der verschiedenen Weine an den Tag gelegt, in einem Lehnstuhl eingeschlafen war. Um die Ruhe eines so erlauchten und mächtigen Mannes nicht zu stören, beeilten sich die Gäste, in aller Stille und nur auf den Zehen trippelnd, sich wegzubegeben. Mit Vergnügen benützte auch ich diesen Anlaß, mich zu entfernen.

Acht Uhr hatte es geschlagen und ich spazierte in einer Orangenallée vor dem Hause unseres erlauchten Gastgebers, da hörte ich hinter mir Schritte und sah zurück.

„Guten Tag, lieber Freund," redete mich ein General an, welcher mit mir beim Repräsentanten gespeist; „ich schätze mich glücklich, daß der Zufall Dich in meine Nähe führt, ich habe Etwas mit Dir zu sprechen."

„Du hast Etwas mit mir zu sprechen?" sagte ich ganz erstaunt, denn vor diesem Tage hatte ich den Mann in meinem Leben noch nie

gesehen und während des ganzen Mittagsmahles nicht eine Sylbe mit ihm gewechselt.

General: „Ja, mit Dir, mein Freund, denn Du bist der Vetter des edlen Curtius?"

Ich: „Ja, das bin ich, General!"

General: „Lieber Freund, dein Vetter ist ein Ausbund von Geist und Scharfsinn, und ich zweifle gar nicht, daß Du ihm nicht gleichest. Ich denke, wir werden einander beim ersten Worte verstehen. Um Dir aber die ganze Tragweite und volle Bedeutung des Nachfolgenden begreiflich zu machen, muß ich Dir vorerst ein Staatsgeheimniß eröffnen".

„Von Paris aus, wo ich eifrige Freunde habe, wird mir geschrieben, daß unser vielgeliebter und vortrefflicher N. zum Repräsentanten bei der Armee bestimmt sei, über die mir das Commando so eben übertragen wurde. Faß' das wohl auf. Nun komme ich auf den Gegenstand, der Dich betrifft."

Hier hielt der General einen Augenblick inne, faßte mich scharf in's Auge und fuhr dann mit lächelnder Miene wieder fort: „Ich finde, lieber Freund, daß Du ein glückliches Auge hast. Man kann darin Dein Glück lesen. Du mußt gute Aussichten haben?"

Ich: „Wahrlich, bis jetzt, General, hat mir dieser Glücksstern noch nicht geleuchtet."

General: „Das ist möglich; aber glaube mir, jetzt ist er eben am Horizont erschienen. Mein Freund, wenn Du der Mann bist, den ich mir denke, so sollst Du vor Verlauf zweier Jahre im Besitze einer Million sein."

„Von einer Million?" sagte ich mit einem Ausdruck der Verwunderung, daß der General sich des lauten Lachens nicht erwehren konnte.

„Ja, einer Million," wiederholte er, „und glaube nur, wenn ich von einer Million rede, so sage ich eher zu wenig, als zu viel; die Sache ist einfach diese: ich kann Dich zum Kriegskommissär ernennen lassen.

„Mache Dir nicht schon zum Voraus große Bedenken wegen Mangel an Befähigung. Ich weiß gewiß eben so gut, als Du, wie viel Takt, Biederkeit und Kenntnisse für eine solche Stelle erfordert werden. Aber vergiß nicht, daß ich immer bei Dir bin, daß Du nie von meiner Seite kommst, daß Du also alle meine Erfahrung Dir zu Nutzen machen kannst. Allerdings haben die Kriegskommissäre seit einigen Jahren etwas ausgeartet und stehen gegenwärtig nicht mehr im besten Ruf."

Ich: „Doch kenne ich noch solche, die sehr brav sind."

General: „Ganz recht, das sind eben solche Männer, wie ich denke, daß Du einer sein sollst. Ich verlange nämlich, daß Du weder an der Qualität noch an der Quantität der Nahrung der Soldaten Deinen Vor-

theil suchest; und daß, wenn schnell ein Kauf abgeschlossen werden muß, Du immer nur das Beste kaufest, so daß alle Soldaten Dich als ein Muster von Redlichkeit preisen und alle Offiziere Deine Diensttreue anerkennen müssen."

Ich: „Was Du da sagst, General, kann mir nicht anders als angenehm sein, aber nimm mir meine Freimüthigkeit nicht übel auf: soll ich denn damit, daß ich den Soldaten gute Kleidung und Nahrung verschaffe, in zwei Jahren mir eine Million Vermögen machen?"

General: „Nicht anders. Und ich denke, diese Aussicht soll Dich nicht erschrecken."

Ich: „Das ist ja so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob ich träume, oder ob Du mich, wegen meiner Leichtgläubigkeit, zum Besten halten willst."

General: „Unschuldiger Mensch, Du weißt also nicht, wie gute Quellen unsere schöne Zeit darbietet. Wir wollen der Sache etwas besser auf den Grund sehen, setze Dich auf diese Bank und höre."

Ich folgte ohne Verzug der Einladung und erwartete mit größter Spannung die nähere Erklärung; der Gedanke, binnen zwei Jahren auf ehrliche Weise eine Million zu gewinnen, hatte mir den Kopf verwirrt.

General (nach einigem Schweigen): „Mein Freund, Du darfst es für ein großes Glück ansehen, daß das Schicksal Dich mir entgegengeführt, bedenke in Deinem jugendlichen Alter schon eine Million zu besitzen, das ist mehr werth, als zehn Millionen im Greisenalter. Bedenke, welch eine schöne Zukunft unter solchen Verhältnissen Dir lächelt."

Ich: „Wirklich, General, erwarte ich mit der größten Ungeduld die weiteren Aufschlüsse, ich fürchte, daß eine unglückliche Täuschung . . ."

General: „Was das betrifft, so sei ohne Sorgen. Denn ich nehme es zu bestimmt, um die Dinge anders anzusehen, als sie in der Wirklichkeit sind. Und was das Mittel betrifft, womit ich das mir vorgesetzte Ziel zu erreichen gedenke, so ist es auch nicht das erste Mal, daß ich es in Anwendung bringe."

Ich: „Dieses Mittel aber, General, dieses Mittel?"

General (lächelnd): „Ah, ah, welche Ungeduld! Das gefällt mir: ich sehe schon, daß Du strebsam bist, und daß wir uns leicht verständigen. Nun denn, lieber Freund, dieses Mittel ist höchst einfach; es besteht nur darin, daß wir den Werth unserer Magazine, die dem Feinde in die Hände fallen, um zwei Drittheile höher schätzen, als er in der Wirklichkeit beträgt, und daß wir hingegen diejenigen Magazine, welche wir dem Feinde abnehmen, in gleichem Verhältniß unter ihrem wahren Werth an-

schlagen. Dabei will ich den schwierigern Theil der Operation auf mich nehmen, nämlich das Wegnehmen und Wegnehmenlassen!"

Ich (aufgeregt über diesen sonderbaren Antrag): „Aber, General, wie willst Du . . ."

General (mir in's Wort fallend): „Hast Du etwa Furcht? Sei ohne Sorge und zähle auf meine Unterstützung. Setze ich mich etwa nicht eben so sehr der Gefahr aus wie Du? Ist mein Interesse nicht mit dem Deinigen so eng verknüpft, daß Dein Schaden nicht auch mein Schaden, Dein Untergang auch mein Untergang wäre? Nun denn, morgen früh muß ich abreisen und kann meine Zeit nicht mit müßigem Plaudern verlieren; nimmst Du den Vorschlag an? Ja oder Nein!"

Ich (in größter Verlegenheit, weil ich nicht wußte, wie ich meine Weigerung aussprechen sollte, ohne meinen vielvermögenden General zu beleidigen oder zu verletzen): „Aber, General, Du wirst mir doch wenigstens einige Stunden Bedenkzeit gönnen?"

General: „Nicht fünf Minuten. Ja, oder Nein!"

Ich: „Wohlan denn, Nein, tausendmal Nein, General!"

General: „Und darf ich Dich fragen, welches der Grund Deiner Ablehnung ist? Du schweigst? Rede unverhohlen, ich will es so."

Der General sprach diese kurzen und abgerissenen Sätze in einem so trockenen Ton, daß sein Zorn unverkennbar durchblickte und eine freimüthige Aeußerung mir gefährlich schien. Deßwegen stotterte ich in großer Verlegenheit eine Ausrede, wobei ich meine Unerfahrenheit in den Geschäften vorschützte. Der General unterbrach mich noch ein Mal und sagte: „Du zeigst in diesem Augenblick so wenig Muth, daß ich die gute Meinung, welche ich mir von Dir gemacht, wieder aufgeben muß. Rede offen. Lehnst Du meinen Antrag deßwegen ab, weil Du in demselben etwas Unedles, Unredliches, einen Diebstahl erblickst?"

Ich: „Nun denn, General, weil Du doch das Wort selbst ausgesprochen hast, so will ich es um so weniger zurückweisen, als ich wirklich finde, daß dieses Wort die vollkommen richtige Bezeichnung ist."

Ich war darauf gefaßt, einen heftigen Ausfall, eine Kundgebung des heftigsten Zorns zu hören; wie war ich erstaunt, als der General rasch auf mich zukam, mich bei der Hand faßte, sie mir mit wirklicher Ergriffenheit drückte und sagte: „Mein Freund, diese Antwort macht Dir Ehre! Ich erwartete nichts Anderes von Dir. Das ist brav, sehr brav! Du bist ein würdiger Vetter des unbestechlichen Curtius! . . . Verzeih' mir, daß ich Dir eine solche Falle gelegt; doch diese Falle gab Dir Anlaß, zu Deinem schönen Sieg, und zähle darauf, daß Du mich unter allen Umständen immer bereit finden wirst, Dir nützlich zu sein."

„Wie, General, war das eine Falle?" sagte ich mit einer Unbefangenheit, über die ich jetzt noch lächeln muß.

„Hältst Du mich etwa für einen Schelm?" rief der General mit einem scheinbaren Unwillen aus, mit dem es ihm aber offenbar nicht ernst war. „Ja, ich weiß wohl, daß heutzutage viele Offiziere höheren Ranges ihre Stellung mißbrauchen; aber das sind Aristokraten, welche die Republik zu Grunde richten . . . Weh' ihnen!"

Der General sprach diese Worte mit großer Heftigkeit aus, stand von der Bank auf, drückte mir nochmals die Hand, und entfernte sich schnellen Schrittes.

Da wir, wie schon gesagt, damals eben in den längsten Tagen des Sommers standen, so kam ich auf den Gedanken, dem Bruder der Wirthin von La Ciotat, an den sie mir einen Brief mitgegeben, einen Besuch zu machen.

Dieser Vergolder wohnte in der Römerstraße; die elende Boutique, über welcher ich seinen Namen auf dem Schild geschrieben sah, hatte von Außen ein sehr schlechtes Aussehen, so daß die hohe Meinung von seinem, durch die Schwester so hoch gepriesenen Einflusse in mir bedeutend herabgestimmt wurde. Da ich den Vergolder um keinen Dienst ansprechen wollte und bei diesem Besuch überhaupt keine andere Absicht hatte, als mir die Zeit zu verkürzen, so klopfte ich an die Glasthüre der Boutique, worauf eine alte schmutzige Magd heraustrat.

„Könnte ich deinen Meister sehen?" fragte ich.

„Je nachdem", antwortete sie mürrisch. „Wünschest Du bei ihm Audienz zu erhalten?"

„Audienz erhalten, wenn man einen Vergolder zu sehen verlangt?" bemerkte ich lächelnd.

„Wisse," — erwiederte sie — „mein Meister ist zu sehr beschäftigt, als daß er seine Zeit mit dem ersten besten dahergelaufenen Müßiggänger verlieren kann."

Da ich nicht hergekommen war, um die Gunst des Vergolders zu erflehen, so konnte ich über diesen Empfang nur lachen, und es reizte mich, die Sache noch weiter zu führen. „Ich habe einen Brief von der Schwester deines Meisters", sagte ich zur Magd.

„Ah, Du kommst von La Ciotat her? Das ist etwas Anderes; trete herein."

Ich wurde eine schmutzige Wendeltreppe hinaufgeführt, die Magd klopfte an die Thüre eines Vorzimmers und eine rauhe Stimme antwortete: „Herein!"

Wohl noch nie habe ich eine solche Unordnung, eine solche ekelhafte Unreinlichkeit, wie hier, gesehen.

Vor einem mit Papieren ganz überlegten Tische saß der geheimnißvolle Vergolder, ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren. Seine Physiognomie gehörte zu jenen ausdruckslosen Gesichtern, die man sich nicht zu deuten und zu erklären weiß, und die sogleich beim ersten Anblick mit Abneigung und Widerwillen erfüllen.

Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er den Brief, den ich ihm darbot, zur Hand, zerriß den Umschlag ohne Schonung, warf einen Blick auf das Papier, wandte sich an mich und sagte: „Bürger, ich muß Dir bemerken, daß, wenn Du nicht Baarschaft hast und wenn Du glaubst, mich mit Assignaten zu befriedigen, Du Dich in grobem Irrthum befindest; ohne klingende Münze ist bei mir nichts zu machen."

„Ich habe Gold", antwortete ich, da ich wohl merkte, wo das hinaus wollte.

Vergolder: „Diese Art der Bezahlung ist die einzige, welche mir gefällt. Ich muß aber zum voraus bemerken, daß der Repräsentant N., und noch mehr sein Geheimsekretär, der Bürger Curtius, äußerst streng ist, mit ihnen muß man sich sehr starke Opfer gefallen lassen. Nun, wir wollen hören, sprich, willst Du einen Verhaftsbefehl oder eine Freilassung auswirken?"

Ich: „Gar nichts verlange ich. Deine Schwester, bei der ich zu La Ciotat eingekehrt, gab mir einen Brief mit, und diesen Brief habe ich Dir jetzt überbracht — das ist Alles."

Vergolder (in heftigem Zorn): „So hole Dich der Teufel! Warum besuchst Du mich denn? Willst Du mir die Zeit rauben? Ich weiß mit deinem leeren Geschwätz nichts anzufangen . . . Packe Dich!"

Ich (ganz kaltblütig): „Da deine Grobheit mehr von Mangel an Bildung, als von einer bösen Absicht herrührt, so will ich mich darüber hinwegsetzen . . ."

Vergolder: „So, noch Drohungen? . . . Nimm Dich in Acht, Emissär der Royalisten . . . Du Meuchelmörder des Auslands . . . Mein Arm reicht weit!"

Ich: „Darüber werde ich morgen früh meinen Vetter Curtius fragen."

Vergolder: „Curtius, der Sekretär des Repräsentanten N., ist Dein Vetter?"

Ich: „Allerdings, warum verwunderst Du Dich darüber?"

Vergolder (seine Sprache ändernd und mir einen Stuhl anbietend): „Ich bitte, Bürger nimm' Dir die Mühe, ein wenig zu sitzen!"

Ich: „Schönen Dank! Deine Drohungen sind mir noch lieber, als Deine Höflichkeiten, Bürger, ich habe die Ehre, mich zu verabschieden."

Ich drehte mich auf den Absätzen um, ging rasch über die Stiege

hinunter und machte mich schnell fort; denn die Luft, die in diesem Hause wehte, war zu ekelhaft.

Ich kannte meinen Vetter schon zu gut, als daß mir seine Verbindung mit diesem Vergolder aufgefallen wäre; da ich aber diese Entdeckung in demselben Augenblick machte, da mir der General seine auffallenden Anträge gestellt, so führte mich Dieses auf die schmerzliche Betrachtung, wie tief Frankreich in Verdorbenheit und Verworfenheit gesunken sei!

Am folgenden Vormittag um elf Uhr ging ich wieder zu Curtius; er war eben am Aufstehen. „Ah, da kommst Du, großes Kind," rief er aus, als er mich sah, „ich habe diesen Morgen schon schöne Dinge von Dir vernommen. Der General ist eben fortgegangen."

Ich: „Ich mache Dir kein Compliment, daß Du solche Besuche annimmst."

Curtius (die Achsel zuckend): „Thor! Du hast Dein Glück verscherzt, und ich verzweifle an Deiner Zukunft."

Ich: „Wenn Jemand ein Schelm werden will, so kann er hiezu immer Gelegenheit finden. Wenn Du das Glück nennst . . ."

Curtius (mir ins Wort fallend): „Vetter, Du bist vielleicht der einzige Mensch in der Welt, den ich lieb habe, und Du darfst Dich gegen mich mit aller Freimüthigkeit aussprechen. Aber Du wirst mir hoffentlich das Gleiche auch Dir gegenüber nicht verübeln. Ich muß Dir daher rundweg sagen, daß Du nach meiner Ansicht ein großer Thor bist. Begreifst Du denn nicht, daß die menschliche Gesellschaft eine neue Aristokratie haben muß, und daß, wenn wir die Güter von Frankreich an uns bringen, wir damit nur einem Bedürfniß des Landes abhelfen? Wir Revolutionsführer sind zum Wohle des Vaterlandes die Aristokraten der Zukunft. Aber, Freund, laß doch deinen Patriotismus fahren, denn dieser kann Dir jedenfalls nicht weiter, als zur Stelle eines Klubredners helfen, wenn er Dich nicht vielleicht gar auf das Schaffot bringt. Wenn Du die Augen aufschlägst, so muß es Dir einleuchten, daß die jetzige Ordnung der Dinge nicht mehr lange sich halten kann und daß unsere Excesse nothwendig bald eine Reaction hervorrufen müssen, daß es für uns darum eine gebieterische Nothwendigkeit ist, unser Vermögen in's Trockene zu bringen, um bei der neuen Ordnung wieder als Männer von Gewicht auftreten zu können."

Ich: „Aber, Curtius, ist's möglich, so schamlos . . ."

Curtius: „Was Du in deiner Beschränktheit für Schamlosigkeit hältst, ist nichts Anderes, als verständiges und kluges Handeln, armer Vetter! . . . Ich habe Augen und brauche sie, damit Punktum!"

Ich: „Du wirst mir nie begreiflich machen, daß, um ein braver Mann zu werden, man zuerst ein Schelm sein müsse."

„Wir wollen dieses Gespräch abbrechen, denn wir könnten doch nie darüber einig werden", entgegnete Curtius mit einer Kälte, wie er sie mir gegenüber noch nie gezeigt hatte.

Während er sich ankleidete, ließen mehrere Bittsteller oder Freunde ihm ihre Namen anmelden, und er ließ sie der Reihe nach vor sich kommen, wie sie auf der Liste verzeichnet waren. Da ich ihn nicht stören wollte, ging ich auf das Bureau, um dort die Zeit zum Frühstücken abzuwarten. Hier fand ich den Expeditionschef gar übel gelaunt; er saß ganz unwillig vor einem Blatt Papier, welches mit unleserlichen Schriftzügen überdeckt war, denen er keinen Sinn abzugewinnen wußte.

„Der Bürger Curtius ist unstreitig ein großer Geist," sagte der Expeditionschef, als er mich bemerkte; „aber wenn er nur noch einige Stunden Unterricht im Schreiben nehmen würde, so fehlte ihm gar nichts, so wäre er ein vollendeter Mann. Der T — l soll mich holen, wenn ich weiß, wie ich dieses Concept in's Reine schreiben soll."

Ich: „Soll ich es Ihnen diktiren? Ich bin die Schrift des Vetters gewohnt."

Expeditionschef: „Bürger! Du würdest mir einen großen Gefallen erweisen."

Das Blatt trug die Ueberschrift: „Titel und Grundlagen zur Sichtung der Beamten 2c.", und war in sieben Kolonnen getheilt. Die erste Kolonne enthielt die Geschlechtsnamen, die zweite die Vornamen, die dritte das Alter, die vierte die Wohnung, die fünfte die Berufsart, die sechste die damaligen Anstellungen, die siebente, die größte und merkwürdigste, war für die „Bemerkungen" bestimmt. Ich greife ganz zufällig den ersten besten Namen heraus, der mir unter die Augen kommt, und führe dies als Muster der Sitten unserer Zeit an.

„Gracchus (ehemals Seigle-Arrosoir), 32 Jahre alt, von Muratheu-la-Roche, Kammmacher, Präsident des Bezirksgerichts, war von den frühern Inhabern der Generalpacht wegen Salzschmuggel zu den Galeeren verurtheilt worden. Nebst dieser ehrenvollen Brandmarkung spricht auch für ihn der Umstand, daß er seit dem 30. Juli, wo er den Kopf und das Herz des Marquis von Chantereine auf einem Spieß herumgetragen, sich fortwährend als entschiedener Republikaner gezeigt. Er ist Meister über den Willen und über die Hände aller Sansculotten in seiner Vorstadt. Er ist ein braver Montagnard. Anderseits liegt gegen ihn die Klage vor, er sei der Kammerdiener und später der Agent des weiland Kommandanten des Königs in dieser Stadt gewesen. Die Beweise für diesen Verrath sind von einem Föderalisten beigebracht worden, und müssen somit als null und nichtig angesehen werden. Er ist ferner beklagt, daß er ein Kistchen Silber-

geschirr bei einem Emigrirten gestohlen habe. Da aber die Kinder dieses Emigrirten die klagführende Partei sind, so darf man diese Anschuldigung ohne Bedenken als eine schändliche Verleumdung ansehen. Nach der allgemeinen Sage ist er ein ausgelassener Sohn, liederlicher Ehemann und schlechter Familienvater; dabei aber der freisinnigste Bürger. Er hat mehrere Strophen zu Ehren des Repräsentanten N . . . gedichtet und ein Lobgedicht auf Marat verfaßt. — Wird beibehalten."

Vor und nach dieser kurzen Biographie des ehrenwerthen Bürgers Gracchus, der in seinem Amt als Präsident des Bezirksgerichts beibehalten wurde, waren über fünfzig eben so merkwürdige andere Biographieen mit ähnlichen Angaben, so daß sich das Ganze wie ein langes Verzeichniß von Signalementen entlaufener Galeerensträflingen ausnahm.

Als ich dieses furchtbare Actenstück aus dem Bereich der Administration dem Abschreiber dictirt hatte, kam mein Vetter auf das Bureau und schlug die Thüre mit Heftigkeit hinter sich zu. „Was hast Du, Curtius?" fragte ich ihn, „Du scheinst sehr aufgeregt zu sein."

„Ich bin es auch", antwortete er. „Du magst es mir glauben, ich kann keinen Schritt mehr thun, ohne von Bittstellern jeder Art aufgehalten zu werden: „„Bürger, gib mir meinen Vater zurück! Bürger, meine unschuldige Frau schmachtet im Gefängniß!"" so tönt das Lied ununterbrochen fort. Es mahnt mich ganz daran, wie wenn Haufen ungestümer, zudringlicher und unermüdlicher Bettler um eine Kutsche herumschwärmen, sobald es bergan geht, oder wenn die Kutsche anderer Ursachen wegen im langsamen Schritt fahren muß. Tausend Sapperment, das kann und soll nicht mehr länger so gehen. Meine Nerven sind im höchsten Grade angegriffen. Um dieser unerträglichen Zudringlichkeit ein schnelles und rasches Ende zu machen, muß ich ein Dutzend solcher Bittsteller einsperren lassen. Das ist das einzige Mittel, um Ruhe zu bekommen."

Nach dieser Aeußerung des Unwillens nahm Curtius das Sichtungsblatt, das ich dem Abschreiber diktirt, zur Hand, durchging es flüchtig, wandte sich zu mir und sagte: „Willst Du mit mir zum Repräsentanten gehen? Ich muß nothwendig mit ihm reden. Ich will Dich kaum fünf Minuten warten lassen, dann gehen wir frühstücken."

„Gar gern," antwortete ich ihm, „ich habe auch noch ein längeres und ernstes Wörtchen mit Dir zu reden."

Curtius war in das Kabinet seines Repräsentanten eingetreten, ich im Vorzimmer zurückgeblieben, da kam eine verschleierte Frauensperson, die ich nach ihrem Gang und nach ihrer Körperbildung für ganz jung hielt. Die Unbekannte schien sehr aufgeregt; sie zog sich an das Fenster zurück, als wollte sie der Gesellschaft der übrigen Bittsteller ausweichen.

In der Haltung dieser jungen Person viel Schamhaftigkeit und war so Eingezogenheit, daß ich große Theilnahme für sie fühlte, und da ihre Anwesenheit im Vorzimmer des Repräsentanten N . . . es genugsam zeigte, daß sie von einem schweren Unglück betroffen war, so nahm ich mir vor, ihr wo möglich behülflich zu sein.

Von diesem Gedanken geleitet, suchte ich irgendwie mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Die junge Person warf einen Blick auf mich, und zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich, wie sie bei meinem Anblick zitterte und einen Augenblick bedenklich dastand; bald aber kam sie rasch auf mich zu, hob den dichten Schleier, der ihr schönes Gesicht deckte, hinweg und sagte zu mir: „Sie werden mich wahrscheinlich nicht mehr kennen, Bürger!"

Ich: „Wirklich, Fräulein, muß ich Ihnen ganz aufrichtig gestehen, ich glaube Sie sind im Irrthum, denn bis auf diesen Tag hatte ich noch nie das Vergnügen, Sie zu sehen."

Fräulein: „Ich bitte um Vergebung, ich irre mich nicht, Bürger. Sie sind in einem Augenblick zu mir gekommen, der mir in meinem Leben zu wichtig war, als daß sich Ihr Bild nicht für immer tief in mein Gedächtniß eingeprägt hätte. Ich bin die ältere Tochter des unglücklichen Posamentiers Lemite, und Sie, Bürger, sind der einzige Mensch, der nach der Gefangennahme unseres armen Vaters meiner Schwester und mir ein Wort der Hoffnung und des Trostes gebracht. Daß wir diesen Morgen hier zusammentreffen, darin erkenne ich die Leitung der Vorsehung! . . . "

Bei diesen Worten, die sie mit der größten Liebenswürdigkeit aussprach, überflog mich die Schamröthe und ich wußte einige Augenblicke nicht was ich sagen sollte, denn zu meiner Schande muß ich es bekennen, daß ich weder an die Verhaftung des Posamentiers Lemite, noch an meine Zusage mehr gedacht.

Ich: „Zweifeln Sie nicht, mein Fräulein, daß ich den geringen Einfluß, welchen ich besitze, für die Rettung Ihres Vaters verwenden werde; nur muß ich fürchten, daß dieser Einfluß weit geringer als mein guter Wille ist."

Fräulein: „Ihre Anwesenheit an dieser Stelle läßt mich erkennen, daß Sie mit Jemanden bekannt sind, der mit der Person des Repräsentanten N . . . oder mit seinem Sekretär Curtius in engern Verhältnissen steht. Jedenfalls werden Sie doch nicht wie ich hier sein, um eine Bitte vorzubringen . . ."

Ich: „Nein, Gott sei Dank, Bitten habe ich hier keine vorzubringen, ich warte auf Curtius."

Fräulein (mit Bangigkeit): „Sind Sie mit Bürger Curtius bekannt?"

Ich: „Ja, mein Fräulein, und zwar sehr gut; er ist mein ehemaliger Schulkamerad, und wir nennen uns gegenseitig Vetter."

Fräulein (im höchsten Grade aufgeregt und ihre thränenbenetzten Augen gegen den Himmel erhebend): „Wenn dem so ist, können Sie gewiß meinen Vater retten .... Der Bürger Curtius besitzt das unbegrenzte Vertrauen des Repräsentanten R . . ., das ist in der ganzen Stadt bekannt, und er kann von ihm Alles erhalten, was er nur will .... Wenn Sie, Bürger, nur ein Wort mit Ihrem Vetter sprechen, so können Sie eine ganze Familie vom Elend und aus der Verzweiflung erretten."

Ich: „Curtius wird im Augenblick hieherkommen, und das Erste, was ich thun will, ist, daß ich ihn um die Freilassung Ihres Vaters bitte."

Fräulein: „Wenn Bürget Curtius Sie kennt, o so bitte ich, stellen Sie mich ihm vor! Glauben Sie nicht, daß ich an Ihrer Verwendung zweifle, aber ich fühle, daß ich zur Vertheidigung meines vortrefflichen Vaters solche Worte finde, wie sie nur eine Tochter vorbringen kann; ich werde Ihren Vetter durch die Schilderung unserer Verzweiflung gewiß erweichen und er wird meinem Schmerzensruf nicht widerstehen können."

Ich: „Im Gegentheil, hüten Sie Sich wohl, dem Bürger Curtius unter die Augen zu treten; mein Vetter ist in diesem Augenblick gegen alle Bittsteller erzürnt. Legen Sie Ihr Anliegen in meine Hände, und seien Sie überzeugt, daß ich mich Ihres Vaters mit dem gleichen Eifer und mit der gleichen Wärme annehme, wie wenn er mein eigener Vater wäre."

„Und Sie hoffen einen günstigen Erfolg?" schluchzte die arme Tochter und wollte in meinen Augen lesen, welche Aussichten ich habe.

Ich: „Ich bin der Sache so viel als gewiß, indessen, weil zu früher Siegesruhm oft übel endet, so kann ich Ihnen nicht mit Bestimmtheit einen guten Erfolg versprechen. Aber doch darf ich so viel Ihnen sagen, daß ich Zehn gegen Eines wetten dürfte."

Das Fräulein (erfreut): „Gott wolle Ihren Edelsinn belohnen, Bürger, denn was Sie da für uns thun, ist mehr, als daß Menschen es würdig vergelten könnten."

Ich: „Jetzt entfernen Sie Sich schnell, sehen Sie dort Curtius."

Das Fräulein: „Und wann kann ich Sie wieder sehen?"

Ich: „Sobald ich die Erfüllung Ihres Gesuches erzielt habe; vielleicht nach einer Stunde schon."

Das Mädchen: „Also, wenn Sie nach dieser Zeit nicht kommen . . ."

Ich: „So müssen Sie Ihr Vertrauen auf Gott setzen, denn in diesem Falle würde mein Ausbleiben anzeigen, daß ich entweder selbst verhaftet worden, oder daß ich mich aus Marseille flüchten mußte."

Das Mädchen wollte mir noch antworten, da machte die Ankunft meines Vetters unserem Gespräch ein Ende.

Einige Minuten später setzten wir uns zu einem reichlichen Frühstück nieder, aber wie reizend der Anblick der mit Wildpret und köstlichen Früchten jeder Art gefüllten Platten, besonders bei der damaligen Hungersnoth auch war, dennoch blieben Curtius und ich im tiefsten Schweigen, und beide hingen wir unsern Gedanken nach. Curtius leitete das Gespräch zuerst ein und sagte: „Weißt Du, was vorgefallen ist? Es ist uns die Anzeige gemacht worden, daß eine Flottille von zwanzig mit Korn beladenen Transportschiffen, die wir mit Ungeduld erwarteten, von den Engländern weggenommen wurde. Das wird in der Stadt und im ganzen Departement einen bedenklichen Eindruck machen. Der Repräsentant N. besorgt einen Aufstand und er weiß nicht, wo er den Kopf hat."

Ich: „Wie ist diese Nachricht hierher gelangt?"

Curtius: „Der Capitän der Corvette, welche die Flottille eskortiren sollte, hat vor der englischen Division feig die Flucht ergriffen, den Hafen erreicht und uns den Bericht gebracht."

Ich: „Wie hat ein Offizier der französischen Marine dermaßen allen seinen Pflichten untreu werden können? Das ist unmöglich!"

Curtius: „Das ist so möglich, daß er bereits gefangen sitzt und sich als verurtheilt betrachten darf. Wir hoffen, durch seine Hinrichtung das Volk zu beruhigen und zu zerstreuen."

Ich: „Aber sage mir, war die englische Seemacht, welche sich unserer Schiffe bemächtigt, bedeutend?"

Curtius: „Sehr bedeutend, sie bestand aus drei Linienschiffen, sieben Fregatten und vier Briggs."

Ich: „Wie hätte aber dann der französische Kommandant mit nur einer Corvette an Widerstand denken dürfen?"

Curtius: „Das kommt hier gar nicht in Betracht; er hätte sich in den Grund bohren oder in die Luft sprengen lassen sollen, so hätten wir ein pompöses Bulletin herausgegeben und ein Bürgerfest anstellen können; dann würde das Volk nicht mehr an den Hunger gedacht haben!"

Ich: „Immer nur leere Schaustellung und großsprecherische Mittel! Oh, Curtius, wenn Du mir glauben wolltest . . ."

Curtius: „Nun denn, warum redest Du nicht heraus, Vetter? Sprich nur frei von der Brust weg, Du weißt ja, daß Du Dich vor mir nicht zurückhalten sollst."

Ich: „Du bist mir in der That so lieb, Curtius, daß ich Dir noch einmal und zwar zum letzten Mal meine Meinung offenherzig sagen will, um Dich, wenn es noch Zeit ist, von dem Abgrund zurückzuziehen, der sich gähnend zu deinen Füßen öffnet. Armer Freund, glaub' es mir, Du hast Dich auf einen unheilvollen Weg hinausgewagt. Du bist jung, thätig und voll Geist; bist Du nicht im Stande, mit Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit eine freudige und glückliche Zukunft zu gründen? Warum läßt Du Dich denn zu allen diesen schändlichen Transactionen, zu all den abscheulichen Plänen mißbrauchen, welche den Gewalthabern nur dazu dienen, sich auf unerlaubte Art große Reichthümer zusammenzuraffen? Meinst Du denn, das Gewissen sei nur ein leeres Wort, ohne Wahrheit? Wenn es Dir auch gelingen sollte, nie compromittirt zu werden, glaubst Du wohl, Du werdest die Frucht deiner Verbrechen in der Zukunft in Frieden genießen können? Denke nur das nicht; die Gewissensbisse werden mit Dir zur Tafel sitzen, mit Dir zu Bette gehen, Du wirst keinen ruhigen Augenblick mehr haben."

Curtius: „Lieber Prediger und Vetter, Du hast ganz deinen Beruf verfehlt, Du warst für den Priesterrock gemacht, nicht für die Patrontasche. Ich sollte Dir vielleicht nicht einmal antworten auf die Gemeinplätze, die Du so eben mit lächerlicher Kaltblütigkeit zum Besten gegeben hast, doch will ich unsere ehemalige Freundschaft berücksichtigen und offen von der Brust weg mit Dir reden.

„Boshaft bin ich nicht, ich trage gegen keinen Menschen einen Haß oder Widerwillen und zwecklos füge ich Niemand Böses zu; Rachelust soll mich nie leiten, das Einzige, was ich hienieden suche, ist das Vergnügen. Die gemeine Arbeit, durch die wir im Schweiße des Angesichts uns das tägliche Brod verdienen sollen, ist mir zuwider, ich habe nur Sinn für Genuß ohne Mühe. Du siehst, die Revolution ist ganz für mich gemacht. Wenn Du aber für die Zukunft mich mit Gewissensbissen schrecken willst, so glaube ich meinerseits nicht, daß ein Mensch dafür strafbar sei, daß er den Verstand, den ihm die Natur gegeben hat, dazu gebraucht, sich eine bessere Lage zu bereiten, im Gegentheil. Da ich Dir jetzt ein so aufrichtiges und offenes Bekenntniß abgelegt, so hoffe ich, Du werdest nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückkommen und deine Bekehrungsversuche fallen lassen. Nur, wenn Du das thun willst, kann ich ferner noch mit Dir Umgang haben."

Bei dem höhnischen Tone, womit Curtius diese letzten Worte aussprach, stieg mir das Blut heiß in die Wangen; ich hatte bereits eine tüchtige Erwiderung in Bereitschaft, aber ich erinnerte mich noch eben zur rechten Zeit an das Versprechen, welches ich der Tochter des Posamentiers Lemite gegeben, und unterdrückte in mir die Zornesaufwallung, nahm

einen milden Ton an und sagte: „Es ist nur zu gewiß, Curtius, daß unsere Ansichten weit auseinander gehen; aber immerhin ist doch unsere Freundschaft zu fest begründet, als daß sie unter dieser Meinungsverschiedenheit leiden könnte. Ich bekenne Dir, daß ich immer auf Dich zähle und, so oft ich Deiner Hülfe benöthigt bin, sie für mich in Anspruch nehme, wohl wissend, daß Du sie mir nie versagen wirst. Gib mir die Hand; die eben stattgehabte Besprechung wollen wir als ungeschehen betrachten, bist Du dies zufrieden?"

Ich reichte Curtius die Hand, Curtius mir die seinige mit einem herzlichen Drucke und rief mir zu: „Vetter, Du weißt ja, daß in meinem Herzen kein Groll haftet."

Ich: „Ja, das glaube ich wirklich, Curtius, und zum Beweis, daß ich es glaube, will ich Dich gerade um eine Gefälligkeit ansprechen; die Sache ist mir sehr wichtig."

Jouveau (ganz freudig): „Es soll Dir gewährt sein, was Du verlangst, wenn es anders nicht durchaus unmöglich ist; und auch in diesem Falle noch wollen wir sehen, was zu machen."

Ich: „Du kennst ohne Zweifel wenigstens dem Namen nach einen Posamentier Lemite?"

Auf diese Frage wurde Curtius ganz roth, und der Ausdruck seines Gesichtes war wie durch einen Zauber ganz verändert.

Curtius (trocken und kurz): „Ja, den Posamentier Lemite kenne ich wohl; und nun?"

Ich: „Dieser Unglückliche, der ohne Zweifel nur in Folge eines Irrthums verhaftet worden, ist die einzige Stütze seiner Familie."

Curtius (mir in's Wort fallend): „Genug, Bürger; das ist Etwas, was Dich Nichts angeht, und ich bitte, Dich nicht in diese Sache zu mischen. Ueberlasse Du den Patrioten, welche die Republik lieben, die Sorge, für ihre Aufrechthaltung und ihr Bestes zu wachen."

Ich: „Lieber Freund, es ist jetzt zu spät, um die Maske anzulegen, denn ich kenne Dich schon zu gut! Sag' es mir offen, ob Du in dieser Sache Dich von Haß, oder von Rachsucht, oder von Interesse leiten ließest, nur lasse die Republik aus dem Spiel. Mit Deinem Patriotismus steht es nach Deinen eigenen Enthüllungen bei mir schlecht. Nun denn, sei ein wenig offen!"

Curtius: „Das will ich denn auch sein. Dieser Lemite ist ein braver Mann, ich will nicht das Gegentheil behaupten; er ist auch ein guter Republikaner und braver Bürger, das ist alles in Ordnung, aber das kann doch nicht hindern, daß sein Kopf auf dem Schaffot fallen muß!"

Ich: „Elender, ich glaubte, Du stehlest nur, nun aber mordest Du auch?"

Diese empfindliche Beleidigung war kaum über meine Lippen gegangen, so bereute ich sie schon, denn sie konnte meinem Anliegen gefährlich werden.

Aus freien Stücken und unaufgefordert wollte ich die Aeußerung, welche mir der Unwille entrissen, durch Erklärungen und Ausreden wieder gut machen; aber Curtius ließ mir keine Zeit, sondern sagte mit größter Kaltblütigkeit und ohne die mindeste Erbitterung über meine Aeußerung sich anmerken zu lassen:

„Mein lieber Freund, ich sehe wohl, daß Du mich noch nicht kennst; so will ich mich denn noch einmal, aber auch zum letzten Mal, erklären, hoffe aber dann auch fürderhin nicht mehr von Dir mit Aeußerungen des Staunens und des Zornes belästigt zu werden. So wisse denn ein für alle Mal, daß ich auf kein anderes Interesse Rücksicht nehme, als auf das meinige, und daß ich bei Allem, was vorgeht, nur darauf sehe, was mir Vortheil bringen kann, und daß ich durch meinen Egoismus — Du siehst, ich rede offen von der Brust weg — über die menschlichen Leidenschaften mich zu erheben weiß. Haß und Rachsucht haben eben so wenig als Mitleid und Schmerzgefühl irgend welche Gewalt über mich, ich sehe einzig auf meinen Vortheil, alles Andere kümmert mich nichts."

Ich: „Du sprichst, als wolltest Du recht absichtlich Dich selbst verleumden, aber gleichviel, ich will Deine Großsprechereien und Windbeuteleien als Wahrheiten hinnehmen, aber wie kannst Du Dein Interesse dabei finden, wenn Du diesen unglücklichen Lemite verfolgest?"

Curtius: „Jedenfalls ist mein Interesse hier im Spiel, und zwar in hohem Grade: Lemite war so unklug, sich nachtheilige Aeußerungen gegen den Repräsentanten R . . . zu erlauben, und dieser ist nun furchtbar gegen ihn erzürnt. Wenn ich der Rachsucht des Repräsentanten diene und mich mit Wärme seiner annehme, so vermehre ich dadurch das Vertrauen, das er auf mich setzt, und eben dadurch auch meinen Credit. Da aber dieses Vertrauen und dieser Credit mir zu Geld, Vergnügen und Macht verhilft, so wirst Du, da Du ja im Grund auch nicht ohne Verstand bist, leicht begreifen, warum ich diesen Schwätzer Lemite meiner Selbstsucht zum Opfer bringe. Hätte Lemite eine Verschwörung gegen die Republik angezettelt, einem Verbannten Unterkunft gegeben oder einen dummen Streich gespielt, so würde ich ihm aus Freundschaft für Dich helfen, aber weil er sich an den Mann gewagt hat, durch welchen ich Alles bin, so muß er — sterben!"

Ich: „Ist dies Dein letztes Wort, Curtius?"

Curtius: „Mein letztes."

Ich: „Nun denn, so reise ich auf der Stelle ab. Unmöglich könnte

ich länger mit Dir leben. Schon Dein bloßer Anblick geht mir wie ein Stich durch das Herz."

Curtius: „Es ist mir leid, lieber Freund, daß Du fortgehst, aber da Du jedenfalls nicht immer bei mir bleiben kannst, so müssen wir uns einmal — trennen."

Da ich wohl sah, daß alle Bitten und Drohungen an dieser, wenn ich so sagen darf, entschieden egoistischen Natur abprallen würden, so machte ich keinen weiteren Versuch, sondern ging fort, ohne Curtius nur eine Antwort zu geben. Eine Stunde später wanderte ich schon mit dem Tornister auf dem Rücken und mit dem Stock in der Hand auf der großen Straße, welche von Marseille nach Aix führt.

5. Aix. (Das Fest der Vernunft) St. Cunard. (Quiproquo.) Avignon.

Auf meinem Wege begegnete ich jeden Augenblick Uniformen aller Arten: Abgeordneten, Gensdarmen, Gefangenen, Kommissären rc. Es reihte sich ein Unglücksfall an den andern, als Folge des Krieges, der Angeberei und des Maximums. *)

Kaum eine Stunde nach meiner Ankunft in Aix entstand ein furchtbarer Lärm, Tamboure schlugen den Feldmarsch, mit Trompeten wurde Tusch geblasen. Ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah die Offiziere, die Soldaten, die verschiedenen Comité's, die Municipalität, das Bezirksamt, die Richter, mit einem Wort, alle Behörden vorbeiziehen.

Militär wie Magistratspersonen sangen aus vollem Halse und gingen vor einem mit Laubgewinden verzierten Wagen her, auf welchem eine wirklich sehr schöne, weibliche Person mehr gemächlich als anständig gelagert war. Ich sprang zum Haus hinaus und schloß mich dem Zug an.

„Was wird da für ein Fest gefeiert?" fragte ich.

„Das Fest der Vernunft", lautete die Antwort.

Sogleich kam mir das Fest der Saturnalien wieder in Sinn, dem ich in Avignon beigewohnt und das der große Patriot Marcotte auch als Vernunftfest betitelt hatte, und ich verspürte nicht geringe Versuchung, wieder auf mein Zimmer zurückzugehen. Weil mich aber der Vorwitz plagte und das Volk sich im Allgemeinen ruhig verhielt, so änderte ich

---

*) Unter der Herrschaft des Convents wurde der Preis gewisser Waaren gesetzlich bestimmt, und unter „Maximum" verstand man den festgesetzten Preis, über welchen eine Waare nicht verkauft werden durfte.

Anmerk. des Herausgeb.

wieder meinen Entschluß und mischte mich unter die Menge, welche der Göttin Vernunft nachzog.

Der Zug dauerte eine Viertelstunde und hielt vor einer Kirche, welche zur Feier dieses imposanten Festes ausersehen war. Daß der Revolutionssturm auch über diese heilige Stätte ergangen war, verkündeten deutlich die vom Rauch geschwärzten Mauern, die eingeschlagenen Fenster und die von Kugeln durchlöcherten Thüren.

Die Göttin stieg vom Wagen, ging unter dem Geleit aller Behörden in die Kirche und setzte sich unter einem aufgeschlagenen Thronhimmel von grünem Laubgewinde nieder.

Alsbald schmetterten die Trompeten, und nicht lange nachher stieg ein Municipalbeamter, mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, zu einem Vortrag auf die Kanzel, von welcher ehemals das Wort Gottes verkündet wurde.

Es herrschte tiefe Stille und der Festredner begann mit einer durch die ganze Kirche schallenden Stimme: „Brüder und Freunde! Es gibt eine Macht, die älter ist, als die Schöpfung, eine Macht, welche von den selbstsüchtigen Heuchlern entstellt, verdreht und ausgebeutet worden ist, ich meine — die Vernunft! Wehe den Völkern, welche sie nicht anerkennen; Haß den Tyrannen, welche sie verachten! Die ersteren verfallen der Sklaverei, die letzteren kommen auf's Schaffot."

Eine Rede mit solchem Eingang ließ Vieles erwarten, und wirklich war der Vortrag des Municipalbeamten von dem besten Erfolg gekrönt und wurde mit donnerndem Jubelsturm aufgenommen. Ich bedauere sehr, daß ich die Rede nicht ganz mittheilen kann; da sie aber über eine Stunde währte, so kann ich sie nicht zu Papier bringen und muß darum dem Leser überlassen, diese Lücke sich durch seine Phantasie auszufüllen.

Während der Redner auf seiner Kanzel die heftigsten Geberden machte und die Gewölbe der Kirche von dem Schall seiner mächtigen Stimme wiederhallten, entwickelte sich wenige Schritte von mir eine zwar weniger feierliche, aber nicht minder malerische Scene. Mehrere Stutzer hatten sich bis an die Stufe des Thronhimmels herangedrängt, und die Göttin hatte die Schwachheit, gegen die Liebkosungen dieser galanten Herren nicht gleichgültig zu sein.

Das Deuten und Blinzeln mit den Augen war eben im besten Gange, als ein dicker Mann von beiläufig vierzig Jahren hervortrat, dessen mehr als nachläßige Kleidung sattsam zu erkennen gab, daß die Gefallsucht ihn nicht sonderlich plage. Zuerst hustete er, und als er sah, daß die Göttin diesen Wink nicht verstehen wolle, fing er an zu fluchen, wiewohl noch ziemlich gemäßigt und nur so halblaut; da aber auch diese Aeußerungen bei der Göttin nicht besseren Eindruck machten, gerieth er ernst-

ich in Zorn und brach laut in den eben nicht parlamentarischen Ausdruck laus: „Ah, Buhlerin! Du wirst mir das zu büßen haben."

Von den Anwesenden machten die Einen „Pst!", die Andern riefen: „zur Thüre hinaus mit dem Royalisten!"

Sie konnten den dicken Mann damit wohl unterbrechen, aber seinen Zorn nicht besänftigen, im Gegentheil!

„Ah, die Elende, die Ausgeschämte," murmelte er zwischen den Zähnen, „so darf sie meiner spotten, so mir unter die Nase, in den Bart hinein lachen! Wir wollen sehen, wer zuletzt lacht!"

„Was hast Du denn, Bürger?" — fragte ich ihn ganz leise — „Gefällt Dir das Fest nicht? oder glaubst Du etwa, die Göttin sei für die ihr gewordene ehrenvolle Aufgabe nicht schön genug?"

„Die Ausgeschämte ist nur zu schön", gab er zur Antwort. „Aber alle diese Stutzer da, die nur über mich lachen, sie sollen es noch inne werden, daß ich mir Genugthuung zu verschaffen weiß."

Ich: „Wie? Was? Warum Genugthuung?"

Der Mann: „Weißt Du denn nicht, daß die Vernunftgöttin meine — Frau ist?"

Ich: „Das wußte ich freilich nicht. Erlaube, daß ich Dir dazu Glück wünsche."

Der Mann zog die Achseln und runzelte die Stirn in einer Weise, welche deutlich zeigte, daß er das Kompliment wider meinen Willen als Ironie aufnahm.

Nachdem mittlerweile dem Municipalbeamten zwar nicht die Rede, wohl aber der Athem ausgegangen war, stieg er endlich von der Tribüne herab und der Zug wollte sich eben zur Rückkehr in Bewegung setzen, da trat der Ehemann der Göttin heftig gegen seine nur zu gefühlvolle Ehehälfte heran, und apostrophirte sie mit solcher Heftigkeit, daß ich seine Ausdrücke nicht wiederzugeben vermag.

„Wie?" entgegnete ihm die Göttin, „ist es nicht gerade, als lebten wir noch unter der Schreckensherrschaft, und als dürfte eine Frau nicht einmal gerade vor sich hinausblicken?"

Der Mann: „Was, du abscheuliche Buhlerin?"

Die Göttin: „Nur nicht so grob, Bürger Gatte! Wir haben so eben das Vernunftfest gefeiert, und die Vernunft sagt mir, daß eine alte häßliche Nachteule, die immer murrt und krächzt, nicht so viel Werth hat, als ein junger Mann, dessen Mund von süßen Worten überfließt. Wenn Du mir also Langeweile machst . . ."

Der Mann: „Antwortest Du mir so auf meine Drohungen? Schon recht, wart' nur ein wenig! Bin ich auch nicht so auf's Antwor-

ten gefaßt, wie Du, denn Du hast eine Zunge wie eine Schlange, so habe ich doch zwei kräftige Arme."

Die Göttin: „Drohungen? Da lache ich nur über Dich. Ich kratze Dir die Augen aus, wenn Du herkommst. Sie sind so häßlich, wie die einer alten Nachteule."

Der Mann: „Ah, meinst Du auf solche Weise deinen Mann blind zu machen . . . Wart' nur, Du Ausgeschämte!"

Weil der Mann sich in seiner Würde als Ehegemahl gekränkt fühlte und ihn auch noch der Gedanke stachelte, daß die Blicke aller Anwesenden auf ihn gerichtet seien, konnte er nach einer solchen Herausforderung nicht mehr zurücktreten. So stülpte er denn die Aermel seiner Carmagnole zurück und ging mit geballten Fäusten auf die Ehehälfte los. Da aber die Vernunftgöttin auf den Schutz ihrer Anbeter vertraute, so wollte sie sich die handgreifliche Zurechtweisung auch nicht gefallen lassen, sprang von ihrem Throne auf, reckte den Kopf in die Höhe und machte sich mit wildfunkelnden Augen und geballten Fäusten auf einen hartnäckigen Widerstand gefaßt.

Nur einige Sekunden, und die ganze weite Kirche ertönte von einem entsetzlichen Lärmen, Schreien, Kichern und Hohngelächter. Die beiden Ehehälften lagen einander in den Haaren. War der Mann kräftig, so fehlte es der Göttin nicht an Entschlossenheit. So wurde denn der Kampf bald so hitzig, daß man, um Unglück zu verhüten, das allzu sehr aufgeregte Ehepaar aus einander riß.

Die Augen der Göttin waren ziemlich stark aufgelaufen und trugen die Spuren mehrerer derben Faustschläge; das Gesicht des Mannes war von den scharfen Nägeln der Göttin zerkratzt und mit Blut überronnen. Beide Theile hatten sich wacker geschlagen, der Sieg war unentschieden geblieben.

Dieser unbedeutende Zwischenfall, welcher mich, ich muß es bekennen, nicht wenig ergötzte, und der anwesenden Volksmenge nicht mißfällig war, schadete im Ganzen der Ceremonie gar nicht. Der Mann fühlte einige Beruhigung und Befriedigung, daß er seinem Zorn im Kampfe Luft gemacht; die Frau war entzückt, daß sie ihrem Manne so kräftigen Widerstand geleistet; und so nahmen denn beide Theile bald ihre frühere Stellung wieder ein.

Die Göttin bestieg den Wagen und zog unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter durch die Stadt. Der Zug hielt vor der Boutique eines Seefischhändlers; die Göttin stieg ab, grüßte die Menge und das Fest war zu Ende.

Im Wirthshaus sagte man mir, das, was ich gesehen, sei nur eine Probe von einem Festzug, welcher am folgenden Tage dem Repräsen-

tanten N. zu Ehren, den man in Aix erwartete, aufgeführt werden sollte. Da ich nicht Lust hatte, mit meinem Vetter Curtius zusammenzutreffen, so beeilte ich mich des andern Tages früh, sobald der Morgen graute, die Stadt zu verlassen.

In dem ansehnlichen Marktflecken Saint Cunard, jetzt ganz einfach Cunard genannt, begegnete mir ein komisches Abenteuer, das ich hier mittheilen will. Da ich mir zur Regel gemacht, auf meiner Reise Alles zu besichtigen, so durchwanderte ich auch diesen Marktflecken, und kam ganz ermüdet in das Wirthshaus zurück, dessen Einrichtung ein schlechtes und dürftiges Mittagessen gewärtigen ließ. Als ich aber in die Küche ging, fand ich die Sache ganz anders; auf dem Feuerheerd war zu meiner Freude ein sehr anständiges Mittagessen zubereitet. Da unter der Pfanne eine Schichte Asche lag, so schloß ich, daß die Speisen schon gekocht und zum Auftragen bereit seien, und befahl daher der Magd, den Tisch zu decken. Die plumpe Kellnerin sah mich mit großen Augen an und fragte: „Ist denn dieses Essen für Dich, Bürger, in Bereitschaft gesetzt?"

Ich: „Ach, für wen denn sonst?"

Die Magd: „Wie? bist denn Du der Bürger . . ."

Da die Magd eben das Wort nicht fand, das sie aussprechen wollte, und einen Augenblick stockte, sagte ich schnell in stolzem Tone: „Ja, ich bin der Bürger."

Auf diese Antwort, welche freilich nicht viel sagen wollte, sperrte die Ungeschlachte die Augen auf, machte vor mir eine tiefe Verbeugung und sprach: „Wenn Du in den Speisesaal gehen willst, so werde ich die Ehre haben, Dich zu bedienen."

Ich: „Recht so; aber spute Dich und laß mich nicht lange warten, denn ich habe Hunger."

In fünf Minuten war der Tisch mit einem blendend weißen Tuch bedeckt — was in jener Zeit etwas Unerhörtes war — ich setzte mich, man brachte eine schmackhafte Fleischsuppe, zwei Bouteillen Wein, eine Hammelskeule und zwei gebratene Rebhühner. — Es war mir, als träumte ich.

Da ich nicht gewohnt war, so Etwas zu finden, so beeilte ich mich, die Suppe zu verschlingen, und schnitt die Hammelskeule mit unvergleichlichem Verlangen und Wohlbehagen an, das erst dann einigermaßen nachließ, als die Keule schon zur Hälfte verzehrt war. Ich wollte mich jetzt mit gleicher Freude auch über die Rebhühner hermachen, da trat eben die Wirthin in den Speisesaal. Als sie mich weidlich beschäftigt sah, ihre Speisen zu verzehren, stieß sie ein verzweifeltes Jammergeschrei aus und sagte zu mir: „Ah, Bandit, was hast Du da gemacht?" Alsdann wen-

dete sie sich gegen einen jungen Mann, welcher hinter ihr herging und ein ernstes, wegwerfendes und stolzes Aussehen hatte, schlug die Hände zusammen und sagte in bittendem Tone: „Verzeihe mir doch, Bürger, dieser Landstreicher ist allein Schuld. Wie hätte ich vermuthen können, daß Jemand so frech wäre, Dir das Mittagessen vor dem Munde wegzunehmen?"

Der Unwille der Wirthin und die schönen Titel, die sie mir gab, konnten mich um so weniger befremden, da schon im Augenblick, als ich mich zum Tisch gesetzt, einige Zweifel in mir aufgestiegen, ob wohl dieses reichliche Mittagessen, das mir so eilends war aufgestellt worden, auch wirklich für mich bestimmt sei. Es fiel mir wohl ein, daß hier ein Quiproquo obwalten dürfte; aber mein Appetit war so groß, daß ich es gerathen fand, den schönen Fund, den der Zufall mir in die Hände gespielt, zu benutzen und die Lösung des Räthsels abzuwarten. Wie ich nun den jungen Mann mit stolzem und ernstem Aussehen bemerkte, fiel mir sogleich ein, daß dieser Unglückliche den Irrthum zu büßen habe. Da aber beleidigtes Ehrgefühl und guter Appetit zugleich mich zum Widerstand anreizten, so ließ ich mich nicht irre machen und nahm eine feste Haltung an; nach und nach wurde auch die Wirthin etwas ruhiger und sprach zu mir: „Bürger, Du hast Dich doch gar zu sehr beeilt."

Ich: „Bürgerin, ich lasse das Mittagessen nicht gern kalt werden."

Wirthin: „Ja, aber dieses Mittagessen war nicht für Dich bestimmt."

Ich: „Soll ich offenherzig reden, so muß ich bekennen, daß ich dies bereits zu glauben anfange."

Wirthin: „Du hast das Mittagessen des Commissärs des Wohlfahrtsausschusses aufgespeist."

Ich (gegen den jungen Mann mich wendend): „Nun, so wird der Bürger das meinige verspeisen."

Wirthin (mit Nachdruck): „Weißt Du denn nicht, was ein Commissär des Wohlfahrtsausschusses ist?"

Ich (lachend): „Gar wohl!"

„Bürger! sieh meine Vollmacht", sagte der junge Mann und zog ein großes Diplom aus seiner Brieftasche hervor.

„Ich habe niemals behauptet, daß Du Deine Schriften nicht in Ordnung habest", entgegnete ich nachlässig und schickte mich zugleich an, das Rebhuhn zu zerschneiden.

Da der Commissär des Wohlfahrtsausschusses sah, daß hier keine Zeit zu verlieren, wollte er den Stuhl nehmen, an dem ich meinen Tornister und Säbel aufgehängt hatte; „Berühre meine Waffen nicht," sagte ich

ihm, „oder ich werde böse!" Dieser kühne Zug gab mir den Sieg; der Commissär hielt inne, und rührte sich nicht.

Ich wollte jedoch meinen Vortheil nicht weiter verfolgen, und fügte darum ganz höflich bei: „In Bezug auf die Ehre bin ich empfindlich, wie jeder Militär, der Achtung vor sich selbst hat; übrigens wenn ich auch eine hitzige Natur habe, so bin ich doch nicht böswillig. Wenn Du Dich mit dem begnügen willst, was ich mein Mittagessen heiße, weil ich es esse, und was die Bürgerin-Wirthin Dein Mittagessen nennt, weil Du es hättest essen sollen, so lasse Dir einen Stuhl bringen und setze Dich zu mir her; wir wollen, was noch übrig ist, brüderlich theilen. Ich gewärtige Deine Antwort, denn Du mußt wissen, daß ich unverzüglich an's Werk gehe."

Der Bürger-Commissär war augenscheinlich etwas verdutzt darüber, daß ich einen so hochgestellten Mann, wie er war, so gleichgültig zu behandeln wagte, legte aber seine hohe Amtsmiene ab und dankte mir für mein Anerbieten. Man brachte ihm sogleich einen Stuhl und er nahm mir gegenüber Platz. Die Wirthin stellte noch eine Platte Spargeln und Fische auf, welche sie in Reserve behalten, nun aber des besondern Anlasses wegen zum Opfer brachte, so daß sich der Commissär nicht beklagen durfte, und auch wirklich bald sich befriedigt erklärte. Da wir Wein in Genüge hatten, und zwar sehr guten Wein, so tranken wir, so viel uns beliebte, und Niemand wird es auffallend finden, daß der Commissär und ich nach Verlauf einer Stunde auf dem freundschaftlichsten Fuß mit einander lebten.

„Du wirst mir gestehen müssen," sagte ich zu ihm, „daß Du mir übel mitgespielt hättest, wenn ich mich nicht ein wenig auf die Sache verstanden."

Commissär: „Ja, das muß ich bekennen; aber aus Deinem Benehmen habe ich sogleich gesehen, daß Du nicht das bist, wofür man Dich beim ersten Anblick halten möchte, nämlich ein einfacher Adjutant-Offizier, der zur Reconvalescenz auf Urlaub geht."

Ich: „Da irrst Du Dich; . . . ich protestire . . ."

Commissär: „Ah, thue nur nicht so bescheiden und geheimnißvoll; ich weiß jetzt gar wohl, woran ich mit Dir bin, werther College . . . Ja, wirklich, Du verstehst Dich ganz vortrefflich auf die Sache. Nur Eines ist mir an Dir auffallend: warum Du Dich in Deiner hohen Stellung so mühselig zu Fuß hinschleppen magst und nicht lieber zu Pferd oder Wagen reisest."

Lächelnd erwiederte ich in geheimnißvollem Ton: „Ah, Du bist noch jung." Erst jetzt bemerkte ich den Irrthum, in welchen der Commissär

des Wohlfahrtsausschusses verfallen war, und ich hatte mein Vergnügen daran, mir denselben zu Nutzen zu machen.

Commissär (durch meine Haltung ganz außer Fassung): „Jung bin ich, das ist wahr; aber damit ist auf meine Frage noch nicht geantwortet. Warum, frage ich noch einmal, durchwanderst Du die Landstraßen zu Fuß, mit dem Tornister auf dem Rücken, gerade als wärest Du ein vogelfrei erklärter Föderalist?"

Ich: „Warum ich das thue, lieber Freund? Glaubst Du denn, um Vieles und genau zu sehen und zu hören, dürfe man auf einem Pferde sitzen oder sich in einen Postwagen einsperren? Ich bin vom Gegentheil überzeugt; jemehr ich mich verborgen halte und alles Aufsehen vermeide, desto besser werde ich Leute und Sitten kennen lernen. Wer mit einem großen Gefolge und unter einem prunkvollen Titel reist, macht die Menschen heutzutage mißtrauisch und hält dieselben von sich fern."

Commissär: „Ja, das ist so, das ist richtig, College; ich muß gestehen, Du bist ein Mann von seltenem Verstand und Scharfsinn. Ich bedarf keiner weiteren Erklärung mehr. Aber sage mir, ich wette, Du bist von dem pfiffigen Schlaukopf Billault de Varennes gesendet."

Ich: „Nein, Du bist abermals im Irrthum, Billault hat mich nicht . . ."

Commissär: „So ist's Couthon, nicht wahr?"

Ich: „Auch nicht. Ich kann Dir nichts Anderes sagen, als was ich schon gesagt: ich reise als Beobachter; mit frischem Sinne wandere ich hinaus in Flur und Wald, Berg und Thal, Dörfer und Städte, besehe mir Land und Leute, stelle mich auf den Markt des öffentlichen Lebens und was ich bemerkenswerthes beobachte, trage ich in mein Notizbuch ein, bin lediglich ein leidenschaftlicher Freund vom Studium der Sitten, aber Auftrag von der Regierung habe ich — keinen."

Commissär: „Collegen sollten zwar gegen einander offen sein. Wenn aber deine Instruktionen von der Art sind, so hast Du Recht, so zu handeln, wie Du thust, und ich muß thun, als glaubte ich Dir. Aber dennoch will ich wetten, Du spielst eine bedeutende Rolle und bist in wichtige Geheimnisse eingeweiht."

Ich: „Abermals Nein! Bisweilen bin ich im Stand, Etwas zu errathen, was man mir gerne geheim halten möchte — das ist Alles."

Commissär (langsam und mich ganz sonderbar anblickend): „Bist Du wohl auch im Stand, zu errathen, was der Grund meiner Sendung ist?"

Ich: „Vielleicht wohl. Ich denke, es sei Dir eine höhere Beaufsichtigung übertragen; Du habest Dich zu erkundigen, wie die Stimmung der Nationalagenten, der Bezirks- und Gemeindevorsteher sei, Du habest

Anträge über Verhaftungen zu machen, mündliche Aufträge und geheime Ordres an die Volksrepräsentanten zu überbringen. Dabei hast Du die Weisung, deine Sendung mit dem plausibeln Vorwand einer Inspection über Salpetersiedereien und über Fuhrwesen zu verdecken."

Je länger ich sprach, desto deutlicher konnte ich bemerken, daß im Ausdruck des Gesichtes meines Tischgenossen eine sichtliche Veränderung vor sich ging; seine Blicke leuchteten auf, all sein Wesen schien bewegt, und als ich ausgeredet, machte er mir mit größter Höflichkeit ein Kompliment und sagte mit bewegter Stimme: „Ich weiß nicht, wer Du bist, Bürger; doch hoffe ich, wenn man Dich über mich befragen wird, so werdest Du nicht unterlassen, zu bemerken, daß ich der Republik aufrichtig ergeben bin, und daß wir Brod und Salz redlich mit einander getheilt haben."

Diese Antwort zeigte mir, wie sehr der Commissär des Wohlfahrtsausschusses es im vollsten Ernst gemeint, wenn er mich als seinen Collegen angesehen und betitelt hatte. Ich mußte mir Gewalt anthun, um nicht darüber in offenes Lachen auszubrechen; weil aber ein solches Lachen für mich bedenkliche Folgen gehabt, so beobachtete ich den größten Ernst. Als eine Stunde darauf mein College wieder in den Postwagen stieg, drückte er mir mit Wärme die Hand und ersuchte mich, ja nicht zu vergessen, daß er immer mit aller Bereitwilligkeit zu Diensten stehe, wenn ich je seiner bedürfe.

Des andern Tages ließ ich die Wirthin, welche noch zu Bette war, frühzeitig wecken, um ihr die Rechnung zu bezahlen. Die gute Frau weigerte sich aber, von mir eine Bezahlung anzunehmen; als sie jedoch sah, daß es mir Ernst sei, ließ sie sich nicht länger bitten, zwei Thaler zu nehmen und dankte mir so herzlich, daß ich wohl sah, sie sei nicht gewohnt, von allen Angestellten der Republik bezahlt zu werden.

Am folgenden Nachmittage kam ich nach Avignon. Das Erste, was ich that, war, meinen alten Freund Marcotte aufzusuchen, fand aber zu meinem nicht geringen Erstaunen sein Haus leer und verlassen. Als ich mich wieder wegbegeben wollte, rief mir ein gegenüber wohnender Buchhändler, ließ mich in seinen Laden eintreten und sagte zu mir: „Bürger-Adjutant, bist Du nicht derselbe Militär, welcher längere Zeit bei Marcotte gewohnt hat?"

Ich: „Ja, das bin ich. Aber was ist aus meinem alten Gastfreund geworden?"

Buchhändler: „Ach, der arme Mann ist auf der Flucht."

Ich: „Auf der Flucht? Und warum denn das?"

Buchhändler: „Weil ihn sein Vetter Pistache beim Wohlfahrtsausschuß denuncirt hat."

Ich: „Was Du mir sagst! Aber freilich sollte mich eine so schändliche Handlung an Pistache nicht verwundern."

Buchhändler: „Ach, der Bürger Pistache verliebte sich in die Tochter seines Vetters, die schöne Mathilde, und da Mathilde seiner Leidenschaft nicht zu Gefallen sein wollte, mußte auf Einmal der Vater Marcotte als ein gefährlicher Verschworener gelten."

Ich: „Das sind in der That die Mittel, welche der schändliche Pistache anwendet! Aber desto schlimmer für ihn; denn wenn auch die Sache mich nichts angeht, so will ich doch meine Anwesenheit in Avignon benützen, Pistache noch einmal zu sagen, wie sehr ich ihn im Herzen verachte. Weißt Du nicht, wohnt er immer noch in demselben Hause?"

Der Buchhändler blickte scheu um sich, ob ihn Niemand höre, und sagte zu mir: „Bürger, wenn ich Dir einen Rath geben kann, so reise so schnell als möglich wieder von Avignon ab. Hat man es Dir nicht geschrieben, was nach Deiner Abreise hier geschehen ist?"

Ich: „Nein, ich habe gar keinen Brief erhalten."

Buchhändler: „Nun denn, so wisse, daß Du beim Revolutions-Comité als ein Agent und Mitschuldiger mehrerer Emigrirten und Föderalisten denuncirt wurdest; man hat sogar verlangt, Dich unverzüglich in Anklagezustand zu versetzen und zu verhaften."

Diese Mittheilung, auf die ich jedenfalls nicht gefaßt war, brachte mich, ich muß es gestehen, nicht wenig in Aufregung.

„Und wie hat das Revolutions-Comité die Denunciation aufgenommen?" fragte ich den Buchhändler lebhaft.

Buchhändler: „Ein Bürger nahm sich Deiner an und sagte, es sei eine Niederträchtigkeit, einen Mann anzuklagen, der gegen die Satelliten der Tyrannen kämpfe, und vielleicht werde in diesem Augenblick sein Blut für das Vaterland vergossen! Diese Worte wurden mit großem Beifall aufgenommen, und das Revolutions-Comité ging über die Anklage zur Tagesordnung. Aber dennoch muß ich noch einmal sagen, entferne Dich so schnell als möglich von Avignon."

Ich dankte dem Buchhändler für seine gefällige Mittheilung, versprach seinem Rathe zu folgen, und reiste wirklich noch an demselben Tag von Avignon wieder ab.

6. Nimes. (Fest des höchsten Wesens.) Sauve. (Die glückliche Verspätung.)

In Nimes angelangt, ging ich in den Gasthof „zum goldenen Fasan", welcher nach dem Sieg der Revolution seinen Namen geändert und sich „Hotel der Gleichheit" betitelt hatte. Früher soll dieser Gasthof nur

von reichen Leuten besucht worden sein, jetzt aber beherbergte er Leute aus allen Klassen der Gesellschaft. Die Zimmer waren in völliger Unordnung, und wurden ohne Unterschied, ob gut oder schlecht, dem ersten Besten angewiesen; auch war für alle Reisenden ein und derselbe Tisch, eine und dieselbe Bedienung, ein und derselbe Preis, in Allem vollständige Gleichheit.

Ich darf hier eine Bemerkung nicht unterlassen, die mit jedem Tag auffallender sich herausstellte, daß nämlich um diese Zeit der Gleichmacherei immer mehr alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft verwischte. Bürger und Halbbürger, Handwerker und Taglöhner waren kaum von einander zu unterscheiden, denn sie trugen die gleiche Kleidung — die Carmagnole —, führten dieselbe Sprache. Selbst der Titel „Bürger" wurde als eine unnütze Ueberschwänglichkeit wenig mehr angewendet, und das Dutzen unter den verschiedensten Altersklassen und unter beiderlei Geschlechtern war allgemein geworden. Selbst die Mode, diese launenhafte und eigensinnige Göttin, hatte ihr ungefügiges Haupt unter das Joch der Gleichheit gebeugt; die neuesten Kleider hatten in der Form den gleichen Schnitt, in der Qualität den gleichen Stoff, ohne Unterschied der Personen; von feiner Leinwand, feinem Tuche, eleganten Schuhen, kostbaren Hüten und Trauerkleidern war keine Spur mehr zu finden. Von freundschaftlichen Verbindungen und gesellschaftlichen Verhältnissen war keine Rede mehr. Jeder überließ sich seinem ungezügelten Egoismus, Jeder fürchtete nur für sich, Jeder war nur besorgt, seinen Kopf vor dem Schaffot zu sichern. Da die außerordentlichsten Ereignisse und die schrecklichsten Vorfälle etwas Alltägliches und Allgemeines geworden, so war die Empfindung in den Herzen der Menschen ganz abgestumpft. Man kann sich keinen Begriff davon machen, wie weit es mit der Demoralisation in Frankreich gekommen. Doch bedecken wir diese traurigen Erscheinungen mit dem Mantel der Vergessenheit.

In Marseille war bei meiner Durchreise den Bürgern erlaubt, für jeden Tag auf den Kopf, wie schon gesagt, vierzehn Loth Brod zu kaufen; zu Nimes dagegen durften sie sich nicht mehr als sechs Loth verschaffen. Zum Glück waren Fleisch, Gemüse und Früchte in ziemlichem Ueberfluß vorhanden. Am Tag meiner Ankunft in Nimes speiste ich an der gemeinsamen Tafel. Neben mir saß ein Mann von beiläufig fünf und vierzig Jahren; obschon das Gesicht wenig Ausdruck hatte, zeigte derselbe doch eine gewisse affectirte Würde, die auf ein früheres Amt schließen ließ. Oben an der Tafel befand sich ein Sansculotte vom besten Schlag, das heißt von der größten Unwissenheit und nicht minder großem Eigendünkel, der uns unter den heftigsten Geberden und mit großem Lärm seine Projecte über die Umgestaltung Frankreichs auskramte.

Er meinte, um das Glück des Landes fest und für alle Zeiten zu begründen, müßten wenigstens fünfmalhunderttausend Köpfe abgeschlagen, also beiläufig der fünfzehnte Theil der Bevölkerung geopfert werden.

„Ah, der Elende," murmelte der Unbekannte an meiner Seite zwischen den Zähnen, „wenn dieser uns in seiner Gewalt hätte, würde er freilich so handeln, wie er sagt."

„Und das Traurigste für unsere traurige Zeit", erwiederte ich leise meinem Nachbar, „ist wohl das, daß dieser Mensch es vielleicht noch im Ernst und redlich meint. Gibt es doch Leute, welche vor der Revolution einen sanften, sogar furchtsamen Charakter hatten und die jetzt die schauderhaftesten und ungeheuerlichsten Maßregeln als Universalmittel zur Rettung Frankreichs in Vorschlag bringen."

Mein Nachbar: „Bürger, Du kennst ohne Zweifel den treffenden Ausspruch des alten Dichters:

Quos vult perdere, Jupiter dementat."

Ich: „Ah, Du sprichst Latein?"

Mein Nachbar: „Ohne mich rühmen zu wollen, darf ich doch sagen, daß ich die Humanitätsklassen mit Auszeichnung durchlaufen."

Ich: „Du hast Dich gewiß längere Zeit mit den schönen Wissenschaften abgegeben, Bürger?"

Mein Nachbar: „Mein ganzes Leben lang, lieber Offizier. Ich habe selbst ein lateinisches Gedicht verfaßt, das aus siebenzig Gesängen besteht, und das mir zu jeder andern Zeit einen unsterblichen Namen verschafft hätte."

Der Mann, dessen Bekanntschaft ich da gemacht, war, wie ich später erfuhr, ein Lehrer der Rhetorik, Namens Hieronymus Bontemps. Als wir vom Tisch aufgestanden, führte er mich in die Arena und zur Besichtigung der übrigen römischen Antiquitäten, die sich in Nimes vor finden. Bei einbrechendem Dunkel wünschte er mir gute Nacht, warf mir noch ein Dutzend Hexameter an den Kopf und versprach mich am andern Morgen zu besuchen.

Am folgenden Tage war es kaum hell geworden, als meine Zimmerthüre mit Heftigkeit geöffnet und ich plötzlich aus dem Schlaf aufgeweckt wurde. Ganz unerwartet stand mein gelehrter Professor der Rhetorik ganz unbeweglich und pfeilgerade vor meinem Bett.

„Ich bitte um Vergebung, daß ich Dich so unschonlich aus dem Schlaf wecke," sagte er, „aber soeben habe ich von einem meiner ehemaligen Schüler eine Einladung zu seiner Hochzeit erhalten, und bevor ich fortging, wollte ich Dich von meiner Entfernung in Kenntniß setzen. Da das Wetter schön ist und Du durch Nichts in Nimes zurückgehalten wirst, so

könntest Du mich vielleicht begleiten. Du darfst der herzlichsten Aufnahme versichert sein."

Ich: „Ich sehe in der That nicht, warum ich Dein Anerbieten nicht annehmen sollte. Ich habe ja gestern bereits mit Dir die Arena, den Tempel der Diana und die übrigen Antiquitäten besichtigt, somit hält mich Nichts mehr in Nimes zurück. Auch habe ich die Erfahrung gemacht, daß die unvorhergesehenen und unerwarteten Parthien meistentheils viel unterhaltender sind, als diejenigen, auf welche man sich lange vorbereitet. Nur erlaube die Frage, wohnt Dein ehemaliger Schüler vielleicht in der Richtung gegen Sauve?"

Professor: „Fünf Stunden von Sauve."

Ich: „Das trifft sich herrlich, wenn ich Dich begleite, schlage ich gerade meinen Weg ein."

In zehn Minuten war ich reisefertig und wir setzten uns sogleich in Bewegung. — Die Sonnenstrahlen fielen bereits ganz senkrecht auf uns, als wir ein großes Dorf erreichten, das etwa fünf Stunden von Nimes lag. Ich war sehr ermüdet und machte meinem Reisegefährten den Antrag, hier eine Stunde auszuruhen. „Jetzt sind wir", erwiederte mir dieser, „am Ziel unserer Reise; sehen Sie dort das schöne und große Haus, das fünfhundert Schritte von da steht? Das ist die Mairie . . ."

Ich: „Das berührt mich nicht, ich habe Nichts mit der Mairie zu schaffen."

Professor: „Ich bitte um Vergebung; dort mußt Du der Hochzeit beiwohnen, denn mein ehemaliger Schüler ist Maire dieses Ortes."

Wir wurden von dem Municipalbeamten mit einer Höflichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen, wie man sie in jener Zeit nicht gewohnt war. Kaum hatten wir uns von unserer Müdigkeit etwas erholt, so kam ein Bedienter und meldete das Frühstück. Der Tisch war wohl bestellt und gut bedient, und beim Lunel-Wein vergaßen wir bald, daß wir schon fünf Stunden Weges gemacht. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, trat ein Mann in blauer Kleidung, mit einem kupfernen Degengehänge, worin zwei Trommelschlägel steckten, umgürtet, in den Speisesaal, begrüßte den Maire achtungsvollst und fragte ihn, ob es Zeit sei, den Zug zu eröffnen.

„Wenn Du willst," sagte der Maire, „ich bin bereit."

Wenige Minuten darauf hörten wir auf der Straße, vor den Fenstern unseres Zimmers Trommelschlag mit Pfeifen- und Hörnerklang.

„Wie? setzt sich jetzt der Hochzeitszug in Bewegung?" fragte Bontemps seinen ehemaligen Zögling; „das ist sonderbar, wir haben ja die — Braut noch nicht gesehen!"

Maire: „Ich verheirathe mich erst morgen; diese Musik oder die-

ses Charivari kündigt nichts Anderes, als den Beginn eines Bürgerfestes an."

„Wenn es das Vernunftfest sein sollte," sagte ich sogleich zum Maire, „so hatte ich schon zweimal Gelegenheit, demselben beizuwohnen, und ich möchte ersucht haben, mich mit dem dritten Mal zu verschonen."

Maire: „Nein, wir feiern nicht das Fest der Vernunft, sondern gemäß einer Verordnung des Convents, das Fest des höchsten Wesens."

Ich: „Das will eigentlich heißen, es soll ein Sacrilegium mit Pomp und Lärm begangen werden. Ich bin begierig, zu sehen, wie weit die menschliche Thorheit es treiben kann. Gehen wir!"

Unten an der Thüre standen schon die Municipalbeamten des Marktfleckens und ein Haufen mit Piken bewaffnete Bauern. Als der Maire kam, setzte sich der Zug in Bewegung. Voran schritt ein großer Bursche, welcher auf einem verstümmelten Kreuz eine wollene Mütze von fast unkenntlicher rother Farbe trug. Zuerst zogen wir über einen Kirchhof, wo die Gräber umgewühlt, die Grabsteine zerschlagen waren, und da und dort Kreuze im hohen Grase umherlagen.

Das Gotteshaus hatte kein besseres Loos erlebt, als der Leichenacker, es bot das Bild einer chaotischen Verwirrung dar. Da lag ein Haufen Steinplatten und Grabsteine, welche von Salpetersiedern aus dem Boden herausgerissen worden waren und den Durchgang im Schiffe der Kirche versperrten; dort standen Kessel und Zuber; rechts und links neben dem Altar befand sich eine compacte Masse von menschlichen Gebeinen, zertrümmerten Statuen, zerfetzten Heiligenbildern, gebrochenen Wappen und zusammengeschlagen Kirchenstühlen. Auf den Altartisch hatte man große Bretter gelegt, diese mit grünen Laubgewinden bedeckt und auf denselben an der Stelle des Tabernakels einen Sitz für den Maire angebracht. Als der Maire auf diesem Stuhl Platz genommen, stellte sich der Zug, der aus etwa fünfzig Personen bestand, um ihn her, worauf er etwa Folgendes sprach:

„Bürger! Wir sind hier versammelt zur Feier des Festes des höchsten Wesens, jenes schöpferischen, selbst aber unerschaffenen Wesens, welches wir in Gemäßheit eines Beschlusses des Convents vom Prairial heute ehren sollen. Hätte ich doch die Harfe jenes Rousseau von Paris und den Geist eines Rousseau von Genf, um das Lob desjenigen würdig zu besingen, welcher vor der Welt schon gewesen und nach ihr noch sein wird! desjenigen, welcher uns unsere Aernten gibt und unsern Herzen die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit einflößt! Es sind hier Männer, welche zur Lösung dieser erhabenen und schwierigen Aufgabe

geeigneter sind, als ich; so mögen sie hervortreten, und ich werde der Erste sein, der ihren Worten den gebührenden Beifall zollt.

„Indessen, da Mangel an Uebung in solchen Dingen es mir unmöglich macht, die heilige Begeisterung, von der ich durchdrungen bin, auch entsprechend auszudrücken, so möge mir gestattet sein, mit meiner Stimme, als dem Ausdruck meines Herzens, die Hymne zu beginnen, welche auf Anordnung des Wohlfahrtsausschusses zu Ehren des großen Schöpfers aller Dinge verfaßt wurde."

Der Maire zog aus der Tasche seiner Carmagnole eine Rolle Musik heraus, versuchte halblaut einige Noten, um den Ton zu finden, und stimmte dann, freilich entsetzlich falsch, die bekannte Hymne: „Vater des Weltalls" *) an.

Nach jeder Strophe wirbelte der Tambour und bliesen die Pfeifer und Hornisten mit maßlosem Eifer auf ihren Instrumenten; der Ex-Sigrist der Pfarrei, derselbe drollige große Mensch, welcher auf der Stange eines Kreuzes eine rothe Mütze dem Zuge vorangetragen, schlug heftig und anhaltend mit einem großen Schlüssel an die auseinander gehaltenen Arme einer eisernen Zange und ersetzte so den Dreiangel.

Als die Hymne abgesungen war, begannen die Anwesenden — wahrscheinlich nach Vorschrift des vorher abgefaßten Festprogramms — aus vollem Halse zu schreien: „Es lebe das unsterbliche Wesen! Es lebe das höchste Wesen!"

„Was hältst Du von dieser ganzen Komödie, mein Offizier?" fragte mich der Professor der Rhetorik, Bontemps, leise.

Ich (ebenfalls leise): Ich finde, das Betragen der Anwesenden sei für eine solche sacrilegische Handlung zu anständig; man sieht, diese armen Bauern glauben leider, etwas Gutes zu thun. Uebrigens denke ich, das Possenspiel sei jetzt zu Ende und man werde auseinandergehen."

Professor: „Ich zweifle daran; denn in dieser Zeit der Redseligkeit und bei der gegenwärtig in Frankreich herrschenden Manie, zu schwatzen, wäre es wohl eine unglaubliche Erscheinung, daß von fünfzig Personen, die beisammen sind, nicht Einige das Wort ergriffen. Ich wünsche mir dabei nur Eines: es möchte Niemand länger reden, als mein ehemaliger Schüler."

Der Professor hatte Recht, denn kaum hatte das Rufen: „Es lebe das ewige Wesen!" nachgelassen, so stand ein junger Mensch, mit großen Stiefeln und mit einer Reitpeitsche in der Hand, von dem Stuhl, worauf er gesessen, auf, kam aus dem Schutt, welcher im Schiff der Kirche lag, hervor und verlangte das Wort.

---

*) „Père de l'Univers, suprême intelligence" etc.

Da die Ruhe nicht so bald eintrat, fing der Maire mit einer Schelle wie man sie den Schafen anhängt, zu klingeln an und konnte mit vieler Mühe endlich eine leidliche Ruhe herstellen.

„Du hast das Wort, Arzt," sagte der Maire zum neuen Sprecher: Der junge Mann mit den großen Stiefeln und der Reitpeitsche zog sogleich seinen Hut ab, setzte eine rothe Mütze auf, die er aus einer Rocktasche hervorzog, kehrte wieder auf seinen Platz zurück, blieb stehen und begann mit einer durch die ganze Kirche schallenden, widrigen Stimme also:

„Bürger, durch den Aberglauben des Sonntags füllte sich ehedem diese Stätte, durch die Dekade aber ward sie öde und verlassen! Das, Freunde und Brüder, ist uns ein Beweis, daß früher die Zahl der einfältigen Leute größer war, als die der Vernünftigen, während heute das umgekehrte Verhältniß eingetreten ist. In diesem Tempel, dessen Mauern ehemals dem finstern Aberglauben dienten, will ich Euch das Licht der Vernunft anzünden! Bis dahin hatte man Euch irre geführt, ich bringe Euch die Wahrheit und das Glück. Freunde, Brüder! Die Worte: Gott, Seele, Unsterblichkeit, Himmel, Hölle, Paradies sind eine leere Erfindung der Priester, nur dazu gemacht, damit Ihr den Zehnten um so williger entrichtetet; das sind nur blaue, von den Schwarzen erdichtete Märchen. Unsere Vorfahren waren so einfältig, diesen pfiffigen und perfiden Erdichtungen Glauben zu schenken; ihre Enkel werden den klugen Gedanken haben, darüber zu spotten.

„Freunde, Brüder! Die Pflanze hat vor der Erde, von welcher sie ihre Nahrung zieht, Nichts voraus, als das Vermögen zu vegetiren; das Thier hat vor der Pflanze, von der es sich nährt, Nichts voraus, als das Gefühlsvermögen; der Mensch endlich hat vor dem Thier, von dem er sich nährt, Nichts voraus, als das Vermögen des Tastsinns und der Sprache. Was für eine Wahrheit ergibt sich nun aus dieser Beobachtung? Diese, daß die Pflanze, das Thier und der Mensch, wenn ihr Leben aufhört, zu Staub werden, so zwar, daß sich das Eine durch Nichts von dem Andern unterscheidet. So lasset also alle Furcht vor einer andern Welt, vor einem andern Leben fahren. Lasset es Euch hienieden wohl sein und nehmet (die Ehre der Republik und des Convents vorbehalten) auf nichts Anderes Bedacht, als auf die Befriedigung Eurer Begierden und Leidenschaften.

„Freunde, Brüder! Leugnen läßt sich zwar nicht, daß der Convent das Fest des höchsten Wesens angeordnet hat; aber es sei mir zugleich vergönnt, offen auszusprechen, was er damit beabsichtigte. Vorerst wollte der Convent durch Anordnung dieses Festes Gott vom Throne stoßen, und ist erst einmal der alte lächerliche, kindische Aberglaube entwurzelt,

so wird auch dieses höchste Wesen abgeschafft werden, das uns nur als Uebergangsstufe aus der Finsterniß zum Lichte dient, und dann wird es kein anderes Fest mehr geben, als das der Wahrheit. Hier in Eurer Mitte, Freunde und Brüder, die Ihr sämmtlich Philosophen seid und werden wollet, anticipire ich die Feier dieses künftigen Festes, welches das einzige vernünftige und eines verständigen Volkes würdige ist. Fort mit Gott, fort mit dem Himmel, fort mit der Hölle, fort mit dem höchsten Wesen! Es leben die Freuden und Genüsse des Lebens, es lebe der Sieg des gesunden Menschenverstandes, es lebe die vollendete Freiheit und Brüderlichkeit!"

Nachdem der Arzt diese letzten Worte mit der größten Heftigkeit und Aufregung ausgesprochen, trocknete er sich den Schweiß von der Stirne und setzte sich unter Trommel-, Pfeifen- und Hörnerklang, und unter dem Händeklatschen der unwissenden Menge nieder. Ich meinerseits wurde mit dem tiefsten Abscheu und Ekel gegen solches ungeheuerliche Gerede und Gebahren erfüllt.

Als der Professor der Rhetorik sah, daß ich mein Schreibheft zusammenlegte, fragte er mich: „Warum hast Du diese abscheuliche Rede nachgeschrieben, lieber Offizier? Das ist gewiß schon zum hundertsten Mal, daß ich solche Worte anhören mußte, und noch niemals hat mich die Lust angewandelt, sie nachzuschreiben!"

„Gerade deswegen, weil dieser Vortrag ein treffendes und genaues Musterbild ist, wie man sich heutzutage ausspricht und welche Reden man hält, ist es mir wichtig, ihn aufzubewahren. Nach fünfzig Jahren wird diese Rede ein wichtiges Dokument sein, woraus sich unsere gegenwärtige Zeit erkennen läßt."

Nach diesem Geschrei voll Haß und Dummheit, das der Arzt von sich gegeben, hoffte ich, daß kein Redner mehr auftreten und das bedauerliche Fest, wenn anders das ein Fest genannt werden darf, zu Ende gehen werde. Ich täuschte mich.

Kaum hatte sich der Arzt auf seinen Stuhl niedergelassen, so verlangte Jemand mit kräftiger und vernehmlicher Stimme, welche den Lärm der Pfeifer, Tamboure und Hornbläser überherrschte, das Wort.

Der neue Sprecher war ein großer, stattlicher Greis, dessen kräftige und würdevolle Haltung einen jener einfachen und tugendhaften Männer verkündete, bei denen der Geist seine volle Rüstigkeit, der Körper seine volle Kraft bis an das Ende des Lebens bewahrt. Im Lauf der Zeit war dem Manne das Haupthaar zwar entfallen, aber das Feuer in seinem Blick nicht erloschen. Seinen rechten Arm vorwärts auf einen knotigen Stock gestützt, stand der Greis einen Augenblick sinnend und nachdenklich; tiefes Schweigen war eingetreten.

„Wer ist dieser Greis?" fragte ich meinen Begleiter Bontemps.

„Dies ist Einer der Notablen der Gemeinde," sagte Bontemps, „aber horchen Sie jetzt, er will reden. Trüge ich mich nicht, so wird der Arzt sich nicht lange seines Sieges freuen können."

Bevor der Greis noch ein Wort sprach, war ich schon für das, was er sagen würde, eingenommen. Um so mehr machte es mich ungehalten, als er im Patois zu sprechen begann.

„Warum spricht er denn nicht französisch?" fragte ich den Professor der Rhetorik.

„Aus dem guten Grund," sagte Bontemps, „weil in dieser Versammlung kaum zehn Personen sind, die französisch sprechen. Glauben Sie wohl, wenn unsere braven Bauern soeben die Rede des Arztes verstanden, es wäre ihm geklatscht worden? Nein, gewiß nicht; im Gegentheil wäre vielleicht der Doktor geklopft worden. Aber jetzt lassen Sie mich doch zuhören, ich bitte Sie. Die natürliche Beredtsamkeit ist zwar kunstlos, aber sie findet bisweilen ganz eigenthümliche und gute Redefiguren."

Ich: „Wollen Sie mir den Sinn der Rede mittheilen?"

Bontemps: „Sehr gern."

Ich: „So will ich mich jetzt stille verhalten und auf Sie hören."

Der Greis hielt eine Rede, wie ich sie erwartet, nämlich eine sehr verständige Rede: zuerst sprach er von Gottes unbegreiflicher Macht und unergründlicher Güte, alsdann machte er den Bauern die Rede des Arztes durch Uebersetzung verständlich und fragte die Anwesenden, ob man solche Gotteslästerungen hinnehmen dürfe.

Auf diese Frage erhob sich von allen Seiten ein wüthendes Geschrei, die Bauern verließen ihre Bänke und fielen wie eine Lawine über den unglücklichen Doktor her, welcher, ganz erblaßt und entstellt, Stimme und Athem verlor, am ganzen Körper zitterte und um Vergebung bat.

Die erbitterten Bauern wollten Nichts von Vergebung wissen. Obschon der Maire von seinem Lehnstuhl herunterstieg und sein Möglichstes that, um den bedrohten Doktor durch sein Ansehen zu schützen und die Aufgereizten zu besänftigen, so drohte die Sache dennoch eine schlimme Wendung zu nehmen, als eben aus der aufgeregten Menge ein für die damalige Zeit sehr sorgfältig gekleideter Mann von ernstem und imponirendem Aussehen, beiläufig 45 Jahre alt, gravitätisch hervorschritt und in ernstem Tone zum Stillschweigen aufforderte. Sobald dieser Unbekannte, den ich bisher noch nicht beachtet, auftrat, kehrte allsogleich die Ruhe zurück. Indem er mit einer Geberde der völligsten Verachtung auf den erblaßten und zitternden Arzt hinwies, sagte er: „Meine Freunde, nicht zürnen soll man solchen Tollhäuslern, sondern sie bemitleiden. Ent-

fernet den Unglücklichen, der das Fest stört, aber thut ihm Nichts zu Leide, denn wahrlich, er ist durch seinen Unglauben schon unglücklich genug."

Nach diesen Worten, welche der Greis den Anwesenden sogleich in's Patois übersetzte, wendete sich der Unbekannte an den Doctor und wies ihm mit der Hand die Thüre der Kirche. Der Atheist verstand den Wink sogleich und machte sich unter allgemeinem Pfeifen und Schreien davon.

„Was ist das wohl für ein Mann?" fragte ich meinen Reisegefährten. „Ist das vielleicht ein Commissär des Wohlfahrtsausschusses, daß sein Wort so viel gilt? Das kann ja nicht sein, denn der Akt der Autorität, den er ausgeübt, zeugt nicht von einem revolutionären Geist."

Professor: „Dieser Mann ist ein einfacher Bürger, wie Du und ich. Aber sein höchst ehrenwerther Charakter und sein tugendhaftes Privatleben wird von den Landleuten nach Verdienst gewürdigt, und gerade das verschafft ihm einen so mächtigen Einfluß und so großes Gewicht bei den Leuten. Vor der Revolution bekleidete er das Amt eines Kriminalrichters und heißt von N . . . Wünschest Du vielleicht, daß ich Dich ihm vorstelle?"

Ich: „Das wäre mir in der That nicht unlieb. Die braven Leute, die sich auch noch als solche zeigen dürfen, sind ja heutzutage so selten, daß, wenn uns der Zufall einen solchen Mann zuführt, wir ihm nicht ausweichen, sondern ihm öffentlich unsere Hochschätzung bezeugen sollen."

Als die Procession des Festes des höchsten Wesens wieder aus der Kirche ging, zerstreute sich das Volk nach allen Seiten, und ich kehrte mit meinem Reisegefährten in die Mairie zurück. Hier war der erste Mann, den wir trafen, eben der gewesene Kriminalrichter v. N. Als er den Professor Bontemps sah, lächelte er ihm zu, reichte ihm liebevoll die Hand und nannte ihn ganz vertraulich seinen Lehrer. Mein Freund hielt Wort, stellte mich sogleich Hrn. v. N. vor und erhob ein großes Lob von meinen persönlichen Tugenden.

Da die Sonne bereits am Himmel hinabstieg, so erinnerte ich den Professor an die Abreise, aber der Maire, welcher am folgenden Tage seine Hochzeitsfeier zu halten gedachte, wollte ihn durchaus nicht fortgehen lassen. Da es mir nicht zusagen konnte, in diesem Marktflecken noch einen Tag länger zu verweilen, so gedachte ich bereits den Weg allein anzutreten, als Hr. v. N., welcher meine Langeweile bemerkte, mir das Anerbieten machte, in seinem Wagen Platz zu nehmen und ihn nach Haus zu begleiten. „Ich wohne nur eine Stunde von Sauve", sagte er „und da diese Stadt an Ihrem Wege liegt, so sehe ich nicht ein, warum Sie mein Anerbieten von der Hand weisen sollten."

Ich nahm den Antrag gerne an und nach einer Viertelstunde fuhren wir dem Landhause des Kriminalrichters zu.

Auf dem Weg, den wir in vier Stunden zurücklegten, hatte ich Zeit genug, den biedern und soliden Charakter, die Liebenswürdigkeit und die gründliche Bildung meines Begleiters kennen zu lernen. Obschon wir in unsern politischen Ansichten nicht übereinstimmten, sprachen wir doch ohne Bitterkeit, als Männer, welche nur sich zu belehren suchen, über die Angelegenheiten unseres Vaterlandes, und als wir am Ziel unserer kleinen Reise anlangten, waren wir schon so vertraut, als hätten wir Jahre lang mit einander gelebt.

Das Landhaus, welches Hr. v. N. mit seiner Familie bewohnte, war schön, geräumig und ließ auf bedeutende Wohlhabenheit schließen. Als wir gegen das Haus fuhren, eilte ein Knecht herbei, uns das Thor zu öffnen, N. überließ ihm den Wagen und sagte zu mir: „Kommen Sie jetzt mit mir, ich will Sie meiner Familie vorstellen."

Zwei Damen harrten schon im Erdgeschoß; sobald sie den Herrn erblickten, fielen sie ihm um den Hals, und küßten ihn mit großer Zärtlichkeit.

„Liebe Frau," sprach N., „ich habe das Vergnügen, Dir einen Offizier vorzustellen, der die Gefälligkeit hat, unsere Gastfreundschaft anzunehmen. Obschon ich ihn erst seit wenigen Stunden kenne, glaube ich doch versichern zu dürfen, daß er ein edler Mann ist und Du ihn mit Freuden aufnehmen wirst."

Frau N., die mich im ersten Augenblick nicht bemerkt, hieß mich herzlich willkommen und lud mich ein, in den Saal einzutreten, der von dem Lichte einer auf dem Tisch stehenden Lampe mäßig erleuchtet war. Im Saale lagen kleine Näh- und Stickarbeiten umher, womit die Frauenzimmer sich die Zeit zu verkürzen wissen; die gemüthliche Stille und die freundliche Ordnung, die im Innern dieses Hauses herrschten, stimmten mich wehmüthig, denn sie erinnerten mich an das Stilleben in meiner eigenen Familie. Die Tochter meines Gastfreundes war ein wahrer Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit. Nachdem sie sich einige Augenblicke entfernt, um einige häusliche Anordnungen zu treffen, trat sie wieder in den Saal und sprach: „Vater, das Nachtessen ist bereit." Ich bot der Frau meines Gastfreundes eben meinen Arm, da wurden wir plötzlich durch wiederholtes Klopfen an der Hausthüre aufgehalten.

„Wer mag wohl um diese Stunde zu uns kommen?" sagte Frau N., deren Arm, wie ich fühlte, erzitterte.

„Wahrscheinlich ist es ein guter Freund", erwiederte ihr Gatte ruhig.

Bald hörte man unten den festen und kräftigen Schritt eines Mannes, und als die Thüre des Saales aufging, trat ein junger Herr mit

Stiefeln und Sporen, mit einer Reitpeitsche in der Hand und in eine Carmagnole gekleidet, uns unter die Augen.

Die Frau des Kriminalrichters ging rasch auf den neuangekommenen Gast zu und sagte: „Was gibt es, Moriz? . . . Ich freue mich, Dich zu sehen, lieber Freund; indessen weiß ich nicht, aber eine dunkle Ahnung sagt mir, dein Besuch, um diese Stunde, so ohne vorherige Anmeldung, bringe nichts Gutes mit sich. Sag doch, sprich Dich aus, ich bin zum Sterben unruhig!"

Moriz: „Sie haben keinen Grund, besorgt zu sein, liebe Tante; meine Geschäfte führten mich bis auf eine Viertelstunde Entfernung von Ihrem Landhause, und da wollte ich nicht vorüberreisen, ohne Ihnen einen Besuch zu machen; — das ist Alles."

Frau: „Ist's wohl so, Moriz, verhehle mir Nichts!"

Moriz (etwas erröthend): „Nichts, ich versichere Sie, liebe Tante."

Bei dem Essen warf der junge Mann unruhige Blicke auf seinen Oheim, dieser aber that Alles, um dem Blick seines Neffen auszuweichen. Beim Mahle herrschte eine düstere und gedrückte Stimmung; wie sehr auch Moriz durch seine witzigen Einfälle und erzwungene Fröhlichkeit — wenigstens kam sie mir erzwungen vor — die Gesellschaft aufzuheitern suchte, es wollte ihm nicht gelingen.

Als wir vom Tisch aufstanden, sprach Hr. v. N. zu seiner Gattin: „Liebe Freundin, ich habe Moriz mehrere Aufträge zu geben und möchte jetzt allein mit Deinem Neffen reden. Morgen will ich ihn Dir ganz überlassen, wir werden alsdann keine Geschäfte haben."

Er sprach diese Worte mit solcher Gelassenheit, daß seine Frau ganz beruhigt wurde; sie ging bald darauf hinweg und nahm ihre Tochter mit sich.

Mein Gastfreund wendete sich jetzt an Moriz und sagte zu ihm: „Jetzt sind wir allein, Du magst ohne Besorgniß und Rückhalt reden; nicht wahr, ich bin von einer Gefahr bedroht?"

Da Moriz nicht reden wollte und mich mit einiger Verlegenheit anblickte, gedachte ich, mich zu entfernen, allein Hr. v. N. hielt mich zurück und sagte zu Moriz: „Du darfst Dich vor diesem Offizier ohne Bedenken aussprechen, ich stehe Dir gut für seine Verschwiegenheit und Ehrlichkeit."

„Nun denn, lieber Oheim," sagte der junge Mann ergriffen, „ich muß Ihnen eröffnen, daß Sie neuerdings angeklagt sind, und Sie keine Zeit verlieren dürfen, um sich zu flüchten, denn, wenn richtig ist, was man mir gesagt, und ich habe allen Grund, es für richtig zu halten, so dürfte man wohl zur gegenwärtigen Stunde schon Ihnen nachstellen."

Hr. v. N. behielt fortwährend die gleiche ruhige Fassung, und ohne

die mindeste Aufregung in seiner Stimme zu verrathen, sprach er: „Was Du sagst, Moriz, kann unmöglich richtig sein; denn da ich nicht auf der Flucht bin, kann man mir auch nicht nachsetzen."

Moriz: „Aber jetzt, lieber Oheim, werden Sie Sich doch wenigstens unverzüglich entfernen."

Oheim: „Nein, das thue ich nicht; denn das Gewissen macht mir keine Vorwürfe; darum bleibe ich auf meinem Posten."

Moriz (sehr aufgeregt): „So sind Sie verloren."

Oheim: „Wie, sollte ich deine Tante und Cousine verlassen? Soll ich sie dem Uebermuth und der zügellosen Ausgelassenheit der Soldaten preisgeben? Nein, Moriz; als Haupt der Familie habe ich meinen Platz in meinem Hause zu bewahren. Sei mir nur nicht zudringlich, denn alles Bitten und Beschwören bleibt umsonst. Du weißt, daß es die Lieblingsmaxime meines Lebens ist: „„Thue recht und fürchte Niemand, empfehle Dich der Obhut Gottes!""

Diese Erklärung gab der gewesene Kriminalrichter in einer so entschiedenen Weise ab, daß der junge Mann keinen weitern Versuch machte.

„Sag' mir, Moriz," begann Hr. v. N. nach einer Weile, „ist es abermals Charles, der mich angeklagt?"

Moriz: „Ja freilich, lieber Oheim; der Elende hat dem Wohlfahrtsausschuß einen Brief vorgelegt, der von einem Emigrirten an Sie adressirt war, und den ihm, nach seiner Behauptung, ein Zufall in die Hände gespielt."

Oheim: „Das ist eine Lüge, Moriz, denn ich stehe mit keinem Emigrirten in Correspondenz. Charles ist selbst der Urheber dieses Briefes — Gott wolle es mir verzeihen, wenn ich dem Unglücklichen mit dieser Anklage Unrecht thun sollte, aber ich glaube mich in meiner Vermuthung nicht zu irren; an diesem hinterlistigen Mittel erkenne ich wieder seine ganze Niederträchtigkeit und seine Art, sich zu rächen."

Moriz: „Und sich dafür zu rächen, daß Sie, lieber Oheim, ihm das Leben geschenkt haben! . . ."

Oheim: „Ja, Moriz, schwach habe ich mich in der That bewiesen, sogar von dem Gesichtspunkte des Gesetzes aus; nun muß ich meine Parteilichkeit büßen. Warum soll ich also mich beklagen?"

Dieses Gespräch des Oheims mit seinem Neffen, dem ich mit der größten Spannung zuhorchte, war mir zwar unverständlich, mußte mich aber doch, wie leicht begreiflich, nicht wenig beunruhigen.

Herr v. N . . . wendete sich an mich und sagte: „Ich sehe wohl aus Ihrem Staunen, mein lieber Adjutant, daß Sie durch mein Gespräch mit meinem Neffen beunruhigt sind. Wenn Sie wissen wollen, was es

mit diesem Charles ist, so bin ich bereit, Ihre Neugierde schnell zu befriedigen."

Ich: „Ich danke Ihnen, mein lieber Herr, für das Zutrauen, das Sie mir schenken; aber wenn es wahr ist, daß Sie verhaftet werden sollen, so wäre es doch rathsamer, Sie würden die noch übrige Zeit dazu verwenden, auf Ihre Flucht Bedacht zu nehmen, als sie mit aten Geschichten und unnützen Worten zu verlieren. Der gütige Gott gibt mir eben einen schönen Gedanken ein, wie wäre es, wenn Sie meine Uniform anziehen und meine Marschroute annehmen wollten? Auf diese Weise könnten Sie höchst wahrscheinlich Ihren Feinden entkommen."

Herr von N . . . (tief gerührt): „Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten; aber ich muß Ihnen nochmals sagen, nicht um alle Welt möchte ich mich der falschen Anklage, die auf mir lastet, durch die Flucht entziehen."

Ich: „Aber vergessen Sie nicht, daß Sie Familienvater sind und von Ihrer Rettung auch die Rettung Ihrer Familie abhängt."

Herr von N . . . (mir rasch in's Wort fallend): „Genug, genug hievon, sagen Sie Nichts weiter. Sie bereiten mir nur eine Versuchung; aber Sie werden dadurch meinen Muth nicht brechen, meinen Entschluß nicht ändern, sondern mir nur das Herz erbittern. Darum bitte ich, reden Sie nicht mehr hiervon."

Hr. v. N . . . hielt jetzt einen Augenblick lang inne, dann fragte er mich, wie aus einem Traume erwacht, plötzlich: „Wollen Sie die Geschichte dieses Charles vernehmen, der mich mit solchem Ingrimm verfolgt? Wenn Sie wissen, was früher geschehen ist, so wird es für Sie um so mehr Interesse haben, zu beobachten, was jetzt noch geschehen wird. Das Ganze ist auch eine kleine Tragödie, die der Zufall Ihnen auf den Weg geführt hat. Wie diese enden wird, können Sie errathen, auch ohne den letzten Akt abzuwarten."

„Ah," sagte ich mit thränenfeuchten Augen, weil mir nicht entging, welche tiefe Bestürzung unter der erzwungenen Heiterkeit dieses Familienvaters sich verbarg; „ah, reden Sie doch nicht so, ich bitte Sie auf's Inständigste."

„So wollen wir denn auf unsern Charles zurückkommen", sagte mein Gastfreund. „Ich kann Ihnen seine Geschichte mit wenigen Worten erzählen." Hiermit rückte er seinen Stuhl etwas näher gegen mich heran und wollte eben seine Erzählung beginnen, als ich ihn schnell beim Arm faßte, ihn schweigen hieß, und selbst erblassend zu ihm sagte: „Hören Sie denn nicht?"

„Was denn?" fragte er immer mit demselben Gleichmuth.

Ich: „Ist's nicht, als hörte man einen Trupp Reiter dahertraben? Doch, ja . . . Ich höre schon die Säbel klirren."

Ich hatte mich leider nicht getäuscht, wir konnten bald in der Stille der Nacht das Traben der Pferde unterscheiden und nicht lange dauerte es, so hörten wir an der Hausthür heftig pochen.

Ohne im geringsten etwas von der Festigkeit und Sicherheit seiner Stimme zu verlieren, sagte mein Gastfreund: „Was glauben Sie, liebe Freunde! wäre es nicht klug, mit den Soldaten sogleich abzureisen, um meiner Frau und Tochter den Schmerz des Abschieds zu ersparen? . . . Doch leider ist dies nicht möglich, denn die Gensdarmen haben ohne Zweifel den Auftrag, meine Papiere, Schränke und Effekten unter Siegel zu legen. Arme Frau, liebe Tochter, möge Gott euch die Kraft verleihen, das Unglück, womit euer Gemahl und Vater heimgesucht wird, ohne Murren und Klagen zu ertragen!" — Als Hr. v. N . . . eben aufstand, um den Gensdarmen zu öffnen, ging die Thüre des Speisesaales auf und seine Frau trat ein, stürzte auf ihren Gemahl zu, umfaßte ihn mit ihren Armen, als wollte sie im Vorgefühl der Gefahr ihn vertheidigen: „Was gibt es denn doch, mein Lieber? Weßhalb wird so an die Hausthüre geklopft? Was ist das für ein Gemurmel von Männerstimmen und was für ein Waffenklirren, das bis zu uns heraufdringt? Ist's nicht, als wäre unser Haus von Truppen umstellt?"

Herr von N . . . nahm seine Frau liebevoll bei der Hand und sagte langsam: „Meine Geliebte, ich weiß, daß Du eine große und starke Seele hast, daß Du Dein Vertrauen stets auf Gott gesetzt, und daß, sollte je ein Unglück Dich treffen, Du Dein Leiden dem lieben Gott zum Opfer bringen wirst! Ja, Vielgeliebte, was Du diesen Abend schon geahnt, war nicht grundlos; in weniger als einer Stunde werden wir uns von einander trennen müssen. Aber sei nur guten Muthes; ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich des Vergehens, dessen ich angeklagt worden, nicht schuldig bin, und so hoffe ich denn siegreich aus dieser Prüfung hervorzugehen."

Diese Eröffnung machte auf die Frau von N . . . einen so erschütternden Eindruck, daß sie ihren Gemahl nicht blos nicht unterbrach, sondern auch, nachdem er ausgeredet, nicht einmal ein Wort hervorbringen konnte. — Endlich faßte sie sich und sagte mit einem so wehmüthigen und erschütternden Ausdruck, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte: „Also ist es wahr, daß Du verhaftet wirst?"

„Ja, Geliebte, aber ich versichere Dich noch einmal, ich bin unschuldig, und Gott, auf den ich mein Vertrauen setze, wird mich nicht verlassen. Jetzt, meine innigst geliebte Gattin, nimm eine würdige Haltung an, ich bitte Dich, trockne deine Thränen und fasse Dich! . . . Vor mei-

nen Verfolgern sollst Du nicht weinen und nicht zittern! Man muß das Unglück nicht blos mit Ergebung tragen, sondern auch mit Würde hinnehmen; dein Jammern und Schluchzen soll nicht gegen meine Unschuld Zeugniß ablegen. Wenn Dir meine Rettung am Herzen liegt, so bitte ich Dich, sei ruhig."

Während Herr von N. so redete, wurde immer heftiger mit Gewehrkolben an die Thüre geschlagen, ja wir hörten eine dumpfe Stimme rufen: „Im Namen des Gesetzes, aufgemacht!"

Zwei Bedienten kamen in den Speisesaal und fragten ihren Herrn, was sie thun sollen; dieser wies sie an, die Thüre zu öffnen.

„Aber, mein Geliebter," sagte Frau von N . . . eindringlich, „könntest Du Dich nicht verbergen? Das Haus ist zwar ohne Zweifel mit Truppen umstellt; aber im Keller haben wir ja ein wohlverborgenes Gemach."

„Nein, meine liebe Frau," sagte Herr von N . . ., „verbergen will ich mich nicht."

Frau: „Willst Du also meinen Tod? Meinst Du, wenn Du verhaftest bist, ich werde nicht ein Mittel finden, wodurch ich mich vor dem Gesetz so strafbar zu machen vermag, daß man mich ins Gefängniß führen muß, um dein Schicksal mit Dir zu theilen? . . . Bedenkst Du nicht . . ."

„Nein, das denke ich nicht," sagte Herr von N . . ., seiner Gemahlin in die Rede fallend, „das denke ich jedenfalls nicht, daß der Schmerz Dich so weit bringen könne, zu vergessen, daß Gott Dir Mutterfreuden geschenkt hat; daß Du mit den Mutterfreuden auch Pflichten zu erfüllen hast, und daß eine Sprache, wie Du sie da führst, ein Verbrechen gegen die Natur ist, deiner eben so unwürdig, wie des Namens, den Du trägst! . . ."

Diese mit Entschiedenheit ausgesprochene, wiewohl durch den sanften Blick des Sprechers gemilderte Vorstellung schien auf die unglückliche Frau tiefen Eindruck zu machen. „Herzlichen Dank, mein lieber Gemahl," sagte sie, „daß Du mich an meine Pflicht erinnert hast. Fürchte Nichts, ich werde mich so benehmen, daß ich mich Deiner hohen Tugend würdig zeige."

Als Frau von N . . . ausgeredet, drangen nahezu zwanzig Gensdarmen in den Speisesaal.

„Wer von Euch heißt Bürger N . . .?" fragte ein Offizier, mit einer Rolle Papier in der Hand.

Herr von N . . .: „Sie wissen ja wohl, Lieutenant, daß ich so heiße."

Offizier: „Ja, wir kennen einander freilich schon lange; aber es ist

Ihnen nicht minder bekannt, daß das Gesetz von Privatverhältnissen nichts wissen will . . . Du anerkennst also, daß Du der Bürger N . . . bist?"

Herr von N . . . bejahte mit Kopfnicken.

Offizier: „Somit erkläre ich Dich im Namen des Gesetzes für verhaftet! Soldaten, nehmt diesen Mann in Euere Mitte und laßt ihn nicht aus den Augen."

Herr von N . . . (ohne seine Heiterkeit zu verlieren): „Ich folge deinen Befehlen, Lieutenant; gehen wir."

Offizier: „Noch nicht, denn ich muß noch vorher deine Papiere unter Siegel legen."

Herr von N . . .: „Hier ist der Schlüssel zum Sekretär. Erlaube, daß ich ihn öffne."

Offizier: „Ja, Bürger, denn ich kenne Dich als einen Ehrenmann." Herr von N . . . nahm eine Börse voll Gold und eine mit Assignaten gefüllte Brieftasche heraus, und hielt beides in der Hand. Der Gensdarmerieoffizier sagte ihm leise, aber ernstlich: „Verstecken Sie das! Ich kann für meine Leute nicht einstehen."

Herr von N . . . kehrte sich um, und da ich eben an seiner Seite stand, schob er mir Börse und Brieftasche in die Hand und bemerkte noch leise: „Gott sei Dank! ich fühle mich schon weit beruhigter, weil für meine Frau und Tochter gesorgt ist, daß sie nicht Noth leiden müssen."

Ich will hier nicht ausführlich die Trennungsscene schildern. Da Frau von N . . . sah, daß ihre Tochter in lautes Schluchzen ausbrach, strengte sie sich über ihre Kräfte an, die ruhige Fassung zu behalten, aber auch sie war nicht mehr länger im Stande, den Schmerz zu bemeistern, und ergoß sich in ein herzzerreißendes Geschrei.

„Gehen wir, Lieutenant", sagte Herr von N . . ., dem wahrscheinlich bei diesem Auftritt der Muth zu entsinken drohte und der sich doch nicht wollte überwältigen lassen.

„Ich wünschte gewiß gerne den Sold eines ganzen Jahres zu opfern, wenn ich Dich, Bürger N . . ., frei machen könnte", sagte der Gensdarmerieoffizier und fügte noch so vernehmlich bei, daß auch die Frau N... es hören mußte: „Da ich aber weiß, wie wichtig der Grund ist, warum Du gefänglich eingezogen, so glaube ich sicher, daß Du gar bald wieder in Freiheit gesetzt wirst. Ja, wenn ich sagen soll, wie ich denke, so betrachte ich diese Verhaftung als eine bloße Formsache."

„Soll das wahr sein?" fragte Frau von N . . . mit so herzlicher Innigkeit, daß mir die Thränen in die Augen traten, „doch ich begreife, daß Du nur aus edlem Wohlwollen uns einige Hoffnung einflößen willst."

„Auf Soldatentreue, Bürgerin," entgegnete der Gensdarmerieoffizier mit lauter Stimme, indem er grimmig auf seinen Schnauzbart biß, „auf Soldatentreue versichere ich Dich, daß ich Dich nicht täuschen will, sondern nur rede, wie ich denke."

„Du siehst also, daß Du nicht gut daran gethan, meine Geliebte, Dich so untröstlich dem Schmerz zu überlassen", sprach Herr von N . . . und warf einen verstohlenen Blick der Dankbarkeit dem Gensdarmerieoffizier zu. „Komm', komm' und umarme mich noch einmal; zum Abschiede sage ich Dir: „Auf Wiedersehen! Nach wenigen Tagen werden wir uns zusammenfinden."

Frau von N . . . und die Tochter sanken dem geliebten Vater in die Arme und küßten ihn, jedoch schon nicht mehr so trostlos, wie sie noch vor wenigen Augenblicken waren.

„Gehen wir", sagte der Offizier etwas rauh; „ich habe in Sauve noch einen Transport von Gefangenen zurückgelassen und kann nicht länger wegbleiben."

„Moriz, ich hoffe, Sie werden Ihren Oheim begleiten", sagte Frau von N . . . und schob ihn sanft beim Arm fort.

Moriz: „Ich weiß nicht, ob ich Sie, Tante, allein lassen darf."

Frau von N . . .: „O, seien Sie unbesorgt, denn da ich jetzt weiß, daß die Abwesenheit meines Mannes nur vorübergehend ist, und daß, wie der Bürgeroffizier selbst gesagt, die Verhaftung nur eine bloße Formalität ist, so bin ich ganz berhigt. Gehen Sie mit, Moriz . . . Sie können mir alsdann mittheilen, was weiter geschehen. Vielleicht finden Sie schon in Sauve den Freilassungsbefehl."

„Das ist wohl möglich, meine gute Tante", entgegnete Moriz, jedoch mit so gebrochener Stimme, daß, wäre Frau von N . . . nicht ganz von dem Gedanken der baldigen Freilassung ihres Mannes eingenommen gewesen, sie bereits bemerkt hätte, daß alle Hoffnung verloren sei.

Herr von N . . . verließ endlich das Haus, das noch vor einer Stunde das Blid des schönsten Glückes darbot und jetzt mit Trauer und Trostlosigkeit erfüllt war. Ich folgte ihm. Vor und hinter uns her marschirten Gensdarmen. Im tiefsten Schweigen gingen wir durch den Hof; erst als sich die Thüre hinter ihm schloß, zollte Hr. von N . . ., der bis dahin eine so große Seelenstärke bewiesen, der menschlichen Schwachheit seinen Tribut. „Gott befohlen, ihr innigst Geliebten, die ihr mein Leben gewesen seid", sprach er, überwältigt von einem Gefühle, das zu Thränen rührte, und warf noch zum letzten Male einen wehmuthsvollen Blick auf dieses Haus, wo er so glücklich gelebt und das er, wie er wohl wußte, nicht mehr sehen sollte. „Lebt wohl, meine Frau und mein liebes Kind,

Gott sei mit Euch! Ich kann nichts mehr für Euch thun! Jetzt hat der Henker die Gewalt über mich."

Als der edle Mann dieses gesagt, wendete sich der Gensdarmerieoffizier zu ihm und sprach: „Bürger, ich kenne Dich schon seit Jahren und weiß gar wohl, daß man keinen redlicheren Mann finden kann, als Dich. Willst Du mir das Wort geben, nicht zu entfliehen? Wenn Du das thust, so will ich Dir die Hände nicht binden lassen, Du magst mit Deinen zwei Freunden marschiren und mit ihnen ungehindert reden."

Herr von N . . .: „Ich gebe mein Wort, daß ich nicht entfliehen will, und danke Dir zugleich, Bürger-Lieutenant, für das Wohlwollen, das Du meiner Frau erzeigt hast."

Offizier (in rauhem Tone): „Das ist in der That auch das erste Mal in meinem ganzen Leben, daß ich auf Soldatenehre falsch geschworen habe. Aber ach, mag Einer auch Gensdarme sein, er kann sich doch bisweilen nicht erwehren, ein menschlich Herz zu haben. Schon gar oft habe ich Thränen gesehen, seitdem ich dieses Amt übe, aber nie habe ich mich erweichen lassen; jedoch, wenn vorhin Ihre Frau zu mir gesagt hätte: „„Lieutenant, lassen Sie doch meinen Mann entfliehen,"" so hätte ich ihr geantwortet: „„Man wird mich zwar erschießen, Bürgerin, aber wenn auch, Dein Mann mag entfliehen!"" Es gibt eben Augenblicke im menschlichen Leben, in denen man entsetzlich schwach ist."

Herr v. N . . .: „Sie haben ein mitleidiges Herz, lieber Lieutenant."

Offizier: „Mitleidig bin ich durchaus nicht, darfst Du mir solche Dinge ins Gesicht sagen? Willst Du mich schmähen? Ein Beweis, daß meine Schwäche soeben nur eine zufällige und vorübergehende Anwandlung gewesen, liegt darin, daß es mir jetzt einerlei ist, ein Glas Bier zu trinken, oder Dich zum Tod zu führen. Doch lassen wir dies Gespräch auf sich beruhen; wenn ich länger mit Dir so plauderte, so könnte Einer meiner Gensdarmen mich denunciren und ich als ein Verdächtiger verhaftet werden, und dies wäre mir nichts weniger als lieb."

Hierauf gab der Lieutenant seinem Pferde die Sporen und sprengte seinen Gensdarmen voraus, Herr von N . . ., Moriz und ich hingegen zogen hinter ihnen her. Da wir wohl zehn Schritte von der Eskorte entfernt marschirten, konnten wir ganz ungehindert mit einander reden, aber ein solcher Druck lastete auf unseren Herzen, daß wir in düstrem Schweigen einherschritten.

Herr von N . . . war der Erste, welcher das Schweigen brach: „Es ist mir leid, mein lieber Freund," begann er, „daß Ihnen meine gastfreundliche Einladung so übel bekommen ist, aber ich konnte mit Grund nicht voraussehen, was jetzt geschehen ist; an all' diesem Unglück ist nur

der elende Charles Schuld. Gott wolle verhüten, daß ihn nicht die verdiente Strafe treffe."

Moriz (heftig): „O die Strafe wird ihm gewiß nicht ausbleiben, glauben Sie das nur, mein lieber Oheim; ich schwöre auf meine Ehre, daß der Schändliche durch meine Hand sterben muß, wenn ihn nicht die Guillotine trifft."

Herr von R . . . (ganz ernst): „Was Sie da schwören, Moriz, ist etwas Unerlaubtes und Unrechtes. Bedenken Sie denn nicht, daß meine Tochter keine andere Stütze in der Welt hat, als Sie?"

Moriz: „Ah, mein lieber Oheim, glauben Sie . . ."

Herr von R . . .: „Ja, ich weiß wohl, wessen Sie fähig sind, Moriz."

Ich (zu Herrn von R . . .): „Aber wer ist denn dieser Charles, der Sie angezeigt hat?"

Herr von R . . .: „Das hatte ich Ihnen eben sagen wollen, als die Leute erschienen, um mich zu verhaften. So will ich Ihnen denn jetzt seine Geschichte erzählen. Hören Sie. Charles ist mit mir verwandt. Wie wild und ausgelassen er sich als Knabe schon betragen, und wie zügellos er seine Jugendjahre zugebracht, darüber wollen wir jetzt hinweggehen; nur so viel will ich Ihnen bemerken, daß er mit fünf- und zwanzig Jahren schon vor mein Gericht gestellt und eines Mordes und einer Schriftfälschung beschuldigt wurde. Ich war bei mir selbst in gutem Gewissen überzeugt, daß er sich wirklich der beiden Verbrechen schuldig gemacht, und hätte ich alle Mittel gegen ihn in Anwendung gebracht, die das Gesetz mir an die Hand gab, so wäre er gerädert worden. Aber ich that es nicht. Dies war auch das erste Mal, daß ich mich in der Erfüllung meiner Pflicht schwach bewiesen. Ich rettete den Schuldigen von der Todesstrafe; wegen der offenbar erwiesenen Fälschung jedoch mußte er zur öffentlichen Ausstellung auf der Lasterbank und zu den Galeeren verurtheilt werden. Diesem Menschen also habe ich es zu verdanken, daß ich jetzt bald das Schaffot besteigen werde."

Ich: „Ich bitte Sie, setzen Sie Ihre Erzählung doch nicht weiter fort, denn die Erinnerung an das Vergangene kann Ihnen nur schmerzlich sein."

Beim hellen Schein des Mondes sah ich ein unbeschreibliches Lächeln melancholischer Traurigkeit auf den Lippen des Herrn von R . . .: „Ich danke Ihnen, mein lieber Herr, daß Sie für mich besorgt sind," erwiederte er im Ton der völligsten Resignation und der ruhigsten Sanftmuth, „aber ich stehe jetzt schon zu nahe an der Grenzlinie der Ewigkeit, als daß das Bild der Vergangenheit mit einiger Lebhaftigkeit sich meinem Geiste vergegenwärtigen könnte. Meine Jugend erscheint in diesem Augen-

blick vor meinen Augen nur wie ein verwirrter, unklarer, dunkler Traum, den man sich nicht deutlich zu machen vermag und der mit dem Erwachen aus dem Schlafe wieder verschwindet."

Ich (mit unverkennbarer Rührung): „O, sagen Sie doch so Etwas nicht! Wer weiß, ob die Zukunft Ihnen nicht noch viele Tage der Ruhe und des Glückes bringt! Wir leben ja in einer Zeit, zu der immer das Unvorhergesehene das Wahrscheinlichere ist, in einer Zeit, zu der die verschiedensten und sonderbarsten Ereignisse sich mit so reißender Schnelligkeit drängen, daß der verständige Mensch sich weder zur Entmuthigung, noch zum Vertrauen darf hinreißen lassen."

Auf diese Worte des Trostes und der Ermunterung, denen ich aber leider selbst keinen Glauben zu schenken wagte, antwortete mir Herr von N . . . mit einem langsamen Kopfschütteln; wahrscheinlich nur, um dieses Gespräch kurz abzubrechen, nahm er nach einigem Schweigen seine Erzählung wieder auf und sagte: „Charles befand sich beim Ausbruch der Revolution auf der Galeere. Wie er es angestellt, um seine Freiheit zu erlangen, weiß ich nicht; ohne Zweifel wird er sich als ein Opfer der Politik dargestellt haben; so viel ist gewiß, daß er von nun an als feuriger Patriot auftrat und sich bald um ein Amt bewarb.

„Charles hatte jedoch auch Feinde, die auf seine Popularität eifersüchtig waren und ihn vor einer Versammlung von Wählern beschuldigten, daß er der Monarchie ergeben sei. Er ging in die gelegte Falle, indem er verlangte, man solle Beweise für diese Anschuldigung beibringen. „„Du trägst den Beweis dafür auf Deinem eigenen Leib,"" entgegneten seine Feinde, „„ziehe nur Deine Carmagnole aus, so kann man das königliche Wappen mit unauslöschlichen Zügen auf Deine Schultern eingebrannt sehen."" Durch diese niederschmetternde Enthüllung wurde die Wahl meines Vetters vereitelt; Wuth schnaubend verließ er die Stadt, und schwur mir als seinem Richter Rache. Der Elende dachte nicht an seine schauderhaften Verbrechen, er wälzte die ganze Schuld auf mich, und sah in mir den Mann, der seine Zukunft vereitelt habe. Schon früher einmal wurde ich auf seine Anzeige verhaftet, aber unter einem so lächerlichen Vorwand, daß die Behörde mich nicht länger als vier und zwanzig Stunden in Haft behielt, einerseits weil die Anschuldigung gar zu unbedeutend gewesen, noch mehr aber weil die Bauern große Erbitterung zeigten und Drohungen ausstießen. Nun aber hat Charles sich diese Erfahrung zu Nutzen gemacht und durch die Vorspiegelung eines falschen Briefes, wie mein Neffe mir gesagt, ein Mittel gefunden, wodurch er mich unwiderruflich zu Grunde richtet. Sie werden begreifen, daß ich bei einer so schweren Anschuldigung unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht die mindeste Hoffnung auf Freilassung habe."

Ich (mit Lebhaftigkeit): „Warum das? Warum sollten Sie Ihren Richtern nicht die teuflische Bosheit Ihres Anklägers enthüllen? Sie können ja den Richtern nachweisen, welch' ein schändlicher Mensch Ihr Vetter ist und wie er Rache an Ihnen üben will, und so werden Sie siegreich aus der Anklage hervorgehen."

Herr von N . . (ruhig): „In unseren Tagen geht kein Mensch siegreich aus einer Anklage hervor, wenn die Klage auf Tod lautet; man wird auch kein einziges Beispiel aufweisen können, daß ein Bürger freigesprochen wurde, wenn in seinen Anklageakten ein materieller Beweis gegen ihn vorgelegen hat."

Ich: „Aber dieser vorgebliche Brief eines Emigrirten ist eine Fälschung . . ."

Herr von N . . .: „Das freilich, aber das ändert Nichts an der Sache; es ist mir, als sehe und höre ich meine Richter schon. Der Bürger N . . ., wird der öffentliche Ankläger sagen, ist überwiesen, daß er mit einem Feinde der Republik verbrecherische Verbindungen unterhalten hat; wir sind im Besitz seiner Correspondenz; eine Stelle daraus liegt hier vor. Alsdann wird der Staatskläger die am meisten compromittirende Stelle aus dem von meinem Vetter unterschobenen Briefe vorlesen, ein Geschrei der Wuth und Entrüstung wird von allen Seiten des Gerichtssaales ertönen, und das Volk sofort den Schluß der Verhandlungen verlangen und über mich zwei Minuten später der Gerichtspräsident unter rasendem Beifallsruf der Zuhörer mein Todes-Urtheil aussprechen. Damit ist die Sache abgethan. Suchen Sie mir also nicht eine Hoffnung vorzuspiegeln, die Sie selbst nicht hegen können und die, wenn ich mich ihr hingeben würde, mir nur die letzten Augenblicke meines Lebens schrecklicher machen müßte."

Ich konnte wohl bemerken, daß bei einem so gewiegten Manne, wie der gewesene Kriminalrichter, meine matten Vertröstungen übel angebracht waren, und da ich vermuthete, daß er die wenigen letzten Stunden, die ihm noch erübrigten, mit Moriz allein zuzubringen wünsche, so zog ich mich immer mehr von ihm zurück, um ihn bei dieser letzten Besprechung nicht zu stören.

Es war etwa zwei Uhr nach Mitternacht, als wir in Sauve anlangten. Ehe wir dieses kleine Städtchen betraten, befahl der Gensdarmerielieutenant seinen Soldaten, Hrn. von N . . . in ihre Mitte zu nehmen. Moriz und ich gaben ihm zum Abschied die Hand und zogen uns in eine Schenke zurück, um daselbst den übrigen Theil der Nacht zuzubringen. Daß weder Moriz noch ich von dem Bette, das in unserer Schlafkammer stand, Gebrauch machten, ist wohl überflüssig zu erwähnen; wir

saßen einander gegenüber, auf zwei morschen und schwankenden Stühlen und starrten in die Nacht hinein.

Mehr als einmal brach Moriz in den freudigen Ausruf aus: „Er ist gerettet!" Auf meine jedesmalige Frage: „Wie?" theilte er mir stets eine unüberlegte und unpraktische Idee mit, wie sie nur die Verzweiflung aussinnen konnte." Wenn ich auch einen Augenblick seine Hoffnung theilte, erschien mir doch bald wieder die trostlose Wirklichkeit so, wie sie in der That war, und nicht so, wie wir sie uns vorspiegelten. Wenn ich Moriz alsdann meine Einwendungen machte, stieß er wieder einen tiefen Seufzer aus, und fiel in sein düsteres Schweigen zurück.

Sobald die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Anbruch des Tages verkündeten, eilten wir zu dem Gefängnißhaus, in welchem Herr von R . . . mit dem Abends vorher eingebrachten Gefangenentransport zusammengesperrt war.

Mit Hülfe meiner Uniform, die mir ein gewisses Ansehen verschaffte, und noch mehr durch ein Geldstück, das ich zu gelegener Zeit dem Schließer in die offene und beinahe entgegengehaltene Hand drückte, ward mir der Aufschluß, daß dieser Transport nach Paris bestimmt sei, um vor Fouquier-Tinville's Gericht gestellt zu werden.

„O, dann hatte mein Oheim wohl Recht," rief Moriz aus, „jetzt kann ihn Nichts mehr retten!"

Bei diesen Worten, die er in der größten Niedergeschlagenheit aussprach, sank der junge Mann auf einen Stuhl zurück; den Kopf stützte er müde in seine beiden Hände und schien in tiefes Nachdenken versunken.

„Nicht so, Moriz," sprach ich zu ihm und klopfte ihm freundlich auf die Schultern, „fassen Sie Muth; ein Mann läßt sich niemals vom Schmerz überwältigen. Nun denn, stehen Sie auf; da wir doch, wie der Bürger-Schließer uns sagt, jedenfalls die Gefangenen vor zehn Uhr nicht sehen können, so wollen wir die noch übrigen Stunden benutzen, uns durch Nahrung und Ruhe ein wenig zu stärken."

Moriz stand von seinem Stuhle auf, und ich konnte an seinen gerötheten und niedergeschlagenen Augen erkennen, daß er bitterlich geweint hatte.

Als wir aus dem Kämmerchen, in dem der Schließer uns empfangen, herausgekommen, blickte ich scheu um mich her, um zu sehen, ob uns Niemand belausche. Aber Niemand war auf der Straße, und da ich also ohne Besorgniß reden konnte, sagte ich meinem Begleiter leise in's Ohr: „Moriz, seien Sie doch nicht so niedergeschlagen und trostlos; Gott hat mir einen Gedanken eingegeben, und ich hoffe, Ihr Oheim soll gerettet werden."

Moriz (mir kräftig die Hand drückend): „Prüfen und überlegen Sie doch Ihr Vorhaben wohl, bevor Sie es mir mittheilen; denn die Enttäuschung wäre für mich zu schmerzlich."

Ich: „Nein, Moriz, ich täusche mich nicht; was mir jetzt eingefallen, ist kein bloßer Traum meiner Phantasie. Schon gestern ging mir dieser Gedanke durch den Kopf, aber noch unklar, weil überhaupt meine Gedanken so wenig geordnet waren, daß ich auch diesen nicht gehörig erfassen konnte. Hören Sie mich aufmerksam an, ich kann Ihnen meine Hoffnung in wenigen Worten mittheilen, und Sie werden sehen, daß wir gar viel für uns und nur wenig gegen uns haben. Ja, ich versichere Sie nochmals, ich halte Ihren Oheim für gerettet."

Da ich meine Gedanken mit so großer Zuversicht und Entschiedenheit aussprach, empfand Moriz, obschon er von meinem Vorhaben noch kein Wort gehört, eine solche Freude, daß er mir in die Arme sank und mich liebevoll an seine Brust drückte: „O, von diesem Augenblick an", sagte er, „sehe ich Sie wie meinen Bruder an. Aber reden Sie unverweilt, ich bitte auf das Inständigste"

Ich: „Das Mittel, Moriz, um Ihrem Oheim das Entweichen möglich zu machen . . ."

Moriz (mir in's Wort fallend): „Was, Ihr Vorhaben läuft also nur darauf hinaus, meinem Oheim das Entweichen möglich zu machen?"

Ich: „Ja, allerdings . . . Ist er einmal entflohen, so ist er auch gerettet", antwortete ich, höchlich erstaunt über die Aeußerung meines Gefährten.

Moriz: „Ja freilich ist er gerettet, aber Sie vergessen dabei nur das Eine, daß, wenn wir meinem Oheim das Mittel zum Entfliehen an die Hand geben, wir ihn nicht retten, weil er es von der Hand weisen wird."

Ich: „Das ist unmöglich, Moriz."

„Unmöglich?" sagte Moriz, dessen Gesicht sich beim ersten Leuchten eines Hoffnungsstrahls einen Augenblick aufgeheitert, nun aber wieder den Ausdruck der Niedergeschlagenheit und Bestürzung angenommen hatte — „unmöglich? Ach, haben Sie gestern Abend nicht gehört, wie ich in ihn gedrungen und ihn beschworen habe, vor der Verhaftung die Flucht zu ergreifen, wie er mit unerschütterlicher Festigkeit jedes derartige Ansinnen von der Hand gewiesen? Ich bin Ihnen sehr dankbar, guter und lieber Freund, daß Sie so viel Antheil an meinem Oheim nehmen, aber ich sehe schon, Sie können für ihn Nichts thun. Er muß und wird sterben!"

Ich: „Was soll ich Ihnen entgegnen, Moriz? Ich kann mir jetzt selbst keine Hoffnung mehr machen."

Moriz und ich waren so aufgeregt, daß wir unmöglich ausruhen konnten. Nachdem wir deßhalb ein Paar Stunden in der Umgegend des Städtchens uns ergangen, kehrten wir wieder in das Gefängnißhaus zurück.

„Ich darf Sie nicht in's Haus lassen, Bürger," sagte der Schließer, mit dem ich mich bekannt gemacht hatte, zu mir, „wenn Sie nicht von einem Mitglied des Wohlfahrtsausschusses eine schriftliche Bewilligung vorweisen können, denn ich habe diesfalls gemessenen Befehl."

Wir verfügten uns sofort zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses, der uns die Eintrittsbewilligung rundweg abschlug; als er aber hörte, daß wir Herrn von N . . . besuchen wollten, änderte sich bei ihm sogleich Ton und Sprache, und wir erhielten die nachgesuchte Bewilligung.

„Da sehen Sie," sagte Moriz zu mir beim Weggehen, „wie sehr mein Oheim selbst von seinen Feinden geschätzt und geachtet ist. Es gibt Charaktere und Tugenden, denen man die Ehrfurcht nicht versagen, Menschen, denen man die Hochachtung nicht entziehen kann, selbst wenn sie im Unglück sind."

Das Gefängnißhaus des Städtchens S a u v e war ein ehemaliges Kloster und diente nur zur Aufnahme solcher Gefangenen, die auf dem Weg nach Paris durchgeführt wurden. Als wir nun mit der ausgewirkten Erlaubniß zurückkamen, bemerkte uns der Schließer, die Gefangenen seien alle beim gemeinsamen Frühstück im ehemaligen Refektorium; er fragte uns, ob wir unseren Freund im Refektorium besuchen oder bis nach dem Essen warten wollten, um den Herrn N . . . allein zu sprechen? Da die Gefangenen schon nach einer Stunde den Weg nach Paris antreten sollten und somit jede Minute für uns wichtig war, so entschieden wir uns für das Erstere.

Man führte uns durch einen langen, durch mehrere feste Thüren abgeschlossenen Gang in das Refektorium, wo die Gefangenen sich aufhielten. Als Herr von N . . . uns bemerkte, stand er sogleich vom Tische auf, kam auf uns zu und reichte uns die Hand.

„M o r i z und Sie, mein lieber Herr, hier!" sprach er zu uns, „ich darf es jedenfalls nicht tadeln, daß Sie zu mir hierherkommen, um mir zum letzten Mal einen Beweis Ihrer Freundschaft und Liebe zu geben, aber dennoch muß ich bekennen, daß ich es lieber gesehen, wenn Sie mich nicht mehr besucht hätten. Ich thue mein Möglichstes, um mich von dieser Welt loszuschälen, und Alles, was mich an eine Zuneigung erinnert, schwächt meinen Muth."

„Wie, mein lieber Oheim," sagte M o r i z mit einem Ausdruck tiefer Trauer, „wollen Sie mir diesen letzten Trost versagen? Wollen Sie mich zurückstoßen?"

„Das nicht, mein Moriz, nur wäre es mir lieber gewesen, Du hättest

diesen Gang nicht gethan; da Du nun aber hier bist, habe ich auch nicht den Muth, mir Deine Anwesenheit zu versagen . . . Uebrigens habe ich Dir noch einige Aufträge an meine Familie zu geben . . . Komm mit mir! . . ."

Herr von N . . . deutete mir mit einem Blicke an, daß er gerne mit seinem Neffen einen Augenblick allein sein möchte, nahm diesen beim Arm und ging mit ihm in eine Ecke des Refektoriums.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde bei dem Gefangenen zugebracht, gab der Schließer das Zeichen zur Verabschiedung. Die Trennung des Oheims von seinem Neffen war rührend; zum ersten Mal seit seiner Verhaftung zeigte Hr. v. N . . . eine Anwandlung von Schwäche und konnte eine Thräne nicht zurückhalten, als er den Namen seiner Frau und seiner Tochter aussprach. Mich umarmte er und sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber Herr; Gott wolle Ihnen die edle Theilnahme und hochherzige Liebe, die Sie mir bewiesen, dadurch vergelten, daß er Sie in Ihrem Leben glücklich mache, dann ist einer meiner sehnlichsten Wünsche erfüllt."

Als wir aus dem Gefängniß heraustraten, war der größte Theil der Bewohner des Städtchens Sauve vor dem Thore zusammengeströmt und wartete auf die Abreise der Gefangenen, um sie im Vorbeigehen zu sehen. Auch wir schlossen uns ihnen an. Bereits waren die zwei für diesen Transport bestimmten Kutschen angekommen, schon traf die Hälfte der berittenen Bedeckung ein, da kam der Schließer ganz verwirrten Blickes heraus und rief laut in die anwesende Menge: „Ist kein Arzt da? Ein elender Royalist hat sich ein Messer in die Brust gestoßen, um der wohlverdienten Strafe zu entgehen."

Bei diesen Worten ging mir ein Stich in's Herz; ich blickte Moriz an, und erkannte an seinem auffallenden Erblassen und an seinem verwirrten Blick, daß er gleichzeitig auf denselben Gedanken verfallen war, wie ich. Ja, meine Aufregung wurde noch sehr gesteigert, als ich auf einmal hinter mir ein so herzzerreißendes Geschrei ausstoßen hörte, wie es nur ein Schmerz hervorbringen kann, der an Wahnsinn streift — und als ich im Umwenden Madame von N . . . erblickte, welche krampfhaft sich in den Armen ihrer Tochter wälzte.

„Meine Tante, Sie hier?" rief Moriz aus, als er die unglückliche Frau erblickte. „Ums Himmels willen, seien Sie doch ruhig!"

„Er ist todt!" sagte die Unglückliche mit schwacher Stimme, ohne ihren Neffen zu bemerken. „Lassen Sie mich auch sterben! . . . Ich will mit ihm sterben, es ist meine Pflicht! . . ."

Frau von N . . . blieb einige Augenblicke in schauderhafter Unbeweglichkeit; später stieß sie noch einmal einen Schrei aus und verfiel in eine schreckliche Nervenüberreizung.

Den Bewohnern von Sauve muß ich das Zeugniß geben, daß sie sich gegen die unglückliche Frau sehr mitleidig und anständig betrugen; sie boten Moriz ihre Hülfe an und zeigten sich sehr bereitwillig, die Tante in ein benachbartes Haus zu tragen.

Während dieses traurigen Zwischenfalles kam der Arzt, welcher den Selbstmörder für die Hand des Henkers retten sollte, aus dem Gefängniß zurück. Sogleich packte ich ihn beim Kleid und fragte ihn mit barschem und gebieterischem Ton, wer der Gefangene sei, der sich entleiben wollte, und ob er wirklich gestorben?

Arzt: „Ich kenne ihn nicht persönlich; er trägt eine schwarze Kleidung und ist ungefähr vierzig Jahre alt; er ist am Verscheiden und wird wohl nicht mehr länger als fünf Minuten leben!"

Ich (immer noch den Arzt beim Rockflügel festhaltend): „Aber es ist doch nicht der Bürger N . . ., welcher sich erstochen hat?"

Arzt: „Der jedenfalls nicht; ich kenne den Bürger N . . . persönlich und habe ihn unter den Gefangenen bemerkt; dieser ist ein Mann von hohem Muth und edler Gesinnung; nie würde ihm sein religiöser Sinn erlaubt haben, Hand an sich selbst zu legen."

„Ich danke Ihnen!" rief ich dem Arzt zu, ließ ihn los und sprang dem Hause zu, in welches Moriz seine Tante untergebracht. Sobald ich in das Zimmer trat, rief ich Moriz zu: „Ihr Oheim lebt! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich will Sie gar nicht täuschen; Ihr Oheim ist ganz wohl."

Was ich jetzt mittheilen muß, kann ich nur als eine wunderbare Wirkung der zärtlichsten Liebe ansehen, ist mir aber selbst unerklärlich. Als ich nämlich die oben angeführten Worte zu Moriz sprach, war Frau von N . . . noch immer von den heftigsten Nervenanfällen geplagt, sie wälzte sich in einer Weise auf ihrem Schmerzenslager, daß mehrere Männer sie kaum zurückhalten konnten, — und siehe da, sobald ich zu Moriz gesagt: „Ihr Oheim lebt!" wurde Frau von N . . . plötzlich wie durch ein Wunder ganz ruhig, kam wieder zum Verstand und zum Wort und fragte mich mit ganz verständlicher, wiewohl noch zitternder Stimme, ob ich wohl sicher sei, daß ich mich nicht täusche? Als ich ihr dies nochmals betheuert, stand sie unverzüglich auf, ging gegen die Thüre zu und sagte, sie müsse ihren Mann sehen, sonst sterbe sie.

Frau von N . . . eilte zum Gefängnißhaus: eben wollte ich zum Präsidenten des Sicherheits-Ausschusses gehen um eine Eintrittserlaubniß zu erhalten, als Moriz sagte: „Es ist zu spät; die Gefangenen kommen ja schon heraus, um in die Kutschen einzusteigen." Und wirklich kam in demselben Augenblick die umstehende Volksmenge in einige Bewegung

— und nach wenigen Sekunden traten die für Fouquier-Tinville bestimmten Opfer zwischen zwei Reihen von Gensdarmen hervor.

Als die Frau von N . . . ihren Gemahl erblickte, rief sie: „O mein Gatte!", stieß die Leute, welche umher standen, zurück, ebenso auch Moriz, der sie zurückzuhalten suchte, und stürzte mit rücksichtsloser Anstrengung gegen ihren Mann. Während eine solche Hingebung sogar ein Tigerherz hätte erweichen sollen, faßten die Soldaten die unglückliche Frau mit aller Schonungslosigkeit und ließen sie nicht zu ihrem Gemahl durchdringen. „Hol' Dich der Teufel," sagte ein Gensdarme zu ihr, „wenn Du Dich jetzt schon so ungeberdig zeigst, da man deinen Mann fortführt, was wirst Du erst anfangen, wenn man ihm den Kopf abschlägt?"

„Soll denn mein Mann zum Tode verurtheilt werden?" rief Frau von N . . . zitternd aus, worauf ihr der Gensdarme erwiederte: „Meinst Du vielleicht, die Republik solle die Verschwörer für Nichts und abermals Nichts auf ihre Kosten beherbergen und nach Paris transportiren? Fouquier-Tinville ist ein aufgelegter Mann, der nicht viel Umstände macht. Bei ihm muß man baar zahlen."

Hätte der Gensdarme gewußt, daß diese Worte eben so tödtlich sein könnten, wie das Henkersbeil, er hätte sie nicht ausgesprochen.

Frau von N . . . hatte bis jetzt ihren Mann gar nicht in Gefahr geglaubt, die unbesonnene Aeußerung dieses Gensdarmen wirkte daher auf sie, wie ein Donnerschlag; sie sank langsam zusammen und blieb regungslos in den Armen des jungen Moriz. Als aber Herr von N . . . eine Frau zusammensinken sah, prägte sich auf seinem Gesicht ein Ingrimm aus, der mir unvergeßlich ist; aus den Augen dieses sonst so ruhigen und würdevollen Mannes sprühten Blitze, daß sogar die Gensdarmen davor zurücktraten. Bald jedoch gewann er wieder seine Fassung und richtete den Blick zum Himmel auf, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck schmerzlicher Ergebung.

„Vorwärts, auf den Weg!" rief jetzt der Gensdarmerieoffizier, welcher die Eskorte befehligte, derselbe, der am Abend vorher bei der Verhaftung des Herrn von N . . . so schonend und menschenfreundlich sich gezeigt hatte.

Beim Einsteigen in die Wagen rief der Offizier jeden Gefangenen beim Namen auf. Beim Rufe: „Bürgerin A. N." erfolgte jedoch keine Antwort. „Bürgerin A. N." wiederholte derselbe zum zweiten und dritten Male, ohne Erfolg. „Wie?" murmelte der Offizier in den Bart hinein, „sollte mir eine Gefangene entflohen sein? Da wäre es um mich geschehen. Doch nein! Ich habe vier Frauen auf der Liste und hier stehen vier gefangene Weiber vor mir, die Zahl ist also voll." Hiermit

ging der Offizier auf die vier Personen zu und fragte die Aelteste um ihren Namen: „Marquise A. von R." war die Antwort.

Offizier: „Warum hast Du auf meinen dreimaligen Ruf nicht geantwortet?"

Sie: „Ich bin die Marquise A. von R. und nicht die Bürgerin A. R.; deßwegen gab ich keine Antwort."

Offizier: „Laß das gut sein, alte Frau, und steige in den Wagen."

Sie: „Niemals in meinem Leben. Ich, die Marquise von R., habe von jeher gegen die Republik protestirt, ich erkenne ihr kein Recht über mich zu; sie können mir den Kopf nehmen, aber nicht meine Ehre; ich protestire gegen die Republik und protestire bis zum letzten Athemzug gegen sie."

Offizier: „Protestire immerhin, Alte, aber steige jetzt in den Wagen, oder ich erzürne mich."

Sie: „Ich bleibe und protestire."

Hier traten einige Gensdarmen herbei und bemerkten dem Offizier, daß diese Dame seit ihrer Verhaftung stets diese gleiche Rolle gespielt und daß sie jeden Tag genöthigt waren, dieselbe mit Gewalt in den Wagen zu setzen.

Offizier: „Nun, Gensdarmen! So macht es heute mit ihr, wie gestern."

Sie: „Zurück, Schergen, ich protestire!" Mit diesen Worten zog die Marquise ein bluttriefendes Messer hervor, dasselbe, mit welchem sich ihr Schicksalsgenosse im Gefangenhaus so eben erstochen.

Gensdarmen (lachend): „Offizier, sollen wir Artillerie herbeiholen? Ohne Kanonen werden wir mit dieser Jeannette d'Arc nicht fertig."

Sie: „Thut, was ihr wollt, Schergen, aber beim ersten Schritt stoße ich mir dieses Messer in die Brust."

Bis jetzt hatte der Offizier zu dieser Scene nur gelacht, aber die Aussicht, auf einmal zwei Gefangene durch Selbstmord zu verlieren, erschien ihm für seinen eigen Kopf zu bedenklich; deswegen suchte er die Dame mit folgenden Worten zu begütigen:

„Nun, Madame Marquise A. von R., ich bin bereit, Ihnen im Wagen alle mögliche Rücksicht und Bequemlichkeit zu gestatten, was wünschen Sie?"

Eben wollte die alte Matrone antworten, als ein Gensdarme sich hinter den Wagen schlich, plötzlich ein Tuch über ihr Gesicht warf, das Messer ihrer Hand entwand und sie unter dem Gelächter der Umstehenden so höflich als möglich in den Wagen setzte.

„Alle Anwesenden" — rief die Dame, sobald sie wieder zum Athem gelangt, zum Wagen heraus, „alle Anwesenden nehme ich zu Zeugen, daß

ich, die Marquise A. v. R. nur der Gewalt gewichen, meine Ehre gerettet und gegen die Republik protestirt habe und fortwährend protestire."

Diese burleske Scene, welche sich an meiner Seite zutrug, hätte auch mich aufgeheitert, wenn der Augenblick nicht zu schmerzlich gewesen.

Schon trat die umstehende Zuschauermenge aus dem Wege und der Leichenzug setzte sich in Bewegung, da wurde er ganz unerwartet wieder aufgehalten. Ein Postillon sprengte nämlich auf einem keuchenden Pferde heran, stieg ab, ging sogleich auf den Gensdarmerieoffizier zu und sagte ihm leise einige Worte in's Ohr.

„Bist Du von Sinnen?" fuhr ihn der Offizier an. „Was? Meinst Du, ich sollte wieder abspannen lassen und die Pferde Dir übergeben?"

„Freilich, Lieutenant," sagte der Postillon, und zwar ohne weiteres Besinnen, „denn die Pferde werden für den Bürger Curtius, den Geheimsekretär des Repräsentanten von Marseille gefordert. Du mußt aber wissen, daß der Sekretär einen mächtigen Arm hat; mit zwei Federzügen könnte er Dich vom Pferde steigen machen, und dann bedürfte es nur noch eines Wortes, so ließe er Dich durch deine eigenen Leute in Gewahrsam bringen. Sei also vernünftig und verweigere mir die Pferde nicht."

Als ich den Namen Curtius aussprechen hörte, ging mir auf einmal ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Ich glaubte hier das Walten der göttlichen Vorsehung zu erkennen, und obschon ich, wie sich der Leser noch erinnern wird, meinen Vetter in Marseille mit sehr unfreundlichen Worten verlassen, so war doch mein Entschluß sogleich gefaßt. Auf der Stelle wendete ich mich an den Gensdarmerieoffizier, bemerkte ihm, daß Curtius mein Verwandter und Freund sei, und erbot mich, die Sache glücklich beizulegen.

„Sie würden mir einen großen Dienst erweisen," antwortete der Lieutenant, „gehen Sie geschwind, ich will indessen warten."

Sogleich schwang ich mich auf das Pferd des Postillons und war in drei Minuten beim Posthaus, wo eine Kutsche anhielt, deren Pferde, mit Schweiß und Schaum überronnen, so erschöpft waren, daß sie jedenfalls den Weg nicht weiter fortsetzen konnten.

Curtius streckte den Kopf zum Kutschenschlag heraus und fragte ungeduldig: „Wo ist die neue Bespannung?"

Ich ließ mich vom Rücken des Pferdes herab, ging auf den Kutschenschlag zu und sagte: „Man kann Dir die Bespannung nicht geben."

Wie der Geheimsekretär mich erblickte, machte er ein gar sonderbares, für meine Eigenliebe eben nicht schmeichelhaftes Gesicht.

Ich: „Wie, Vetter, empfängst Du mich auf solche Weise? Düster umwölkt sich Deine Stirne, sobald Du mich gewahr wirst, während ich mit offenen Armen Dir entgegeneile!"

Curtius: „Du weißt wohl, Vetter, daß ich nicht rachsüchtig bin und die Beleidigungen vergesse, aber Du mußt wohl auch wissen, daß ich nicht gern mit einem Gegner zusammentreffe. Sobald ich Dich aber erblickte, dachte ich nicht so sehr an die Schmähungen und Verwünschungen, die Du mir beim Abschied in's Gesicht geworfen, als vielmehr an die Predigten, die Du mir beständig vorgeleiert, und es wandelte mich ein wahrer Schauder an, schon beim bloßen Gedanken, Du werdest mich jetzt wieder mit einer solchen Moralpredigt belästigen. Oder wie, bist Du etwa auf andere Gedanken gekommen und ein liebenswürdiger Egoist geworden, mit dem sich's leben läßt? Wenn das ist, so ist's etwas Anderes; dann reiche ich Dir recht herzlich die Hand."

Ich (mich ganz heiter stellend): „Ja, Vetter, ich bin auf andere Gedanken gekommen, ich habe mich eines Besseren belehren lassen und gestehe Dir, daß ich bis jetzt sehr einfältig gewesen, dem Glück, das sich mir angeboten, deßwegen aus dem Wege zu gehen, weil es sich mir nicht ganz auf regelmäßige Weise darbot. Mein Wahlspruch lautet jetzt: Es lebe das Vergnügen und das Geld!"

Bei diesen Worten heiterte sich das Gesicht des Curtius immer mehr auf. „Wahrlich, eine solche Bekehrung hätte ich von Dir nicht erwartet," rief er aus, „jetzt bist Du gerade, wie ich Dich mir gewünscht hatte. Lieber Vetter, eine Ahnung sagt mir, wir werden es nicht zu bereuen haben, daß wir hier zusammentreffen und zwar so ganz unerwartet. Ich weiß aus früheren Erfahrungen, daß Du mir treu bist und daß ich auf Deine Redlichkeit zählen kann; auch weiß ich, daß Du Geist hast; Du bist, so zu sagen, der einzige Mensch auf der Welt, den ich mein ganzes Leben lang geliebt habe, und wie Du wohl siehst, sind Tausende gegen Eines zu wetten, daß wir gute Geschäfte machen werden . . . Von nun an darfst Du unbedingt über meinen Credit verfügen."

Obschon mir das Herz klopfte, suchte ich mich dennoch ganz gleichgültig zu stellen und sagte sofort: „Lieber Vetter, ich nehme Dein Anerbieten um so freudiger an, weil es mir eben zur gelegenen Zeit kommt, denn ich habe Dich gerade jetzt um eine Gefälligkeit zu ersuchen."

Curtius: „Du verlierst keine Zeit, sondern greifst sogleich zu. Um welche Gefälligkeit handelt es sich, Vetter?"

Ich: „Vorerst, daß Du die Pferde, die man Dir verweigern will, mit Beschlag belegst."

Curtius: „Was? mir sollte man Etwas verweigern und noch dazu in diesem Departement?

Ich: „Und doch ist's so, wie ich Dir sage. Ein Gensdarmerieoffizier hat diese Pferde für sich in Anspruch genommen, um Gefangene weiter zu transportiren. Er behauptet, die Militärbehörde habe den

Vorrang vor der Civilbehörde und somit müssest Du zuwarten, bis Deine Pferde ausgeruht, aber die seinigen werde er Dir nicht abtreten."

Curtius (vor Zorn in den Schnauzbart beißend): „Was? ein Gensdarmerieoffizier darf so Etwas aussprechen? Dieser Offizier dürfte sich wohl täuschen. Nun denn, Vetter, sei so gut, überbringe ihm diese Zeilen; wenn das nicht hilft, so werde ich zu einem andern Mittel greifen." Curtius kritzelte ein paar Worte und gab mir das Blättchen, worauf ich ihm bemerkte:

„Aber wie steht es mit der Gefälligkeit, um die ich Dich bitten möchte?"

Curtius: „Davon wollen wir sogleich nachher reden. Für den Augenblick ist das Wichtigste, daß dieser Gensdarme, der auf seine Uniform pocht, wisse, daß ich die Pferde haben will. Beeile Dich, und sollte er schon abgefahren sein, so setze ihm nach!"

Sogleich schwang ich mich wieder auf das Pferd und sprengte voll Freude und Hoffnung dem Gefängnißhause zu. Sobald Curtius mich nicht mehr sehen konnte, las ich sein Billet; es enthielt blos folgende Worte:

„Elender Wicht, Du willst Dich der Sendung, die mir vom Convent übertragen ist, widersetzen? Die Pferde her, oder Du bist des Todes!"

Nun, dachte ich beim Lesen dieser wenigen, aber kräftigen Worte, heute wird Herr v. N . . . wahrscheinlich nicht von Sauve wegkommen. Wer weiß, das Sprichwort sagt: „Kömmt Zeit, kömmt Rath", und das Sprichwort dürfte Recht haben.

Der Gensdarmerieoffizier konnte beim Lesen des Billets seinen Unwillen nicht verbergen, faßte sich aber sogleich und sagte zu seinen Gensdarmen: „Wir reisen heute nicht ab, führet die Gefangenen wieder in das Gefängniß zurück."

Da ich, wie begreiflich, keine Zeit zu verlieren und von Seiten des Gensdarmerielieutenants keine Komplimente für meine Mission zu gewärtigen hatte, so machte ich mich sogleich wieder fort und suchte meinen Freund Moriz auf. „Moriz," rief ich ihm zu, „jeder Augenblick ist kostbar. Fragen Sie mich Nichts, ich bitte Sie, aber geben Sie mir kurze und bestimmte Antworten."

Moriz (aufgeregt): „Reden Sie."

Ich: „Ist Ihr Oheim reich?"

Moriz (ohne weitere Umschweife, wie ich es verlangt hatte): „Ja."

Ich: „Besitzt er hundert Louisd'or in Gold?"

Moriz: „Ja."

Ich: „Sehr gut. Jetzt kein Wort mehr. Ich kann Ihnen noch

keine Zusicherung geben, aber doch so viel kann ich Ihnen sagen, daß sich seine Lage seit einer Viertelstunde um sehr Vieles gebessert hat. Auf Wiedersehen! Gehen Sie in's Wirthshaus und warten Sie dort auf mich. Gott sei mit Ihnen!"

Kaum gesagt, stieg ich wieder auf das Pferd, sprengte davon und ließ den jungen Mann in einer solchen Beängstigung stehen, daß, wie er mir nachher gestand, er einen Augenblick nicht wußte, ob er wohl bei Verstand sei.

Sobald Curtius mich aus weiter Ferne bemerkte, rief er mir zu: „Nun denn, hat sich der Gensdarme geweigert?"

Ich: „Nein, Vetter. Uebrigens scheint das Billet meisterhaft abgefaßt gewesen zu sein, denn kaum hatte der Gensdarme es gelesen, so gab er auch sogleich Befehl zum Abspannen."

Curtius: „Das ist ein Beweis, daß dieser Offizier Verstand hat. Also kann ich meine Reise fortsetzen?"

Ich: „Warum das nicht, Vetter? Doch ist's eben Zeit zum Frühstücken und ich habe zum Sterben Hunger; wolltest Du eine Stunde in Sauve halten, so würdest Du an mir einen Gast haben, der es mit Dir im Essen aufnimmt."

Curtius: „Das wäre mir ganz recht, aber ich bin so pressirt . . . Doch am Ende bekomme ich von der Republik auch keine goldene Medaille, wenn ich schon am Ort, wo man mich erwartet, eine Stunde früher oder später eintreffe! . . . So wollen wir ein Frühstück nehmen."

Was ich vorgesehen und gehofft hatte, geschah: nachdem mein Vetter zwei Bouteillen geleert, wurde er ganz heiter gestimmt und sagte zu mir: „Nun also, welche Gefälligkeit wünschest Du von mir zu erhalten?"

Ich: „Eine Kleinigkeit, um es kurz herauszusagen: ich bin mit meiner Kasse auf dem Trocknen und möchte ihr gerne wieder aufhelfen."

Curtius: „Wie, das nennst Du eine Kleinigkeit, Du?" und bei diesen Worten wurde das heitere Aussehen meines Vetters sogleich wieder finsterer. „Weißt Du denn nicht, Vetter, daß das Geld mein halbes Leben ist? Glaube zwar nicht, daß ich geizig sei, im Gegentheil, aber da ich mir nun einmal das Wohlsein zur Lebensaufgabe gemacht habe, so ist mir ein solides und unabhängiges Vermögen das Wichtigste. Wer in Paris nicht große Einkünfte hat, lebt dort meistentheils in Sorgen und Bekümmerniß; dem Genusse und Vergnügen thut aber Nichts so sehr Abbruch, als wenn man nicht frei und sorgenlos ist. Darum habe ich es mir zur Lebensregel gemacht, jetzt so viel Geld als möglich zu sammeln, bis ich eine bestimmte Summe erreicht. Habe ich es aber einmal so weit gebracht, so will ich nur meine Einkünfte verzehren. Von da an . . ."

Ich (meinem Vetter in's Wort fallend): „Hättest Du nur die Geduld gehabt, mich ausreden zu lassen, so würdest Du Dir alle diese Bemerkungen erspart haben. Ich muß allerdings Geld haben und ich will mir solches verschaffen, dabei habe ich aber nicht die Absicht, solches von Dir zu borgen . . ."

Curtius: „Gut . . . Recht so! Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber es ist mir, als habest Du seit der Zeit, da Du auf bessere Gedanken gekommen in der Aufklärung bedeutende Fortschritte gemacht . . . Du möchtest mir also ein Geschäft in Vorschlag bringen?"

Ich: „Ja, Vetter, um ein Geschäft handelt es sich."

Curtius: „Zu dem Du meinen Credit vonnöthen hast?"

Ich: „Das eben. Aber Du bist mir zu lieb, als daß ich Dich brauchen wollte, ohne daß Du dabei auch Deinen Vortheil finden sollst. Du kannst dabei sogar weit mehr gewinnen, als ich."

Curtius: „Lieber Vetter, mein Herz ist Dir so gewogen, wie in den schönsten Tagen unserer Jugend! Also der größere Theil des Gewinns, sagst Du, soll mir zukommen. So mache mir denn deine Eröffnungen und gehe ohne Weiteres zu der Sache über. Es ist mir im höchsten Grade interessant, deine Mittheilung zu vernehmen. Also zur Sache; ich bin begierig, zu hören."

Ich: „Gestern erließ das Revolutionscomité des Bezirks den Befehl, einen gewissen ehemaligen Criminalrichter, Namens N . . ., zur Haft zu bringen und nach Paris zu senden. Der Grund dieser Verhaftung ist eine verleumderische Denunciation, deren Falschheit nicht schwer zu erweisen ist."

Curtius (mir in's Wort fallend): „Teufel, ein ehemaliger Criminalrichter kann nicht anders als schuldig sein, denn das Volk sieht die Hinrichtung solcher Leute gern. Ich namentlich verspare immer einige Angestellte des frühern Regiments auf die Tage, wo die Fruchtvorräthe ausgehen . . . Hast Du deinem Günstling solche Gedanken gehörig zu Gemüthe geführt? . . . Ich fürchte in der That, Du habest die Sache mit einer bedauerlichen Gutmüthigkeit eingeleitet, oder gar durchblicken lassen, daß es mit Deiner Kasse übel bestellt sei und daß Du sie wieder spicken willst."

Ich: „Höre mich, Vetter, bevor Du über mich den Stab brichst. Vorerst und ganz besonders muß ich es mit Entrüstung von der Hand weisen, daß Du meinen Clienten meinen Günstling nennst. Ich begünstige Nichts, als mein Interesse, und damit Punktum! . . ."

Curtius: „Sehr gut, Vetter. Ich kann mich nicht genug darüber verwundern und freuen, wie Du Dich geändert. Fahre jetzt fort. Ich glaube bald, Du verstehest die Sache so gut wie . . ."

Ich: „Der ehemalige Criminalrichter ist ein so sonderbarer Mensch, daß er lieber das Schaffot besteigt, als sich in Unterhandlungen einläßt, deßwegen mußte ich mit seinem Neffen, einem jungen Menschen von der größten Offenheit und Einfalt, verkehren."

Curtius: „Ah, ah, das ist sehr gut."

Ich: „Diesen Neffen habe ich dadurch eingeschüchtert, daß ich ihm eine schauderhafte Schilderung von der Guillotine gemacht, worauf er mir zugesagt, wenn ich die Freilassung seines Oheims auswirke, so wolle er mir in dem Wirthshaus, wo ich logire, einen Besuch abstatten und beim Fortgehen hundert Louisd'or auf dem Kamin meines Zimmers vergessen."

Curtius: „In Gold oder in Assignaten?"

Ich (im Tone des Vorwurfs): „Du mußt eine sehr schlechte Meinung von mir haben, Curtius, daß Du mir solche Beleidigungen in's Gesicht wirfst. Ich habe hundert Louisd'or in Gold ausbedungen und dabei ausdrücklich bemerkt, daß ich diese Louisd'or nur im Werth von vierundzwanzig Livres annehme, ohne Rücksicht auf den Aufwechsel, welcher gegenwärtig für das Gold wegen seiner Seltenheit bezahlt wird."

Curtius (mir um den Hals fallend und mich küssend): „Du hast also auch noch an den Aufwechsel gedacht? Vetter, Du läßt Gutes für die Zukunft erwarten und wirst es noch weit bringen. Solltest Du Finanzminister werden, so will ich mich bei Dir zum Voraus empfohlen halten halten. Was nun aber die hundert Louis betrifft, so kann ich diese nicht annehmen."

Ich (mit sichtlicher Verwunderung über diese Antwort): „Du die hundert Louis nicht annehmen?"

Curtius: „Durchaus nicht, Vetter. Laß mich nun auch reden. Ob dein ehemaliger Criminalrichter strafbar sei oder nicht, daran ist nicht viel gelegen; es fragt sich in der Sache gar nicht um das, was er gethan, sondern um das, was aus seiner Hinrichtung oder Befreiung erfolgen kann. Die Frage lautet hier folgendermaßen: Welchen Vortheil kann man in politischer Beziehung aus der Hinrichtung einer Magistratsperson ziehen, die unter der früheren Monarchie angestellt war, und welchen Gefahren setzt man sich aus, wenn man sie rettet? Ich finde nun, die Vortheile, welche die Hinrichtung eines solches Mannes bringt, seien sehr bedeutend. Als Alcibiades über seine Kriegsführung zur Rede gestellt wurde, schnitt er seinem Hunde den Schwanz ab und leitete damit die Aufmerksamkeit des Volkes auf einen andern Gegenstand. Die Hinrichtung einer ehemaligen Magistratsperson ist ebenso ein Ableiter für das Volk, um ungünstige Berichte vom Kriegsschauplatze oder andere Hiobsbotschaften zu umgehen.

„Was die Gefahr betrifft, welche mit der Loslassung verbunden ist, so muß ich Dir freilich gestehen, daß sie im vorliegenden Falle für mich nicht groß ist; weil aber solche Gefahren vorhanden sein könnten, so muß man sie in Anschlag bringen, wie wenn sie wirklich da wären. Wenn Jemand schon eine angenehme sociale Stellung inne hat, so wäre er wohl ein Narr, wenn er seine Existenz und Freiheit für hundert Louis auf's Spiel setzte. Das sind Rücksichten, die Du bei dem gutmüthigen und einfältigen Neffen, der Dir die hundert Louis angeboten, herausheben und in die Wagschale legen mußt."

Ich (mit einem gezwungenen Lächeln): „Ich sehe wohl, Vetter, daß ich im Vergleich mit Dir noch ein Stümper in der Diplomatie bin. Am guten Willen fehlt es mir nicht, aber an der Praxis. Du wirst mir jedoch nicht übel nehmen, wenn ich auf Deine Einwendungen einige Bemerkungen versuche."

Curtius: „Nützt nichts, lieber Freund. Wenn ich einmal meinen Entschluß gefaßt habe, so bleibt's dabei."

Ich (meinen schmerzlichen Unwillen in mir niederhaltend): „So muß ich denn die Hoffnung aufgeben, meine federleichte Kasse zu füllen und mich aus der sorgenvollen Verlegenheit zu ziehen."

Curtius: „Das ist's ja gerade, um was es sich handelt. Du trägst mir ein Geschäft von hundert Louis vor, aber bietest mir nicht hundert Louis für meinen Antheil an. Nun denn, wie viel möchtest Du wohl für Dich haben?"

Ich: „Wie viel ich für mich möchte? Ich habe fünf und zwanzig Louis durchaus nothwendig."

Curtius: „Somit ließest Du mir nur fünf und siebenzig . . . das ist zu wenig. Wenn der gutmüthige und einfältige Neffe, von dem bereits die Rede gewesen, die Summe auf hundert und fünfzig Louis bringen will und Du Dich mit fünf und zwanzig begnügst, so will ich nicht sagen . . ."

Ich (im Tone freundschaftlichen Vorwurfs): „Ah, Vetter, kannst Du mit mir um eine solche unbedeutende Summe mäkeln und feilschen, und mich der Gefahr aussetzen, diesen schönen Fund, den mir der Zufall so zur gelegenen Zeit in die Hände gespielt, wieder zu verlieren? Du liebst mich also nicht?"

Curtius: „In der That, Vetter, Du kannst mich ganz weich stimmen. Um der Freundschaft willen, die uns verbindet, will ich mich so weit herbeilassen, Dir fünf und zwanzig zu überlassen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Neffe mir, für mich allein, hundert Louis in Gold ausbezahlt. Das mag er annehmen oder die Sache bleiben lassen."

Ich (mich ungehalten stellend): „Ich fürchte sehr, man werde mich abweisen; indessen will ich sehen, was zu machen ist."

Im gleichen Augenblick stand ich vom Tische auf; beim Hinausgehen rief mir Curtius nach:

„Höre, Vetter, es kommt mireben ein sehr guter Gedanke in den Sinn. Soll ich etwa den Neffen verhaften lassen, um ihm mehr zuzusetzen und ihn mürber zu machen? Ich habe gerade mehrere unterzeichnete und unausgefüllte Verhaftsbefehle bei mir."

Ich (mit einem Anflug von Unwillen): „Moriz verhaften lassen?"

Curtius (ganz kalt): „Ja, ich wollte das nur Dir zum Gefallen thun. Du weißt ja wohl, daß ich Nichts weiter verlange, wenn ich nur meine hundert Louis bekomme."

Ich: „Das wäre schon recht, Vetter, aber ich glaube, dieser junge Mensch sei ein Setzkopf wie sein Oheim . . . Würde man ihn einmal verhaften, so würde er nichts mehr bezahlen wollen . . . Laß mich das Geschäft auf meine Weise führen . . ."

Curtius: „Ich lasse Dir eine Viertelstunde Zeit, mehr nicht."

Ich: „Sei's! eine Viertelstunde ist genug."

Ich ging fort und traf Moriz im Wirthshaus. Aber er stieß einen verzweifelten Seufzer aus, als er die Bedingungen meines Vetters hörte.

„Diese Summe können wir hier in einer Viertelstunde unmöglich aufbringen," bemerkte er, „wenn uns aber Curtius nur einige Stunden Frist gestattete, so . . ."

Ich: „Das kann nicht geschehen, denn Curtius muß unverzüglich weiter reisen."

Moriz: „O, dem Gelingen schon so nahe sein, das Leben meines Oheims so zu sagen in der Hand haben und ihn sterben lassen! . . . . Nein, das ist nicht möglich! Mein Freund, mein Bruder, ich bitte Sie, führen Sie mich zu Ihrem Vetter!"

Ich: „Das will ich gerne, aber ich zweifle, ob Sie die geringste Nachgiebigkeit bei ihm auswirken. Indessen, gehen wir!" — Ich reichte ihm meinen Arm.

Wir fanden Curtius am Schreibtisch sitzend, Akten durchstöbernd. Er grüßte uns mit der Hand und setzte seine Arbeit fort, ohne die geringste Notiz von unserer Anwesenheit zu nehmen. Nach einer Weile endlich schob er den Fauteuil zurück und fragte uns in eiskaltem Tone: „Bürger, was ist euer Verlangen?"

„Bürger," erwiederte ich in ebenso trockener Weise, „ich stelle Dir den Neffen des verhafteten Kriminalrichters N . . . vor."

Curtius: „Was geht mich diese Verhaftung an?"

Ich: „Wenn der Oheim unschuldig ist, so hoffen wir von Dir dessen Freilassung zu erwirken."

Curtius: „Ich habe die Anklageacten durchlesen, ich kenne seine Sache."

Moriz: „O so ist mein Onkel gerettet."

Curtius: „Glaubst Du das, junger Mann? Du sprichst sehr schnell!"

Eine unkluge Antwort meines Freundes befürchtend, ergriff ich schnell das Wort und sprach: „Um allen Zeitverlust zu vermeiden, gehen wir ohne Umschweif auf die Sache. Vor allem gelobt Moriz das heiligste Stillschweigen über unsere Unterredung."

Moriz: „Ich gelobe es."

Curtius (Moriz scharf in's Auge fassend): „Wie alt bist Du, junger Mann?"

Moriz: „Zwei und zwanzig Jahre."

Curtius: „Wer in diesem Alter offen in die Augen blicken darf und noch keine politische Rolle gespielt hat, dem kann man glauben. Ich gehe auf Dein Wort."

Hier näherte sich Curtius dem Neffen, nahm eine freundliche Miene an und sprach, mir einen lächelnden Blick zuwerfend:

„Diesem braven Adjutanten zahlst Du auf der Stelle fünf und zwanzig Louisd'or aus; mir gibst Du hundert und Dein Onkel ist frei."

Moriz: „Im Augenblick kann ich diese Bedingungen nicht erfüllen; aber innerhalb vier und zwanzig Stunden soll die Summe ausbezahlt sein."

Curtius: „Meinem Vetter zu lieb will ich auf Dein Wort eingehen. In vier Tagen reise ich wieder hier durch, und da will ich die hundert Louis auf diesem Kamin, in diesem Zimmer finden, verstanden? Jetzt noch Eins. Du sammelst in Deiner Umgegend Unterschriften, welche den Patriotismus Deines Onkels bezeugen; ein solches Dokument ist mir unumgänglich nothwendig."

Moriz: „Ich verspreche es, aber wann kann ich meinen Oheim sehen?"

Curtius: „Sogleich, hier ist ein Freilassungsbefehl; schreibe selbst den Namen Deines Oheims auf denselben und gehe damit in das Gefängniß."

Moriz griff mit Hast nach dem Papier und eilte entzückt davon.

„Wäre dieser Mann vier Jahre älter," sagte Curtius, „ich hätte ihn abgewiesen. — Doch die Zeit drängt, ich muß abreisen, Vetter. Lebe wohl, in acht Tagen bin ich wieder in Marseille; besuche mich, wir werden glänzende Geschäfte mit einander machen. Also auf Wiedersehen."

Als der Wagen mit Curtius davonrollte, eilte ich endlich nach dem Gefangenenhaus. Die erste Person, welche mir begegnete, war — der Kriminalrichter mit seinem Neffen. Ich habe nicht nothwendig, die Freude und Dankbarkeit des Geretteten zu schildern, es war dies einer der schönsten Augenblicke meines Lebens. Doch wurde diese Freude bald durch eine Trauerscene getrübt. Als wir nämlich in das Haus traten, wo die edle Gattin des Herrn von N . . . mit ihrer Tochter ein Unterkommen erhalten, fanden wir sie auf dem Bett sitzend und das Ça ira singend. Der Schmerz hatte sie — irrsinnig gemacht. Der Anblick ihres geretteten Gemahls wirkte jedoch heilsam auf die Kranke; sie wurde nach und nach ruhiger, verfiel in ein stummes Nachdenken, am Abend trat ein erquickender Schlaf ein, und am folgenden Morgen kehrte bereits die Besinnung zurück. Als ich mich am Nachmittage endlich den Umarmungen der glücklichen Familie entwinden konnte, hatte der Arzt die hochherzige Frau bereits außer Gefahr erklärt.

7. Mende. (Die Bürgerin Rosa. — Der alte Hausfreund.)

Zwei Stunden, nachdem ich Sauve verlassen, kam ich nach Saint-Hippolyt, wo eben der Maire unter großem Pathos jedem Bürger acht Unzen Brod austheilte. Handwerker, Taglöhner, Kaufleute, ehemalige Adelige, Herren und Damen, drängten sich wie zu einer Lotterie herzu; auch ich nahm meine acht Unzen in den Tornister und zog weiter. Der Weg führte mich nach Ganges, La Vigan, Merneys; hier schlug ich die Richtung in die Gebirge der Sevennen ein und streifte einen ganzen Tag in diesem Berglande umher, mich an der bildschönen Natur, den kräftigen Pflanzen, den stolzen Bäumen und besonders an der Einsamkeit ergötzend. Am Abende, als ich mich bald in der Nähe von Mende glaubte, traf ich einen jungen Mann, der mich belehrte, daß ich den Weg verfehlt und daß mir Nichts übrig bleibe, als entweder die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, oder ihn zu begleiten. „Aber wo gehst Du hin, mein Freund?" fragte ich den Unbekannten.

Er: „An einen Ort, wo Du eine liebreiche Aufnahme, gute Nahrung und ein ruhiges Lager finden wirst, den ich Dir aber nicht nennen darf."

Ich: „Das klingt ganz romantisch."

Er: „Ich muß Dich ersuchen, keine weitere Fragen zu stellen."

Ich (nach einigem Besinnen): „Sei es denn; ich folge Deiner Einladung."

Wir gingen längere Zeit durch das Dickicht des Waldes, dann trafen wir einen festen Fußweg, der stark betreten zu sein schien.

Kurz nachher bemerkte ich etwa hundert Schritte vor uns ein unbewegliches und heiteres Licht, und fast in dem nämlichen Augenblicke be-

fand ich mich auf einem weiten offenen Platz. „Ich weiß nicht, ob ich mich irre," sagte ich zu meinem jungen Begleiter, „aber es ist mir, als sehe ich ein imposantes Gebäude, das dunkler ist, als die Nacht und im Schatten absticht."

Er: „Du hast sehr scharfe Augen; es ist, wie Du sagst."

Ich: „Weißt Du aber, mein Freund, daß, wenn ich eine bedeutende Summe Geldes in meinem Tornister hätte, ich nicht ohne Besorgniß wäre? Könnte ich nicht vermuthen, daß Du vielleicht deine Jugend und deine edlen Manieren mißbrauchst, um das Vertrauen der Reisenden zu gewinnen, um diese irgend einer Räuberbande in diesen Wolfsschluchten zuzuführen?"

Er: „Warum solltest Du nicht eher vermuthen, daß ich von einer jungen und liebenswürdigen Prinzessin, die unter dem Druck eines mächtigen und boshaften Zauberers schmachtet, ausgesandt bin, um einen getreuen und tapfern Ritter zu suchen, der sie aus ihrer Sklaverei befreit?"

Unter solchen heitern und traulichen Gesprächen waren wir schnellen Schrittes einhermarschirt, und als mein Begleiter eben die letzten Worte ausgesprochen, standen wir vor einem Schloßgitter.

„Wo sind wir denn und was ist das für ein Schloß?" fragte ich meinen Begleiter.

Er: „Jetzt sind wir am Ziel unserer Wanderung. Dieses Schloß ist nach der Angabe der Provinzialgeschichte von dem Grafen von Gévaudan, nach der Volkssage hingegen vom Teufel erbaut worden. Wähle nun, was Dir am besten zusagt."

Ich: „Da wir im tiefen Dunkel der Nacht tappen, bin ich nicht ungeneigt, mich an die Volkssage zu halten."

Mein Begleiter zog ohne Weiteres an einem eisernen Kettchen, das an dem Gitter herabhing, worauf eine helle Glocke ertönte.

„Jetzt", sagte ich lächelnd, „wird wohl der kleine Zwerg der verzauberten Prinzessin mit seiner Trompete daherkommen."

Meine Erwartung ging indessen nicht in Erfüllung; statt eines Zwerges erschien ein großer Sansculotte, wenigstens seinem Aeußern und seiner Kleidung nach zu urtheilen, und trat mit einer düsteren Laterne an das Gitter.

„Was steht zu Diensten, Bürger?" fragte er mit einer Stentorstimme und hielt die Hand an den Säbel, der ihm an der Seite hing.

„Sage der Bürgerin Rosa, daß zwei Reisende für diese Nacht um Herberge bitten."

„Ich brauche nicht erst nach einer Bürgerin zu laufen, ich weiß schon,

wem ich das Thor aufschließen darf oder nicht. Seid Ihr Patrioten?" fragte der Sansculotte etwas brutal.

„Feurige Patrioten, sogar Ultrarevolutionäre!"

„Dann ist's schon recht, es soll Euch aufgeschlossen werden."

„Es lebe die Republik!" rief der Sansculotte, indem er mit seiner matten Laterne uns scharf in das Gesicht leuchtete. Jetzt ging die Thüre in den Angeln knarrend vor uns auf und wir traten in den Schloßhof ein.

„Mein Freund," sagte mein Begleiter zum Sansculotten, „obschon jetzt Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen, wünscht man doch seine Leute zu kennen. Dieser Bürger ist, wie schon seine Uniform es verräth, ein Offizier, der sich im Kriege Ruhm erworben hat. Ich hingegen bin nichts, mein Name ist Abel."

„Ah, Sie sind Herr Abel!" rief der Sansculotte aus, und hörte nicht blos auf, uns wie bisher zu duzen, sondern zog auch eiligst seine phrygische Mütze ab, und grüßte den jungen Mann mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung. „O mein Gott, wie ist es mir doch so leid, mein lieber Herr, daß Sie so spät hieherkommen; ich fürchte, daß die Frauenzimmer sich bereits auf ihre Zimmer zurückgezogen haben . . . Aber das ist gleich . . . kommen Sie einen Augenblick zu mir herein, ich will mich indessen erkundigen, ob ich Sie noch einführen soll."

Der Mann mit seiner Carmagnole, dem großen Säbel und der phrygischen Mütze führte uns in ein Zimmer im Erdgeschoß, ersuchte uns, ein wenig zu warten, und ließ Abel und mich allein.

Ich: „Wenn ich mich da umsehe," sagte ich, „so kommt es mir gerade vor, als würde ich von einem Traum geäfft, denn ohne Zweifel ist dieses Zimmer für einen ganz untergeordneten Bedienten bestimmt, und doch, wie gefällig ist es möblirt und wie reinlich unterhalten! Darf man vom Einzelnen auf das Ganze und vom Kleinen auf das Große schließen, so möchte ich fast glauben, daß wir uns in einem Feenpalast befinden."

Kaum hatte ich dies gesprochen, so hörten wir in der Stille der Nacht die Töne eines Klaviers; der Wohlklang und die Zartheit des Spiels machten auf mich einen feenhaften Eindruck und eben träumte ich von einer romantischen Idylle, als der Sansculotte wieder eintrat und zu meinem Begleiter sprach: „Herr Abel, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mit mir zu kommen, die Bürgerin Rosa erwartet Sie."

Abel verabschiedete sich und empfahl mir beim Fortgehen noch lächelnd, nicht zu erschrecken, wenn etwa die siebenköpfige Hydra oder der Drache mit seiner zischelnden feurigen Zunge sich zeigen sollte.

Nicht lange blieb ich allein; nach fünf Minuten kam der Sansculotte

wieder zurück und sagte: „Bürger, wenn Du das bescheidene Nachtessen mit mir theilen willst, so wollen wir uns zu Tische setzen."

„Die scharfe Bergluft, welche wir den ganzen Tag eingeathmet, macht mir diese Einladung doppelt werth", sagte ich zu dem Manne mit der phrygischen Mütze, den ich mir jetzt noch genauer ansah, als bisher. Es war dies ein großer und kräftiger Mensch, mit breiten Schultern; Gliedmaßen hatte er wie ein Athlet und dabei ein scharf ausgeprägtes Gesicht. Aber ungeachtet seines gewaltigen Bartes, seiner dicken Wimpern, ungeachtet seines Säbels und seiner Carmagnole, ungeachtet seiner langen, rauhen, straffen und schwarzen Haare gab sich aus seinem Wesen eine gewisse Seligkeit und Gutmüthigkeit zu erkennen, die durch das erwähnte revolutionäre Aeußere noch um so ansprechender wurde.

Dieser Sansculotte, welcher sich „A n t o n" nannte, zog ein blendend weißes Tuch hervor, legte es auf den Tisch, stellte zwei Gedecke einander gegenüber und vor diese Gedecke einige Bouteillen Wein. Darauf ging er in ein anstoßendes Zimmer und kam sogleich mit einer Suppenschüssel in der Hand wieder zurück. Derselben entstieg ein gar angenehmer Geruch.

Wir setzten uns nieder. Eben wollte ich die warme Suppe an meinen Mund bringen, als Anton sich bückte, wie wenn ihm Etwas auf den Boden gefallen, das er aufheben sollte. Ich that natürlich, wie er, um ihm zu helfen, aber wie mußte ich mich verwundern, als ich sah, wie der Sansculotte in aller Geschwindigkeit, während er sich unbemerkt glaubte, unter dem Tische das heilige Kreuzzeichen machte!

Schicklich wäre es nun freilich gewesen, über diese Wahrnehmung hinwegzugehen, aber meine Neugierde war größer als mein Anstandsgefühl, und so sagte ich denn zu meinem Tischgenossen: „Bürger, meine Uniform scheint Dir Besorgnisse einzuflößen. Du hast Unrecht, Dich durch meine Gegenwart in Deinen Gewohnheiten beirren zu lassen."

„Was für Gewohnheiten meinest Du?" sagte A n t o n, wurde aber dabei, ungeachtet seines martialischen Gesichtes und seiner revolutionären Ausrüstung, bis an die Ohren roth.

Ich: „Aus dem Kreuzzeichen, das Du unter dem Tische gemacht, schließe ich, daß es Deine Gewohnheit ist, vor dem Essen ein Gebet zu verrichten. Nun will ich Dir nur bemerken, daß Du nicht gut thust, meinetwegen dieses zu unterlassen."

A n t o n: „Ja, es ist wahr, wenn man fünfundzwanzig Jahre lang Tag für Tag sein Tischgebet verrichtet, so treibt man es eben fort, mag auch eine Revolution ausbrechen . . . und am Ende . . . um so eher . . ."

Ich: „Lasse Dir nur nicht so Angst werden, mein lieber Gastfreund, denn ich habe immer das Tischgebet für etwas nicht blos an

und für sich Gutes, sondern sehr Rührendes gehalten. Warum solltest Du Dich schämen, Gott für seine Gaben zu danken? Allerdings wird in unsern Tagen die Religion oft geschmäht und verhöhnt, aber das ist kein Grund, daß jene Leute, welche sie hochachten, sich deswegen verbergen — und geheim thun sollen, als wenn sie etwas Schlechtes verübten."

„Bist Du denn ein Christ?" fragte Anton in einem Ton der Verwunderung und Einfalt, daß ich mich des Lachens nicht erwehren konnte.

Ich: „Hältst Du mich vielleicht für einen Muhamedaner?"

Anton: „Ich bin nicht gewohnt, Patrioten zu finden, welche einen frommen Sinn haben . . ."

Ich: „Wie so? Trägst Du nicht selbst eine phrygische Mütze und bist nicht auch Du ein Patriot?"

Der gewaltige Bursch kam bei dieser Frage ganz aus der Fassung und wollte eine unverständliche Antwort stammeln. Am Ende war dieser Herkules bei all seinem fürchterlichen Aussehen so sanft und so furchtsam wie ein Kind.

Um die Sache auf die Spitze zu treiben, fuhr ich, während ich mir die Suppe schmecken ließ, mit meinen Fragen fort und sagte:

„Bürger, ich möchte Dir gerne einen Zweifel eröffnen, der mir eben in den Sinn kömmt. Werde ich die Gastfreundschaft, welche Du mir in diesem Augenblick erzeigest, später nicht theuer bezahlen müssen?"

Anton (in gereiztem Tone): „Meinest Du etwa, Du seiest in einem Wirthshaus?"

Ich: „Das eben nicht, und ich setze auch in Deine Freigebigkeit durchaus keinen Zweifel. Ich will nur sagen, dieses Nachtessen könnte mir am Ende noch den Kopf kosten."

Anton: „Ach, um's Himmels willen! Habe ich recht verstanden? Dieses Nachtessen Dir den Kopf kosten? . . ."

Ich: „In der That fürchte ich das und bergen kann ich es nicht, daß mir ein solcher Preis etwas zu theuer ist. Obschon ich ganz von Müdigkeit und Hunger erschöpft bin, hätte ich dennoch gute Lust, mich ohne Verzug fortzubegeben und unter freiem Himmel zu schlafen."

Anton: „Was Du da sagst, klingt für mich wie hebräisch, ich verstehe Nichts davon."

Ich: „Weißt Du nicht, daß es ein Verbrechen ist, das nach dem Gesetz vom 22. Prairial mit dem Tode bestraft wird, wenn man bei einem Verschwornen speist und übernachtet? . . ."

Anton (mit Nachdruck): „Aber ich bin ja kein Verschworner; ich bin ein redlicher Bürger, der Niemand was zu Leide thut, vielmehr jedem Menschen Gutes erweist, der die Republik liebt und sich der Politik nicht annimmt; wie in aller Welt soll ich denn ein Verschworner sein?"

Ich: „Du hast Dich vor mir nicht zu rechtfertigen, ich bekleide nicht das Amt eines öffentlichen Anklägers; verschiebe also Deine Erklärungen und Betheuerungen bis auf den Tag, an dem Du vor dem Revolutions-Tribunal erscheinen mußt."

Anton: „Wie, bis ich vor dem Revolutionstribunal erscheinen muß? Ich hoffe, nie vor dasselbe zu treten. Aber, im Vertrauen geredet, ich bitte Dich, Bürger, sage mir die Gründe, weßhalb Du in mir einen Verschwornen witterst?"

Ich: „Weil Du durchaus auf eine Antwort dringest, so will ich Dir nicht verhehlen, daß hierfür viele Gründe vorliegen. Vorerst will mir scheinen, Du seiest noch nicht über fünf und zwanzig Jahre alt . . . ."

Anton: „Bürger, ich zähle erst drei und zwanzig Jahre."

Ich: „Wahrlich, dann bist Du schon früh groß gewachsen. Nun aber ist's nicht anders möglich, als daß ein Bürger, der so groß wie ein Goliath und so stämmig und kräftig wie ein Herkules, und der sich nicht bei der Armee befindet, nothwendig ungehorsam gegen das Aushebungsgesetz war, und daher die Todesstrafe verwirkte. Zweitens kann ich mir nicht erklären, woher Du dieses Brod und dieses schmackhafte Essen nimmst; ich muß in Dir einen — Aufkäufer vermuthen, welche das Gesetz ebenfalls mit der Todesstrafe bedroht. Drittens . . ."

Anton (mir in's Wort fallend): „Höre, Bürger, warum ich nicht bei der Armee bin und wie ich zu diesem Essen, das Dir übrigens nicht übel zu munden scheint, gekommen, kann ich Dir in zwei Worten sagen: ich bin der vertraute Bediente . . ."

Ich: „Der „„Bediente"" sagst Du? Das ist ja ein Ausdruck, der furchtbar nach aristokratischem Wesen riecht. Du solltest doch wissen, Bürger, daß, seitdem die Gleichheit zur Herrschaft gekommen, das Wort „„Bedienter"" nicht mehr in unsere schöne französische Sprache gehört."

Anton: „Du hast Recht, Bürger, die Zunge hat mich überflügelt . . . Ich wollte sagen: Verwalter."

Ich: „So ist's recht; Du bist also Verwalter?"

Anton: „Ja, Verwalter der Bürgerin Rosa. Ich arbeite im Garten, ich hüte die Thüre, besorge die Einkäufe der Corporation . . . wollte sagen des Hauses, so gut ich kann, und als Entschädigung erhalte ich Wohnung und Kost und etwas Geld."

Ich: „Vor Allem, wer ist denn die Bürgerin Rosa? Wahrscheinlich eine Aristokratin, eine ehemalige Adelige."

Anton (mit einer Ereiferung, die alle Furcht beseitigte): „Die Bürgerin Rosa ist der Schutzengel aller Unglücklichen."

Ich: „Dieser Engel steht ohne Zweifel im Briefwechsel mit den Verräthern und Emigrirten?"

Anton (sanft): „Rede doch nicht so von der Bürgerin Rosa, Deine Reden machen mich krank.“

Ich (in höhnischem Ton, um den Koloß zu einer Enthüllung zu verleiten): „Also wirklich, ist denn diese Rosa eine sehr hohe Tugend, eine Bürgerin ohne Tadel, so daß man sich nicht einmal eine üble Vermuthung gegen sie erlauben darf? Wer weiß, vielleicht ist sie eine verschmitzte Heuchlerin, die Dich betrügt, ein leichtsinniges Weib!“

„Ewig nicht!“ rief Anton erblassend und schlug so heftig auf den Tisch, daß er beinahe die Teller zerschmetterte; — „ewig nicht; nimm Dich in Acht, Deine verleumderische Aeußerung über die Bürgerin Rosa zu wiederholen, oder, so wahr ich ein ehrlicher Mensch und guter Christ bin, ich drehe Dir ohne Weiteres den Hals um!“

Anton sprach diese Worte mit solchem Nachdruck und mit einer so tiefen Empfindung ihrer Wahrheit, sein Blick war so funkelnd, daß ich seinen vollen Ernst unmöglich in Zweifel ziehen konnte. Ich hatte somit meinen Zweck erreicht und es erübrigte mir nichts Anderes, als den aufgestachelten Bedienten zu Gunsten meiner Neugier weiter auszuholen. Ich stellte mich daher, als nehme ich seine Drohung im Ernst und sprach: „Einem Offizier der Republik dreht man nicht so mir Nichts Dir Nichts den Hals um. Bürger, gesetzt auch, Du würdest mir in einem Kampf an Kraft überlegen sein; gesetzt, mein Schwert bliebe unbenützt in der Scheide stecken und ich würde in dieser Räuberhöhle meuchlerisch umgebracht; glaubst Du wohl, dein Verbrechen würde ungestraft bleiben? Ganz gewiß nicht, denn ich habe Freunde, ich habe Verwandte, die mich erwarten. Die Nachforschungen würden sogleich beginnen, und da dieses alte Schloß nicht im besten Rufe stehen kann, so wäre die Bürgerin Rosa die Erste, von welcher das Gesetz Rechenschaft forderte. Ich rathe Dir darum, die Sache und ihre Folgen wohl zu bedenken.“

„Bürger-Offizier! ich will Dir kein Leid zufügen“, erwiederte Anton im Tone der Gutmüthigkeit und Sanftheit, der ihm eigen war und der, wie schon gesagt, mit seinem unfreundlichen Aeußern in auffallendem Contrast stand. „Willst Du mich durchaus anklagen, so klage mich an; will man mich durchaus verhaften und guillotiniren, ich beklage mich nicht darüber; ich verlange nichts Anderes, als daß man die Bürgerin Rosa in Ruhe läßt, gar nichts Anderes.“

Ich wollte meine Fragen weiter fortsetzen, denn ich gestehe offen, daß meine, trotz alles Forschens unbefriedigte Neugierde aufs Höchste gesteigert war; da ging aber die Thüre des Zimmers auf und Abel trat ein. Anton konnte eine Aeußerung der Freude nicht unterdrücken, er war froh, meinen Reisegesellschafter als dritten Theilnehmer am Gespräche zu erhalten.

Auf des jungen Abel's Angesicht lag die klare Seligkeit ausgegossen; freudig reichte er mir beim Hereinkommen die Hand, fing zu lachen an und fragte mich: „Nun denn, lieber Freund, hast Du dem furchtbaren Drachen, welcher die verzauberte Prinzessin hütet, einige Köpfe abgeschlagen?"

Ich: „Es wäre bald das Gegentheil geschehen."

Abel: „Wie das? ich begreife nicht . . ."

Ich: „Das ist ganz klar. Dieser Bürger Anton grollte, daß ich mir einige Glossen über die Prinzessin Rosa erlaubte, und wollte mir ohne weitere Umstände den Hals umdrehen. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß mir ein solches Benehmen etwas sonderbar vorgekommen, und ohne die Besorgniß, dieses vortrefflichen Nachtessens verlustig zu werden, hätte ich ernstlich geantwortet. Mein Magen behielt jedoch die Oberhand über meine Eigenliebe; dabei aber blieb meine Neugierde unbefriedigt, und ich hoffe, Du, mein lieber Abel, werdest mir auf meine offenen Fragen besser antworten, als Bürger Anton auf meine verdeckten Forschungen."

Abel: „Herzlich gern, nur jetzt nicht; ich sinke zusammen vor Müdigkeit und sehne mich nach dem Bette. Beendige dein Nachtessen, ich will mich inzwischen in diesen großen Lehnstuhl setzen und vorläufig schlummern."

Sogleich setzte sich Abel in einen weiten Lehnsessel aus Eichenholz mit Schnitzarbeit, der beinahe wie eine Kirchenkanzel aussah, und schlief wirklich bald ein.

Nachdem ich mit meinem Nachtessen zu Ende gekommen, weckte ich meinen Begleiter und stellte den Antrag, uns zurückzuziehen.

Abel: „Sei so gut, Anton, und zeige uns das Nachtlager." — Bei diesem Verlangen Abel's schien mir Anton, der noch immer am Tische saß, in einiger Verlegenheit; mir aber ging ein Licht auf und ich sagte zu ihm: „Bürger, wenn man vor dem Essen das Tischgebet verrichtet, darf man nach dem Essen das Dankgebet auch nicht unterlassen."

Anton ließ sich diesmal nicht mehr auf den Boden nieder, um sich zu verbergen, sondern zog seine phrygische Mütze ab, machte das Kreuzzeichen und verrichtete sein Gebet mit lauter Stimme; darauf stand er auf, nahm einen Armleuchter, führte uns in den ersten Stock und öffnete zwei Zimmer, beide sehr gefällig möblirt und auf's Reinlichste gehalten. „Das", sagte Anton, „ist die Nachtherberge, welche die Bürgerin Rosa den Reisenden, welche der Zufall hierher geführt, anweiset. Ich wünsche süße Ruhe und erquickenden Schlaf."

Als ich mit Abel allein war, stellte ich neuerdings einige Fragen über die Prinzessin Rosa an ihn; aber sei es, daß der Schlaf wirklich

wie Blei ihm auf den Augen lag, oder daß er jeder Erklärung auszuweichen wollte, er ersuchte mich, unser Gespräch auf den nächsten Tag zu verschieben, und legte sich sofort zu Bette.

Es war schon heller Tag, als ich erwachte. Unverzüglich sprang ich aus dem Bette und rief Abel, erhielt aber keine Antwort. Man denke sich mein Staunen, als ich den Vorhang von dem Bette aufhob, aber dasselbe leer fand. Das Verschwinden meines Freundes erzürnte mich beinahe; die Sache kam mir unerklärlich und nicht ganz geheuer vor; in halb feindseligen Gedanken kleidete ich mich rasch an, um Abel aufzusuchen. Bevor ich das Zimmer verließ, trat ich an das Fenster; dasselbe ging auf einen Garten, neben demselben standen große Bäume, die auf eine Parkanlage deuteten; ferner bemerkte ich, daß das Gebäude, in welchem ich mich befand, mit dem Schloß nicht in Verbindung stand und in modernem Styl gebaut war. Wie ich mir die Anlage näher ansah, entdeckte ich in derselben meinen Freund Abel in Gesellschaft eines jungen und sehr schönen Frauenzimmers von höchstens sechszehn Jahren. Bald bemerkte ich noch eine zweite ältere Dame, welche den jungen Mann und seine Begleiterin zu beaufsichtigen schien. Diese Dame mochte fünf-, höchstens siebenundzwanzig Jahre zählen; sie trug eine Kleidung von dunkler Farbe, in ihrem Gesicht war ausgezeichnete Schönheit mit hohem Ernst gepaart und um ihren Mund spielte ein sanftes Lächeln, während ihr unverwandter und tiefer Blick zu erkennen gab, daß sie sich mit ernsten Gedanken beschäftigte.

Nachdem ich diese drei Personen eine Weile betrachtet hatte, verließ ich mein Fenster und stieg eilends über die Treppe in den Garten hinunter.

Beim Anblick eines Militärs mit großem Bart, sonnverbranntem Gesicht und zerrissener Uniform schauderte Abel's Begleiterin sichtlich zurück; die ältere Dame hingegen sah mich mit aller Ruhe und unverwandtem Blicke an, ohne die mindeste Verwunderung zu äußern.

Unter tiefer Verbeugung sagte ich zu Letzterer: „Habe ich vielleicht die Ehre, die Dame anzureden, welche man die Bürgerin Rosa heißt, die ich meinerseits aber zum Dank für die genossene Gastfreundschaft meine Wohlthäterin zu nennen mir die Freiheit nehme?"

„Ja, Bürger, Sie irren Sich nicht, ich bin die Bürgerin Rosa", sprach sie mit einem liebevollen Lächeln.

Ich: „Nun, so empfangen Sie denn meinen aufrichtigsten Dank für . . . ."

Rosa (mir in's Wort fallend): „Sie haben mir gar nicht zu danken, Bürger. Leben wir denn nicht unter der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit? Ist das, was dem Einen gehört, nicht auch das Eigenthum des

Andern? Die Gastfreundschaft, welche Sie hier gefunden, ist nicht eine exceptionelle, sie wird Allen gewährt. Darum haben Sie mir, wie gesagt, gar nicht zu danken."

Hierauf verabschiedete sich die Bürgerin Rosa von mir, setzte ihren Spaziergang fort und überließ mich meinen Vermuthungen.

Da Niemand meiner zu achten schien, so fand ich gerathen, mich um keinen Menschen zu kümmern und im Garten zu wandeln, bis Anton mir anzeigte, daß das Frühstück in Bereitschaft stehe: es war eben sieben Uhr. In demselben Saal, wo wir Abends vorher zu Nacht gespeist, war der Tisch gedeckt.

Bei dem Frühstücke fragte ich Abel, ob er den Tag über in diesem geheimnißvollen Schloß verbleiben müsse; in diesem Falle sei ich gesonnen, meine Weiterreise sogleich anzutreten.

„Ich habe hier nichts mehr zu thun," erwiederte Abel, „wir wollen sogleich abreisen." Wirklich befanden wir uns nach Verlauf von zehn Minuten wieder im Gebirge, auf dem Wege gegen die Stadt Mende zu.

Als ich auf den einsamen Sevennenbergen mit meinem Reisegefährten ganz allein war, kostete es mich die größte Ueberwindung, mit ihm einsam dahin zu wandern, ohne ihn auszufragen; aber mit Hülfe meiner Eigenliebe konnte ich es über mich gewinnen, meine Neugierde zurückzuhalten; ich vermied sorgfältig jedes Wort, das die mindeste Anspielung auf dieses einsame Schloß und die schöne Schloßherrin enthielt.

Abel, in der Erwartung, daß ich ihn mit Fragen und Bitten bestürme, wollte wahrscheinlich meine Geduld prüfen, aber meine beharrliche Zurückhaltung brach endlich ihm selbst die Geduld und so lenkte er selbst das Gespräch auf die Bürgerin Rosa.

„Nun denn, lieber Offizier," begann Abel, „habe ich mein Wort gelöst? Warst Du mit dem Aufenthalt in diesem Schlosse zufrieden?"

Ich: „Wahr ist, daß ich in einem guten Bett geschlafen und nicht minder gut gegessen habe."

Abel: „Wären wir nur einen Tag länger geblieben, so hättest Du Dich von der edlen Gastfreundschaft der Bürgerin Rosa noch besser überzeugt. Aber, wie findest Du diese Bürgerin?"

Ich: „Sehr gut; sie scheint eine sehr brave Frau zu sein."

Abel: „Ich kann Dich versichern, sie besitzt einen Charakter, wie man ihn selten findet, und hat eine Natur, die sich durch die Zeitereignisse nicht beugen läßt. Wenn sie etwas will, muß es sein. Ich dürfte wetten, es ist ihr noch nichts mißlungen."

Ich (mit größter Gleichgültigkeit und wie wenn das Gespräch für mich gar kein Interesse hätte): „Desto besser für sie."

Abel (in gereiztem Tone): „Wenn Du willst, ruhen wir uns hier

einen Augenblick aus; ich verspüre schon Müdigkeit und würde nicht ungerne eine kleine Erquickung nehmen."

Ich: „Ich mache keine Einwendung, ich folge Dir."

Der junge Mann setzte sich auf den Rasen nieder und zog einen Kuchen mit eingemachten Früchten hervor, den er in einer sehr schönen weißen Serviette bei sich trug. Er theilte den Kuchen in zwei gleiche Theile und sagte zu mir: „Nimm dies, und sei überzeugt, daß in ganz Frankreich sich Niemand rühmen darf, eine solche Speise zu essen, wie Du und ich."

Ich: „Die Torte ist wirklich vortrefflich, aber ich sehe nicht ein, warum man sich anderwärts nicht auch eine so gute sollte verschaffen können?"

Abel: „Ich will nicht von der Güte des Kuchens sprechen, sondern von der Schönheit der Hände, welche ihn bereitet."

Ich (trocken): „Das ist etwas Anderes; dagegen habe ich Nichts."

Abel (mit Aerger und nach kurzem Schweigen, da er sah, daß ich ihn nicht ausfragen wollte): „Weißt Du, was das für Hände sind? Es sind Klosterfrauenhände. Aber wie? dies scheint Dich gar nicht in Verwunderung zu setzen!"

Ich: „Mich versetzt Nichts mehr in Staunen, lieber Freund!"

Abel: „O, Du stellest Dich gleichgültiger, als Du in Wirklichkeit bist. Ich bin so viel als gewiß, daß, wenn Du wüßtest, wo Du die letzte Nacht zugebracht, Du einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken könntest."

Ich: „Du irrest Dich. Ich habe diese Nacht in einem guten Bett gelegen und vortrefflich geschlafen, — das ist für mich das Wichtigste, an allem Andern ist mir wenig gelegen."

Abel: „Das wollen wir sehen. Ich kann Dir nämlich sagen, daß dieses geheimnißvolle Schloß, welches wie verloren in den Sevennenbergen liegt, ein Frauenkloster vom Orden des hl. Benedikt ist; die Bürgerin Rosa aber ist nichts Geringeres, als die Abtissin dieser Genossenschaft."

Ich: „Ein Kloster in voller Blüthe im zweiten Jahre der Republik? Das kann ich nur als Scherz mir sagen lassen, Ernst kann es nicht sein!"

Abel: „Ich versichere Dich aber, daß ich durchaus nicht scherze. Höre einen Augenblick, und Du wirst sehen, was Charakterfestigkeit, verbunden mit Klugheit, durchzuführen im Stande ist. Die Bürgerin Rosa stammt aus der edlen Familie von H . . ., die in der französischen Geschichte mit Ruhm genannt wird. Vor sechs Jahren trat sie hier als Novizin in das schloßähnliche Kloster des hl. Benedikt. Vier Jahre

später wurde sie zur Abtissin gewählt und bekleidete somit diese hohe Würde bereits, als die Revolution zum Ausbruch kam. Da Rosa mit staatsmännischem Scharfblick die kommenden Ereignisse voraussah, so erkannte sie wohl, daß es um ihr Kloster geschehen, wenn sie sich in den Streit des Adels gegen das Bürgerthum einlasse; sie faßte daher den heroischen Entschluß, ihre Sympathieen dem Wohl ihrer Genossenschaft zum Opfer zu bringen. Sie wartete nicht ab, bis die Municipalität ihr den Befehl zustellte, die adeligen Wetterfahnen von den Dachgiebeln ihres Klosters, die Wolfsköpfe und Raubvögel vom Portale wegzuschaffen und die Schießscharten abzutragen, sie beeilte sich unaufgefordert, den neuen Ideen, welche sich der Köpfe bemächtigten, solche kindische Gewährungen zu machen, und erwarb sich dadurch auf einmal den Ruf einer vortrefflichen Bürgerin. Als vollends der Beschluß für Aufhebung aller Klöster erlassen wurde, ließ sich die Schwester Rosa nicht einschüchtern, sondern sie war sogleich entschlossen, was zu thun sei, kaufte sich mit einer ganz geringen Summe baaren Geldes Assignaten an, und erhielt auf solche Weise große Summen im Nennwerth. Als nun wirklich das Eigenthum des Klosters versteiger wurde, trat sie unter dem Namen eines armen Ziegenhirten aus der Nachbarschaft, dem sie alles Vertrauen schenkte, als Steigerin auf und gelangte auf solche Weise wieder in den gesetzlichen Besitz ihres schönen Klosters."

Ich: „Trat denn Niemand auf, ihr dieses schöne Besitzthum streitig zu machen?"

Abel: „Nein, Niemand. Man will freilich behaupten, mehreren Bezirksbeamten seien sehr bedeutende Summen zugesteckt worden, um die Konkurrenten ferne zu halten, und da ich die Bürgerin Rosa als eine sehr kluge Person kenne, bin ich ziemlich geneigt, diese Behauptungen zu glauben; die Bauern hingegen liebten die vortreffliche Abtissin, welche sie als ihren Schutzengel im Unglück betrachteten, zu sehr, als daß sie auch nur einen Augenblick daran gedacht hätten, sich das Kloster anzueignen; sie würden im Gegentheil denjenigen todtgeschlagen haben, der den Absichten der Bürgerin Rosa entgegengewirkt. Wie sie aber wieder auf dem angegebenen Wege in den Besitz ihres Klosters gelangt war, so fand die kluge Abtissin rathsam, die klösterliche Kleidung ihrer Schwestern mit Kleidern aus grobem Wollenstoff, nach dem Schnitt der Landmädchen, zu vertauschen. Da ferner auch die Glocken, wenn sie zu den verschiedenen religiösen Uebungen jedesmal geläutet worden, Verdacht erweckt hätten, ließ die Schwester Rosa nicht mehr die Glocken, sondern lärmende Klappern gebrauchen. Um endlich das Zusammenwohnen einer so großen Anzahl weiblicher Personen zu erklären und einen Grund dafür anzugeben, eröffnete sie eine Lehranstalt für junge Töchter . . ."

Ich (meinen Begleiter unterbrechend): „Aber dieses Pensionat wird wohl nicht viele Zöglinge zählen?"

Abel: „Du irrest Dich. Eine große Anzahl von Revolutionsmännern, die sich bereichert hatten oder in der Stellung waren, sich bedeutendes Vermögen zu erwerben, vertrauten ihre Töchter sehr gerne der Bürgerin Rosa an, damit sie bei ihr eine gute Erziehung erhielten und gute Lebensart lernten."

Ich: „Es ist wahr, gar oft suchen Revolutionäre, die reich geworden, in die Fußstapfen der alten Aristokratie zu treten und ihren Kindern dieselbe Erziehung zu geben, welche sie tadelten und als thöricht belächelten, so lange dieselbe das Privilegium der von ihnen ausgeplünderten Reichen war."

Abel: „So geht es eben bei der Bürgerin Rosa; die Mehrzahl der Töchter in ihrem Pensionat gehört Bezirksbeamten oder höheren Departementalangestellten an . . . In diesem Umstand findest Du auch den Grund, warum man sie ruhig gewähren läßt. Ich nun bin von meinem Oheim hingeschickt worden, seine Tochter zu besuchen, die auch im Pensionat sich befindet und mit der ich mich später verheirathen werde. Du hast dieselbe bei mir im Parke gesehen."

Ich: „Für Deine Mittheilungen danke ich gar sehr, denn diese Geschichte von einem Kloster, das im zweiten Jahr der Republik in voller Blüthe und Thätigkeit sich befindet, ist wohl einzig in ihrer Art; dabei erlaube mir aber eine kleine Bemerkung, mit der Bitte, sie nicht übel aufzunehmen."

Abel: „Und was hast Du denn zu bemerken, lieber Offizier?"

Ich: „Du kennst mich erst seit gestern, weißt Nichts von meinen früheren Lebensverhältnissen, ja nicht einmal wer ich bin, und hast mir doch ein so wichtiges Geheimniß anvertraut. Gesetzt nun, ich wäre ein Spion oder ein boshafter Mensch, oder gesetzt nur ein Ehrsüchtiger, der sich kein Bedenken daraus machte, durch eine Denunciation sich empor zu schwingen, was würden wohl die Folgen deiner Unbesonnenheit sein?"

Auf diese Antwort, die ich Abel in einem ernsten Ton gab, änderte sich seine Farbe und er faßte mich mit größerer Aufmerksamkeit in's Auge. Um ihm eine Lehre für die Zukunft zu geben, runzelte auch ich die Stirne, förderte meine Schritte, und eilte ihm voran, um dieses Gespräch fallen zu lassen.

Erst einige Schrite vor Mende, also erst bei einbrechender Nacht redete Abel mich wieder an, indem er mich ersuchte, die Gastfreundschaft bei seinem Oheim anzunehmen, was ich aber trocken verweigerte. Nach-

dem ich mich mit kurzen Worten bei ihm verabschiedet, verließ ich ihn ohne viele Höflichkeit und ging in ein Wirthshaus.

Ich hoffte, der junge Mann werde, durch mein schroffes Wesen beunruhigt, mich bald im Wirthshaus aufsuchen, allein er kam nicht. Am anderen Tage früh Morgens, als ich noch in tiefem Schlafe lag, öffnete der Wirth geräuschvoll die Thüre meines Zimmers und weckte mich plötzlich, weßhalb ich ihn zornig anfuhr: „Wer hat Dir erlaubt, auf solche Weise und um diese Stunde mich im Schlummer zu stören?"

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, zog der Wirth die Vorhänge vom Fenster zurück und zeigte mir einen dicken, sehr gut gekleideten Mann, den ich im Dunkel, denn es fing erst an zu tagen, noch nicht bemerkt hatte.

„Das ist der Mann, nach dem Du gefragt", sagte der Wirth zu dem Unbekannten, welcher nun stracks an mein Bett herantrat, mich einen Augenblick fest in's Auge faßte und darauf in gebieterischem Tone zu mir sprach: „Ich bin ein Bezirksbeamter, zeige mir deine Papiere, Du kommst mir verdächtig vor."

Ich (ganz kaltblütig): „Bürger-Beamter, gib mir gefälligst meinen Tornister her, der dort neben dem Fenster liegt." Nachdem er mir ihn überreicht: „Hier ist meine Marschroute, lies, und laß mich schlafen!"

Der Bezirksbeamte (zum Wirth): „Diese Papiere scheinen ziemlich in Ordnung zu sein; Bürger-Wirth, laß mich jetzt allein mit dem Fremden sprechen; wenn ich Dich wieder nöthig habe, werde ich Dich rufen."

Der Beamte (als wir allein waren): „Bürger-Offizier, Deine Marschroute ist schon etwas ältern Datums. Ich verlange darum strengstens, daß Du mir sagst, welcher Familie Du angehörst und welche Existenzmittel Du hast?"

Ich (den Beamten fest in's Auge fassend): „Bevor ich auf deine Fragen antworte, wünschte ich meinerseits zu vernehmen, ob Du nicht der Vater eines jungen schönen Frauenzimmers und der Oheim eines beispiellos unbesonnenen jungen Mannes bist."

„Nun, ich sehe wohl, Sie sind ein Mann von Verstand", sagte der Beamte, der statt des gravitätischen Aussehens ein heiteres und offenes Lächeln annahm. „Es ist wahr, mein Neffe hat mir bekannt, wie unklug er gestern gewesen, und dies hat mich die letzte Nacht nicht wenig beunruhigt. Ich sehe aber jetzt auch, daß mein Neffe mehr Glück als Verstand hatte, und ich will nicht weiter darauf beharren, zu wissen, wer Sie sind."

Ich (ebenfalls lächelnd): „Ich bleibe nicht gerne Jemand etwas schuldig: da Sie meiner Marschroute wenig Vertrauen schenken, so müssen Sie nun einen Bericht über meine Familie anhören!

Ich erzählte dem Beamten kurz, wie ich das Opfer einer Requisition gewesen, und machte ihn mit den Verhältnissen meiner Familie bekannt, worauf er mitten in meiner Erzählung freudig erstaunt ausrief: „Ah, das ist in der That ein sonderbarer Zufall; wissen Sie auch, Bürger, daß ich mit Ihrem Vater in näherem Verkehr gestanden habe?"

Ich: „Sie? Ist das möglich?"

Der Beamte: „Nicht blos möglich, sondern wirklich. Wissen Sie Sich nicht zu erinnern, daß Ihr Vater vor etwa zehn Jahren eines wichtigen Prozesses wegen nach Paris gereist ist?"

Ich: „Und diesen Prozeß hat er gewonnen. Dieser Umstand war für uns zu folgewichtig, als daß Jemand von uns ihn vergessen könnte . . ."

Der Beamte: „Nun denn, ich war der Advokat Ihres Vaters! . . ."

Ich: „Also habe ich Hrn. de la Rouvrette vor mir?"

Der Beamte: „Ja, der bin ich, junger Mann. Nur will ich Ihnen bemerken, daß ich ein unbedingter Freund der Gleichheit bin, und muß Sie demnach ersuchen, das Wörtchen, welches Sie meinem Namen aus Höflichkeit vorsetzten, wegzulassen, und mich kurz und einfach Larouvrette zu nennen."

Ich: „Das mag geschehen, Bürger; indeß glaube ich gehört zu haben, Ihre Familie gehöre dem Adel an."

Larouvrette: „Ich kann für die Verirrungen meiner Voreltern nicht büßen."

Ich: „Nun, sei es, Bürger Larouvrette, ich will denn das Wörtchen, das Ihnen zuwider ist, weglassen."

Auf diese Erklärung brach jedoch der Bezirksbeamte plötzlich das Gespräch ab, um mich ruhen zu lassen; nur mußte ich ihm versprechen, sogleich nach dem Aufstehen zu ihm zu kommen, und bei ihm ein Zimmer zu beziehen.

Als sein Neffe Abel mich wieder erblickte, wurde er schamroth, gestand jedoch auch offenherzig, daß seine Geschwätzigkeit eine Zurechtweisung verdient, und ich ihm diese mit großer Schonung ertheilt habe.

Mein Plan war, am andern Tage mich wieder auf den Weg zu machen, aber Bürger Rouvrette widersetzte sich standhaft meinem Vorhaben und sagte: „Sie müssen die ganze Woche hier verbleiben, und müßte ich sogar Gewalt anwenden, so lasse ich Sie nicht fort. Wie? ein wunderbarer Zufall hat mir den Sohn eines meiner besten Freunde zugeführt und ich soll ihn von Müdigkeit erschöpft und mit Staub bedeckt wieder fortgehen lassen, da ihm doch einige Tage Ruhe so nothwendig sind? Das darf, das kann nicht geschehen."

Ich mochte mich wehren und sträuben, wie ich wollte, Bürger Rou-

vrette wollte mich durchaus nicht fortlassen; mehr konnte ich von ihm nicht erwirken, als daß er sein Begehren auf vier Tage herabsetzte. „Da Sie", sagte er zu mir, „so großer Liebhaber vom Reisen sind, so wird dieser Aufenthalt Ihnen entsprechen: ich muß nächstens meinem ältern Bruder in Guvaudan, zwölf Stunden von hier, einen Besuch abstatten; begleiten Sie mich; Sie treffen da eine interessante Landschaft und können Einiges zur Vervollständigung ihrer Reise-Notizen gewinnen."

Als ich das Anerbieten, für das ich keine Neigung fühlte, annahm, konnte ich mir im Entferntesten nicht denken, daß diese Exkursion mich mit den seltsamsten Ereignissen vertraut machen werde.

Bis zum Tage unserer Abreise machte ich mit Abel, der mich jetzt entschieden liebgewonnen, täglich Spaziergänge in der Umgebung Mende's. Eines Morgens erstiegen wir einen steilen Hügel, der die Stadt beherrschte, und setzten uns in das Gras, um uns an dem schönen Panorama, das sich vor uns entfaltete, zu erfreuen.

„Was ist denn das für ein großes Haus, das ich da vor mir sehe?" fragte ich meinen Begleiter.

Abel: „Das ist das Gefängnißhaus. Können Sie die Gefangenen nicht erkennen, die im Hof hin und her gehen?"

Ich: „Gar gut; ja wenn ich mich nicht täusche, so ist es mir, als schaue Einer von ihnen zu uns herüber. Wie sehr muß nicht der Anblick der schönen Landschaft und der grünen Fluren den Unglücklichen ihre Leiden noch drückender und herber machen! Nein, ich täusche mich nicht! .... Der Gefangene, auf den ich Sie aufmerksam gemacht, wendet ganz bestimmt seine Augen nicht von uns ab, als wenn er auf uns achtete. Sehen Sie, er gibt uns Zeichen!"

Abel zog jetzt seinen Hut ab und schwenkte ihn mehrmals in den Lüften. Aber mit diesem Gruß war es bald zu Ende, denn ein Aufseher kam an den Gefangenen heran und dieser zog sich langsamen Schrittes zurück.

„Sie könnten Sich wohl nicht denken, warum dieser Unglückliche verhaftet wurde", begann Abel. „Es gehört diese Geschichte zu denjenigen, die fast zu den unglaublichen gehören und doch so häufig sind, daß die Revolution mit jedem Tage uns solche aufweist. Dieser Gefangene ist ein Domherr, welcher unter der Monarchie etwa fünfzehntausend Livres an Pfründeinkommen bezog, dabei aber — was gewiß noch seltener ist, — sieben und zwanzig Neffen und Nichten hatte. Es war seine Seligkeit, seine zahlreiche Verwandtschaft öfters zur Tafel zu ziehen; weil es ihm aber zu beschwerlich gewesen wäre, jedesmal an sieben und zwanzig Personen die Einladungen besonders ergehen zu lassen, so pflegte er nur eine grüne Fahne am Fenster seines Hauses aufzupflanzen,

wenn er seinen Verwandten ein Essen geben wollte. Der erste Neffe, der dieses unter ihnen verabredete Zeichen bemerkte, setzte seinen nächsten Vetter davon in Kenntniß, dieser ging wieder zu seinem nächsten Vetter, und so fort, so daß binnen einer Stunde alle Einladungen gemacht waren, weil Jeder sich gefällig und bereitwillig erzeigte."

Ich: „Diese Art, zu korrespondiren, ist allerdings sehr sinnig, aber ich kann gar nicht einsehen, wie sie mit der Verhaftung des Domherrn im Zusammenhang steht."

Abel: „Das kam so: Weil die grüne Farbe die Farbe der Livree eines der emigrirten Prinzen war, so wurde gegen den Domherrn die Anklage erhoben, er wünsche die Herstellung des Königthums, konspirire gegen die Republik, unterhalte Verbindungen mit den Emigrirten, und in Folge dessen wurde er verhaftet."

Ich: „Je willkürlicher das erzählte Faktum ist, desto mehr muß es wahr sein; zählt man ja doch jetzt in Frankreich mehr als zwanzigtausend Personen, die in den Gefängnissen schmachten, ohne zu wissen warum, und die wegen Handlungen eingekerkert wurden, welche eben so unschuldig sind, wie die Einladung der Verwandten zu einem Mittagessen."

8. Jouvaudan. (Charrier, Generalkommandant der Royalisten.)

Endlich kam der zur Reise nach Jouvaudan festgesetzte Tag. Nach eingenommenem Frühstück drückte ich dem liebenswürdigen Abel freundschaftlich die Hand zum Abschied und Bürger Larouvrette und ich traten wohlgemuth den Weg an. Derselbe führte uns durch eine sehr unfreundliche und höchst unfruchtbare Gegend. Man sollte Jouvaudan das „steinige Departement" nennen. Dem durch den Anblick der Steine und Felsen ermüdeten Auge tritt nur hier und da in einigen verkrüppelten Bäumen und in einer kümmerlichen Vegetation eine frische Farbe entgegen. Nachdem wir bereits zwei Stunden gegangen, machte ich dem Bürger Larouvrette den Vorschlag, in einer Bauernhütte Milch zur Erfrischung zu verlangen. Wir klopften an mehreren Bauernhäusern an, aber nirgends konnten wir Milch erhalten; überall herrschte das größte Elend.

Wir traten endlich in eine Hütte, wo uns schon die Spalten in den Mauern und die Durchlöcherung des Daches von der Armuth des Eigenthümers zeugten. In dieser ärmlichen Wohnung fanden wir einen Bauern, einen jener schönen Greise, wie man sie bisweilen auf dem Lande trifft; sein Gesicht war der sprechendste und feurigste Ausdruck wahrer Lebensweisheit; aus seinen Zügen sprach die völligste Resignation eines lebensmüden Arbeiters, der sich als ein unnützes Geschöpf auf dieser Welt be-

trachtet und furchtlos dem Tod entgegensieht, ja mit Freuden ihn herbeisehnt. Als dieser Greis uns in seine Hütte eintreten sah, grüßte er uns freundlich mit einer kleinen Kopfverbeugung, und nachdem wir ihm unser Begehren eröffnet, stellte er uns zwei halbzerbrochene Tassen, die einzigen Geräthe seiner Küche, auf den Tisch, brachte mühselig aus einer Ecke einen Krug hervor und goß Milch in die Tassen.

„Lieber Vater," sagte ich achtungsvoll zu ihm, „aus dem bösen Zustand Eurer Hütte ersieht man schon, daß sich die unheilvollen Folgen der Requisitionen und Plünderungen sogar bis zu Euch erstreckt haben. Ich sehe, daß hier Revolutionstruppen durchgezogen sind . . ."

Der Greis: „Revolutionstruppen sind zwar wohl hier durchgezogen, aber ich kann mich nicht über sie beklagen, sie haben mir Nichts genommen."

Ich: „Nichts genommen? das ist lobenswerth!"

Der Greis: „Warum? Sie sehen wohl, daß hier Nichts zu nehmen war. Wir hatten Nichts, als Steine und Elend!"

Ich: „Ihr wurdet also schon früher ausgeplündert?"

Der Greis (mit einem Seufzer): „Ach, man hat uns unsere Kinder und unseren Gott genommen, das heißt, man hat uns die Hände genommen, von denen wir lebten, und die Religion, die uns im Leiden getröstet und durchgeholfen."

Ich: „So habt Ihr denn wenig Grund, die Revolution zu lieben?"

Der Greis: „Wir lieben sie nicht und fürchten sie nicht."

Ich: „Es wäre Euch also lieber, die Zehnten und Bodenzinse würden wieder eingeführt?"

Greis: „Ja, wenn mit ihnen unsere Kinder und unsere Religion zurückkehrten."

Auf alle Fragen, die ich an den Greis stellte, antwortete er mit derselben Freimüthigkeit und Einfachheit. Zu meiner Freude sah ich, daß Bürger Larouvrette beim Weggehen neben der Tasse, aus welcher er seine Milch getrunken, einen Thaler liegen ließ.

Es war schon beinahe Nacht, als wir am Ziele unserer Reise anlangten. Die Wohnung des älteren Bruders des Bürgers Larouvrette hielt die Mitte zwischen einem Landhaus und einem Pachthaus; das Angenehme war hier mit dem Nützlichen schön verbunden. „Wenn Sie bei meinem Bruder wohl angesehen sein wollen," sagte mein Begleiter, „so rathe ich Ihnen, das Wort „„Bürger"" nie gegen ihn zu gebrauchen, sondern ihn mit dem Wort „„Herr"" anzureden, und vor seinen Namen das Wörtchen „„von"" einzuschalten, das ich bei dem meinigen weglasse; ich muß Ihnen angelegentlich bemerken, daß mein älterer Bruder ein leidenschaftlicher Royalist ist."

Herr de la Rouvrette mochte fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre zählen. Seine ausdrucksvolle Physiognomie ließ auf eine nicht gewöhnliche Energie schließen. Er war von mittlerer Größe und wohlbeleibt, und mußte bedeutende Körperkraft besitzen. Uebrigens konnte man aus seiner einfachen und ungezwungenen Rede, aus seinen natürlichen und gefälligen Manieren erkennen, daß man es mit einem gebildeten Manne zu thun habe, dem der Umgang mit guter Gesellschaft nicht ungewohnt war.

Er empfing seinen Bruder ohne übertriebene Freundschaftsbezeugungen, aber mit einer Herzlichkeit, welche mich zu der beruhigenden Meinung brachte, daß dieser Mann trotz seines Royalismus auch abweichende Ansichten zu würdigen wisse.

Der Anblick meiner Uniform schien auf ihn unwillkürlich einen übeln Eindruck zu machen; dessen ungeachtet erwies er sich gegen mich im höchsten Grade höflich, nur war diese Höflichkeit mit einer zwar nicht beleidigenden, aber doch auffallenden Zurückhaltung und Kälte verbunden, welche schon vom ersten Augenblicke an ein vertrauliches Verhältniß zwischen uns ausschloß.

Beim Nachtessen hielt Herr de la Rouvrette die Conversation in einer, wenn ich so sagen darf, neutralen Mitte, und vermied mit aller Umsicht jedes Wort und jede Anspielung, die uns auf das brennende Gebiet der Politik geführt. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß er auch nicht eine einzige Frage in Betreff meiner Person an mich stellte, und weder meine früheren Lebensverhältnisse, noch meinen Namen zu wissen verlangte. Sein Bruder hatte mich ihm als seinen Freund vorgestellt. Das war dem alten Edelmann genug.

Als am Morgen des andern Tages mit einer Glocke zum Frühstück geläutet wurde, und ich in den Speisesaal eintrat, kam Herr de la Rouvrette schnell auf mich zu, nahm mich bei der Hand und sagte zu mir im liebenswürdigsten Tone: „Ich bitte sehr um Vergebung, mein lieber Herr, daß ich gestern Abend ohne mein Wissen mich so kalt und spröde gegen Sie betragen habe, aber ich hatte nicht die Ehre, Sie zu kennen, und Sie mögen wohl selbst wissen, ob es bei jetziger Zeit nicht erlaubt und rathsam ist, etwas umsichtig sich zu benehmen. Nachdem mir aber mein Bruder gesagt hat, wer Sie sind, und wie Sie meinem unbesonnenen Sohne eine so gute Lection über Klugheit gegeben haben, kann ich nur bedauern, daß ich um eine gesellige Abendunterhaltung verkürzt worden bin. Uebrigens hoffe ich, Sie werden mir einige Tage das Vergnügen machen . . .“

Ich dankte meinem neuen Gastfreunde, wie es sich geziemte, glaubte ihm aber doch aus meinen repnblikanischen Gesinnungen kein Geheimniß

machen zu dürfen, worauf er mir bemerkte: „Dieses Geständniß ist mir ein Beweis von der Offenheit Ihres Charakters und macht es mir um so wünschenswerther, Sie einige Tage bei mir zu behalten. Die Utopien sagen der Jugend zu; auch Sie lassen sich eben von der jugendlichen Hitze hinreißen — das ist der ganze Handel. Wenn später die besonnene Ueberlegung eintritt, werden Sie Mühe haben, sich über frühere Illusionen Rechenschaft zu geben. Dieses Gesetz hat allgemeine Geltung und Anwendung."

Am andern Tage reiste Bürger Larouvrette wieder nach Mende zurück; ich dagegen konnte der herzlichen Einladung seines älteren Bruders nicht widerstehen und entschloß mich, einige Tage bei ihm zu verbleiben.

In meinem ganzen Leben kann ich mich nicht erinnern, einen so höflichen und gefälligen Mann getroffen zu haben, wie mein Gastfreund war. Bei meinen Ausflügen schloß er sich mit einer Bereitwilligkeit an mich an, die nur bei seinem Alter schätzenswerth war; er diente mir als Führer und begleitete mich überall auf die Berge.

Auf unseren Wanderungen bemerkte ich eines Tages an einem Bauernhause Spuren mehrerer Kugeln, weßhalb ich Herrn de la Rouvrette fragte, ob hier eine Schlacht vorgefallen."

„Freilich," erwiederte er, „und es fehlte wenig, so hätte diese Schlacht dem Schicksal Frankreichs eine andere Wendung gegeben."

Diese Worte aus dem Munde eines so ernsten und besonnenen Mannes, wie Herr de la Rouvrette, erweckten in mir die lebhafteste Verwunderung, weßhalb ich ihn um bestimmtere Auskunft ersuchte.

Herr de la Rouvrette ließ sich nicht lange bitten, sondern befriedigte meine Neugierde mit jener Gefälligkeit, welche er nie verleugnete. „Wenn Sie wollen," sagte er, „so setzen wir uns einen Augenblick in den kühlen Schatten dieses Baumes und ich will sogleich mit der Erzählung beginnen: „Es begeben sich", so begann er, „zuweilen Ereignisse, welche man kaum einer Aufmerksamkeit würdigt, die höchstens in der menschlichen Gesellschaft eine Stunde Lärm oder Scandal machen, und dennoch beinahe die ganze Welt umzukehren vermögen. Wenn zufällig ein Sandkörnlein oder ein Kieselsteinchen in eine gewaltige Maschine fällt, so kann es das ganze Räderwerk im Gang aufhalten und die ganze Kraft der Maschine unwirksam machen. Wenn in der Geschichte die großen Ereignisse erzählt werden, so berücksichtigt man gewöhnlich nur das große Räderwerk, allein auf die Sandkörner und Kieselsteinchen, d. h. auf die ersten und scheinbar ganz unbedeutenden Ursachen, aus welchen die großen Ereignisse hervorgegangen, nimmt man zu wenig Rücksicht, oder erwähnt sie nicht einmal. Doch verzeihen Sie, daß ich auf solche Gemeinplätze und zu philosophischen Bemerkungen mich verirre, während ich nur von einem

Scharmützel reden sollte, welches hier zwischen den königlichgesinnten Bauern unter Charrier's Leitung und zwischen Aveyron's Handwerkern, die sich die republikanische Armee nannten, stattgefunden hat."

Ich: „Ihre Bemerkungen sind so richtig, daß ich sie mit Freuden höre. Von diesem Scharmützel, von welchem Sie reden, erinnere ich mich seiner Zeit in den Zeitungen Etwas gelesen zu haben, und wenn ich mich recht entsinne, so war das Resultat dieses Aufstands, wie es fast immer der Fall ist, kein anderes, als daß einige Hundert einfältige Leute, die sich von ein Paar Dutzend Spitzbuben verführen ließen, zu Krüppeln geschossen wurden."

Hr. de la Rouvrette: „Ich sehe, daß Sie die Geschichte der Vorfälle in Jouvaudan gerade so kennen wie die Geschichte von Karthago. ich meine nämlich so, wie sie von den Feinden ist geschrieben worden. So hören Sie mich denn, und Sie werden sich überzeugen, daß, wenn nur ein einziger gewandter und tüchtiger Mann an dieser Bewegung sich betheiligt, sie ganz Frankreich eine andere Richtung hätte geben können."

Ich: „Diese beinahe feierliche Einleitung spannt meine Neugierde auf's höchste, und ich bin begierig, Sie zu hören."

Hr. de la Rouvrette (nach einigem Nachdenken): „Wir Leute auf diesen Bergen sind von Natur wenig zum Angriff geneigt, dafür aber haben wir eine merkwürdige Festigkeit und Ausdauer zum Widerstand. Weil unser undankbarer und unfruchtbarer Boden uns zum Elend, oder richtiger gesagt, zu einem Leben der Mühen und Entbehrungen nöthigt, so ist eben dadurch die Liebe und Anhänglichkeit zum heimathlichen Heerde und zur Religion in unsere Gemüther tief eingesenkt. So oft also eine Regierung sich Eingriffe in unser Eigenthum oder in unsere Religion zu Schulden kommen läßt, begeht sie einen Fehler, den man ihr nicht verzeiht. Ich weiß wohl, daß Sie, mein lieber Herr, ein entschiedener Republikaner sind; nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich im Verlauf der Erzählung Ideen ausspreche, die mit den Ihrigen im Widerspruch stehen. Ich kann eben nicht anders, als die Dinge nach meiner gewissenhaften Ueberzeugung zu prüfen und zu beurtheilen."

Ich (Hrn. de la Rouvrette unterbrechend): „Diese Bemerkung ist ganz und gar überflüssig; Sie dürfen überzeugt sein, daß ich bei all meiner republikanischen Gesinnung denn doch zu erkennen und auch zu bekennen vermag, daß unsere dermalgen Regenten durch ihre gemeine, gehässige und unsinnige Tyrannei Frankreich in der That entwürdigen, und durch ihr schlechtes Treiben die Herrschaft der Freiheit um mehrere Jahrhunderte aufhalten."

Hr. de la Rouvrette: „Wenn dem also ist, so bin ich schon zufrieden und will ohne Weiteres auf meinen Gegenstand eingehen. Un-

sere Bauern sahen den Ausbruch der Revolution, ohne zu erschrecken, ja vielleicht sogar mit einiger Vorliebe; sobald sie aber den Druck gewisser monströser Dekrete zu fühlen bekamen, änderte sich ihre Gesinnung. Das Vorschreiten gegen die Geistlichkeit, die gewaltsame Aushebung der Mannschaft für die Armee, die patriotischen, aber dennoch immerhin gezwungenen Steuerauflagen vermochten sie bald von ihrem schwachen Enthusiasmus zu heilen und ließen sie auf Mittel denken, wie sie sich einer so verhaßten Tyrannei entziehen könnten.

„Wenn eiu Volk leidet und nachdenklich wird, so ist es sehr geneigt, an die rohe Gewalt, an das Waffenglück zu appelliren. Wenigstens war das meine Ueberzeugung, und als getreuer Unterthan entschloß ich mich, zu den königlichen Prinzen mich zu verfügen und bei ihnen anzufragen, ob sie es nicht für ihre Sache, die ich als die Sache Frankreichs ansehe, zweckmäßig und vortheilhaft erachteten, dieser Unzufriedenheit eine bestimmte Richtung zu geben.

„Ich hatte mir mit großer Mühe einen Paß nach der Grenze verschafft und wollte mich schon auf die Reise begeben, als ich eines Morgens einen Besuch erhielt, den ich jedenfalls nicht erwartet, wodurch aber mein Vorhaben vereitelt wurde. Man meldete mir einen gewissen Herrn Charrier an, den ich mir sogleich vorführen ließ.

„„Ihre royalistische Gesinnung““, redete mich dieser Herr an, „„ist mir so vortheilhaft bekannt, daß ich ungeachtet der hohen Stellung, die ich einnehme, dennoch in eigener Person mich zu Ihnen verfüge. Ich bin Charrier, war früher Mitglied der constituirenden Versammlung und bin nun vom Prinz-Regenten Frankreichs zum Feldmarschall ernannt und mit dem Brevet als oberster Generalkommandant der Provinzen Jouvaudan und Sevennen betraut. Alles ist in Bereitschaft gehalten, das royalistische Feldlager soll eröffnet, die königliche Fahne aufgepflanzt, und Ludwig XVII. als König von Frankreich und als Retter der Religion proclamirt werden. Ich biete Ihnen ein Brevet als Oberst an.““

„Nachdem General Charrier diese Anrede mit beispielloser Zuversicht und prahlender Miene an mich gehalten, zog er unter seiner Carmagnole sein Brevet als Feldmarschall hervor und entfaltete es triumphirend vor meinen Augen.

„Schweigend betrachtete ich eine Weile den Mann und sprach dann zu ihm: „„Mein Herr, ist Ihnen meine persönliche Denkweise so wohl bekannt, so können Ihnen meine frühern Lebensverhältnisse jedenfalls auch nicht fremd sein; Sie müssen wissen, daß ich unter König Ludwig XVI. als Major in der Armee gedient habe und mit dem hl. Ludwigsorden dekorirt worden bin.““

„„Das weiß ich, mein Herr,““ entgegnete Charrier.

„„Aber““, sagte ich weiter, „„Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß ich ein auffallendes Gedächtniß habe, mir die Physiognomien der Menschen zu merken. Wenn ich einen Menschen nur ein einziges Mal gesehen, so erkenne ich ihn nach zehn Jahren wieder.““

„„Und nun, mein Herr?““ fragte mich der Gouverneur der Provinz Jouvaudan, erblassend.

„„Und nun?““ sagte ich zu ihm, „„als ich Major war, dienten Sie unter mir als gemeiner Grenadier! O, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich Sie hieran erinnere. General, solches wäre ganz überflüssig. Ich wiederhole Ihnen nochmals, mein Personalgedächtniß ist untrüglich.““

„Charrier: „„Gesetzt aber, Sie würden in diesem Augenblick durch eine außerordentliche Aehnlichkeit irre geführt: was schließen Sie daraus?““

„„Alsdann, Herr Charrier, ziehe ich daraus den Schluß, daß ich als gewesener Major und Ritter des königlichen St. Ludwigsordens nicht unter dem Kommando eines meiner früheren Grenadiere dienen will.““

„Charrier: „„Das will also heißen, die Eigenliebe sei bei Ihnen viel stärker als das Gefühl Ihrer Pflicht?““

„Dem neuen General in's Wort fallend, antwortete ich kalt: „„Meine Aufopferung und Hingebung hat ihre Grenzen dort, wo sie nichts Gutes mehr zu wirken vermag .... Ein Aufstand aber mit einem Anführer, dem durchaus alle militärischen Kenntnisse abgehen und der somit unfähig ist, die Streitkräfte zu leiten, muß nothwendig in eine eben so blutige als lächerliche Katastrophe auslaufen. Das ist denn auch der wahre Grund, warum ich die angebotene Stelle eines Obristen nicht annehme.““

„Charrier sagte mir hierauf mit einer scheinbaren Niedergeschlagenheit, die — ich muß es bekennen, — mir zu Herzen ging und es mich bedauern ließ, daß ich ihn so hart abgewiesen hatte: „„Die größten Feinde des Königthums sind nicht die Patrioten mit Carmagnolen und phrygischen Mützen, sondern die Männer, welche, von einer kleinlichen und strafbaren Eigenliebe mißleitet, nur so lange sich aufopfern und hingeben, als sie dadurch sich eine höhere Gewalt verschaffen, eine höhere Stellung behaupten können und Niemanden gehorchen müssen. Ich weiß wohl, daß die Royalisten nicht das Feuer fürchten, wohl aber fürchten sie, als gemeine Soldaten in einer Schlacht zu fallen; sie machen sich kein Bedenken daraus, ihr Leben zum Opfer zu bringen, aber sie wollen alle mit Generalsepauletten sterben.““

„Dieser Vorwurf, den ich nicht unbegründet fand, machte auf mich bedeutenden Eindruck, weshalb ich Charrier bemerkte: „„Mein Herr, Sie machen mir hiermit eine leider nur zu getreue Schilderung von einer der vielen Thorheiten der königlich-gesinnten Partei. Alle wollen befehlen,

Niemand gehorchen. Ich sehe ein, daß ich selbst von diesem bösen Geist ein wenig mich habe verleiten lassen, indem ich es sogleich ausgeschlagen, mich Ihrem Unternehmen anzuschließen, ohne nur vorher die Sache besser zu prüfen. Die Revolutionen bringen allerdings nicht selten Leute schnell zur Reife; die großen Ereignisse können oft große Fähigkeiten in einem Menschen entwickeln, der in der Monotonie des gewöhnlichen Alltagslebens ein untergeordneter Geist geblieben wäre. Ich habe Sie als Grenadier verlassen; als Sie später in die constituirende Versammlung kamen, waren Sie, wie ich hörte, Advokat, aber gleichviel, ich will gern den Grenadier und den Advokaten vergessen, und Ihnen als meinem General gehorchen, wenn Sie Sich mir nur in dieser Eigenschaft meines Vertrauens würdig erweisen. Sie sehen, daß ich nicht scheue, mein Unrecht zu bekennen, und daß ich offen von der Brust weg rede; wenn aber ich Ihnen Vertrauen schenke, so kommen Sie mir auch mit Vertrauen entgegen: welches sind Ihre Pläne, welches Ihre Hoffnungen?""

„Auf diese Frage nahm der Grenadier, oder Advokat, oder Verfassungsrath, oder General Charrier, wie man lieber will, eine stolze Miene an und sagte in trockenen und abgebrochenen Worten: „„In meiner Eigenschaft als Obergeneral der Provinz Jouvaudan habe ich nur Befehle zu erlassen, Niemanden aber Rechenschaft zu geben, außer Sr. K. H. dem Prinzregenten von Frankreich! Es ist also an mir, Sie zu fragen, an Ihnen aber, mir zu antworten.""

„Ich muß gestehen, eine solche anmaßende Sprache aus dem Munde eines meiner ehemaligen Grenadiere trieb mir das Blut in's Gesicht, und es kostete mich nicht geringe Ueberwindung, die Ruhe zu behaupten. Indessen stellte ich meine Pflicht höher, als meine Empfindlichkeit und erklärte mich bereit, ihm jede wünschenswerthe Auskunft zu geben, worauf er mich mit derselben hochmüthigen Anmaßung fragte: „„Glauben Sie, der Zeitpunkt sei geeignet und gut gewählt, um in Jouvaudan und in den Sevennen einen Aufstand zu veranlassen?""

„„Ich denke ja, Herr Charrier; ich habe sogar hievon eine so feste Ueberzeugung, daß ich selbst Willens war, mich zum Prinzregenten von Frankreich zu verfügen und ihm hievon Mittheilung zu machen.""

„Charrier: „„Ah, jetzt begreife ich, warum Sie so ungehalten Sich zeigten, da ich zu Ihnen kam; Sie hofften ohne Zweifel das Oberkommando zu erhalten, welches mir jetzt übertragen ist.""

„„Durchaus nicht, Herr Charrier. Ich hatte keine andere Absicht, als, wenn Se. K. Hoh. mir, wie ich hoffte, Gehör schenkte, auf den Marquis A . . . aufmerksam zu machen, welcher gegenwärtig als Proscribirter in unserer Provinz sich aufhält und einer der ausgezeichnetsten Kriegshelden unserer Zeit ist. Auch das will ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich

erst vor Kurzem mit dem Marquis wegen dieser Angelegenheit eine Zusammenkunft gehabt habe, wobei wir gegenseitig unsere Gedanken und Pläne austauschten.""

„Charrier: „„Einen Feldzug abkarten, bevor ein General ernannt ist, heiße ich die Bärenhaut verkaufen, bevor man den Bären erlegt hat. Ueber das wollen wir aber jetzt hinweggehen. Darf ich Sie ersuchen, mir die schönen Pläne mitzutheilen, welche der Marquis von A . . . und Sie entworfen haben?""

„„Im Allgemeinen, ja; in ihrem Detail, nein! . . .""

„„Ich danke Ihnen sehr für Ihr Zutrauen"", rief Charrier in großer Anmaßung mit höhnischem Lächeln aus. „„Wenn nicht Alles offenkundig werden darf, so lassen Sie wenigstens Etwas hören.""

„Da unsere Besprechung ohnedies schon auf bedenkliche Wege gerathen war, ich aber sie nicht durch Hereinziehen von Dingen, welche unserem Gegenstand fremd lagen, vergiften wollte, so ging ich ohne Weiteres auf den Gegenstand ein und sagte zu Charrier: „„Mein Herr, der Marquis von A . . . und ich waren der Ansicht, daß vor Allem ein Verzeichniß aller ehemaligen Offiziere und aller Militärs des königlichen Hauses, die nicht ausgewandert, aufzunehmen sei. Sodann wäre Einer von uns nach England gereist, um die für den Anfang nothwendigsten Gelder aufzutreiben und damit die Kriegsgefangenen auf den nächsten Depots anzuwerben und die Aufseher der Waffen- und Pulvermagazine zu bestechen und für uns zu gewinnen.

„„Darauf hätten wir allen republikanischen Soldaten, welche desertiren wollten, die Sammelplätze bezeichnet, unseren Stab organisirt, Apotheker, Bäckereien und Bureaux eingerichtet. Nachdem diese Vorkehrungen getroffen, hätten wir die zwei mächtigen Triebfedern des Bürgerkrieges, die wir in unsern Händen hatten, spielen lassen, nämlich die Monarchie und die Religion; dem Adel hätten wir Wiederherstellung der Monarchie verheißen, dem Volk die Wiederherstellung der Religion. Hätte irgend ein alter und geachteter Edelmann das Wappen Frankreichs hoch getragen, hätte ein Bischof dem Volke zerrissene Meßgewänder, zerschlagene Ciborien und Gebeine von hingerichteten Priestern vorgehalten, so wäre die ganze Provinz in Brand gerathen, auf das erste Signal hätte eine Armee dagestanden."

„„Wir hätten unsere Truppen in drei Abtheilungen aufgestellt ein vom Prinzregenter ernannter Feldmarschall hätte sich mit Blitzesschnelle auf Mende, Le Puy und St. Etienne werfen und sich mit der Stadt und dem Gebiet von Lyon in Verbindung setzen müssen, ohne jedoch von der Gebirgskette sich zu entfernen.

„„Wäre diese Verbindung hergestellt gewesen, so hätte er eine

hinreichende Macht zur Vertheidigung des bereits besetzten Gebietes zurückgelassen, unterdessen aber seinen Marsch über die Gebirge von Cantal und Chataigneries in der Provinz Limousin fortgesetzt, bis er zu der tapferen königlichen Armee in der Vendée vorgedrungen. Auf solche Weise wäre Frankreich in seinem Herzen und Mittelpunkte von einem Truppencordon besetzt worden, und zwar von Truppen, die nicht aus widerspenstigen und weinerlichen, aus ihren Betten herausgerissenen Soldaten und furchsamen Bauern zusammengesetzt, sondern aus jungen und erbitterten Rekruten und Soldaten, aus sämmtlichen Verwandten der Emigrirten und Guillotinirten, aus allen Wildmeistern, Angestellten, Hausbedienten und Agenten des alten Adels, mit Einem Worte, aus allen Gegnern der neuen Ordnung der Dinge bestanden hätten und von muthigen und erfahrenen Offizieren der früheren Regierung angeführt worden wären. Eine Kette von solchen Truppen, die auf hohen Bergen und in dichten Wäldern ihre natürlichen Schanzen gefunden, im Falle des Unterliegens nichts Anderes, als die Guillotine, im Falle des Sieges dagegen die Gewißheit einer glänzenden Belohnung vor sich gehabt — eine Kette von solchen Truppen würde gewiß dem Convent bedeutend zu schaffen machen, das werden Sie begreifen.""

„Charrier hörte mich mit großer Aufmerksamkeit an, wiewohl mehrmals ein höhnisches Lächeln sich auf seinem Gesicht bemerklich machte. Nachdem ich ihm obigen Plan seinem ganzen Umfange nach mitgetheilt, fragte er mich: „„Wie wollten Sie sich aber die nothwendigen Geldsummen verschaffen?""

„„Die ersten Fonds hätten wir aus England bezogen und uns alsdann der öffentlichen Kassen Frankreichs bemächtigt.""

„„Wahrlich, ein schöner Fund,"" meinte Charrier, die Achseln zuckend, „„die meisten öffentlichen Kassen enthalten ja nichts Anderes, als Assignaten.""

„„Das weiß ich schon,"" sagte ich, „„aber der Marquis A . . . und ich waren der Meinung, man sollte auf diese Assignaten das königliche Wappen schlagen und auf der Vorderseite darauf schreiben, daß dieselben nur zur Hälfte ihres Nennwerthes ausgegeben und nach sechs Monaten gegen Silber wieder eingelöst würden; auf diese Weise erhielten wir bedeutende Fonds und würden die Geldmittel unserer Feinde in gleichem Maße herabdrücken. Wenn ich mich nun auch nicht weiter über die Ausführung unserer Pläne auslasse, so dürfen Sie, Herr Charrier, doch völlig überzeugt sein, daß wir Alles, was ich Ihnen gesagt, auch durchzuführen im Stande sind. Habe ich Ihnen aber jetzt so großes Vertrauen geschenkt, so kommen Sie mir auch mit gleicher Offenheit entgegen und theilen Sie mir auch ihre Pläne mit.""

„„Damit Sie mich nicht der Schmeichelei und Verstellung beschuldigen,““ sagte Charrier, „„will ich Ihnen geradezu erklären, daß Ihr Plan ohne Geist abgefaßt und in meinen Augen ganz werthlos ist. Mein Plan ist viel einfacher. Ich erhebe das alte Panier Frankreichs; allsobald werden die Royalisten mir zuströmen, sich unter meine Fahnen reihen, die republikanischen Truppen treibe ich vor mir her, wie die Bäurin ihre Hühner, ich ziehe geradeswegs auf Paris los und wiegle überall, wo ich durchziehe, das Volk auf.“

„Eine solche Prahlerei, verbunden mit einer so schändlichen Unkenntniß selbst der allergewöhnlichsten Lebensverhältnisse, reizte mich auf; da ich aber immer noch dachte, Charrier handle im Namen des Prinz-Regenten, so gab ich ihm einfach den Rath, den Marquis A . . . zum Führer und Rathgeber zu wählen.

„Charrier aber schalt mich einen Ehrgeizigen —, worüber ich so entrüstet war, daß mir der Zorn beinahe die Stimme erstickte; ich erwiderte: „„Mein Herr, ich will Sie nicht so behandeln, wie Sie es verdienten; ich muß in Ihnen den Mann achten, welchen Se. k. H. der Regent mit seinem Vertrauen beehrt hat. Aber gehen Sie mir unverzüglich aus den Augen und denken Sie an meine Prophezeiung: durch Ihre Unklugheit werden Sie vor Verlauf eines Monats Hunderte von Familien in's Elend stürzen und Sich selbst auf das Schaffot bringen.““

Hier hielt Hr. de la Rouvrette in der Erzählung einen Augenblick inne, stieß einen Seufzer aus und fügte bei: „Was ich vorhergesagt, ist leider nur zu richtig eingetroffen.“

Ich: „Ist denn dieser plötzlich aufgetauchte Feldmarschall wirklich unter der Guillotine gestorben?“

Hr. de la Rouvrette: „O, wäre dieses seltsame und blutige Drama nur mit seinem Tode zu Ende gegangen, so dürfte man noch nicht über großes Unglück klagen, aber er hat gegen 1500 irregeführte Bauern in seinen Fall hineingezogen und über das ganze Departement großes Leid und Elend gebracht. Wünschen Sie, daß ich meine Erzählung zu Ende führe?“

Ich: „Sie interessirt mich im höchsten Grad. Ich bitte Sie, fahren Sie fort.“

Hr. de la Rouvrette: „Sobald ich diesen Charrier, der, nebenbei gesagt, nicht so fast ein boshafter, als vielmehr ein einfältiger, von Hochmuth aufgeblasener Mensch war, mit Schande und Verachtung zur Thüre hinausgewiesen hatte, warnte ich unverzüglich alle mir bekannten Royalisten vor seiner thörichten und unausführbaren Verschwörung, und Gott sei's gedankt, die Meisten folgten meinem Rathe.

„Wenige Tage nachdem ich von dem ehemaligen Grenadier, Ad-

vokat und Verfassungsrath Charrier diesen Besuch erhalten hatte, vernahm ich auf einmal, er habe an der Spitze von fünf- bis sechstausend Mann sich der Stadt Mende bemächtigt und sei im Anzug gegen unsere Nachbarstadt Marvejols.

„Die Patrioten ergriffen im ersten Schrecken und in der Ueberraschung eiligst die Flucht; die alten Bürger wagten sich wieder hervor, legten ihre Carmagnolen ab, kleideten sich wie ehedem, und hielten im Stadthaus eine Versammlung; die Berathung, der auch ich beiwohnte, dauerte schon lange und würde wohl zu Nichts geführt haben, da kam ein von uns ausgesendeter Scharfschütze zurück und meldete, Charrier sei mit seiner Armee schon bis auf eine Viertelstunde an die Stadt herangerückt.

„Sogleich nahm ein Bürger, wahrscheinlich vom Instinkt der Selbsterhaltung getrieben, eine zinnerne Platte, legte fünf oder sechs alte verrostete Schlüssel auf dieselbe und wollte Charrier entgegengehen, um ihm die Stadt zu übergeben, unter der einzigen Bedingung, daß den Bewohnern der Stadt Marvejols Sicherheit des Lebens und des Eigenthums garantirt werde. Man wollte sich eben noch einmal berathen, da hörte man aber schon die Trompeten des Herrn Generalkommandanten, der im Namen des Königs auftrat. Die Bürger und Notabeln machten sich unverzüglich auf den Weg. Der Einzug der royalistischen Armee bot einen so possirlichen, ja unglaublichen Anblick dar, daß er mir ewig unvergeßlich bleibt.

„Da ich mich von dem neuen General so unfreundlich verabschiedet, so fand ich es nicht rathsam, mich persönlich vor ihm zu zeigen, verbarg mich darum hinter dem Vorhang und sah von da aus diesem Zuge zu. An der Spitze ritt Charrier, auf einem ungeheuren Bauernpferd; die Kleidung des Herrn Obergenerals war das wunderlichste Gemisch von Federn, Flittergold und zusammengenähten Stickereien; wohl nie hat sich ein herumziehender Marktschreier, der mit Allerweltsmitteln und Liebestränken handelt, auf solche Weise gekleidet.

„Unmittelbar auf Charrier folgte seine Artillerie! Ach Gott, was für eine Artillerie! Die Kanonen waren von Holz gemacht und mit starken eisernen Reifen gebunden; die Bauern zogen sie an der Hand. Der Anblick dieser Kanonen mahnte ganz an die ersten kindischen und unförmlichen Versuche unmittelbar nach der Erfindung des Schießpulvers. Der übrige Theil der royalistischen Armee, nämlich die fünfzehn- bis achtzehnhundert Bauern traten einander beim Marschiren auf die Fersen, um einigermaßen zu thun, als wollten sie im Takt marschiren. Keine Feder und kein Pinsel wäre im Stande, dieses fabelhafte Durcheinander treu zu schildern; die Einen waren mit ganz unbrauchbaren Gewehren, Andere mit Stöcken, Andere sogar mit Küchen-

geschirr bewaffnet, so daß man einen Haufen Faschingsmaskeraden oder herumziehende Komödianten vor sich zu sehen glaubte.

„Charrier, der auf seinem Elephantenroß dahertrabte, empfing die Deputation der Bürger, welche ihm die Schlüssel der Stadt überbrachten, mit hoher Würde und hörte ihre Anrede mit aller Gravität an; er ließ sich sogar herbei, auf ihre Ansprache mit einer langen Rede zu antworten, und gab am Ende die Erklärung ab, er und seine unüberwindliche Armee seien bereit, den letzten Blutstropfen zu opfern im Kampfe für die Religion und im Dienste Ludwig's XVII., durch Gottes Gnade König von Frankreich und Navarra.

„In den ersten Tagen nach der Besetzung von Marvejols durch die königlichen Truppen ging Alles sehr gut. Charrier empfing vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Gesandtschaften und Abgeordneten, welche ihm Gelegenheit darboten, seine große Beredtsamkeit zu entwickeln, indeß die Bauern in Jubel und Freude aßen und tranken. Die Mehrzahl der Leute von den umliegenden Bergen glaubte allen Ernstes, Frankreich habe nur zwei Hauptstädte, und diese seien Mende und Marvejols; sie bildeten sich ein, mit der Eroberung dieser beiden Städte sei die Contrerevolution vollbracht, sie strömten daher in aller Eile herbei und stellten sich unter Charrier's Fahnen.

„Aber diese süßen Träume waren nur von kurzer Dauer. Eines Morgens stürzten Charrier's Scharfschützen in aller Hast zur Stadt herein und brachten ihm die Hiobspost, die Armee der Patrioten von Aveyron sei im Anzug. Der ehemalige Grenadier, Advokat und Verfassungsrath Charrier ließ den Generalmarsch schlagen, rückte ohne Weiteres in's Feld und zog dem Feind entgegen; als Besatzung oder Wache ließ er in der Stadt ein Häuflein von Bauern zurück, unter dem Commando eines ehemaligen Perückenmachers, welcher den Titel eines königlichen Stadtgouverneurs annahm, den man aber gemeiniglich nur den Major nannte.

„Die Patrioten von Aveyron hatten persönlichen Muth, eine ziemlich gut bediente Artillerie und wären jedenfalls nicht zu verachtende Gegner gewesen, wenn ein guter General an ihrer Spitze gestanden, aber an einem Anführer fehlte es auch ihnen. Zwischem diesem alten Schloß, das Sie zur Linken sehen und das ehedem den Bischöfen von Mende als Sommerpalast gedient, und diesem Bauernhaus, an welchem Sie noch die Spuren der Kugeln bemerkt, stießen die beiden Armeen — wenn ich sie so nennen darf — aufeinander.

„Die Patrioten von Aveyron feuerten zuerst ihre ganze Artillerie los, die royalistischen Soldaten erwiederten mit einem Musketenfeuer, darauf flohen sofort nach dieser ersten Heldenthat beide Armeen aus Leibeskräften davon, jede nach der entgegengesetzten Seite. Ich hatte mich als

gemeiner Freiwilliger unter die Royalisten gestellt und war bei diesem Auftritt zugegen; ich muß Charrier das Zeugniß geben, daß nur er allein, wenn auch nicht Geistesgegenwart, so doch Muth bewiesen hat. Mit Ausschelten, Dareinschlagen und Aufsammeln der Flüchtigen konnte er endlich wieder etwa hundert Streiter zusammenbringen, mit denen er den Patrioten nachsetzte. Es erfolgte noch ein kleines Scharmützel, in welchem die Royalistischen vollkommen Sieger blieben.

„Ich will Ihnen den Jubel nicht schildern, unter welchem die Sieger wieder in die Stadt zurückkehrten; Marvejols wurde illuminirt und die ganze Nacht hörte man in den Straßen Nichts als das enthusiastische Geschrei: „„Vive le roi! Bibe le ré! Es lebe der König!““

„Die republikanischen Beamten hatten indeß das Weite gesucht, ohne sich am Kampf zu betheiligen, und überall, wohin sie kamen, Lärm gemacht, die royalistische Armee auf zehntausend Mann angegeben und ihren Sieg gewaltig übertrieben. Die Regierung beeilte sich deßwegen, sofort eine bedeutende Truppenzahl gegen die Aufständischen auszuschicken. Als diese die große Zahl der republikanischen Soldaten vor sich erblickten, zerstreuten sie sich noch vor dem Kampfe und ließen ihren Obergeneral Charrier im Stich. Dieser flüchtete sich in ein Bauernhaus, an welchem wir in drei oder vier Stunden vorbeikommen werden, und als eine Abtheilung Truppen zu seiner Aufspürung anrückte, verkroch er sich in ein Loch, das zur Aufbewahrung der Erdäpfel diente, welches er zur größeren Sicherheit noch mit einer Steinplatte zudecken ließ.

„Die Truppen durchsuchten und durchstöberten das Haus von Oben bis Unten, konnten aber Nichts entdecken und wollten sich bereits wieder zurückziehen, da vermochte Charrier sich nicht länger in seinem Versteck zu halten; dem Ersticken nahe, mußte er um Hülfe rufen. Sogleich wurde der Obergeneral aus seinem Loch hervorgezogen, nach Rhodez geschleppt und schon am Tage nach seiner Ankunft in dieser Stadt, unter einem ungeheueren Volkszulauf guillotinirt. Trotz seiner gänzlichen Unfähigkeit, die er an den Tag gelegt, starb er doch mit einem wahren Muth. Mende und Marvejols wurden, wie sich's von selbst versteht, ohne Schwertstreich wieder genommen.

„Die Bauern, welche sich Hoffnung machten, ihre Unbedeutendheit werde sie vor den Folgen ihres unvorsichtigen Aufstandes sicher stellen, erfuhren ein trauriges Schicksal. Zwei volle Tage nacheinander wurden sie von den republikanischen Truppen von einem Versteck in das andere, von einem Haus in das andere verfolgt, und ihrer mehr als fünfzehnhundert auf Straßen, Plätzen, überall, wo man sie finden konnte, ohne Erbarmen erwürgt.

„So endete diese beklagenswerthe Erhebung, die, reiflich überlegt,

sorgfältig eingeleitet und von einem recht tüchtigen Manne angeführt dem Krieg der Vendée, wie ich Ihnen schon nachgewiesen, eine ungeheuere Ausdehnung gegeben und dem Convent angstvolle, bittere Stunden bereitet hätte."

Herr de la Rouvrette schwieg jetzt; ich dankte ihm für diese gefällige Mittheilung, und beschloß, nach Hause zurückgekehrt, sie so getreu als möglich in mein Tagebuch einzutragen.

9. Das Asyl im Sevennengebirge. (Unschuld und Schuld.)

Die Sonne zeigte ein Uhr, als Herr de la Rouvrette sich von dem Rasenplatze, wo er mir Charrier's Schicksale erzählte, erhob, um den Rückweg anzutreten.

„Wollen Sie unseren Spaziergang nicht bis auf den Abend ausdehnen? Sie haben mir ja Hoffnung gemacht, mich bis zu dem Landgut zu führen, wo der unglückliche Charrier verhaftet wurde."

„Wirklich", antwortete mein Begleiter, „hoffte ich Ihnen länger Gesellschaft zu leisten, aber ich erinnere mich jetzt, daß ich morgen einen weiten Weg zu machen habe und darum heute noch ein wenig der Ruhe bedarf."

Ich: „Sie wollen eine weite Reise unternehmen?"

De la Rouvrette: „Das eben nicht, ich habe nur einen Ausflug vor, aber dieser Ausflug ist etwas beschwerlich, weil er mit Hindernissen begleitet ist, und weil er, abgesehen von gewissen Gefahren, sich nur zu Fuß machen läßt und somit alle meine Kräfte in Anspruch nimmt. Aber da fällt mir eben bei, wollen Sie mich vielleicht begleiten?"

Ich: „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten und folge Ihnen blindlings überall, wohin Sie mich führen."

De la Rouvrette: „Das darf ich nicht verlangen, denn Ihr Entschluß ist in dieser Sache von weit größerer Wichtigkeit, als Sie Sich denken mögen."

Ich: „Wie das? Erklären Sie Sich."

De la Rouvrette: „Wenn Sie an meinem Unternehmen Theil nehmen, so sind Sie dabei in einer ganz anderen Lage, als ich; und wenn Ihnen dabei ein Mißgeschick begegnen sollte, möchte ich dafür keine Verantwortlichkeit auf mich nehmen."

Ich: „Haben Sie die Güte, Sich deutlicher aussprechen zu wollen; ich wiederhole nochmals meine Bitte."

De la Rouvrette: „Sehr gerne, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir das Ehrenwort geben, wenigstens so lange die Republik dauert, nie Etwas von dem verlauten zu lassen, was ich Ihnen sage."

Ich: „Mein Wort gebe ich Ihnen."

De la Rouvrette: „Nun denn, mein lieber Freund, ich muß morgen meinem Bruder, dem Erzpriester, welcher vogelfrei erklärt ist, einen Besuch abstatten.“

Ich: „Wie! Ihr Bruder war so unklug, in Frankreich zu bleiben? Doch verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit meiner Frage Mühe mache. Ist es denn nicht beinahe als gewiß anzunehmen, daß, wenn er in Frankreich verweilt, er früher oder später seinen Verfolgern in die Hände fällt?“

De la Rouvrette: „Ich danke Ihnen gar sehr, daß Sie für den Mann, der mir lieber ist, als Alles in der Welt, so viele Theilnahme beweisen, aber seien Sie ohne Sorge, mein Bruder ist nicht so gefährdet, wie Sie Sich denken; von allen seinen vielen Unglücksgefährten, konnten bis jetzt nur drei von den Republikanern zur Haft gebracht werden.“

Ich: „Wie, von seinen vielen Unglücksgefährten? Ist's möglich, daß mehrere Verbannte zusammenleben, ohne je die Habgierde der Angeber und den Verdacht der Behörden auf sich gezogen zu haben?“

De la Rouvrette: „Die Behörde weiß ganz gut, daß mein Bruder und seine Gefährten sich auf französischem Boden befinden, aber sie kann ihrer nicht habhaft werden. Machen Sie nur nicht so große Augen und wissen Sie, daß mein vielgeliebter Erzpriester schon über ein Jahr lang in unzugänglichem Waldesdickicht als Flüchtling lebt. Sie werden somit jetzt leicht begreifen, daß Ihre republikanische Offiziersuniform Sie nicht besonders empfehlen wird bei den vierzig Priestern und Edelleuten, die vogelfrei erklärt, durch das Unglück erbittert, durch die Verfolgung mißtrauisch gemacht sind, und die Sie vielleicht als einen Spion ansehen dürften. Wie sehr ich auch bei denselben für Ihre redliche Gesinnung gut stehen und betheuern werde, daß ich Ihre Familie kenne, dennoch bin ich nicht gewiß, bei ihnen Gehör zu finden. Menschen, die man gleich dem Wilde einschließt und jagt, mögen zuweilen vergessen, daß auch sie der Menschheit angehören. So überlegen Sie denn meinen Antrag, den ich Ihnen nicht hätte machen sollen, wohl bevor Sie zusagen.“

Ich: „Mein Entschluß ist gefaßt, ich begleite Sie morgen.“

De la Rouvrette: „Sie vertrauen also Ihrem Glücksstern?“

Ich: „Keineswegs, allein ich weiß, daß Sie mir von dieser Reise gar nicht gesprochen hätten, wenn Sie darin für mich wirklich eine so ernste und drohende Gefahr erblickten. Weil ich aber doch immerhin durch diesen Ausflug mir einige Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, so halten Sie Sich im Gewissen verpflichtet, mir das, was Sie sonst anders ansehen, mit sehr düstern Farben zu malen, um im Voraus jedem Vorwurf zu begegnen. Nicht wahr? ich habe Sie errathen?“

De la Rouvrette: „Nun ja, ich sehe wohl, daß Sie eine scharfe

Beobachtungsgabe besitzen. Die Hand auf's Herz, Sie könnten allerdings einige Gefahr laufen; aber anderseits muß ich auch bemerken, daß Sie durch Ablehnung meines Antrags eine wohl in ihrer Art einzige Gelegenheit versäumen würden, eine interessante Scene aus unserer Zeitgeschichte mitanzusehen. Daher laß ich Ihnen die Wahl."

Ich: „Was habe ich diesen edlen Verbannten zu Leide gethan, und warum sollten sie an mir Rache nehmen wollen? Bin ich nicht auch selbst ein Opfer der Revolution? Sind die Ungeheuer, die gegenwärtig Frankreich regieren, nicht die Unterdrücker und Feinde Aller? Guter Gott, wenn der Wolf und der Hund in die gleiche Falle gehen, lassen sie sich's wohl einfallen, einander zu beißen? Die Royalisten und die redlichen Republikaner sind jetzt im Haß gegen die fluchwürdigen Tyrannen, die unser armes Land aussaugen und mit Blut beflecken, bereits so weit gekommen, daß sie einander die Hand reichen."

Wir kehrten nach Marvejols zurück, nahmen frühzeitig das Nachtessen, um wohl auszuruhen, und am andern Tage machten wir uns schon vor Sonnenaufgang auf den Weg.

Wäre ich nicht erst kurz vorher über die Alpen gewandert, so hätte ich die Sevennenberge, über welche uns der Weg führte, groß, majestätisch und im höchsten Grade malerisch gefunden; konnte ich ja doch selbst jetzt ihre Gipfel und die tiefen Seen, die schon seit Jahrhunderten in ihren Granitbetten ruhen, nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Bewunderung ansehen.

Als Hr. de la Rouvrette und ich miteinander wieder in die Ebene hinabstiegen, wurden wir eine ungeheure Menge Heerden gewahr. Das Aussehen der Hirten war auffallend nachdenklich und vertieft, so daß sie unsere Ankunft gar nicht zu bemerken schienen.

„Sind etwa diese Hirten mit Abfassung von Idyllen beschäftigt?" sagte ich scherzend zu meinem Reisegefährten. „Sehen Sie doch, wie man auf ihren Gesichtern tiefes Nachdenken lesen kann."

De la Rouvrette: „Diese Hirten wissen in diesem Augenblick etwas Besseres zu thun, als Verse zu dichten; sie erheben ihr Gemüth zu Gott."

Ich: „Erlauben Sie, was wollen Sie damit sagen?"

De la Rouvrette: „Reden Sie einen dieser Hirten an, und ich wette mit Ihnen, Sie erhalten von ihm in diesem Augenblick keine Antwort."

Ich: „Wir wollen den Versuch wagen."

Rasch ging ich auf einen Hirten zu, klopfte ihm sanft auf die Schulter und fragte: „Welches ist der kürzeste Weg von hier nach St.-Flour?" Der Hirt, statt mir eine Antwort zu geben, machte große Augen, runzelte

die Stirne und streckte den Kopf in die Höhe, als wollte er einen in der Luft schwebenden Schall erhaschen. Als ich in stärkerem Ton meine Anfrage wiederholte, kam es mir vor, als hörte ich aus weiter Ferne ein Glöcklein; und wirklich war dies keine Täuschung. Der Ton nahm an Stärke mit solcher Schnelligkeit zu, daß ich mir die Erscheinung gar nicht zu erklären vermochte. Im gleichen Augenblick fiel der Hirt auf seine Kniee, senkte sein Haupt und blieb mehrere Sekunden in tiefer Andacht.

„Was sollen diese Geberden bedeuten?" rief ich aus, und wollte den Hirt beim Ziegenfell fassen, das er wie eine Weste trug, und ihn aufrichten. Aber Hr. de la Rouvrette hielt mir die Hand zurück und sagte: „Lieber Freund, lassen Sie diesen Mann ruhig und stören Sie ihn nicht: er wohnt eben der hl. Messe bei."

Ich: „Was? dieser wohnt der hl. Messe bei! Mag ich mich doch umsehen, wie ich will, so gewahre ich keine Spur von einer Kirche."

De la Rouvrette: „Diese Messe wird nicht in einer Kirche gelesen, sondern die Verbannten, welche wir jetzt besuchen wollen, feiern sie im Gehölz."

Ich: „Wie kann denn aber dieser Hirt dies errathen?"

De la Rouvrette: „Sie sind zu vorwitzig, lieber Freund, ich will Ihnen die Freude lassen, von den Verbannten selbst die Erklärung darüber zu vernehmen."

Ich: „Ah, Sie wollen mich nur zum Besten halten. Dieser Mensch gibt mir wahrscheinlich nur darum keine Antwort, weil er taubstumm ist."

Kaum hatte ich das gesagt, so kam der Hirt langsam auf mich zu und zeigte mir mit dem Finger einen Punkt in der Ferne und sagte: „Das ist der Weg, den Sie einzuschlagen haben; dort liegt St.-Flour; Glück auf die Reise, Gott geleite Sie!"

Auf diese Antwort wendete sich Herr de la Rouvrette lächelnd an mich und sagte: „Mein lieber Herr, glauben Sie jetzt noch, dieser Mensch sei taubstumm? Seien Sie versichert, daß ich Sie nicht täuschen wollte, wenn ich Ihnen vorhin sagte, er wohne der hl. Messe bei. Sie stehen jetzt auf einem Boden, der reich an Geheimnissen ist, die sich Ihnen erst später aufhellen werden."

Es mochte gegen drei Uhr sein, als mein Reisegefährte und ich den Saum eines großen und dunkeln Waldes erreichten, den wir schon lange aus weiter Ferne erblickt hatten.

„Jetzt", sagte Hr. de la Rouvrette, „sind wir bald am Ziel unserer Reise; noch einige Minuten und ich werde meinen guten Bruder in meine Arme schließen."

Kaum hatten wir den Waldsaum überschritten, so mußten wir einen steilen und abschüssigen Erdwall erklimmen, der mit hohem Gesträuch über-

wachsen war. Eben stand ich einen Augenblick still, um eine Pflanze zu pflücken, als ich plötzlich ganz nahe an mir einen Schrei vernahm. Ich sah, wie Herr de la Rouvrette mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude einen wohlbeleibten Bauern umarmte, der aus einem dichten Gebüsch herausgetreten war.

Wiewohl ich die Herzensgüte meines Begleiters sehr wohl kannte, so wußte ich doch hinwieder auch zu gut, wie sehr er auf äußern Anstand und gute Sitte hielt; sein mehr als vertrautes Benehmen gegen diesen Bauern fiel mir auf und ich beeilte meine Schritte, um zu ihnen zu gelangen.

Als der Bauersmann meiner ansichtig wurde, konnte er den Ausdruck der Verwunderung, ja fast der Furcht nicht unterdrücken; er griff mit der Hand schnell unter sein Wamms, wo ich die blanken Rohre einer Doppel-Pistole bemerkte.

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Prior," sagte mein Gefährte zu ihm, „wir leben in der Maskeradenzeit, wo das Kleid nichts zu bedeuten hat. Dieser Herr ist mein Freund, und Sie können ihm unbedingt trauen."

Der Prior hieß mich nun mit aller Höflichkeit willkommen und entschuldigte sich in sehr gewählten Ausdrücken wegen seines Verdachts, der übrigens, setzte er bei, durch die ausgestandenen Verfolgungen nur zu sehr gerechtfertigt sei, und fragte mich dann ohne Weiteres, ob ich keine politische Neuigkeiten von einigem Interesse wüßte?

Als wir aus dem Gesträuch herausgetreten, fanden wir einen zweiten Erdwall, der noch höher und steiler war, als der erste; er hatte von der Ferne beinahe das Aussehen eines kolossalen, von der Zeit verwitterten und mit Epheu überrankten Schloßthurms. Eben wollten wir über diesen Wall steigen, als sich uns auf einmal ein junger Bauer entgegenstellte, mit einer ganz zerrissenen Weste und einem Doppelgewehr auf dem Rücken.

Hr. de la Rouvrette umarmte ihn liebreich und nannte ihn „Herr Ritter". Auf der Höhe des Walles trafen wir einen dritten Mann, in schon etwas vorgerücktem Alter, mit einer Carmagnole bekleidet und gleichfalls mit einem Gewehre bewaffnet, den mein Begleiter unter tiefer Verbeugung mit den Worten anredete: „Monseigneur, es freut mich, Sie im besten Wohlsein zu treffen." Dieser Mann mit der Carmagnole war nichts Geringeres, als ein Bischof.

Der Prior, der Ritter und der Bischof versprachen, uns aufzusuchen, sobald für sie die Zeit des Wachestehens abgelaufen sei, wir verabschiedeten uns und setzten unsern Weg fort.

Aus der Stille des Waldes hörten wir eine ernste klangvolle Stimme

und leiteten unsere Schritte auf sie zu. In wenigen Minuten gelangten wir auf eine große Plattform, wo sich mir ein Anblick darbot, der mir unvergeßlich bleiben wird. Da knieten etwa zwölf Männer und horchten einem Priester zu, der im Chorgewand das Brevier vorbetete. Nebenan lagen ihre Waffen. Ich muß dieser andächtigen Versammlung das Zeugniß geben, daß auch nicht ein einziger Mann sich durch unsere Ankunft stören ließ; der Priester fuhr mit ruhiger und klarer Stimme in seinem Gebete fort.

Die Sonne, die bereits am Himmel hinab stieg, drang noch mit ihrem Lichte durch die Aeste der Waldbäume und erzeugte ein eigenthümliches Farbenspiel, das mich ganz an den sanften und doch lebhaften Schimmer gemalter Kirchenfenster erinnerte. In den grünen Wölbungen der Bäume sah ich die gothischen Bogen einer Domkirche, die Stimme des Priesters mahnte mich an den Chorgesang, ich sah mich wieder in die vorrevolutionären Zeiten und in eine christliche Kathedrale versetzt.

Nach Beendigung des gemeinsamen Gebetes wurde Herr de la Rouvrette von den Domherren (denn diese vermeintlichen Bauern waren fast sämmtlich Domherren) umringt und mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft; er seinerseits stellte mich den Verbannten als ein Opfer der Revolution dar, und alle bezeigten mir ihr Mitleid, als wäre ihr eigenes Schicksal nicht weit trauriger, als das meinige! „Seien Sie beruhigt, mein junger Herr", sagte ein Domherr zu mir; „diese ungeheueren, über allen Ausdruck schändlichen Gewaltthaten, mit denen unsere Zeit heimgesucht ist, können nicht mehr länger so fortdauern; Frankreich wird sich bald wieder zurechtfinden und die alte Ordnung der Dinge herstellen."

„Ich wünsche sehnlichst den Sturz des niederträchtigen, blutdürstigen Robespierre und aller seiner verabscheuungswürdigen Helfershelfer", erwiederte ich dem Domherrn; „aber ich bin Republikaner und als solcher wünsche ich mir auch das alte Regiment nicht mehr zurück." Als ich bemerkte, daß meine Antwort nicht geringes Erstaunen erweckte, fügte ich bei: „Meine Herren, ich bin noch jung, und so lange man jung ist, macht man sich gerne Illusionen; ich glaube immer noch an die Möglichkeit einer guten Republik."

„Meine Freunde," fiel mir Herr de la Rouvrette in's Wort, „Sie sehen, daß ich Sie nicht getäuscht, indem ich Ihnen diesen Herrn als einen Ehrenmann bezeichnete; seine Freimüthigkeit mag Ihnen ein Beweis für seine redliche Gesinnung sein. Despotischer Zwang nöthigte ihn zum Soldatenstand; die Achtung seiner Kameraden erhob ihn zur Offiziersstelle; der Abscheu vor den Excessen der Revolution und vor den Blutscenen führt ihn wieder in seine Familie zurück, die ich als eine der achtungswerthesten zu kennen die Ehre habe. Sie mögen darum auf seine

Ehre und Verschwiegenheit unbedingtes Vertrauen setzen; ich stehe mit meinem Leben gut für ihn."

Hierauf bemerkte ein Domherr: „Daß dieser Herr mit Ihnen, lieber de la Rouvrette, hierhergekommen, dies allein schon flößt uns Vertrauen zu ihm ein; denn Niemand versteht edle Charaktere besser zu würdigen, als Sie."— Auf diese für meinen Gefährten eben so ehrenvolle, als für mich beruhigende Antwort fingen mehrere der verbannten Priester an, mit de la Rouvrette sich allein zu unterhalten, während andere sich mit Zubereitungen für das gemeinsame Nachtessen beschäftigten. Diesen im tiefen Walde gemachten Zubereitungen brachten mir eine Beschreibung Homer's wieder in Erinnerung. Dürres Laub wurde zusammengetragen, Holz darüber gelegt, und bald stieg eine starke Flamme auf; ein kleiner, und wie sich aus den vielen Runzeln seines Gesichtes abnehmen ließ, schon bejahrter, aber noch lebhafter und rüstiger Mann brachte aus dem Dickicht von Schwarzdornen ein großes Stück Kalbfleisch, steckte es an einen Bratspieß und sagte zu seinen Unglücksgenossen: „Wer von Ihnen übernimmt nun heute die Woche?"

„Der hochwürdige Pater Provinzial", antworteten mehrere Stimmen.

Im gleichen Augenblick kam der hochwürdige Pater Provinzial, ein schöner Greis von sechzig bis fünfundsechzig Jahren, herbei, entschuldigte sich wegen seines Rückstandes, stellte sich sogleich an den Bratspieß und fing an, ihn zu drehen. „Ich will jetzt die Lebensmittel herbeiholen, welche uns die Bauern diesen Morgen unter den Felsen von Male-Dent gelegt haben", sagte darauf der kleine lebhafte Mann, der das Feuer angezündet.

Das Kalbfleisch, auf das der hochwürdige Pater Provinzial wohl Acht hatte, färbte sich am Bratspieß bereits röthlich und verbreitete einen angenehmen Wohlgeruch, als ein junger Bruder, die Stirn mit Schweiß überronnen, einen prächtigen Haasen herbeitrug, den er auf der Jagd erlegt hatte. Ueber diese schöne Beute herrschte allgemeine Freude.

„Ich stelle den Antrag, dem Bürger ein Dankesvotum zu dekretiren," sagte ein Domherr im Style jener Zeit, „das ist schon der zweite „„Jakobiner"", den er uns binnen vier Tagen eingebracht hat."

„Was verstehen Sie unter Jakobiner?" fragte ich den Priester sehr höflich und in einer Weise, daß er nichts Arges ahnen konnte.

„Entschuldigen Sie," erwiederte Jener, indem er sein Lächeln zu verbergen suchte, „entschuldigen Sie, daß ich mich dieses Ausdrucks bediente, den wir unter uns zur Bezeichnung eines Hasen gebrauchen; wir sind so wenig gewohnt, Republikaner bei uns zu sehen, daß ich Ihre

Anwesenheit ganz vergaß. Ich hoffe, Sie werden mich für entschuldigt halten und mir wegen dieses unbesonnenen und unschuldigen Spottes nicht zürnen."

„Durchaus nicht," lautete meine Antwort, „ich bin Republikaner und mache hieraus kein Hehl, aber die Leute, welche man Jakobiner nennt, verabscheue und verachte ich, Gott sei Dank, gewiß eben so sehr, als Sie."

Als der Braten fertig war, setzten sich die Verbannten im Kreise auf den Rasen. Der Bruder, welcher den Jakobiner getödtet, trug einen großen Krug frisches Quellwasser herbei, und der kleine Mann, der das Feuer angemacht, theilte Jedem ein Stück Brod zu mit Fleischbrühe befeuchtet. Man bemerkte mir, dieses vertrete die Stelle der Suppe.

Eine fröhlichere und ungezwungenere Heiterkeit hatte wohl noch nie unter Gästen geherrscht, als bei diesem Mahle. Die fortwährend edel gehaltene, oft tiefgehende und mitunter gelehrte Unterhaltung dieser sämmtlichen durch Bildung und Intelligenz ausgezeichneten Männer stand im grellen Contrast zu den nichts weniger ausgesuchten Speisen und zu dem gemeinen Tischgeräthe. Das Andenken an diese Gesellschaft ist mir darum unvergeßlich.

„Wie", fragte ich den mir zur Seite sitzenden Domherrn, „haben Sie Sich an diese harte Lebensart gewöhnen können?"

„Ich versichere Sie," entgegnete er mir, „diese Lebensart, die selbst Ihnen, obschon Sie Militär sind, so hart vorkommt, ist für uns nicht ohne Reiz. In den ersten Wochen glaubten wir freilich auch, wir könnten uns an ein solches Nomadenleben unmöglich gewöhnen; wir hielten es für unerträglich, die Nächte unter dem freien Sternenhimmel zuzubringen und die beständigen Gefahren und Entbehrungen zu ertragen, aber bald bemerkten wir, daß die Noth im Menschen eine unbekannte Kraft und Energie entwickelt. Hatten wir anfänglich diese unsere Lebensart gefürchtet, so bemerkten wir jetzt, daß sie auch ihre schönen Seiten darbiete. Ich namentlich hatte wegen meiner schlechten Gesundheit viele Jahre lang schwer zu leiden gehabt, aber die freie Luft, die Bewegung und gerade die Entbehrungen haben mich wieder hergestellt und mir so zu sagen neue Kraft und Jugendfrische verliehen, so daß ich mich gegenwärtig ganz wohl befinde. Der Anblick und die Betrachtung der Natur, die wir jetzt immer vor Augen haben, erhebt unsere Gedanken, dämpft unsere Leidenschaften und verleiht unserm Geiste große Ruhe. Wer weiß, wenn die königliche Familie nach Frankreich zurückkehrt und ich wieder in den Besitz meiner Güter und Würden gelange, ob ich mir nicht vielleicht mein früheres Vagabunden- und Verfolgungsleben zurückwünsche."

Nach dem Essen betete der Bischof, den wir früher als Bauern

verkleidet getroffen, das Dankgebet; die Verbannten verließen ihre Sitze, und machten in einzelnen Gruppen Spaziergänge. Der Bruder, welcher den Haasen geschossen, legte mit aller Sorgfalt Brod und Käse in einen hölzernen Napf.

„Wird dieses Essen für eine Ihrer Wachen bereitet?" fragte ich ihn.

Der Bruder: „Wir haben allerdings Wachen und Späher, die uns zu beschirmen und den Feind zu beobachten haben, aber dieses Essen ist nicht für diese bestimmt, sondern ich bringe es einem Pfarrer, der schon acht Tage lang einen armen verwundeten jungen Mann pflegt."

Ich: „Ein junger Mann aus Ihrer Gesellschaft ohne Zweifel, der von einem republikanischen Soldaten verwundet wurde?"

Der Bruder: „Ja, der Graf von L., der einen Schuß in die Schulter erhielt, als er sich ganz allein auf die Straße von St.-Flour hinauswagte."

Ich: „Und darf ich Sie fragen, wo Sie für diesen Unglücklichen ein Obdach gefunden haben?"

Der Bruder: „Der Graf von L. hat kein anderes Obdach, als das offene Himmelsgewölbe. Doch Sie halten mich auf, man erwartet mich mit Ungeduld. Entschuldigen Sie, daß ich Sie schnell verlasse."

Ich: „Warum sollen wir einander verlassen? finden Sie es unzuläßig, daß ich Sie begleite?"

Der Bruder: „Durchaus nicht, Ihre Gesellschaft wird mir im Gegentheil sehr angenehm sein, denn ich finde selten Gelegenheit zur Unterhaltung."

Ich: „Es scheint mir doch, daß die Zahl der Flüchtlinge in diesem Walde sehr beträchtlich sei."

Der Bruder: „Wirklich sind nicht weniger als siebenzig Verbannte hier; aber die Meisten meiner Unglücksgefährten stehen so hoch über mir, daß ich wenig mit ihnen sprechen kann, außer wenn sie meiner Dienste bedürfen."

Ich: „Diese Ihre Bemerkung ist mir so auffallend, daß ich mich nicht genug darüber verwundern kann; sind Sie ja doch alle gleich eingebannt wie das Wild, von den gleichen Gefahren bedroht, alle haben den gleichen Tod zu befürchten, den gleichen Wald zur Zufluchtsstätte: wie sollte es denn möglich sein, daß bei so ganz gleicher Lage und gleichen äußern Verhältnissen, zu einer Zeit, da in ganz Frankreich alle Standesunterschiede und Vorrechte abgeschafft sind, unter Ihnen noch die Ungleichheit fortbestehen soll?"

Der Bruder: „Mögen die Revolutionäre sagen und thun, was sie wollen, niemals werden sie mir beibringen, daß der Bischof und

ich gleich seien; mein natürlicher Sinn empört sich immer bei einem solchen Gedanken."

Während dieses Gespräches hatte der Bruder in seinem hölzernen Geschirr das Essen zurechtgelegt und wir machten uns auf den Weg. An den Aesten uns haltend, gingen wir gerade auf jener Seite über den Erdwall hinab, wo er am schroffsten war; dann auf einem schwach betretenen Fußweg fortwandernd, kamen wir auf einen etwas offenen Platz in Mitte des Waldes, zwischen zwei Hohlwegen.

„Hier!" sagte Bruder Peter, so war sein Name, zu mir.

„Wo hier? Ich sehe keinen Menschen", erwiederte ich.

„Das thut Nichts. Sie werden doch begreifen, daß man einen armen Verwundeten, der bei einem allenfallsigen Angriff auf uns sich weder vertheidigen noch fliehen kann, sorgfältig verbergen muß. Gehen Sie jetzt mit Vorsicht und folgen Sie mir Schritt für Schritt!" Bei diesen Worten schob der Bruder das hohe Gebüsch auf die Seite, that noch einige Schritte vorwärts und sprach dann in sanftem und liebevollem Tone: „Nun denn, Herr Graf, wie befinden Sie Sich heute?"

Jetzt erst bemerkte ich in einer Vertiefung einen großen Korb, von Haselstauden zusammengeflochten, etwa sechs Schuh lang, mit Baummoos gefüllt, und in demselben einen Verwundeten.

Graf: „Meine Wunde, lieber Bruder, ist ganz geheilt; wenn mir nicht das Fieber das Blut erhitzte und die Glieder lähmte, so wäre ich heute aufgestanden."

„Ja, und nach St.-Flour zurückgegangen, um wieder von einer Kugel getroffen zu werden, nicht wahr, Herr Graf?" flüsterte ein Mann, den ich noch nicht bemerkt hatte, weil er in dichtem Gebüsch versteckt war.

„Und wäre das auch, mein lieber Herr Pfarrer," erwiderte der junge Mann, „glauben Sie, ich wollte nicht weit lieber von einer Kugel in die offene Brust getroffen werden, als von Eifersucht und Unruhe verzehrt dahin siechen?"

Der Pfarrer: „O, die jungen Leute, die jungen Leute, sie hören nur auf die Stimme der Leidenschaft, die sie in's Unglück führt!"

Der Graf richtete sich mühsam in seinem Korbe ein wenig auf, und wollte Etwas entgegnen, als der Bruder Peter sein Geschirr auf den Boden stellte und mich den Blicken des Verwundeten zugänglich machte.

„Was ist das für ein Militär?" fragte der junge Mann, indem er mich wohl in's Auge faßte.

Ich: „Dieser Militär, Herr Graf, ist ein gemäßigter und redlicher Republikaner, dem die Jakobiner wahrscheinlich an einem der nächsten Tage den Kopf abschlagen werden, der sich aber glücklich schätzte, wenn

er Ihnen indessen noch nützlich sein kann, und sich Ihnen unbedingt zur Verfügung stellt."

Der Graf: „Aus Ihrem Benehmen und aus Ihren Aeußerungen hätte ich Ihre politischen Ansichten freilich nicht errathen, eher hätte ich Sie für einen der Unsrigen gehalten. Die Dienste die Sie mir so bereitwillig anbieten, will ich gar nicht ausschlagen, danke Ihnen vielmehr von Herzen dafür. Aber vor Allem eine Frage: Sie befinden sich in diesem Augenblick nicht als Verbannter in unsern Wäldern?"

Ich: „Nein, ich bin mit einem guten Freunde hiehergekommen, den Sie wohl auch kennen werden, mit Hrn. de la Rouvrette."

Der Graf: „Baron de la Rouvrette ist der biederste Mann, den ich noch habe kennen lernen. Aber erlauben Sie mir, daß ich meine Frage ganz ausspreche: Wenn Sie kein Verbannter sind, so dürfen Sie ohne Zweifel gehen, wohin Sie wollen? Und welches ist jetzt, wenn Sie erlauben, das Ziel Ihrer Reise?"

Ich: „Ich habe keinen bestimmten Reiseplan, sondern mache ihn mit jedem Tage, wie es mir gefällt. Es ist mir nicht unangenehm, auf der Rückkehr zu meiner Familie die Sitten unserer Zeit zu beobachten und mir einige Bemerkungen als Erinnerungen für meine ältern Tage zu sammeln."

Der Graf: „Aber Sie wissen doch, ob Sie gegen Norden oder gegen Süden gehen? Es kann Ihnen auch das nicht unbekannt sein, welches die erste Stadt ist, durch die Sie zu reisen gedenken?"

Ich: „Allerdings; zunächst werde ich in das Städtchen St.-Flour kommen."

Der Graf (mit Lebhaftigkeit): „Sie reisen über St.-Flour? O, so habe ich doch gut gethan, vorhin Ihre Dienste nicht von der Hand zu weisen. Der Himmel hat Sie zu mir geführt und Sie können mir das Leben retten. Hören Sie mich aufmerksam, ich beschwöre Sie."

Der Pfarrer (unterbrechend): „Wenn Sie noch ein Wort reden wollten, Herr Graf, so müßte ich diesen Herrn bitten, sich zu entfernen. Sie haben erst eine zwölfstündige Crisis bestanden, das Fieber verzehrt Sie noch, und Sie wollen Geschäfte besorgen und sprechen? Das darf nicht geschehen. Bleiben Sie ruhig und schlafen Sie; morgen, wenn Sie, wie zu hoffen ist, ganz hergestellt sind, will ich Ihnen Alles gewähren, was Sie wünschen."

Der alte Pfarrer sprach diese Worte mit solcher Entschiedenheit, daß der Verwundete sich fügte und bald darauf in einen ruhigen Schlaf verfiel. Unterdessen nahm ich die Unterredung mit dem Bruder, der mich hierhergeführt, wieder auf und eben wollte ich ihn um genauere und ausführlichere Auskunft über die Lebensweise der Verbannten ersuchen, da

griff er rasch nach einem Gewehr, hielt das Ohr an den Boden, schien ein aus dem nahen Gebüsch herkommendes Geräusch zu beobachten und schoß sodann plötzlich sein Gewehr auf das Gebüsch los, aus welchem im gleichen Augenblick eine Kugel über uns schwirrte und ein greller Schrei ertönte. Ich stürzte auf diese Seite hin, und wie war ich betroffen, als ich hier zwei Verbannte beschäftigt sah, einen als Hirt verkleideten, verwundeten jungen Mann festzubinden.

„Was ist das für ein Mann?" fragte ich den Bruder, „warum haben Sie ihn verwundet, was hat er im Walde gethan?"

„Das sind viele Fragen, Herr Offizier", antwortete der Bruder lächelnd; „es ist mir leid, daß ich keine zu beantworten im Stande bin. Ich kenne den Menschen gar nicht, und weiß auch nicht, in welcher Absicht er sich zu uns hergeschlichen hat; nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß ich auf ihn in dem Augenblick geschossen, da ich sah, daß er mit einer Pistole auf den jungen Grafen von L— zielte."

Der Knall der zwei Gewehrschüsse, die ringsum im Echo wiederhallten, hatte weithin Bestürzung verbreitet. Von allen Seiten eilten die Domherren herbei, der Bischof voran, der ganze Chor der Geistlichen versammelte sich auf einem kleinen freien Platze, nicht weit von der Stelle, wo wir uns befanden. Der Hirt, der ungeachtet seines Blutverlustes die volle Besinnung behalten, wurde gebunden und vor die Domherren geführt. Kaum waren wir dahin gekommen, so begann das Verhör mit ihm.

„Mein Freund", sagte der ehrwürdige Bischof zu ihm, „ich wünschte zu vernehmen, was Dich veranlaßt hat, die abscheuliche That zu verüben, deren Du Dich so eben schuldig gemacht?"

„Nichts Anderes, als das Elend", antwortete der Gefangene. „Ich bin verheirathet, Vater von drei unerzogenen Kindern und habe Nichts als hundert Thaler jährlich, die mir mein Gebieter zahlt."

Der Bischof: „Mit hundert Thalern solltest Du doch deine Familie durchbringen können?"

Der Gefangene: „Ja, wenn mir die Summe baar ausbezahlt würde, aber mein Gebieter zahlt mich mit Assignaten."

Der Bischof: „Und wer ist dein Gebieter? Ohne Zweifel ein Pächter, denn Du bist wie ein Hirt gekleidet."

Der Gefangene: „Meine Kleidung ist nur Verkleidung. In meiner Jugend habe ich wohl Vieh gehütet, aber jetzt wohne ich schon seit vielen Jahren in der Stadt. Mein Gebieter ist der Bürger Durand, der früher ein Wagner gewesen, und jetzt Bezirkspräsident von St. Flour ist."

Der Bischof: „Hast Du den Meuchelmord an dem Grafen auf

Geheiß des Bürgers Durand, früher Wagner, jetzt Bezirkspräsident, verüben wollen?"

Der Gefangene: „Ja, auf sein Geheiß, Monseigneur."

Der Bischof: „Warum nennst Du mich „„Monseigneur"", kennst Du mich?"

Der Gefangene: „Ja, gar wohl kenne ich Sie, Monseigneur; denn vor 25 Jahren haben Sie mich zur ersten Communion geführt. Sie waren damals Pfarrer von St. Flour; ich heiße Nicolle." Bei dieser Erinnerung entquoll der Brust des angeblichen Hirten ein tiefer Seufzer und helle Thränen traten aus seinen Augen. Auch der gute Bischof war tief ergriffen, wiewohl er äußerlich jene Ruhe zu behaupten trachtete, die dem Richter wohl ansteht.

Bischof: „Vor 25 Jahren war ich wirklich Pfarrer von St. Flour. Das war eine gute Zeit; die Menschen glaubten an Gott, ihre Hände waren nicht mit Blut befleckt; ihr Sinnen und Trachten ging nicht blos auf Diebstahl, Plünderung und Straßenraub; die Dienstboten erlebten unter dem gleichen Dache, wo sie geboren worden, ein geachtetes und glückliches Alter; die Enkel derjenigen, denen sie treu gedient, drückten ihnen liebevoll die Augen zu!"

Der Gefangene: „Ja, aber damals waren wir auch noch nicht frei."

Der Bischof: „Allerdings kannten wir damals noch nicht den Wahlspruch der drei magischen Worte: „„Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit"", die man jetzt über allen Gefängnißthüren angeschrieben findet und die der Henker jedesmal im Munde führt, so oft er ein Haupt abschlägt; wir wußten Nichts von diesen Worten, die immer zum Signal dienen, so oft es gilt, ein Schloß zu plündern oder anzuzünden, oder eine Menge unschuldiger Opfer zu erwürgen." Der gute Bischof sprach diese Worte mit einem Gefühl der Bitterkeit und Trauer, schwieg und senkte sein Haupt auf die Brust."

„Monseigneur," sagte nach einer Pause des Schweigens Einer der anwesenden Domherrn, „wollen Sie das Verhör mit diesem Menschen nicht fortsetzen?" Auf diese Frage schien der Bischof wie aus einem schweren Traum zu erwachen.

„Du hast Recht, mein Bruder", sprach er und wandte sich mit bewegter Stimme wieder zum Hirten: „Mein Freund, erkläre mir, wie Du bis mitten in diesen Wald eindringen konntest, ohne von unseren Wachen bemerkt und ohne uns von den Hirten und Bauern, die für unsere Sicherheit sorgen, angezeigt zu werden?

Der Gefangene: „Sie vergessen, Monseigneur, daß ich in meiner Jugend selbst ein Hirte gewesen bin. Dieser Wald ist mir so genau be-

kannt, daß wohl kein Fußweg darin ist, auf dem ich früher nicht gegangen. Das ist aber auch der Grund, warum mein Gebieter gerade mich dazu ausersehen hat, den Grafen zu tödten."

Der Bischof: „Aber wo hast Du den Grafen von L— gesehen? Wie konntest Du hoffen, ihn zu erkennen?"

Der Gefangene: „Ich habe ihn vor Kurzem in St. Flour erblickt."

Der Bischof: „Der Graf von L— in St. Flour? Du irrst Dich."

Der Gefangene: „Nein, Monseigneur, ich irre mich nicht; der Graf ist nach St. Flour gekommen; er wollte zu meinem Gebieter eindringen, wurde aber entdeckt, man setzte ihm nach und auf seiner Flucht, die so wunderbar gelang, daß ich sie mir jetzt noch nicht zu erklären weiß, erhielt er den Schuß, an dem er gegenwärtig noch leidet."

„Dieser Mensch spricht die Wahrheit, hochwürdiger Bischof, ich weiß, wie unbesonnen der Graf gehandelt hat", unterbrach der alte Pfarrer, der den jungen Herrn während seiner Krankheit verpflegt.

Der Bischof: „Und wie viel hat Dir dein Gebieter für die Vollziehung des blutigen Auftrags bezahlt hatte?"

Der Gefangene: „Er hat mir drei Thaler in Silber gegeben."

Der Bischof: „Drei Thaler? Wie, für eine so geringe Summe konntest Du, ein so abscheuliches Verbrechen zu begehen, Dich entschließen?"

Der Gefangene: „Vergessen Sie nicht, Monseigneur, daß der Bürger Durand zugleich Bezirkspräsident ist. Hätte ich mich geweigert, seinem Befehle Folge zu leisten, so wäre ihm Nichts leichter gewesen, als mich guillotiniren lassen, um so mehr, weil ich früher im Schloß unseres gnädigen Herrn angestellt war."

Der Bischof: „Hat Dir denn wirklich dein Gebieter mit dem Henker gedroht, wenn Du den Grafen von L— nicht tödten wolltest?"

Der Gefangene: „Ja, Monseigneur, er hat mir mit dem Henker gedroht."

Der Bischof: „Aber legst Du es nicht darauf an, uns zu täuschen?"

„O nein, ich nehme Gott zum Zeugen für die Wahrheit meiner Aussage", sprach der Verwundete in einem Ton der Offenheit, daß Jedermann ihm glauben mußte. „Uebrigens, Monseigneur," fuhr er fort, „wenn Sie auch jetzt nicht unter den Stadtbewohnern leben, so können Ihnen die Dinge, welche sich gegenwärtig in Frankreich begeben, doch nicht so unbekannt sein, um nicht zu wissen, daß Widerstand gegen den Willen der Machthaber einem Selbstmord gleichkommt. Man sagt uns gemeinen Leuten nur: „„Bürger, gehorche unbedingt, oder Du wirst guillotinirt,"" und was sie uns androhen, vollziehen sie auch".

Der Bischof: „Ich glaubte, daß nur die Adeligen und Geistlichen allein das Vorrecht auf das Schaffot haben?"

Der Gefangene: „Gar nicht, Monseigneur, das Fallbeil hat schon mehr Menschen aus dem Volke, als aus dem Adel und der Geistlichkeit getödtet. Verliebt sich einer unserer Gewalthaber in die Frau eines Bürgers, möchte er das Haus eines Nachbars besitzen, oder hat er von einem Streit aus früherer Zeit her noch einen Groll gegen Jemanden, so wird der Betreffende ohne Umstände zuerst in's Gefängniß geführt, sodann aber ohne Weiteres als verdächtig verurtheilt und es ist um ihn geschehen. Ich versichere Sie, wenn ich nicht die Rache meines Gebieters gefürchtet, so würde ich es nicht auf mich genommen haben, den Grafen von L. zu tödten; aber ich wußte, daß, wenn ich seinem Befehle widerspräche, ich mich selbst zu Grunde richtete, und so mußte ich gehorchen."

Die einfache, ungekünstelte und wahrheitsgetreue Rede des Mörders machte, ich muß es sagen, auf die Domherren einen erschütternden Eindruck. Als nun der Bischof, gegen sie sich wendend, fragte: „Was, sollen wir jetzt mit diesem Menschen beginnen?" gab anfänglich Niemand eine Antwort, obschon die Sicherheit aller Verbannten von diesem Entscheide abhing.

Deßhalb fragte der Bischof nach einigen Augenblicken des Schweigens noch einmal: „Was ist wohl mit diesem Menschen jetzt anzufangen?"

„Hochwürdiger Bischof," sagte endlich der älteste der anwesenden Domherren, „wir haben das vollkommenste Vertrauen zu Ihrer Weisheit; entscheiden Sie selbst über das Schicksal des Mörders; wir nehmen Ihren Ausspruch mit jener Unterwürfigkeit und Hochachtung an, die wir Ihnen schuldig sind." Diese Antwort schien den ehrwürdigen Prälaten in Verlegenheit zu setzen.

„Meine Herren," sagte er, „ich nehme diesen Auftrag nicht an, denn der Entscheid, den ich da geben soll, ist zu wichtig und berührt das Leben unser Aller zu nahe, als daß ich die Verantwortlichkeit desselben auf mich nehmen wollte. Nach meiner Meinung sieht der Gefangene jetzt sein Verbrechen allerdings selbst mit Abscheu an, aber ich weiß leider nicht, ob seine Reue so aufrichtig ist, daß er sich kräftig genug fühlte, den Befehlen seines Gebieters, des Bürgers Durand, später sich zu widersetzen. Nun aber kennt derselbe, wie er vorhin selbst gestanden, sogar die verborgensten und abgelegensten Winkel des Waldes, der uns als einzige Zufluchtsstätte dient. Schenken wir ihm die Freiheit und er läßt sich noch einmal von der Furcht oder Habsucht überwältigen, so ist es um uns geschehen; unser Schicksal liegt in seiner Hand."

Diese Gründe, welche der Bischof aus dem Herzen Aller angegeben

und deren Richtigkeit Alle erkannten, stimmten die Anwesenden zu tiefem Ernst, den Gefangenen aber machten sie erblassen.

„Monseigneur," sagte ein Domherr, „wie würde sich dieser Mensch nach Ihrer Ansicht wohl benehmen, wenn wir ihn ganz ungestraft laufen ließen?"

„Kommt er wieder in die Gesellschaft der Revolutionäre, und wird er wieder eingeschüchtert, so wird er sich schämen, daß er durch unsere Begnadigung augenblicklich gerührt worden, und so wird er wieder unser Feind werden", antwortete der Bischof niedergeschlagen.

„Wenn dem also ist," entgegnete der Domherr, „so darf Nicolle nicht mehr aus dem Wald hinauskommen. Gott wird es uns verzeihen, wenn wir zu unserer Selbsterhaltung Blut vergießen; denn hier tritt der Fall der gerechten Nothwehr ein; ist das nicht auch Ihre Ansicht, Monseigneur?"

Der Bischof: „Ich habe Ihnen schon gesagt, meine Herren, daß ich auf Ihre Entscheidung durchaus nicht einwirken wolle. Weil Sie mich aber um meine persönliche Ansicht fragen, so geht diese zwar dahin, daß es besser sei, hundertmal sich dem Verrath und Tod auszusetzen, als das Blut eines Verräthers, der vielleicht dennoch Reue empfindet, zu vergießen. Aber ich bitte Sie, richten Sie Sich nicht aus bloßer Gefälligkeit nach meiner Ansicht. Ich sage es noch einmal, Nicolle wird, dessen bin ich überzeugt, seine Freiheit zu unserem Verderben mißbrauchen; indessen könnte ich mich freilich auch irren; und ist es im Zweifel nicht besser, sein Leben der Gefahr auszusetzen, als sich einer unnöthigen Hinrichtung schuldig zu machen?"

„Ja, Monseigneur, Sie haben Recht," riefen mehrere Domherren aus; „lassen wir den Menschen laufen, und sollten wir wegen unserer Güte auf das Schaffot steigen müssen, nun, so sind doch unsere Herzen rein und wir können dem Tod furchtlos in's Angesicht schauen."

Während der angeführten kurzen Berathung hatte ich den Mörder des Grafen von L. keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Je nachdem der Bischof zu seinen Gunsten oder Ungunsten sprach, änderte sich sein Gesicht, und ich erkannte an dem erheuchelten und falschen Ausdruck seiner Physiognomie, daß der ehrwürdige Prälat richtig urtheilte, wenn er ihn eines neuen Verraths fähig erachtete. Wenn ich einerseits der erhabenen Großmuth dieser unglücklichen Verbannten meine Bewunderung nicht versagen konnte, so konnte ich doch anderseits meine heftige Aufregung und meinen großen Aerger darüber nicht verhehlen, da ich sah, daß sie einem Elenden die Freiheit schenken wollten, der, wie ich nicht zweifelte, früher oder später sie dem Henker überliefern würde. Ich wollte

meine Ansicht eben mit aller Heftigkeit aussprechen, als Hr. de la Rouvrette mich daran hinderte, indem er selbst das Wort nahm und sagte:

„Meine hochwürdigen Herren, wenn Sie auch nur einige Achtung und Freundschaft für mich haben, wenn Sie die Dienste, welche Ihnen zu erweisen ich so glücklich war, nicht ganz vergessen haben, so hören Sie mich, ich beschwöre Sie, bevor Sie einen entscheidenden Entschluß fassen."

„Reden Sie, Hr. de la Rouvrette," sagte der Bischof, „wir betrachten Sie als unsern Bruder und Wohlthäter, und haben zu Ihrer Weisheit und Erfahrung das größte Vertrauen."

„Meine lieben Freunde," sprach hierauf mein Gefährte mit einer tiefen Verbeugung gegen den ehrwürdigen Bischof, „ich wußte zum Voraus, daß Sie am Ende alle sich dahin verständigen würden, diesen Mörder freizugeben und zwar selbst um den Preis Ihres eigenen Blutes. Wäre ich auch bis auf diesen Tag ein Ungläubiger gewesen, so würde doch schon Ihre erhabene Selbstverleugnung hinreichen, mich auf bessere Gedanken zu bringen. Nur die Religion kann allen unschuldigen Opfern den Gedanken und die Kraft verleihen, lieber sich ihren grausamen und unversöhnlichen Verfolgern preiszugeben, als gegen einen ihrer Henkersknechte grausam zu sein. Ich bewundere, aber billige nicht, was Sie thun wollen."

„Mein Bruder," sagte der Bischof in sanftem Tone, den alten Edelmann unterbrechend, „wir danken Ihnen, daß Sie uns so große Theilnahme erzeigen; aber ich glaube, Ihre Rede, die nur Nicolle's Angst verlängern kann, werde unsern Entschluß nicht mehr zu ändern vermögen. Ist es nicht besser, diesen Menschen sofort laufen zu lassen, als ihn länger zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Leben und Tod hinzuhalten?"

„Ich versichere Sie, Monseigneur," erwiederte de la Rouvrette mit allem Nachdruck, „dieser Nicolle wird nicht loskommen. Ich will nur einige Worte sprechen, wenn Sie mich gefälligst anhören wollen. Daß Sie, um nicht das Blut eines feilen Mörders zu vergießen, lieber Ihr Haupt auf's Schaffot tragen, darin sind Sie vollkommen in Ihrem Rechte; aber können Sie auch über Ihre Unglücksgefährten, welche nicht dem Priesterstande angehören, verfügen? Wenn dieser Nicolle Sie, hochwürdigster Bischof, verräth, so verräth er auch Ihre Schicksalsgenossen; Ihr Untergang zieht auch den Untergang der Andern nach sich. Meine Meinung, gestützt auf die strengste Gerechtigkeit, geht also dahin, bevor Sie über das Schicksal dieses Menschen entscheiden, sollen Sie auch die Verbannten aus den andern Ständen vernehmen."

Auf diese Worte trat ein kurzes Stillschweigen ein, während dessen Nicolle todtenblaß wurde.

„Mein lieber Herr,“ sagte endlich der Bischof zu meinem Gefährten, „Sie haben Recht, wir müssen auch unsere übrigen Brüder befragen.“

De la Rouvrette: „Monseigneur, diese werden wohl nicht lange auf sich warten lassen; denn ich habe ihnen bereits von der Sache Kenntniß gegeben, und täusche ich mich nicht, so kommen sie eben an.“

Kaum gesagt, zeigten sich einige Schritte von uns mehrere Bauern. Es waren dies die verbannten Edelleute. Schnell wurden sie von Allem, was vorgefallen, unterrichtet. Aus den Aeußerungen des Unwillens, die sich in den Reihen der Edelleute vernehmen ließen, während de la Rouvrette ihnen das abscheuliche Verbrechen erzählte, erkannte Nicolle schon, daß es um ihn geschehen sei, und er fiel in Ohnmacht. Die Berathung war nicht von langer Dauer; einstimmig sprachen die Edelleute über den Mörder das Todesurtheil. Umsonst hielten die Geistlichen für ihn um Gnade an, umsonst sprachen sie von Verzeihung und Milde, die Edelleute blieben unerbittlich; um jedoch dem Bischof und den Domherren den Anblick des blutigen Auftritts zu ersparen, der jetzt vor sich gehen sollte, warteten die Edelleute, bis die Geistlichen sich entfernten, um dann zur Bestrafung des Schuldigen zu schreiten.

Schon wollten vier oder fünf von ihnen ihre Gewehre laden, da kam der junge Graf von L— in unsere Mitte, bleich und zitternd.

„Meine Freunde,“ sagte er, „ich bitte Sie, lassen Sie mich an diesen Menschen nur eine Frage stellen.“ Und ohne die Antwort abzuwarten, wendete er sich an Nicolle, der wieder zu sich gekommen war, schüttelte ihn etwas unsanft und fragte ihn mit veränderter Stimme: „Ist es wahr, daß Fräulein Laura den gewesenen Wagner, dermaligen Bezirkspräsidenten Bürger Durand geheirathet hat? Nimm Dich in Acht, daß Du mich nicht belügst.“

„Ja, es ist dem also,“ antwortete Nicolle; „wenn ich Sie belügen wollte, was könnte ich wohl dabei gewinnen? Ich sehe wohl, daß mein Schicksal unwiderruflich entschieden ist; ich habe also auf dieser Welt Nichts mehr zu hoffen nnd Nichts mehr zu fürchten.“

„Wenn Jemand erschossen wird,“ sagte der junge Graf von L— in ernstem Tone, „so fällt er wie vom Blitz getroffen; wenn man aber einen Menschen an den Füßen aufhängt und Hungers sterben läßt, so muß er eine Marter ausstehen, die so lange dauert und so fürchterlich ist, daß man schon beim bloßen Gedanken daran erschaudert. Nun, das wird auch Dir zu Theil werden, wenn Du mir nicht mit aller Aufrichtigkeit auf meine Fragen antwortest; nimm Dich also wohl in Acht, ich sage es Dir.“

„Reden Sie, Herr Graf“, antwortete Nicolle, indem er den Kopf ganz niedergeschlagen auf seine Brust sinken ließ.

„Du hast gesagt, Fräulein Laura sei verheirathet," fuhr der Graf von L– fort, und als wenn ihm diese Worte große Mühe verursachten, setzte er bei: „mag sein, ich will Dir glauben. Scheint sie glücklich und mit ihrem Schicksal zufrieden? Das möchte ich jetzt wissen."

„Ich habe die Bürgerin Durand nie lächeln sehen," antwortete Nicolle, „wohl aber öfters bemerkt, daß sie Thränen trocknete. Obschon ich sie seit ihrer Verheirathung beständig unter meinen Augen hatte, hörte ich sie doch im Ganzen nicht zehn Worte reden. Wenn ihr Mann sie etwas fragt, antwortet sie nicht anders, als mit Kopfnicken oder Kopfschütteln, seinen Drohungen setzt sie nur Schweigen entgegen."

„Zu welcher Stunde ist die Bürgerin Durand gewöhnlich allein?" fragte der Graf.

„Abends von acht bis neun Uhr, wenn ihr Mann sie nicht nöthigt, den Klubb zu besuchen."

„Nun gut," sagte der Graf zu seinen Schicksalsgenossen, „jetzt weiß ich Alles, was ich wissen wollte. Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit; Sie mögen jetzt an diesem Menschen Ihr Urtheil vollziehen."

Bei diesen Worten fiel Nicolle vor uns auf die Knie und bat um Gnade.

„Deine Bitten", antwortete ihm Einer der Verbannten, „helfen Dir Nichts, sondern verlängern nur deinen Todeskampf; Dich kann Nichts mehr retten."

„Wie, meine gnädigen Herren, nicht meine Reue, nicht meine Geständnisse?"

„Fort, knie nieder," entgegnete der Verbannte, „es sind schon zu viele Worte gemacht worden."

„Nun denn, weil ich doch sterben muß," sagte Nicolle, „so will ich doch lieber als Christ, denn als Bandit sterben. Meine Herren, ich beschwöre Sie beim Himmel, gewähren Sie mir doch einen Priester, daß ich meine letzte Beichte ablegen kann."

Auf dieses unerwartete Verlangen sahen die Verbannten einander mit fragendem Blicke an.

„Dieses Verlangen ist billig", sagte der Aelteste von den Edelleuten, „wir wollen einen Priester kommen lassen."

Eine Viertelstunde später kniete der ehrwürdige Pfarrer, den ich mir so eben zum Freund gewonnen, neben dem Verurtheilten nieder und hörte seine Beichte."

„Meine Herren," sagte Nicolle nach abgelegter Beichte und erhaltener Absolution mit kräftiger Stimme zu uns, „ich erkenne es, daß ich den Tod verschuldet habe; ich verdiene keine Gnade. Trotz meines Versprechens, Ihr Asyl nicht zu verrathen, würde mich früher oder später mein Gebieter zum Reden zwingen, und um dem Schaffot zu entgehen, würde ich Sie Alle, ich bekenne

es, verrathen." Jetzt erhob sich der Unglückliche mühsam von dem Laublager, auf dem er Platz genommen hatte, denn der starke Blutverlust hatte ihn sehr geschwächt. „Wohin muß ich Ihnen folgen?" fragte er die Verbannten.

„Wir haben nicht nöthig, auf einen andern Platz zu gehen", antwortete man ihm. Darauf gingen fast in einem Augenblick fünf oder sechs Schüsse los, und der Meuchelmörder lag todt am Boden.

„Mein Herr," sprach jetzt der junge Graf von L—, indem er mich beim Arm nahm, „Sie hatten die Gefälligkeit, mir Ihre Dienste anzubieten. Sind Sie auch jetzt noch so freundlich gegen mich gesinnt?"

Ich: „Gewiß, Herr Graf. Wie vorhin schon, stehe ich auch jetzt zu Ihren Diensten. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der beklagenswerthe Zustand, in dem Sie sich befinden, und die Todesgefahr, der Sie so eben entgangen, meinen Wunsch noch erhöht hat, Ihnen nützlich zu sein. Sprechen Sie, was kann ich für Sie thun?"

Der Graf: „Leihen Sie mir einige Tage Ihre Marschroute und machen Sie mir es dadurch möglich, unbemerkt nach St.-Flour zu gelangen und mich einige Zeit dort ungestört aufzuhalten; das ist Alles, was ich von Ihnen verlange."

Ich: „Ihnen meine Marschroute leihen? Aber bedenken Sie, das wäre beinahe so viel, als wenn Sie verlangten, ich möchte Ihnen meinen Kopf leihen. Dennoch soll es geschehen; ich habe es versprochen, ich will mein Wort halten. Aber bevor ich Ihr Verlangen erfülle, erlaube ich mir, Ihnen zur Bedingung zu machen, daß Sie noch einige Tage sich Ruhe und Erholung gönnen, bevor Sie den Weg antreten."

Graf: „Nun, das will ich. Ich bedarf in der That zur Ausführung meines Vorhabens alle meine Kraft und meine ganze Energie."

Ich: „Nun denn, so stützen Sie Sich auf meinen Arm und folgen Sie mir auf Ihren Lagerplatz."

Auf dem Wege dahin gestand mir der junge Mann, was ich schon unschwer geahnt hatte, daß sein Herz von furchtbarem Gram und Kummer gefoltert sei. „Wenn ich Ihnen", sagte er zum Schluß, „meine Geschichte erzählte, Sie würden diese republikanische Uniform, die Sie da tragen, mit Abscheu von sich werfen. O, ich weiß nicht, mit welchem Ausdruck dereinst die Geschichte unsere traurige Blutepoche brandmarken wird."

„Es läßt sich nicht bestreiten," erwiederte ich, „daß unsere gegenwärtige Zeit zu jenen Epochen des riesenhaften Wahnsinns gezählt werden muß, von denen sich die Menschen mit Scham und Schauder abwenden; aber man würde gewiß auch Unrecht thun, wenn man die Verbrechen und Greuelthaten, durch welche Frankreich geschändet wird, der Republik

zur Last legen wollte; denn die republikanische Regierungsform ist gewiß die beste von allen."

„Möglich," unterbrach mich der Graf von L. lebhaft, „wenn die Menschen immer gut und tugendhaft wären. In diesem Falle bedürften wir überhaupt gar keiner Regierung. Was ich an Ihrer Republik am meisten hasse, ist der Umstand, daß in ihr nur die schamlosesten, ehrgeizigsten und schlechtesten Menschen an's Ruder gelangen. Oder was ist aus den gemäßigten, umsichtigen, ehrlichen Männern Ihrer eigenen Partei, den sogenannten Föderalisten *), geworden? Wurden sie nicht im Namen der Freiheit eingefangen und erwürgt, wie das Wild im Walde, und zwar von Tigern mit Menschengesichtern, die man Robespierre und Marat nennt!"

Weil sich hierauf nicht wohl etwas Stichhaltiges entgegnen ließ, so beeilte ich mich, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken und von St.-Flour zu reden.

„Ach, mein Herr, sprechen Sie doch diesen Namen in meiner Anwesenheit nie aus," sagte der junge Graf lebhaft, „denn so oft ich ihn nennen höre, ist es mir allemal, als würde mir ein Dolch im Herzen umgedreht."

„Die Heimath der Fräulein Laura scheint Sie ganz besonders zu schmerzen", fuhr ich nicht ohne einige boshafte Absicht fort, um mich dafür zu rächen, daß ich so bittere Wahrheiten über die Republik hinnehmen mußte.

Der Graf: „Laura ist die einzige Tochter des Marquis von L. Ihr und mein Vater sind — Brüder."

Ich: „Wie? wäre es möglich, daß Eine Ihrer Verwandten, Herr Graf, einen ehemaligen Wagner und jetzigen Bezirkspräsidenten geehelicht hätte?"

Der Graf: „So ist es!" (Bei diesen Worten zog der Graf den Arm, welchen er um den meinigen geschlungen, zurück.)

Ich: „Und wie? Wenn Ihre Cousine mit dem Republikaner auch republikanische Grundsätze angenommen hätte?"

Graf (auffahrend): „Nimmermehr! Laura ist im Gegentheil das bedauernswertheste Opfer unserer unheilvollen Republik. Wollen Sie ihre Leiden kennen, so bin ich bereit, Ihre Wißbegierde zu befriedigen; nur muß ich Sie bitten, ihren Namen nicht anders als mit jener Achtung auszusprechen, deren sie würdig ist, und sie nicht mehr zum Gegenstand eines gewagten Scherzes zu machen, namentlich nicht in Gegenwart

*) Die gemäßigten Republikaner dieser Zeit wurden Föderalisten genannt und ebenso wie die Royalisten verfolgt und guillotinirt.

eines Verwundeten, der nicht in der Fassung ist, Ihnen darüber Rede zu stehen."

Bei diesem mit eben so viel Ernst als Milde ausgesprochenen Vorwurf, den ich allerdings verdient, stieg mir die Schamröthe in's Gesicht.

„Mein Herr," sprach ich zum Grafen, „ich gestehe Ihnen, daß ich mir bei meiner Aeußerung über Fräulein Laura eine gewisse Vertraulichkeit erlaubt habe, die nicht am Platze war. Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir das Unrecht, das ich Ihnen wider Willen zugefügt."

Anstatt mir eine Antwort zu geben, reichte mir der Graf wieder seinen Arm, sich auf mich stützend, um bei seiner Schwäche sich zu halten.

„Mein Herr," begann er einige Augenblicke später, „es handelt sich hier um eines jener abscheulichen Verbrechen, die man mit keinem Namen bezeichnen kann, dergleichen nur die Revolutionäre in ihrem Uebermuth zu ersinnen und in ihrer Bosheit auszuführen frech genug sind."

Ich: „Wenn Sie das Sprechen nicht zu sehr ermüdet, so möchte ich mir dieses Verbrechen gerne erzählen lassen."

Graf: „Meine Cousine Laura hat gegenwärtig ihr siebenzehntes Jahr noch nicht angetreten. Als ich sie vor beiläufig einem Jahre verließ um in die Armee der Prinzen zu treten, war sie schon eine vollendete Schönheit. Ich will die Eidschwüre und die Klagen, die wir bei unserer Trennung austauschten, mit Stillschweigen übergehen; ebenso auch unsere Befürchtungen und Vorsätze für die Zukunft, denn wir waren mit einander verlobt."

„Aber", unterbrach ich den jungen Mann, „warum ist Laura nicht ausgewandert? Hätte sie nicht besser gethan, mit ihrem Vater Frankreich zu verlassen, als sich allen Greueln der Revolution auszusetzen?"

Graf: „Wollte Gott, sie wäre ausgewandert, wie sie es wirklich anfänglich im Sinne gehabt; ich wäre jetzt nicht der unglücklichste aller Menschen, dem auch für die Zukunft Nichts als Schande und Verzweiflung bevorsteht. Eine schwere Krankheit, die meinen Oheim gerade, als er in's Ausland reisen wollte, befiel, nöthigte Laura, in Frankreich zurückzubleiben."

Ich: „Aber warum sind denn Sie, Herr Graf, nicht bei ihr zurückgeblieben?"

Graf: „Ach, Sie vergessen, mein Herr, in welcher Verblendung damals der ganze Adel lebte. Wir glaubten an keine Revolution; wir bildeten uns ein, daß Bürgerschaft und Volk unsere Kapitalien nicht entbehren könne und darum bald an uns die Bitte um Rückkehr richten, uns im Triumph wieder in unsere Schlösser zurückgeleiten und für das Geschehene uns ehrenvolle Abbitte leisten werde. Diejenigen, welche noch

am schwärzesten sahen, gaben zwar zu, es sei möglich, wiewohl wenig wahrscheinlich, daß die Nation uns grollen und nicht den ersten Schritt zum Entgegenkommen thun werde; aber doch zweifelten auch diese nicht einen Augenblick, daß am Tage, an dem wir uns die Mühe nehmen wollten, an der Spitze einiger fremden Regimenter wieder über die Grenzen zu ziehen, alle Thore sich öffnen und wir ohne Schwertstreich in Paris einziehen würden. Weil ich diese Behauptungen beständig aussprechen hörte, glaubte ich endlich auch fest daran und trug kein Bedenken, meine Cousine zu verlassen und dorthin zu gehen, wohin mich die Pflicht rief. Aber welch schreckliche Enttäuschung ist uns geworden! Möge dieses Beispiel und die Erinnerung daran für die Gutgesinnten einer späteren Zeit nicht verloren sein, sondern ihnen zur Lehre dienen, daß, wenn die menschliche Gesellschaft von den schlechtesten Leidenschaften glaubens- und gewissensloser Menschen, die nur auf Raub und Mord sinnen, bedroht ist, die guten Bürger, anstatt in Uneinigkeit sich zu spalten oder zu fliehen, vielmehr ihre Reihen nur um so enger schließen und sich in dem Gedanken einigen sollen, das Heil und die Rettung Aller anzustreben.

„In der kleinen Stadt St. Flour — (um wieder auf meine Erzählung zurückzukommen) — lebte damals ein Mann Namens Durand, der eines schlechten Rufes genoß und wegen seiner Gewaltthätigkeiten von allen Nachbarn gefürchtet war. Dieser Durand — glauben Sie es mir, dieses Geständniß kostet mich Ueberwindung — dieser Durand, sage ich, der Gelegenheit gefunden, meine Laura öfters zu sehen, verliebte sich in sie. Sie begreifen leicht, was bei einem solchen Menschen ein Gefühl sein kann, das ich mit dem Worte „„Liebe““ bezeichne, weil uns ein anderer Ausdruck hiefür fehlt; sie ist bei ihm nur eine thierische und wilde Leidenschaft. Kaum waren zwei Monate seit meiner Abreise verflossen, so erhielt ich von meiner Cousine einen Brief, worin sie mir anzeigte, wie sehr dieser Mensch ihr nachstelle. Ich glaubte, beim Lesen dieses Briefes vor Scham und Wuth närrisch zu werden, und war entschlossen, unverzüglich Laura zu Hülfe zu eilen.

„Aber sobald ich den Boden von Frankreich betreten, war ich unglücklicherweise auch schon der Gegenstand der eifrigsten Spionage; ich mußte mich verborgen halten, denn mein Leben war meiner Laura nothwendig. Es war mir unmöglich, nach St. Flour zu gelangen. Ein verschmitzter Emissär, dem ich alles Gold gab, was ich besaß, und der bis zu meiner Cousine zu kommen wußte, machte mir bei seiner Rückkehr die Anzeige, daß dieser schändliche Durand durch den Schrecken, den er einflößte, zum Bezirkspräsidenten emporgestiegen sei und meinen Oheim, den Marquis von L—, Vater meiner Geliebten, in's Gefängniß geworfen

habe. Zwei Zeilen, in aller Eile von Laura geschrieben, bestätigten mir diese traurigen Berichte. „„Ich bin mich selbst meinem Vater schuldig,““ schrieb sie mir, „„erst wenn ich ihn gerettet habe, werde ich sterben dürfen.““

„Jetzt konnte ich mich nicht mehr länger bedenken; mein Entschluß war sogleich gefaßt. Ich verließ den Wald, in dem wir uns gegenwärtig befinden und der mir schon damals Schutz gewährte, und ging unverzüglich auf das Schloß meines Oheims, welches etwa eine Viertelstunde von St. Flour entfernt lag. Aber ich fand Nichts als Trümmer; Mord, Brand und Plünderung hatten sich gleichzeitig auf diese alte Wohnung meiner Familie geworfen und im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit sie gänzlich verwüstet.

„Weil der Schmerz mich gleichgültig gegen alle Gefahr gemacht und ich den Tod nur noch als eine süße Ruhe betrachtete, wagte ich mich jetzt tollkühn nach St. Flour hinein. Nun mußte ich aber die Wohnung meiner Braut wissen, denn ihr kurzer Brief trug weder Unterschrift noch Adresse. Mit jener unglaublichen Unklugheit, die der Todesverachtung zur Seite geht, fragte ich die erste beste Person. Zum Glück war dies ein braver Mensch, der mir denn auch sagte, daß Laura bei dem ehemaligen Wagner, dermaligen Bezirkspräsidenten Bürger Durand wohne. Ich gestehe Ihnen, diese Anzeige schien mir dermaßen unglaublich und so ungeheuerlich, daß ich anfänglich gar nicht daran glauben wollte, um so mehr, als der Mensch, der mir diese Eröffnung gemacht, beifügte, Laura's Vater befinde sich noch immer im Gefängniß; ließ sich wohl annehmen, eine junge Tochter von so hohem Zartgefühl, aus so vornehmer Familie, ausgerüstet mit einer so erhabenen Seele, könne plötzlich auf eine so tiefe Stufe der Verworfenheit gesunken sein? Weil aber doch die Revolution Beispiele solch unerhörter Fälle aufzuweisen hat und der Mann, welcher mir diesen Aufschluß ertheilte, seiner Aussage völlig gewiß zu sein schien, so entschloß ich mich, ohne weitern Verzug zum Bürger Durand selbst zu gehen. Es war schon beinahe Nacht, als ich in's Haus kam, das der Bezirkspräsident bewohnte. Das Herz pochte in mir gewaltig, und ich ließ den Thürklopfer unter der heftigsten Aufregung fallen. Denken Sie Sich aber meine Verzweiflung, meine Wuth, als ich im ersten Zimmer, in das ich eintrat, wirklich meine Laura erblickte!

„„Sie hier, meine Cousine?““ rief ich aus. Darauf schwieg ich, denn mein Herz war so aufgeregt, daß ich nicht reden konnte. Laura, todtenblaß, blickte mich mit stieren und verstörten Augen an, ohne mir zu antworten. Sie schien mich weder zu sehen noch zu hören, plötzlich stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus und fiel ohnmächtig der Länge nach zu Boden. Auf sie zuzueilen, ihr zu helfen, sie aufzurichten, sie meiner

Freundschaft und Liebe zu versichern, das war für mich das Werk einer Sekunde. Bereits stieg das Blut wieder in ihr Gesicht, das Herz schlug wieder, da öffnete sich die Thüre und ein Mensch von gemeinem Aussehen, mit einer Carmagnole bekleidet, trat unter entsetzlichem Fluchen in's Zimmer; dieser Mensch war der Bürger Durand.

„Ich kann Ihnen nicht aussprechen, welch ein ungeheuerer Zorn beim Anblick dieses gottlosen Subjects sich meiner bemächtigte, welch ein Uebermaß des Hasses, der Wuth und des Abscheus sich auch in Laura's Zügen bei seiner Ankunft zeigte. Bürger Durand wurde durch meine Anwesenheit, auf die er nicht gefaßt war, einen Augenblick verwirrt, gewann aber bald wieder seine Kaltblütigkeit, oder besser gesagt, seine ganze Unverschämtheit.

„An Laura sich wendend und höhnisch lächelnd, sprach er: „„Bürgerin, es scheint, Du seiest um nichts besser, als Deinesgleichen, die andern Aristokraten. Wie, im Augenblick, wo wir uns verheirathen wollen, empfängst Du in meiner Abwesenheit in solcher Weise die jungen Buhlen, die Dir Schmeicheleien vorschwatzen? Ich sehe wohl, Du läßt nicht von der Art. Doch in Betracht der Liebe, die Du zu mir hegst, will ich Dir für diesmal noch verzeihen, aber in Zukunft vergiß nicht, welche Ehre es ist, die rechtmäßige Gattin eines guten Patrioten zu sein, und welche hohe Verbindlichkeiten und schwere Pflichten die Frau, die solcher Ehre gewürdigt worden, sich auferlegt. Jetzt ziehe Dich zurück.““

„Nun wendete sich Bürger Durand an mich, und mit frechem Blick vom Kopf bis zu den Füßen mich messend, sagte er in höhnischem Tone: „„Du schöner Stutzer suchst umsonst zu entfliehen; ich habe Dich zwar noch nie gesehen, doch aber erkenne ich Dich schon an dem Haß, den Du mir einflößest; Du bist der weiland Graf von L—. Im Namen der Republik, die Dich vogelfrei erklärt hat, bist Du verhaftet.““

„Sie werden Sich vielleicht verwundern, mein lieber Herr, wie ich diesen elenden Durand so lange konnte reden lassen, ohne ihn an der Gurgel zu fassen oder auf den Boden zu werfen. Wirklich schäme ich mich, Ihnen dieses Geständniß machen zu müssen, aber ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß die Eifersucht an meinem Herzen nagte, als ich ihn Laura dutzen und ihn sagen hörte: „„in Betracht der Liebe, die sie zu ihm hege, wolle er ihr verzeihen““.

„Erst als ich den herzzerreißenden Schrei vernahm, welchen Laura im Augenblick, da Durand mich zu seinem Gefangenen erklärte, ausstieß, kam ich von meinem falschen und schlimmen Verdacht wieder zurück. Mein erster Gedanke war jetzt auf Rache gerichtet.

„„Du schändlicher Bösewicht,““ rief ich Durand, der auf die Thüre

zuging, wahrscheinlich um Bewaffnete zu holen, zu, „„wenn Du noch einen Schritt weiter gehst, so schieße ich Dir durch den Kopf.““

„Bei diesen Worten zog ich ein Paar doppelröhrige Pistolen aus der Tasche, und indem ich auf den fürchterlich erblassenden Bezirkspräsidenten anschlug, rief ich ihm zu: „„Knie nieder vor Fräulein von L— und bitte ihr den zugefügten Schimpf ab, bevor Du stirbst.““

„Der Bösewicht, außer Stand, ein Wort hervorzubringen, gehorchte mir ohne Verzug und fiel auf die Kniee.

„„Laura,““ sprach ich jetzt zu meiner armen Cousine, „„entfernen Sie Sich einen Augenblick, ich bitte Sie.““

„„Warum das, mein Vetter?““ fragte sie mit so gebrochener Stimme, daß ich ihre Worte mehr errieth, als verstand.

„„Damit ich an diesem Menschen ungehindert Gerechtigkeit üben kann.““

„Laura that zwei Schritte gegen die Thüre, blieb alsdann einen Augenblick unschlüssig stehen, kam auf mich zu und sagte zu mir mit niedergeschlagenen Augen und wie von der Schande erdrückt: „„Mein Vetter, wenn die Liebe, die Sie früher zu mir gehabt, jetzt in Ihrem Herzen nicht ganz erstorben ist, so schonen Sie das Leben des Bürgers Durand, den ich liebe und der bald mein Gemahl sein wird.““

„Diese Antwort machte auf mich einen zu tiefen Eindruck, als daß sie mir nicht wörtlich im Gedächtniß geblieben wäre. Es ist mir, als höre ich sie jetzt noch und als halle sie noch in meinen Ohren, indem ich sie wieder ausspreche. Uebrigens, mein Freund, fällen Sie noch kein verdammendes Urtheil über Laura. O, das arme und edle Kind, wie grausam und ungerecht war ich gegen sie, als ich, vom Schmerz ganz außer Fassung gebracht, mit einer tiefen Verbeugung zu ihr sagte:

„„Bürgerin, ich sehe, daß Sie die Freiheit, die Ihnen die Einkerkerung Ihres Vaters und meine Abwesenheit gewährte, wohl benützt haben; ich kann den feinen Takt und den guten Geschmack nicht genung bewundern, den Sie bei der Wahl des Bürgers Durand an den Tag gelegt haben. Da Sie jetzt meiner Aufopferung nicht mehr bedürfen und einen Mann gefunden haben, der Sie in jeder Hinsicht zu verstehen und Ihr Glück zu sichern würdig ist, so kann mich nichts mehr in Frankreich zurückhalten und ich kehre zur Armee der Prinzen zurück. Leben Sie wohl!““

„Was mir da begegnet war, lag so weit außer dem Kreise der Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit und hatte mich so außer Besinnung gebracht, daß ich nicht einmal die Erklärungen meiner Cousine abwartete, sondern mich entfernte, ohne mich umzusehen und ohne daran zu denken,

daß ich, vogelfrei erklärt, den Bürger Durand als einen unversöhnlichen Feind zurücklasse.

„Vom Schmerz gefoltert, ging ich langsamen Schrittes durch die Stadt, als ein wüthendes Geschrei oder vielmehr Geheul mich veranlaßte, umzusehen. Etwa fünfhundert Schritte hinter mir bemerkte ich eine gierige Meute von Sansculotten und Revolutionären, die mir nachsetzten. Ich fühlte mich so unglücklich und empfand einen solchen Lebensüberdruß, daß dieser Anblick, statt mich zu erschrecken, mir eher einige Freude verursachte, denn ich glaubte darin das Ende meiner Leiden zu erblicken. So ging ich denn meines Weges, ohne meine Schritte zu beschleunigen, als ein Gedanke, der sich mir in meiner Niedergeschlagenheit und Verwirrung früher noch nicht dargeboten hatte, mich wieder an das Leben fesselte: ich dachte an — Rache. Ich soll sterben, und Durand als glücklicher Gemahl Laura's mich überleben? Ewig nicht; der schändliche Bezirkspräsident soll unter meinen Streichen fallen!

„Die Natur hat mich mit ungewöhnlicher Körperkraft und Gewandtheit ausgestattet; ich bin von hitzigem und reizbarem Temperament, und glaube einigen Muth zu besitzen. Diesen glücklichen Eigenschaften verdanke ich es, daß ich, wenn auch nicht mit heiler Haut, so doch mit dem Leben der grimmigen Verfolgung entkam. Nur eine einzige Kugel traf mich auf der Flucht, und an dieser Wunde leide ich gegenwärtig noch. Das nun ist meine traurige Geschichte."

Ich: „Für Ihre Jugend haben Sie schon viel erlebt, Herr Graf. Ich begreife, daß der Verrath Ihrer Cousine Ihr Herz durchschnitt, aber wie Sie noch an dieselbe denken und sie ein „„armes und edles Kind"" nennen können, das ist mir unbegreiflich."

Graf: „Die Einsamkeit und die Geistessammlung sind fast immer gute Rathgeber. In den langen Stunden unfreiwilligen Müßiggangs und Schweigens, die mir meine Krankheit bereitete, dachte ich kaltblütig nach über die Ereignisse, die ich Ihnen soeben erzählt, und gelangte zu der festen Ueberzeugung, daß meine arme Laura sich für die Rettung ihres Vaters zum Opfer gebracht hat. Wie ließe sich eine solche Annäherung zu Durand anders, als durch eine hochherzige Selbstverleugnung erklären? Und hat nicht Laura mir geschrieben: „„Ich bin nicht berechtigt, zu sterben, bis ich meinen Vater gerettet habe""?"

Ich: „Jetzt begreife ich Alles. Diese arme Laura vollbrachte im Stillen eine Handlung, die sehr viele mit großem Lob und Pomp in der Geschichte verzeichnete Heldenthaten übertrifft. O, wenn es den Menschen vergönnt wäre, die hochherzigen und fast übermenschlichen Aufopferungen zu erfahren und aufzuzeichnen, zu denen die gräßliche und unversöhnliche Wildheit unserer Tyrannen täglich Anlaß gibt; wenn die Menschen den

Heldenmuth und die erhabenen Tugenden so vieler, auf der Schlachtbank der Revolution gefallenen Opfer sehen könnten, die Welt würde an der Rettung Frankreichs nicht verzweifeln. Aber was nützt es, Sie zu trösten? Die Wunde, an der Sie leiden, hat zu tief eingeschnitten und ist zu schmerzlich, als daß Worte sie heilen könnten. Denken wir lieber auf ein Mittel, wie wir Ihren Oheim von dem Schaffot erretten und Ihre Cousine den Händen dieses abscheulichen Durand entreißen. Es bedarf der Erinnerung nicht, daß Sie hiebei an mir einen treuen und ergebenen Verbündeten haben. Eröffnen Sie mir ohne Rückhalt Ihre Pläne und Hoffnungen. Warum ersuchten Sie mich, Ihnen meine Marschroute zu leihen? Was wollen Sie thun, wenn Sie nach St.-Flour kommen?"

Graf: „Meine Pläne sind sehr einfach; ich besitze gegenwärtig etwa 200 Louisd'or, die ich von einem guten Freunde, der in's Ausland gegangen ist, erhalten habe; mit diesem Gelde, hoffe ich, werde es mir leicht sein, einen Gefangenenwärter zu bestechen und meinen Oheim zu befreien. Ist einmal dies bewerkstelligt, so entführe ich Laura und bringe sie mit ihrem Vater in unsere Wälder, wo wir, vor Verfolgung geschützt, den geeigneten Zeitpunkt abwarten können, um über die Grenze zu gehen. Weil Ihre Marschroute mir Gelegenheit verschafft, ungehindert in St.-Flour mich aufzuhalten, so erleichtert sie mir die Ausführung meines Vorhabens um Vieles."

„Und wenn Sie einmal ein gastfreundliches Land erreicht hätten? . . ." fragte ich den jungen Mann etwas zaghaft.

„Dann werde ich Laura heirathen", erwiederte er mit Lebhaftigkeit, „und des Geschehenen nicht anders gedenken, als um die kindliche Aufopferung meiner Gattin zu preisen und die Uebelthat ihrer Henker zu verfluchen."

Der Graf von L— hatte eben diese Worte gesprochen, da langten wir auf dem Lagerplatze an.

Da die Zeit bedeutend vorgerückt war, beschloß Herr de la Rouvrette, die Nacht mit seinen Freunden zuzubringen. Am folgenden Morgen beim ersten Schimmer der Sonne überraschte mich ein Anblick, den ich nie vergessen werde und dessen Andenken mir immer lebendig im Gedächtniß bleiben wird. Auf der schon erwähnten Plattform, von der man das ganze Land überschauen konnte und wo wir mit den Verbannten unsere Ruhestätte aufgeschlagen, bereitete sich der Bischof in seiner Priesterkleidung zur Darbringung des heiligen Meßopfers vor. Nichts einfacher und rührender, als dieser Anblick. Ein Steinblock, dessen Ecken im Lauf der Jahrhunderte sich abgeschliffen hatten, diente als Altar; weder Verzierung noch Kunstgegenstände zogen den Blick auf sich; ein gläserner Kelch,

ein mit Maulbeersaft schwarz gefärbtes hölzernes Crucifix, zwei kleine eiserne Leuchter, wahrscheinlich ein Geschenk von einer armen Bauernhütte, endlich eine Schelle, wie man sie in den Alpenhütten findet — das war alles, was dem Prälaten zu Diensten stand. Auf zwei langen hölzernen ungehobelten Bänken erwarteten die Domherren, in ihre Chorröcke gekleidet, in andächtiger Haltung den Beginn der heiligen Handlung.

Sobald der Bischof an den Altar getreten, ertönte in weiter Ferne ein Glöckchen, dessen Ton durch das Echo in der Umgebung ohne Ende wiederhallte.

„Fürchten Sie nicht," sagte ich ganz leise zu meinem jungen Freunde, dem Grafen von L—, „daß dieses Echo Ihr Asyl verrathe?"

„Was Sie für ein Echo halten, ist kein Echo, sondern nur ein Signal," flüsterte er mir eben so leise zu; „durch dasselbe werden die Hirten der Umgegend in Kenntniß gesetzt, daß sie im Geiste der Messe beiwohnen und ihr Gebet mit dem unsrigen vereinigen sollen. In einem Umkreis von vier Stunden in diesem Wald senken sich diesen Augenblick die Stirnen zur Erde und erheben sich die Herzen zu Gott." Hier gedachte ich des Hirten, der, anstatt auf unsere Frage nach dem Wege von St. Flour eine Antwort zu geben, auf das Knie fiel und dessen sonderbare Handlungsweise mir jetzt die Rede des Grafen vollkommen bestätigte. Keine Feder vermöchte die Gefühle zu schildern, die der ernste und imposante Gesang in mir erweckte, der sich jetzt aus der Stille des Waldes erhob. Ein Sonnenstrahl, der durch das Gebüsch, Aeste und Laub wie ein Goldregen auf die heitere und mit Silberlocken bedeckte Stirn des Bischofs fiel, umgab sein ehrwürdiges Antlitz wie mit einem lichten Heiligenschein. Es war mir, als lebte ich in den ersten Zeiten des Christenthums und als sehe ich einen der zum Marterthum berufenen Apostel vor mir; es erwachte in meinem Herzen ein solches Verlangen und eine solche Sehnsucht nach Aufopferung und Ausübung des Guten, wie ich bis dahin noch keine Ahnung gehabt hatte. Es ist nicht Uebertreibung, wenn ich sage, der Eindruck, den ich jetzt empfunden, sei für mein ganzes Leben von entscheidender Wirkung geblieben; diesem Eindruck habe ich das wenige Gute unstreitig zu verdanken, das ich in meinem Leben auszuüben das Glück gehabt.

Am folgenden Tage beantragte mein edler Freund de la Rouvrette, wieder den Rückweg anzutreten; denn eine längere Abwesenheit, meinte er, könnte Verdacht gegen ihn erregen und für die Verbindung, die er mit den Verbannten unterhielte, nur von nachtheiligen Folgen sein.

„Wahrhaftig," erwiederte ich ihm, „ich muß bekennen, daß ich es in diesem Augenblicke beinahe bedauere, nicht zur Zahl der Verfolgten zu gehören, um länger in diesem Walde verbleiben zu können. Ich kann

Ihnen nicht sagen, wie sehr dieses Leben im Freien mir gefällt und mich anzieht."

„Nehmen Sie Sich in Acht," sagte der alte Edelmann mit einem feinen Lächeln, „denn damit sprechen Sie, ohne es zu wollen, das Lob meiner Freunde aus."

„Das sind", erwiederte ich, „die achtbarsten und liebenswürdigsten Männer, die man nur finden kann."

„Nicht doch, Sie vergessen, daß Sie von schändlichen Aristokraten, von vogelfreien Banditen und Trabanten des Auslandes sprechen. Zum Glück sind die Bäume taub und stumm, sonst könnte Ihre Aeußerung Ihnen den Kopf kosten."

Sofort nahm ich von den Verbannten Abschied und ging in Gesellschaft des Herrn de la Rouvrette wieder zum Walde hinaus. Mit meinem neuen Freund, dem jungen Grafen von L—, hatte ich vorher die Verabredung getroffen, daß ich ihn am folgenden Tage bei einbrechender Nacht an dem Thore von St. Flour erwarten, mich unterdessen über Fräulein Laura und Bürger Durand erkundigen, in das Gefängniß gehen und die zum Gelingen unseres Unternehmens nothwendigen Vorbereitungen treffen wolle, damit der Graf nur so kurz als möglich sich in der Stadt aufzuhalten nöthig hätte.

Als Herr de la Rouvrette und ich die Ebene erreicht hatten, trennten wir uns, um uns nicht wieder zu sehen. Der alte und gute Edelmann umarmte mich fast weinend und versicherte mich, vor Verlauf von zwei Monaten werde ich entschieden königlich gesinnt sein.

10. St. Flour. (Fortsetzung. Das Bezirksamt. Meine Verhaftung.)

Als ich nun allein war, ging ich am Abhang hinunter den Weg, der nach Chaudes-Aigues führt, wo ich erst kurz vor Einbruch der Nacht eintraf. Im Augenblick, da ich an die ersten Häuser dieser kleinen Stadt gelangte, wurde ich sonderbar überrascht, denn wenige Schritte von mir hörte ich ein durchdringendes Angstgeschrei und dazwischen ein helles Gelächter. Fast im nämlichen Augenblick eilte eine Dame von vorgerücktem Alter, in eleganter Kleidung nahe an mir vorüber und stürzte sich wie wahnsinnig blindlings in ein dickes Gebüsch, das den Hofraum einer Strohhütte umzäunte. Die Frau mußte von einem heftigen Schrecken getrieben sein; denn wie sehr auch die Dornen ihre Hände verwundeten und die Falten ihres seidenen Kleides zerfetzten, so wollte sie dennoch um jeden Preis durch das dicke Gebüsch hindurchdringen. Ich beeile mich, auf sie zuzuhegen, um ihr zu helfen, aber meine Absicht war der elegant gekleideten Frau so wenig willkommen, daß sie in ein wah-

res Geheul ausbrach. Weil ich nun glaubte, ich hätte mit einer Wahnsinnigen zu thun, die ihren Wärtern entlaufen, so ging ich auf sie zu.

„Vergebens, Erbarmen! Bürger, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht mehr so schreien will", sagte sie zu mir in flehendem Tone.

„Sie haben Nichts zu fürchten, Bürgerin", entgegnete ich in sanftem Tone; „Sie haben Sich in Dornen verwickelt und ich will Ihnen nur behülflich sein."

Die arme Frau war aber in einem solchen Schrecken, daß sie wahrscheinlich meine Antwort nicht verstand; erst als sie sah, daß ich ihr mit eben so viel Achtung als Schonung half, aus ihrer Lage herauszukommen, schien sie ein wenig Vertrauen zu gewinnen und wagte mir in's Gesicht zu blicken.

„Aber, Bürger, ich erinnere mich nicht, Sie bis jetzt je gesehen zu haben. Sind Sie in Chaudes-Aigues fremd?"

„Auf Ihre Frage gibt Ihnen meine Uniform Antwort. Ich bin ein Offizier, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf Urlaub geht und in seine Heimath zurückkehrt."

„O, Gott sei Dank," rief die Frau, die ich für wahnsinnig gehalten hatte, zum Himmel aufblickend aus, „dann bin ich gerettet."

„Sind Sie denn in Gefahr?" fragte ich rasch.

„Ach ja, in einer entsetzlichen Gefahr."

„In welcher? Reden Sie ohne Furcht. Mein Degen soll Sie schützen."

Die Frau wollte mir eben antworten, als ein neues mörderisches Geschrei, von lautem Lachen begleitet, sie erblassen machte und mich in eben so großes Staunen als Aufregung versetzte.

„Aber Sie sind doch nicht von Sinnen?" rief ich etwas barsch und ohne im Augenblicke zu denken, wie unschicklich und unhöflich diese Aeußerung sei.

„Ich von Sinnen, Bürger?" sagte die arme Frau erstaunt und unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, „ich bin eine unglückliche Familienmutter und zittere vor einer furchtbaren Schande, die mich bedrohte, aber Gott und Ihrem Schutz, der mir wieder Vertrauen gibt, sei's gedankt, ich habe das volle gesunde Bewußtsein."

„Bürgerin, Sie reden so, daß Ihre Worte für mich ein Räthsel sind. Erklären Sie mir, ich bitte, warum Sie in solchem Schrecken davonflohen, und welche Schande man Ihnen anthun wolle. Dieses herzzerreißende Geschrei und dieses höhnische Gelächter, das zu meinen Ohren dringt, steigert meine Neugierde."

Bei dieser Frage verrieth ihre ganze Haltung eine große Verlegenheit. Endlich sprach sie in großer Aufregung: „Bürger, ich möchte Ihnen

keine üble Meinung von meiner patriotischen Gesinnung beibringen; aber doch muß ich Ihnen gestehen — Sie wissen ja, welche Macht alte Gewohnheiten über uns Menschen gewinnen, — ich muß Ihnen gestehen, daß, wie sehr ich auch die republikanische Regierung bewundere, ich mich doch von einem alten Vorurtheil nicht frei machen kann, das unsere neuen Sitten wie ein Verbrechen ansehen, nämlich von dem Vorurtheil der Sonntagsfeier. Wenn man fünfzig Jahre lang in seinem Leben sich immer an demselben Tage in der Woche festlich gekleidet hat, in die Messe gegangen und Abends in Gesellschaft zusammengekommen ist, so mag die Philosophie lange beweisen wollen, man habe daran nicht wohl gethan; wenn der Sonntag kommt, so wählt man instinktmäßig den schönsten Rock aus, sucht das Gebetbuch und läßt zum Mittagessen eine Speise mehr als gewöhnlich bereiten, um die Verwandten und Freunde zu empfangen, die von jeher an diesem Tage auf Besuch zu kommen pflegten."

„Aber, Bürgerin," sagte ich, die gute Frau unterbrechend, „ich sehe gar nicht ein, wie die Beobachtung dieser uralten Sitten bei der Regierung Argwohn erwecken könnte. Ich gestehe Ihnen frei, daß ich selbst den Sonntag feire, wie Sie. Und am Ende, steht es uns nicht frei, an dem Tag zu feiern, an dem es uns gefällt?"

„Allerdings, Bürger, ist man jetzt frei, ja man ist nie frei gewesen als unter der Republick," sagte die ältliche Dame, indem sie mir in's Gesicht blickte, wahrscheinlich um zu erforschen, ob ich aufrichtig rede, „nur ist diese Freiheit durch gewisse Forderungen der Patrioten beschränkt."

„Forderungen," fiel ich ein, den Gedanken der alten Dame vollendend, „die uns selbst in den geringfügigsten Handlungen des Privatlebens einschränken und uns nur die Wahl lassen, entweder als lebendige Leichen umherzugehen, oder als verdächtige Aristokraten guillotinirt zu werden. Aber Sie, Bürgerin," fuhr ich fort, „haben mir auf meine Fragen noch nicht geantwortet und meine Wißbegierde ist noch gar nicht befriedigt. Nehmen Sie, ich bitte, meinen Arm und gehen wir in die Stadt; auf dem Wege dahin können Sie mir erklären, welche Schande man Ihnen anthun wollte und warum Sie die Besinnung verloren hatten."

„Mein Herr," antwortete sie, „die Patrioten von Chaudes-Aigues sind höchlich über uns arme Frauen aufgebracht, weil wir fortfahren den Sonntag statt der Dekade*) feierlich zu begehen; sie haben sich verabredet, uns eine sogenannte „„Lection"" zu geben, und der heutige Tag war zur

*) Bekanntlich hatte ein Gesetz der Republik einen neuen Kalender eingeführt, und den Ruhetag nicht auf den siebenten sondern auf den zehnten Tag (Dekade) gesetzt.

Ausführung ihres Vorhabens auserſehen. Mehrere Freundinnen und ich gingen aus, um unſerer Gewohnheit gemäß einen ſonntäglichen Spaziergang zu machen, als ſich die Wüthenden auf uns losſtürzten und uns öffentlich einen Schimpf anthun wollten, dem ich nur durch meine ſchnelle Flucht und Ihr glückliches Zuſammentreffen entging."

Die ältliche Dame war wieder ſo aufgeregt, daß ich nicht wagte, eine ausführlichere Erklärung von ihr zu verlangen, aber zum Glück belohnte der Zufall meine Beſcheidenheit. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren, dem wir einige Schritte weiter begegneten, löſte mir das Räthſel.

„Ah, da biſt Du, liebe Großmutter," rief der Knabe aus, indem er der alten Dame in die Arme lief und ſie zärtlich küßte, „haſt Du auch die Ruthe erhalten? Biſt Du auch wie die übrigen Damen geſchlagen worden? Komm ſchnell in's Haus . . . . Die Mutter weint und der Vater iſt über die Patrioten heftig entrüſtet . . . ."

„Schweig doch, Alfred," erwiederte meine Begleiterin, indem ſie den Liebkoſungen ihres Enkels ſich hingab, „Dein Vater iſt durchaus nicht erzürnt über die Patrioten . . . ."

„Ich verſichere Dich, gute Mama, daß, wenn . . . . Aber biſt Du auch . . . ."

„Nein, nein, mein Alfred," antwortete die alte Dame raſch und ließ den Knaben nicht ausreden, „dieſer Herr da hat mir Schutz gewährt und es iſt mir Nichts geſchehen."

Der Knabe ſah mich mit großen Augen an und ſagte, die Arme nach mir ausſtreckend: „Deine Uniform iſt nicht ſchön und Du auch nicht, aber das thut Nichts; Du biſt Schuld, daß die Großmutter nicht geſchlagen wurde. Komm, ich will Dir einen Kuß geben."

Fünf Minuten ſpäter verließ ich die arme, noch immer aufgeregte Frau an der Thüre ihres Hauſes, wo wir wohlbehalten angelangt waren. Ich bin meiner Begleiterin das Zeugniß ſchuldig, daß ſie mich durchaus bereden wollte, bei ihrer Familie zu Gaſt zu bleiben, und daß ſie ſich erſt von mir verabſchiedete, nachdem ſie mich mit Dankesbezeugungen überhäuft und mich ihrer Erkenntlichkeit verſichert hatte.

In der Beſorgniß, mein Zuſammenſein mit der ſo eben von mir beſchützten Dame möchte mich vielleicht bei den Patrioten in Verdacht gebracht haben, entſchloß ich mich, in dem Gaſthaus einzukehren, das vom Ausbunde der Patrioten beſucht wurde, um dadurch zu zeigen, daß ich das Zuſammentreffen und die Geſellſchaft der Heißblütigen nicht ſcheue.

Ein Stadtbewohner, bei dem ich mich nach dieſem Gaſthaus erkundigte, wies mich „zum gebeſſerten Tyrannen"; zwei Minuten ſpäter kehrte ich daſelbſt ein. Das Schild des Wirthshauſes ſtellte einen König im Purpurmantel und mit einer Krone auf dem Haupte dar, welcher, vor

dem Henker knieend und den Kopf auf einen Block legend, die Volksjustiz erwartete. Während meines Aufenthaltes in Chaudes-Aigues begegnete mir Nichts, was der Erwähnung lohnte, und ungehindert zog ich weiter.

Auf dem steilen, beschwerlichen und mit hohem Gestrüppe bewachsenen Weg nach St.-Flour dachte ich über die Mittel nach, wie die Befreiung des Marquis von L. und die Entführung der jungen Laura zu bewerkstelligen sei.

Als mir der Graf von L. zum ersten Male seine Absichten eröffnet hatte, war ich von dem Eindruck seiner Erzählung ganz dahingerissen und fand, nur vom Wunsche beseelt, ihn glücklich zu sehen, alle seine Pläne sehr einfach. Jetzt aber, mir selbst überlassen und alle die Schwierigkeiten bei kaltem Blute erwägend, sah ich mit jedem Augenblick neue, fast unüberwindliche Hindernisse sich erheben, und fühlte mich beinahe entmuthigt.

Ich hatte mit dem jungen Grafen verabredet, am Thore von St.-Flour mit ihm zusammenzutreffen. Wie groß war daher meine Verlegenheit, als ich bei meiner Ankunft bemerkte, daß diese Stadt in zwei Hälften getheilt war, deren eine in der Tiefe, die andere auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und daß sie eigentlich gar keine Thore hatte. Ich beschloß, meinen Freund am Eingang der Vorstadt zu erwarten. Weil ich aber die kostbare Zeit nicht verlieren wollte und Graf L. erst am andern Tage bei einbrechender Nacht anlangen sollte, beschloß ich, dem Bürger Durand einen Besuch abzustatten. Einen Vorwand dazu hatte ich bald gefunden; ich mußte meine Marschroute visiren lassen und da war es das Natürlichste, daß ich mich zu dem Zweck an den Bezirkspräsidenten wandte.

Das Haus, welches der große Patriot Durand, früher armer Wagner, jetzt, das heißt, seitdem er sich für das Wohl des Volkes geopfert, als reicher Gutsbesitzer bewohnte, war eines der schönsten in St.-Flour. Ich bekenne, das Herz pochte mir nicht wenig beim Hineingehen, und meine Aufregung, statt sich zu legen, steigerte sich, als ich im ersten Gemach, in das ich trat, ein junges Frauenzimmer gewahrte, in dem ich sogleich Fräulein Laura erkannte. Zwei alte Weiber knieten neben dem Lehnstuhl, in welchem die unglückliche Cousine des Grafen von L. ruhte, machten ihre Witze und redeten mit ihr, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Was willst Du, Bürger?“ fragte mich Eine der Alten.

„Den Bürger-Bezirkspräsidenten sprechen“, antwortete ich.

„Er ist jetzt nicht zu Hause und wird vor einer Stunde nicht zurückkommen.“

„Nun gut, so kehre ich später wieder. Aber sage mir, Bürgerin, ist diese junge Person nicht krank? Ihre ungewöhnliche Blässe und die Un-

beweglichkeit ihres Körpers hat etwas Grauenhaftes. Ich besitze einige medicinische Kenntnisse; wenn ich Dir damit dienen kann, so sprich nur, ich stehe zu Diensten."

„Ich danke Dir," antwortete das alte Weib, „ich nehme Dein Anerbieten mit Freuden an. Diese junge Bürgerin, die erst acht Tage verheirathet ist . . ."

„So, die Bürgerin ist seit acht Tagen verheirathet? Sie scheint noch sehr jung zu sein und hätte vielleicht besser gethan, noch Mädchen zu bleiben."

„Nicht doch, sie ist nahezu siebenzehn Jahre alt, und wenn das Herz eingenommen ist, so beeilt man sich immer, denjenigen zu ehelichen, den man liebt. Also diese Bürgerin ist seit acht Tagen verheirathet. Aber wie sie nach der Verlobung aus dem Gemeindehaus herausgetreten war, bekam sie einen Nervenanfall, der beinahe ununterbrochen bis gestern Abend angedauert hat. Diesen Morgen brachte ihr eine geschwätzige Zunge eine traurige Botschaft, welche sie sehr angriff und . . ."

„Was für eine schlimme Botschaft, Bürgerin?"

„Mußt Du als Arzt die Familien-Angelegenheiten deiner Patienten kennen?" fragte mich das alte Weib mit einem mißtrauischen Blicke.

„Ihre Angelegenheiten", antwortete ich, „brauche ich nicht zu wissen, wohl aber die Verhältnisse und Umstände, welche eine starke Aufregung verursachten, denn aus der größeren oder minderen Wichtigkeit der Ursache muß ich beurtheilen, welche Erschütterung das Nervensystem des Kranken erlitten hat. Hältst Du mich aber für vorwitzig, so will ich Nichts gesagt haben und . . . Lebewohl!"

„Ich verstehe Dich", antwortete die Alte in anmaßendem Tone. „Wohlan denn, die Sache verhält sich folgendermaßen. Diese junge Person hat heute eine solche Aufregung erlitten, weil sie vernommen, daß ihr Vater vor einer Woche guillotinirt wurde und zwar an demselben Tage und in derselben Stunde, da sie sich verheirathete."

Man denke sich, wie sehr mir diese Worte in's Herz schnitten. Indessen hatte ich so viel Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, um meine Bestürzung zu verbergen. Erwägend, daß beim Reden das Zittern meiner Stimme meine Aufregung verrathen würde, ging ich schweigend auf den Lehnstuhl zu, in welchem Fräulein von L— lag, nahm die Unglückliche beim Arm und schickte mich an, ihr mit aller Gravität eines ausgemachten praktischen Arztes den Puls zu fühlen. Der Puls war so schwach, so unmerkbar, daß ich einen Augenblick meinte, er habe aufgehört zu schlagen.

„Ist diese Person unmittelbar, nachdem sie den Tod ihres Vaters vernommen, in diese Betäubung verfallen?" fragte ich die Alte.

„Ja, Bürger“, antwortete sie mir.

„Besinne Dich wohl, ich bitte Dich, bevor Du redest, denn was ich Dich jetzt frage, ist sehr wichtig“, sprach ich mit Nachdruck. „Ist diese junge Person keinen Augenblick allein gewesen? Hat sie gar Nichts geredet?“

„Nein, sie hat wirklich gar Nichts gesprochen, sie hat nur einen Schrei ausgestoßen und ein kleines Fläschchen an den Mund gehalten, in welchem wahrscheinlich stärkende Tropfen waren. Nachdem sie das Fläschchen ausgetrunken, setzte sie sich in diesen Lehnstuhl und bedeutete uns mit der Hand, sie allein zu lassen; eine Viertelstunde später war sie schon so, wie Du sie da siehst, Bürger.“

„Und wo ist das Fläschchen, das sie ausgetrunken, habt Ihr dasselbe aufbewahrt?“

„Das Fläschchen ist der Bürgerin aus der Hand auf den Boden gefallen und gebrochen, und wir haben die gebrochenen Scherben ausgekehrt“, sagte die Alte.

„Nun denn, thu' mir den Gefallen und bringe mir sogleich diese Scherben,“ sagte ich, „suche besonders sorgfältig nach der Aufschrift, die auf dem Fläschchen aufgeklebt war.“

Eine der Alten, diejenige nämlich, welche bisher noch kein Wort zu mir gesprochen, ging murrend hinaus und kam nach einer Minute wieder zurück.

„Da sind die Scherben, Bürger,“ sagte sie zu mir, „auch die Aufschrift habe ich noch ganz gefunden und bringe sie Dir.“

Rasch griff ich nach der Aufschrift. Der Leser mag sich denken, wie betroffen ich war, als ich mit gedruckten Buchstaben las: „Aeußerlich zu gebrauchen“, etwas weiter unten fand ich das fürchterliche Wort „Opium“ geschrieben.

„Aber ihr Elenden,“ sagte ich wüthend zu den zwei Weibern, welche erschrocken zusammenfuhren, „ihr Elenden, wißt ihr denn nicht, daß euere Gebieterin vergiftet ist?“

„Die Bürgerin hätte sich also vergiftet?“

„Ja, das ist nur zu gewiß, und statt einen Arzt zu rufen, laßt ihr sie ruhig dahinsterben. Geschwind bringet starken Kaffee und Senfpflaster. Und Du, schicke auf der Stelle Jemanden zum Arzte, denn Du kannst selbst nicht schnell genug laufen.“

„Potz Tausend, Bürger,“ sagte die Alte, welche seit meinem Erscheinen immer das Wort geführt, „wenn sich diese Bürgerin vergiftet hat, so that sie es wahrscheinlich, weil sie des Lebens überdrüssig war; das geht uns aber Nichts an.“

„Du abscheuliche Hexe, Du verdientest, daß man Dich . . .“

„Nur nicht so zornig, Bürger; wüßtest Du, wie ich, das Geheimniß der ganzen Sache, Du würdest gewiß nicht so lebhaften Antheil an diesem schönen Kind nehmen, und sie ungestört ihr Gift verdauen lassen, ohne Dich um sie zu bekümmern. Du brauchst indessen auch gar nicht so große Augen zu machen, denn ich bin die Tante des Bürgers Durand, ja, des Bezirkspräsidenten Tante bin ich; wir wollen also in aller Freundschaft mit einander reden. Um nun auf dieses Mädchen zurückzukommen, so denke, mein Neffe hat sich in sie verliebt, ich weiß gar nicht recht warum; das ist erbärmlich. Ist sie doch die Tochter des ehemaligen Marquis von L—."

„Und dieser ehemalige Marquis ist vor acht Tagen guillotinirt worden?" unterbrach ich sie, um jedes Mißverständniß zu verhüten.

„Ja, er selbst. Du wirst doch wohl begreifen, daß auch das Mitleiden seine Grenzen hat. Mein Neffe will zwar gegen seine Frau sich wohlwollend erweisen und sie mit Wohlthaten überhäufen, aber vor Allem ist er ein Patriot, und obschon er eine lächerliche Liebe für dieses Mädchen hegt, so hat er sich doch noch nicht so tief erniedrigt, daß er der Schwiegersohn eines ehemaligen Adeligen sein möchte. Darum hatte er den guten Einfall, seinen Schwiegervater gerade am Tage seiner Verheirathung guillotiniren zu lassen."

Die Tante des Bürgers Durand hätte noch lange reden können, ich würde sie nicht mehr unterbrochen haben, denn die tiefe Entrüstung, der grenzenlose Abscheu, den dieses Geständniß in mir erweckte, hatte mich so zu sagen vernichtet. Dieser beherrschte mich noch, als der Arzt eintrat. Schon der erste Anblick dieses Menschen sagte mir, daß ich da nur einen jener unwissenden Dorfbarbiere vor mir habe, deren vermeintliche Kenntnisse gefährlicher sind, als die Krankheit selbst. Aber bei all seiner Unwissenheit erkannte er doch bei Fräulein von L— alle Symptome einer Vergiftung. Er verordnete, wie ich auch bereits gethan, Café und Senfpflaster, ging fort und versprach, vor Nacht noch einmal zu kommen.

Weil ich meinerseits nun aber fürchtete, die abscheuliche und boshafte Tante des Bezirkspräsidenten, die, wie ich sogleich wahrgenommen, besorgte, die Leidenschaft des Präsidenten für Fräulein von L— könnte den Einfluß, den sie über ihren Neffen ausübte, schwächen, weil ich also befüchtete, sie möchte die unglückliche Tochter des Marquis aus Mangel an Pflege dahinsterben lassen, so traf ich ohne Weiteres Anordnungen im Hause und fing an, das vom Arzt Verordnete zu bereiten. Vor Allem ließ ich Fräulein von L— in's Bett tragen. Ich goß Café in eine Tasse und war eben im Begriff, ihn der Kranken zu bringen, da kam der Bürger Durand nach Hause. Er war am Morgen fortgegangen und

nicht mehr zurückgekehrt, wußte also gar Nichts von dem verhängnißvollen Anfall, der sein Opfer getroffen. Sein erstes Wort war nicht eine Aeußerung des Mitleids, sondern der Wuth.

„Ah, die Elende," sagte er mit heiserer Stimme und halbbetrunken. „also eine solche Erkenntlichkeit erzeigt sie für meine Wohlthaten? So dankt sie mir dafür, daß ich mich zu ihr herabgelassen und sie zu meiner Gattin erwählt habe? Das Schlangengezücht dieser Aristokraten, sie sind sich alle gleich. Der T—l soll mich holen, wenn ich mich wegen dieser Marquisin beunruhigen lasse. Will sie sterben, nun so sterbe sie, das ist mir gleichgültig."

Wie sehr mich eine solche Sprache empörte, kann ich nicht sagen; meine Augen waren ganz umwölkt und ich hatte die größte Mühe, daß ich mich nicht über das Ungeheuer hermachte und den Schändlichen zu Boden warf. Nur der Gedanke hielt mich zurück, daß, wenn ich verhaftet würde, es um den jungen Grafen von L— geschehen sei.

„Was willst Du, Bürger-Offizier?" brummte der Bezirkspräsident mich an, indem er mit einem mißtrauischen, übermüthigen und trotzigen Blicke mich anstarrte.

„Ich bringe Dir meine Marschroute zum Visiren."

„Was geht das mich an?" schrie er, „wenn ich zu Hause bin, so gehöre ich nicht mehr dem Staate an, sondern bin wieder einfacher Privatmann. Wende Dich an das Amt selbst; die Bureaux sind bis in die Nacht offen; Du wirst dort noch den Sekretär antreffen. Gehe, entferne Dich!"

„Weißt Du auch, Bürger, daß Du Dich gegen mich auf eine Weise ausdrückst, die höchst ungeziemend ist? Die Rücksichtslosigkeit, mit der Du einen Vertheidiger des Vaterlands behandelst, gibt mir, ich kann es nicht verhehlen, einen sehr schlechten Begriff von Deinem Patriotismus. Ein solcher Mensch, wie Du, der aus einem armen Schlucker plötzlich ein reicher Prasser geworden und der den Aristokratentöchtern den Hof macht, kann freilich die Soldaten der Republik, die an der Grenze im Kampf gegen das Ausland ihr Blut vergießen, nicht gerne sehen. Man sieht schon, Du träumst von einer neuen Aristokratie und möchtest gerne ihr angehören. Ich werde meinem Vetter im Convent ein Wörtchen von Dir anvertrauen . . . . . Adieu!"

Durch diese Antwort, mit der ich mich an diesem Ungeheuer rächte, verlor der Bezirkspräsident seine ganze Dreistigkeit und er änderte seine Sprache.

„Aber, Bürger," sprach er zu mir in höflichem Tone, „ich versichere Dich, Du irrst Dich gar sehr an mir; wenn ich Dir etwas barsch begegnet bin, so ist der Grund kein anderer, als weil meine gute und

vortreffliche Frau in den letzten Zügen liegt, und ich kaum mehr weiß, was ich mache."

Gerne wäre ich noch länger da geblieben, um mich zu überzeugen, daß Fräulein von L. Nichts abgehe, aber weil ich anderseits fürchtete, beim Bürger Durand Verdacht zu erwecken, so mußte ich mich zum Fortgehen entschließen. Anstatt aber mich auf das Amt zu verfügen, ging ich wieder in die Vorstadt hinab und nahm im Wirthshaus „zum Niveau-Egalitaire" ein Zimmer; denn, dachte ich, es wäre nicht unmöglich, daß der junge Graf von L. noch an dem nämlichen Tage ankommen könnte, und es war mir sehr daran gelegen, ihm mit aller möglichen Schonung die stattgehabten traurigen Vorfälle zur Kenntniß zu bringen, ehe er Etwas unternahm.

Ich stand am Fenster meines Zimmers, das gegen die Hauptgasse lag, traurig auf den Ellbogen gestützt, und dachte in tiefer Niedergeschlagenheit darüber nach, wie tief die Leute, welche sich als Republikaner rühmten, unser armes Frankreich erniedrigt hätten, als ich ganz unerwartet in der Person eines Bauern, der starken Schrittes auf das Wirthshaus zukam, den Grafen von L. zu erkennen glaubte. Ich täuschte mich nicht, ließ meinen Beutel auf einem Sessel liegen und vergaß in der Eile sogar den Hut zu nehmen, stürzte mich in zwei Sprüngen die Treppe hinunter und eilte dem Verbannten in aller Hast entgegen.

„Ah, da sind Sie," rief ich aus und umarmte ihn mit aller Zärtlichkeit, „aber wie unklug, bei hellem Tage hierherzukommen. Ich erwartete Sie erst morgen Abend."

Mit dem Taschentuch sich den Schweiß, den der angestrengte Marsch ihm hervorgetrieben, von der Stirne abwischend, antwortete der Graf: „Der Grund, warum ich früher herkomme, ist der: Als Sie mich vorgestern verließen, war ich noch sehr schwach; die Unruhe und Ungewißheit quälte mich aber dermaßen, daß ich mich sogleich auf den Weg machen mußte; denn hätte ich länger gewartet, so mußte ich befürchten, das Fieber könnte mich wieder überfallen und mich in die Unmöglichkeit versetzen, etwas zu unternehmen. Weil ich nun aber fast gleichzeitig mit Ihnen hierherkomme, so darf ich nicht erwarten, daß Sie über meine Laura schon Erkundigungen eingezogen haben."

„Sie sind im Irrthum, mein lieber Freund," antwortete ich ihm unter Thränen; „ich kann Ihnen Aufschluß ertheilen, aber freilich sehr betrübenden . . ."

„Reden Sie!" rief der junge Mann, bald erblassend, bald erröthend.

„Nicht hier, denn da würden wir die Aufmerksamkeit der Leute auf uns ziehen und uns dadurch selbst schaden; kommen Sie mit mir in das Gasthaus hinauf."

„Nein! Nein! erklären Sie Sich sogleich, ich bitte.“

„Das kann nicht geschehen, ich sage es nochmals; kommen Sie einige Schritte hinter mir her und reden Sie kein Wort, bis wir auf dem Zimmer sind.“

Zwei Minuten später waren wir beide beisammen im verschlossenen Gemach, ich setzte mich auf einen Stuhl vor dem jungen Grafen hin, dieser hatte sich wegen seiner Erschöpfung auf mein Bett gelegt.

„Mein Herr,“ sagte ich mit sichtbarer Ergriffenheit, „versprechen Sie mir auf Ehre, alle Ihre Kräfte anzustrengen, um als Mann von Charakter und ohne Entmuthigung die schrecklichen Aufklärungen anzuhören, die ich Ihnen zu geben habe?“

„Ich schwöre es Ihnen“, antwortete er mit einer Festigkeit und Kaltblütigkeit, die ich nicht erwartet hatte. „Reden Sie ohne Furcht! Ich weiß schon aus Erfahrung, was es heißt, unter einer demokratischen Regierung zu leben; unter einer solchen Regierung muß man auf Alles gefaßt sein. Meine Cousine lebt nicht mehr, nicht wahr?“

„Fräulein von L— lebt noch, aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ihr Zustand mir ein hoffnungsloser scheint.“

„Ich verstehe Sie. Das Unglück, das sie niederbeugte, hat einen Augenblick mehr über sie vermocht, als die Religion — sie hat sich — durch Selbstmord „„umgebracht““.“

„Ja,“ antwortete ich mit so gedämpfter Stimme, daß der junge Mann mehr meine Geberde, als mein Wort verstand. „Aber leider“, sagte ich nach einer Pause, „ist das noch nicht Alles.“

„So, das ist noch nicht Alles?“ sagte der Graf von L— immer mit der gleichen Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit. „Was kann denn noch mehr sein?“

„Lieber und unglücklicher Freund, denken Sie nicht an Ihren Oheim, den Marquis von L—?“

„Das ist wahr. Nun denn, hat er sich auch entleibt?“

„Nein, aber er ist durch Henkershand getödtet worden. Sein Haupt fiel im gleichen Augenblick, als seine Tochter, Ihre Cousine, dem Bürger Durand die Ehe geloben mußte.“

„Vortrefflicher Oheim!“ sprach der Graf von L—, „so bist Du doch jetzt glücklich! Aber dabei denken müssen, daß Du in deiner Jugend einer der größten Bewunderer der philosophischen Schriften warst, und daß Du für die Werke des Genfer Bürgers Jean Jacques Rousseau ganz besonders schwärmtest . . .“

Bei dieser ganz unbegreiflichen Gleichgültigkeit, die der Graf von L— auf den Bericht der zwei entsetzlichen Unglücksfälle zeigte, durchschauerte mich eine eisige Kälte.

„Mein Freund," sprach ich zu ihm, „lassen Sie Sich durch meine Anwesenheit nicht abhalten, Ihrem Schmerz freien Lauf zu gestatten; weinen Sie ohne Scheu, ich werde meine Thränen mit den Ihrigen vereinigen, wir werden mit einander weinen!"

„Ich danke Ihnen gar sehr, mein lieber Herr," antwortete er, „daß Sie mir so große Theilnahme zu schenken die Güte haben. Ich versichere Sie, meine Ruhe ist nicht eine erkünstelte, ich leide nicht."

Ich blickte jetzt den jungen Mann mit Verwunderung und Furcht zugleich an, denn ich dachte mir einen Augenblick, er sei durch den heftigen Eindruck so erschüttert, daß ein Stillstand in der Wirksamkeit seines Denkvermögens eingetreten sei; aber bei näherer Prüfung wurde meine Furcht durch nichts bestätigt.

„Wahrlich, ich begreife Sie gar nicht mehr," rief ich aus; „Ihr Benehmen und Ihre Haltung ist für mich ein unergründliches Geheimniß."

„Mein Verhalten", erwiederte er, „ist ganz einfach und doch vernünftig; da die Bande, die mich an dieses Leben fesselten, zerrissen sind, so betrachte ich mich nicht mehr als diesem Erdenleben angehörend, sondern ich denke nur an die Unsterblichkeit, über welche die menschlichen Schmerzen hinweggleiten, ohne sie zu berühren. Morgen spätestens werde ich mit meiner Laura und mit meinem Oheim wieder zusammentreffen. Was ist aber die Zeit von einigen Stunden im Vergleich zur Ewigkeit? Nichts. Leben Sie wohl, lieber Freund, nehmen Sie die zweihundert Louisd'or, ich bedarf dieses Geldes nicht mehr. Sie, mein Freund, sind brav und liebevoll; mit diesem Geld werden Sie Unglücklichen helfen können, und an solchen Unglücklichen fehlt es dermalen in Frankreich nicht. Wenn Sie auf dem Wege einen Priester treffen, der den Eid nicht geleistet, so ersuchen Sie ihn, einige Messen für die Ruhe meiner Seele zu lesen. Umarmen wir uns „und dann noch einmal: Leben Sie wohl!"

Der junge Graf zog ein paar Pistolen aus der Tasche, untersuchte sorgfältig das Zündpulver und ging gegen die Thüre zu, ohne ein Wort zu reden.

Schon hatte er den Schlüssel in dem Thürschloß gedreht, um die Thüre zu öffnen, da ergriff ich ihn rasch beim Arm und rief ihm zu: „Unglücklicher, was wollen Sie beginnen? Wollen Sie Sich ewig unglücklich machen?"

„Lassen Sie mich," antwortete er, sanft seinen Arm loswindend, „alle Ermahnungen und Vorstellungen sind überflüssig. Mein Entschluß ist unabänderlich. Mein Schicksal steht in den Sternen geschrieben, es muß sich erfüllen."

„Hüten Sie Sich vor dem Aberglauben und Fatalismus. Wie soll ein

Verbrechen, denn die That, auf die Sie sinnen, ist ein Verbrechen, in den Sternen geschrieben stehen? Hundertmal besser, Sie fallen auf dem Schaffot, als . . ."

„Kein Wort mehr. Mein Entschluß muß vollzogen werden, mit Gewalt werde ich jedes Hinderniß, komme es woher immer, zurückweisen."

„Gilt diese Drohung auch mir?"

„Jedermann und also auch Ihnen."

„Wären Sie nicht verbannt und vogelfrei und somit jedenfalls in verlorner Stellung, so würde ich für diese Worte Rechenschaft von Ihnen fordern."

„Verzeihen Sie, theuerer Freund, niemals hatte ich im Sinn, Sie zu beleidigen; auf den Knien will ich Sie um Entschuldigung bitten, aber lassen Sie mich meine Rache — ausüben und: Leben Sie wohl auf immer!"

„Nein, nein, ich lasse Sie nicht so blindlings dem Tode entgegen eilen; da ich Sie nicht zurückhalten kann, so will ich Sie begleiten und Ihre Gefahren theilen."

„Das kann ich nicht zugeben; Sie gehören Ihrer Familie, und mir gehört die Rache. Vergessen Sie auf immer, daß das Schicksal uns einen Augenblick auf denselben Weg geführt, vergessen Sie selbst meinen Namen!"

„Ich habe Ihnen die freie Wahl gelassen, lassen Sie mir auch die meinige; ich werde mein Wort halten und Sie nicht verlassen."

„So sei es, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir in der Entfernung von einigen Schritten folgen und jeden Verdacht der Mitwissenschaft von sich abwälzen."

„Zugegeben."

Der Graf verließ zuerst das Zimmer. Als er auf der Straße war, stieg auch ich die Treppe hinab und folgte immer in gleicher Entfernung seinen Schritten. Er richtete seinen Gang nach dem Hause des Bürgers Durand, wo er in etwa zehn Minuten eintraf, anklopfte, nach dem Bezirkspräsidenten fragte und durch die Tante desselben eingeführt wurde; eine halbe Minute später trat auch ich, von Niemand bemerkt, durch die offengebliebene Thüre in das Haus, schritt in das Zimmer und fand in demselben den Bürger Durand, seine Tante, Laura und den Grafen von L—. Das Auge des Grafen war fest auf das blasse, schon von Todesschatten überzogene Antlitz seiner Geliebten gerichtet; keine Thräne erleichterte sein erstarrtes Herz; Durand und die Tante, durch den unerwarteten Besuch erschreckt, zogen sich zitternd in eine Ecke zurück.

„Lieber Freund," flüsterte mir der Graf lächelnd zu, „Sie sehen, ich

habe schnell die Burg erobert und meine Feinde festgenommen. Da Sie die Gefahren theilen, so ist es billig, daß Sie auch die Lorbeeren mit mir theilen. Vorher verschließen Sie sorgfältig die Hausthüre."

Blindlings folgte ich dem Befehle des Grafen und aus Vorsicht wälzte ich noch ein altes Möbel vor dasselbe, um den Eingang für Freund und Feind zu versperren. Als ich in das Zimmer zurücktrat, fuhr der Graf in demselben befehlenden Ton weiter fort: „Nehmen Sie hier diese Pistolen, mein Freund, und beobachten Sie genau den Bürger Durand und seine Tante; bei der leisesten Bewegung jagen Sie Beiden eine Kugel durch den Kopf. Verstanden? Unterdessen will ich eine Haussuchung vornehmen."

Kaum hatte der junge Mann das Zimmer verlassen, so redete mich der Bezirkspräsident mit gebrochener, zitternder Stimme also an: „Bürger-Offizier, wenn Du mich frei gibst, so schwöre ich bei der Republik, Du sollst es nicht bereuen."

„Gewiß, gewiß," fiel die Alte ein, „wir werden Dich reichlich belohnen."

„Fürchte nicht, daß ich Dich später undankbarerweise verklagen würde; Niemand soll Etwas davon erfahren, ich gebe Dir mein Ehrenwort im Namen der Republik."

„Thut mir leid," entgegnete ich kalt, „ich gab dem Grafen mein Wort und als Offizier halte ich es. Alles, was ich Euch rathen kann, ist, still zu sein und keinen Versuch zur Flucht zu wagen, sonst müßte ich Euch sogleich niederschießen."

Hier trat der Graf wieder in das Zimmer und sprach: „Alles ist in Ordnung; was ich gesucht, habe ich gefunden; Bürger Durand und Du Alte, Ihr steigt sogleich in den Keller und bleibt dort gefangen bis auf weiteres." Bei diesen Worten athmeten Beide wieder auf; sie hatten ihr unmittelbares Todesurtheil erwartet und hofften jetzt, mit einer Gefangenschaft davon zu kommen.

Während der Graf seine Gefangenen in den Keller einschloß, suchte ich Laura aus ihrem Todesschlummer aufzuwecken, aber vergeblich.

„Wie geht es Dir, Cousine?" sagte der unvermerkt wieder eingetretene Graf mit zärtlicher Stimme.

Bei dem Ton dieser Stimme ergriff ein Zittern ihren ganzen Körper; die Augenwimpern bewegten sich, die Wangen errötheten, Leben schien in eine Leiche zurückzukehren. Bald darauf fuhr sie wiederholt mit der Hand über die Stirn, stieß einen Schrei aus, öffnete die Augen, schloß sie schnell wieder und sprach zitternd: „G a s t o n! G a s t o n! Verzeihe mir, fluche mir nicht, ich mußte das Leben meines Vaters retten!"

„L a u r a, vielgeliebte L a u r a!" flüsterte Gaston, sich vor seiner

Braut niederwerfend, „vergessen wir das Geschehene; wir sind jetzt auf immer vereinigt, Nichts wird uns auf dieser Erde, wo wir nur noch wenige Augenblicke zu leben, haben trennen.“

Laura kam nach und nach wieder zur vollen Besinnung: „O, mein Cousin,“ rief sie unter Schluchzen aus, „wie können Sie mich nach Allem was vorgefallen, noch eines Wortes würdigen?“

„Laura,“ unterbrach sie der junge Mann, „rede doch nicht so. Warum sollten wir die wenige Zeit, die wir noch auf dieser Welt zu leben haben, uns durch schmerzliche Erinnerungen verdüstern? Geben nicht Deine Leiden selbst Zeugniß für Deine kindliche Liebe? Sind sie nicht das schönste Lob für Dein Herz? Armes und sanftes Opfer!“

„Sie verzeihen mir also, Gaston?“ fuhr Fräulein von L. fort und ihr durch die Nähe des Todes entstelltes Antlitz färbte sich wieder ein wenig.

„Dir verzeihen, Laura? Was soll ich Dir verzeihen? Etwa, daß Du den Muth gehabt, Dein Lebensglück Deiner Pflicht zum Opfer zu bringen? Oder Dein Leiden, Deinen langen Todeskampf?“

„Wie sind Sie doch so gut und edel, Gaston!“ lispelte das junge Mädchen. „Ihre Anwesenheit hat mich so ergriffen, daß ich noch gar nicht Zeit hatte, mich darüber zu verwundern. Wie sind Sie denn hierhergekommen?“

„Meine Anwesenheit mag Dir, Laura, zum Beweise dienen, daß Gott sich immer derjenigen erbarmt und diejenigen nie verläßt, welche Glauben und Vertrauen zu seiner unergründlichen Güte haben. Du wirst sterben; darum bin ich hier.“

„Das ist wahr, Gaston, ich werde sterben“, sprach Fräulein von L.; sie sprach diese Worte unter einem unbeschreiblichen Lächeln, welches zeigte, wie süß ihr dieser Gedanke sei. „Aber ach,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „wird mir wohl Gott verzeihen, daß ich meinem Leben Gewalt angethan habe?“ In diesem Augenblick befiel ein Nervenkrampf den schwachen und zarten Körper.

„Gaston,“ nahm Fräulein von L. wieder auf, nachdem die Crisis ein wenig nachgelassen, „Du hast mir vorhin auf meine Frage nicht geantwortet: Wie bist Du denn zu mir gekommen? Fürchtest Du denn nicht, Durand möchte Dich überlisten?“

„Durand?“ sagte der junge Graf und erblaßte, „sprich mir diesen Namen nicht aus, ich bitte Dich. Er ist der Henker Deines Vaters und Dein Mörder.“

„Es ist wahr, dieses Ungeheuer hat meinen armen Vater auf's Schaffot geführt, er hat uns Beide, Dich, Gaston, und mich, durch eine unübersteigliche Kluft von einander getrennt, er ist die Ursache meines

allzu frühen Todes. Ja, das sind entsetzliche Wahrheiten, ich kann sie mir nicht verhehlen. Aber bei allen diesen Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht, hat er mir doch keine Gewalt angethan. Wenn der Tod nichts Abschreckendes für mich hat, so ist's nur darum, weil ich Deiner würdig sterbe. Deine Verlobte stirbt als Deine reine Braut."

Das unglückliche junge Mädchen erblaßte und verfiel wieder in eine beunruhigende Crisis.

Jetzt trat ich aus dem dunkeln Winkel hervor, wo ich bis dahin unbeweglich gestanden, und eilte ihr zu Hülfe. Meine Anwesenheit schien den Grafen in das größte Erstaunen zu versetzen.

„Wie? Sie sind noch nicht weggegangen?" sprach er zu mir. „Ich glaubte Sie schon weit von hier und dachte nicht mehr an Sie. Kommen Sie, folgen Sie mir."

Bei diesen Worten nahm Gaston mich unsanft beim Arme, und ohne mir Zeit zum Antworten zu lassen, führte er mich zur Thüre.

„Aber, mein Freund," sagte ich zu ihm, während er in aller Eile die Möbel bei Seite schaffte, die ich, wie eine Barrikade, vor der Pforte zusammengestellt, „aber, lieber Freund, was wollen Sie beginnen? Hören Sie mich, ich beschwöre Sie."

Der Graf von L. fuhr in seiner Arbeit fort, ohne nur ein Wort zu erwiedern, setzte seine Pistolen in Bereitschaft, wahrscheinlich um ungebetenen Gästen den Eingang zu wehren, öffnete die Thüre ein wenig und stieß mich schonend in die Straße hinaus.

„Und das Gold, das Sie mir gelassen?" sprach ich zu ihm lebhaft, „nehmen Sie es wieder!"

Bei diesen Worten zuckte der Graf von L. mitleidig die Achseln und verschloß die Thüre wieder hinter mir.

Es wäre mir unmöglich, dem Leser den ganz eigenthümlichen und sonderbaren Eindruck zu beschreiben, den ich fühlte, als ich mich wieder auf der Straße befand. Der rasche Wechsel des Sonnenscheins mit dem Halbdunkel des Zimmers, das ich soeben verlassen hatte, verursachte mir eine gewisse Verdunklung der Augen, und es bedurfte der Anstrengung meiner ganzen Willenskraft, um nicht Mißgriffe zu begehen. In meiner Verwirrung war ich einen Augenblick nahe daran, einen Schrei auszustoßen und um Hülfe zu rufen; nur dem Instinkt der Selbsterhaltung verdanke ich es, daß ich wieder zur ruhigen Besinnung kam.

Eine Abtheilung Revolutionstruppen, die ich am Ende der Straße ausrücken sah, erinnerte mich an das Bedenkliche meiner Lage. Ich sah mich bereits als Mitschuldigen des Grafen von L. gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt, und eilte darum starken Schrittes auf mein Gasthaus zu und schloß mich sogleich in mein Zimmer ein, denn

ich hatte auf dem Weg dahin zu bemerken geglaubt, daß mehrere Personen mich mit einiger Verwunderung angesehen. Ich stellte mich vor das Stück des zerbrochenen Spiegels, das an der Mauer meines Zimmers hing, und fand nun mein Antlitz so blaß und meine Züge so entstellt, daß ich mich vor mir selbst fürchtete. Rasch warf ich mich auf mein Bett und schlief, wie ich beim Erwachen auf der Uhr sah, eine halbe Stunde. Dieser erquickende Schlaf brachte mich wieder in meinen normalen Zustand, und ich glaubte, jetzt ohne Gefahr auf das Amt gehen zu dürfen, um meine Marschroute visiren zu lassen.

Aber bei dem Gedanken an den jungen Grafen und seine Cousine empfand ich innerlich eine unaussprechliche Angst. War das arme Opfer vielleicht der Wirkung des Giftes schon erlegen? Hatte Gaston sich entleibt? Was war aus dem Bürger Durand geworden? Wie sollte sich dieses schauderhafte Drama am Ende noch entwickeln? Diese Fragen stellte ich unterwegs an mich und sie verursachten mir eine nicht geringe Beklommenheit.

Ein braver und gefälliger Bürger, dem ich begegnete, bot sich mir als Führer an und so kam ich denn bald auf das Amt. Weil nach wenigen Jahren in Frankreich kein Mensch von der neuen Generation mehr wissen dürfte, was im zweiten Jahre der Republik ein Amt war, so will ich mit der größten Genauigkeit in meinem Tagebuch verzeichnen, was ich auf dem Amt von St.-Flour gesehen und gehört habe.

Auf einer steinernen Wendeltreppe stieg ich zum Haus hinauf und trat mit meinem gefälligen Cicerone, der, wie er mir sagte, alle Bureaux und Beamten kannte, in einen großen, schwach beleuchteten Saal mit schmalen Bogenfenstern. Hinten in diesem Saale saß ein wohlbeleibter Mann in schwarzer, sehr abgetragener Kleidung vor einem kleinen Tischchen; um ihn her standen fünf bis sechs Bauern. „Bei aller Aermlichkeit seiner Kleidung ist dieser Beamte nicht ohne Würde," sagte ich halblaut zu meinem Führer, „vielleicht fischt er sogar mit seiner ernsten Amtsmiene."

„Dieser dickbeleibte Mann ist kein Beamter," erwiederte mir mein Freund halblaut, „er ist eben nur der Amtsdiener, aber ein gar feiner Mann, der seine bescheidene Stellung trefflich zu nützen weiß. Wenn es möglich ist, wollen wir uns nicht an diesen wenden, denn er ist nur gegen baare Bezahlung dienstgefällig, und in dieser Beziehung weder unerfahren noch verlegen, er nimmt von allen Seiten."

„Sie wollen sagen: er stiehlt, wo er kann; denn seine Gewalt muß zu unbedeutend sein, als daß er den Leichtgläubigen, die er hintergeht, wirklich Dienste erweisen könnte", erwiederte ich.

„Sie sind im Irrthum. Dieser Amtsweibel verläßt die Amtsstube nie und empfängt daher alle junge Bürgerinnen, welche für ihre verhafteten

Verwandten Bittgesuche einreichen; er nimmt ihre Suppliken in Empfang und verspricht ihnen, einen einflußreichen Beamten für sie zu interessiren. Bei diesen Beamten aber weiß er sich dadurch Geltung zu verschaffen, daß er ihnen die jungen Bittstellerinnen zuweist. Durch dieses Mittel ist es ihm gelungen, einen nicht unbedeutenden Credit zu erlangen. Wir leben leider in einer traurigen Zeit, in der alle Ehrgeizigen, von dem Höchststellten bis zu dem Untergeordnetsten, um die Wette die amtlichen Stellungen zu ihrem Vortheil ausbeuten."

„Und diese Bauern, die, den Hut in der Hand und niedergeschlagenen Blickes vor diesem Waibel stehen, was wollen diese?"

„Ich vermuthe und glaube nicht zu irren, es sind Väter von Deserteuren, welche um Abberufung der Executionstruppen bitten, die man zur Strafe bei ihnen in das Quartier gelegt hat. Das Amt vereinigt gar vielerlei Zweige der Administration in sich, und mag ein Bürger in was immer für einer Stellung sein, so kann er sich der Gewalt des Amtes schwer entziehen, denn der Eine ist durch Stolz, der Andere durch Drohung oder Interesse an dasselbe gebunden."

„Und was für Leute sind die Beamten?" fragte ich meinen gefälligen Geleitsmann.

„Sie zerfallen in zwei Klassen," antwortete er, „solche nämlich, die Etwas besitzen, und solche, welche durchaus Nichts haben. Die Erstern suchten eine Anstellung, um ihr Eigenthum zu bewachen, die Andern um Reichthum zu gewinnen, da sie Nichts haben und doch haben möchten. Aber still, oder reden wir doch nur leise, denn sehen Sie, es treten mehrere dieser ehrenwerthen Bürger in den Saal."

Es war auf diesen Tag eine Sitzung angesagt, und die Beamten trafen bereits ein. Kaum waren sie vollzählig, so erschien eine Deputation von zehn Bauern. Den Hut in der Hand, furchtsam gingen die Bauersleute auf den Amtsvicepräsidenten zu, der in Abwesenheit des Bürgers Durand den Ehrenplatz einnahm, und verbeugten sich ebenso respectvoll, wie linkisch vor diesem mächtigen Manne, der, ohne sie seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, mit Lesen eines vor ihm liegenden Rapportes beschäftigt war. Nachdem die Bauern wohl eine Viertelstunde gewartet, wagte Einer von ihnen etwas geräuschvoll zu husten, weil ihm die Geduld ausgehen wollte. Aber dieser Kunstgriff, durch den er die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich lenken wollte, war umsonst angewendet. Der Bauer, über seine Verwegenheit selbst erschrocken, wagte seinen kühnen Versuch nicht mehr zu wiederholen, sondern blieb unbeweglich und schweigend stehen. Nachdem wieder eine Viertelstunde verflossen war, nahm sich der Sprecher der Deputation — wenigstens hielt ich ihn da-

für — zusammen, trat aus der Reihe der Uebrigen hervor und schrie mit mächtiger Stimme: „Bürger-Beamter!“

„Still, Du Schuft,“ unterbrach ihn der Vorsitzende in barschem Tone, „siehst Du nicht, daß ich beschäftigt bin?“

„Wahrlich,“ raunte ich meinem Führer in's Ohr, „das ist ja gerade, als lebten wir noch unter dem alten Regiment; ja, man muß es bekennen, selbst zur Zeit der Tyrannen benahmen sich die Angestellten viel artiger.“

„Nun denn, was wollt Ihr?“ fragte jetzt der Beamte in grobem und beleidigendem Tone gegen die Bauern sich wendend, die verwirrt und zitternd nur verstohlen aufzublicken wagten.

„Bürger,“ antwortete endlich der Sprecher, „wir sind von unserer Gemeinde, die auf höheren Befehl entwaffnet wurde, hierhergesendet, um zu bitten, entweder uns die Gewehre wieder zurückzugeben, oder in unserer Gegend eine Treibjagd zu veranstalten, denn die Menge der Wölfe und tollen Hunde nimmt so erschreckend zu, daß wir nicht mehr wagen dürfen, unsere Landarbeiten zu besorgen.“

„Ihr habt nicht gut gethan, mich wegen einer solchen Kleinigkeit zu stören“, antwortete der Beamte, die Achseln zuckend. „Die einzigen tollen Thiere, deren Vernichtung die Patrioten wünschen, sind die Föderalisten und Aristokraten. Nun denn, wenn Ihr wißt, daß sich in euerer Gemeinde Föderalisten und Aristokraten befinden, so könnt Ihr in der Stadt Hülfe nachsuchen, und sie wird euch gewährt werden.“

„Aber, Bürger-Präsident, die Wölfe . . .“

„Ich hab's schon gesagt, kein Wort mehr! Fort, laßt mich den Angelegenheiten des Vaterlands mich widmen; packt Euch!“

Der Ton, in dem der Beamte diese letzten Worte aussprach, gab deutlich genug zu erkennen, daß es gefährlich war, bei ihm auf Erhörung zu dringen. Die Bauern zogen sich zurück und wagten nicht einmal ihre Unzufriedenheit zu äußern, konnten aber auch ihre Traurigkeit nicht verbergen.

Kaum waren die Landleute abgetreten, so erschien vor dem Amtsvicepräsidenten ein armer Schlucker; er trug eine schmutzige und zerlumpte Carmagnole mit verschiedenfarbigem Tuch, geflickte Hosen und ein Schurzfell voll Pech, das er mit Bindfaden zusammengenäht hatte.

„Was willst Du, Blasius?“ fragte ihn der Beamte sogleich.

„Ich mache Dir die Anzeige, Präsident,“ antwortete der Tropf, indem er den Hut, den er beim Eintreten in den Saal abgenommen, etwas linkisch in seinen Fingern hin und her drehte, „ich mache Dir die Anzeige, daß mein Sohn erkrankt ist und daß ich deswegen diese Woche nur fünf Paar Schuhe für den Staat abliefern konnte.“

Der Beamte: „Wie soll ich da helfen? Das Gesetz vom 15. Ventôse lautet bestimmt; Du mußt in das Gefängniß wandern.“

Blasius: „Aber, Bürger, von meiner Seite ist doch weder böser Wille, noch üble Aufführung vorhanden. Man sollte doch das arme Volk nicht so tyrannisiren. Das ist schrecklich.“

Der Beamte: „Elender, was unterstehst Du Dich da zu sagen? Du mußt ein Spion, ein Söldling, ein Emissär des Auslands, ein Contre-Revolutionär sein, daß Du Dich auf solche Weise auszudrücken wagst. Du sollst wissen, daß die Republik alle Menschen frei erklärt und die verhaßten Standesunterschiede, die unter dem alten tyrannischen Regiment die Menschheit kränkten, aufgehoben hat. Heutzutage weiß man nichts mehr von dem „„armen Volke““, die Nation kennt nur Bürger.“

Blasius: „Das ist möglich, Bürger-Beamter, aber die Bemerkung wirst Du mir doch erlauben, daß ich unter dem Tyrannen in meiner Eigenschaft als Schuhmacher ganz gut meinen Lebensunterhalt verdiente, während ich jetzt Hungers sterbe und in's Gefängniß gesperrt werde, obschon ich Bürger bin.“

Der Beamte: „Und ich will Dich versichern, daß Du lange darin bleiben wirst, Du Lumpenkerl von Föderalist.“

Blasius: „Ja, aber, wenn Du Bürger-Präsident mich für die Arbeit, welche ich Deiner Frau geliefert, bezahlt hättest, so hätte ich dem Staate gehörig leisten können, was von mir gefordert worden. Nun denn, so zahle mich.“

Der Beamte (einen ganz andern Ton anstimmend): „Blasius, Du bist ein wenig vom Wein erhitzt und schweifst ganz vom Gegenstand ab. Ich will Dich für diesmal mit dem Gefängniß verschonen und Dir Aufschub geben. Mache, daß Du für die nächste Dekade gerüstet bist.“

Sobald der Schuster Blasius abgetreten, erhob sich der Amtsvicepräsident von seinem Sitze und sprach zu seinen Collegen:

„Bürger, die Stunde für die öffentliche Sitzung ist bereits gekommen; sollten wir nicht nach unserem Präsidenten, dem Bürger Durand, senden und ihn rufen lassen?“

„Es ist unnütz, ihn stören zu wollen,“ bemerkte ein Mitglied des Amtspersonals mit einem bedeutungsvollen Lächeln; „er hat sich so eben erst verheirathet.“

Die Beamten gingen jetzt auf eine große Pforte mit zwei Flügelthüren zu, die sich am Ende des Zimmers befand, und traten in einen großen Saal ein, der, wie mein Cicerone mir bemerkte, früher das Refectorium eines Frauenklosters gewesen war. Ich folgte ihnen in Gesellschaft einiger Bittsteller und muß den Amtsgliedern das Zeugniß geben, daß sie sich durchaus nicht scheuten, die Geschäfte ihrer Verwaltung öffent-

lich zu verhandeln; obschon mehr wie zehn fremde Personen anwesend waren, begannen sie dennoch ihre Sitzung.

„Bürger," rief Einer von ihnen aus, indem er einen erbrochenen Brief vorwies, den er in der Hand hielt, „da haben wir einen Beleg, welcher gar nicht sonderlich zu Gunsten des Patriotismus der Bewohner der Gemeinde Lacedämon, früher St. Jean-le-Haut genannt, spricht. Der Maire macht in diesem Briefe die Anzeige, daß ihnen die große Glocke ihrer Kirche gestohlen worden sei, die sie einschmelzen zu lassen und uns in Stangen auszuliefern angewiesen waren."

„Sekretär," rief der Vicepräsident, „schreibe an den Maire und an die Municipalräthe, wenn die Glocke der Gemeinde nicht binnen acht Tagen wieder zum Vorschein komme, so werden sie sämmtlich verhaftet und guillotinirt werden."

Hierauf wurde vom Sekretär die Rechnung über die letzte Dekade vorgelesen: Requisition und Lieferung der Pferde, Maulthiere, Stuten, Schweine, der Wolle, des Wachses, der blauen, grünen und rothen Tücher, der Leibwäsche, der Oberdecken, Oberröcke, Schuhe, Metalle, Hausgeräthe jeder Art, Charpie — Ertrag der letzten Dekade . . .

„Das ist gut," sagte der Vicepräsident, seinen Schreiber unterbrechend, „man wird diese Rechnungen genauer untersuchen, und die Föderalisten und die Lauen, welche ihren betreffenden Theil nicht geliefert, zu finden wissen. Gehen wir zu etwas Anderm über."

„Die Commissäre," fuhr der Schreiber weiter fort, „welche mit der Herbeischaffung von Fourage, Wagen, Bespannung, Pferdegeschirr u. s. w. beauftragt sind, suchen um Aufschub nach, in Betracht der Schwierigkeiten, welche diese Operationen darbieten."

„Aufschub? Durchaus nicht!" rief der Vicepräsident. „Sekretär, schreibe diesen Commissären, daß in Zukunft jede Verzögerung als ein Vergehen gegen die öffentliche Freiheit angesehen und als solches bestraft werden wird, nach dem Gesetz vom 14. Frimaire. Denjenigen aber, welche sagen, die Saaten seien noch nicht reif, mache die Anzeige, daß wir uns nicht mit einer so elenden Entschuldigung abweisen lassen; Heu und Korn soll revolutionsmäßig abgehauen und geschnitten werden . . ."

„Da ist ein Brief des Maire von Appremont," meldete der Berichterstatter ferner, „welcher die Absetzung des Nationalagenten verlangt und als Grund dafür anführt, daß dieser Agent die Bauern seiner Gemeinde für seine Rechnung aussauge."

„Dieser Agent", bemerkte Einer der Amtsräthe, „war zur Zeit der eifrigste Angeber der Aristokraten, hat zahlreiche Beweise der Aufopferung und Ergebenheit für die Republik geleistet. Was soll man dem Maire antworten?"

„Man darf ihm Nichts antworten, man muß ihn einstecken lassen", entgegnete der Vicepräsident.

„Bravo, gut geantwortet!" riefen alle Amtskollegen zusammen.

In diesem Augenblick trat ein Mann von gutem Aussehen und sehr gut gekleidet in das Berathungszimmer. Der Ankommende machte bei jedem Schritte, den er gegen die Beamten näher kam, eine tiefe Verbeugung zur Begrüßung. Als er nahe am Tische war, fing er an zu sprechen:

„Bürger-Präsident, Bürger-Beamte, ich habe die hohe Ehre, Ihnen ergebenst meine Verbeugung zu machen."

„Wir haben mit Deiner Verbeugung Nichts zu schaffen", antwortete der Vicepräsident. „Wer bist Du und was willst Du?"

„Ich bin ein ehrlicher öffentlicher Notar."

„Königlicher und königlich-gesinnter Notar?"

„Durchaus nicht, mein Präsident, durchaus nicht."

„Apostolischer und ein wenig föderalistischer Notar?"

„O, mein Präsident, scherzen Sie nicht so, ich schwöre Ihnen," rief der arme Notar ganz aus der Fassung gebracht und an allen Gliedern zitternd, „der gute Gott und die heilige Jungfrau kennen die Reinheit meines Herzens."

„Du sprichst von Gott und der heiligen Jungfrau? Das ist ein schöner Republikaner; am Ende wollen wir noch lieber einen offenen Feind, der uns in's Angesicht trotzt, als einen Verräther, der uns mit lächelnder Miene täuscht."

„Ich Ihr Feind? Ich Ihnen trotzen, hochansehnliche Bürger, aufgeklärte und gewissenhafte Beamte?" rief der unglückliche Notar erblassend. „Gott im Himmel, ich muß mich mit unbegreiflicher Ungeschicklichkeit ausgedrückt haben, denn das war nie meine Absicht. Ich sehe nicht, wie durch Anrufung Gottes und der seligsten Jungfrau . . ."

„Aber, Du Unbesonnener," sagte der Vicepräsident, dem Notar in's Wort fallend, „weißt Du denn nicht, daß die Republik weder die seligste Jungfrau, noch den alten guten Gott anerkennt? Sie erkennt nur ein höchstes Wesen an. Uebrigens wollen wir später eine Untersuchung über Dich anstellen. Sprich jetzt, was willst Du?"

„Mein Präsident, ich habe von meiner Gemeinde ein Zeugniß der Bürgertugend erhalten und bitte Sie nun, gütigst Ihr Visa darauf setzen zu wollen, wenn anders Sie mich dessen würdig erachten. Bürger, ich habe eine Frau und sieben Kinder . . . ."

„Das ist viel zu viel, wenn sie Dir ähnlich sehen."

„Bürger, ich bin Ihr ergebenster Diener, aber erlauben Sie, daß..."

„Es gibt keine Diener mehr. . . . . Das ist eine antirevolutionäre

Aeußerung, die nur die üble Meinung, die ich von Dir gewonnen, noch bestärkt. Nun denn, gehe fort, wir haben schon Zeit genug verloren, wir wollen Deine Sache mit Muße prüfen."

Der unglückliche Notar wagte Nichts mehr zu erwiedern; denn bis jetzt hatte das Gespräch für ihn eine schlimme Wendung genommen und so zog er niedergeschlagen und beschämt ab.

„Armer Teufel," sagte ich leise zu meinem Cicerone, „der geht mit dem Tod in der Seele fort. Wenn ihm nur nichts Schlimmes widerfährt. Ich glaube, er hat nicht gut gethan, die Aufmerksamkeit der Beamten auf sich zu ziehen."

„Machen Sie Sich um diesen keine Sorgen," antwortete mir mein Begleiter, „die Beamten haben ihn nur darum so übel behandelt, weil er die Ungeschicklichkeit begangen, öffentlich sich an sie zu wenden, statt privat mit ihnen einzeln sich abzufinden. Diese Sache wird, dessen bin ich überzeugt, zur Zufriedenheit beider Theile beigelegt werden, mittelst des Geldes."

Kaum hatte der Notar den Saal verlassen, so trat ein alter Mann ein, der mit einem sehr fadenscheinigen, aber reinlich gehaltenen Rocke bekleidet war.

„Ah, bist Du schon da, Chambeau?" sagte der Amtssekretär zu ihm, „Du mußt am Samstag wieder kommen, deine Dienstverzeichnisse sind noch nicht ausgefertigt."

„Aber ich bin achtzig Jahre alt und habe vier Stunden Weges gemacht."

„Und wenn Du zwanzig Stunden gemacht hättest, so hilft das Nichts, denn die Arbeit ist noch zurück und würde dadurch um kein Haar gefördert. Was nun deine achtzig Jahre betrifft . . ."

„In der That, ich wünsche sie mir nicht mehr zurück", rief Chambeau mit einer Lebhaftigkeit aus, die mit seinem Alter in auffallendem Gegensatze stand. „Je älter ich werde, desto mehr bemerke ich, daß das Geschlecht der braven Leute verschwindet und wegstirbt. Wenn ich sterbe, und dies wird, Gott sei Dank, nicht mehr lange anstehen, so werde ich keine brave Leute mehr zurücklassen. Die Angestellten des Königs haben mich noch immer gehörig bezahlt, aber Ihr, Ihr seid . . ."

„Republikaner," rief der Sekretär aus, dem alten Chambeau schnell in's Wort fallend.

„Dessen möget Ihr Euch rühmen," sagte Chambeau lebhaft; „aber was haben wir Andern gewonnen mit Euerer Republik, welche uns kein Stücklein Brod gibt und die uns in der Wirklichkeit keine andere Freiheit läßt, als uns entweder zu erhängen oder zu ersäufen, wenn wir nicht den Hungertod sterben wollen."

„Chambeau, die französische Republik ehrt das Alter!"

„Etwa dadurch, daß sie die Greise Hungers sterben läßt?"

„Wie viel trifft's diesem Chambeau?" fragte der Vicepräsident den Sekretär.

„Er ist auf halbem Sold," antwortete dieser; „sein halber Sold mit der Militärentschädigung kommt auf die Summe von 8 Livres und 10 Sous für den letzten Monat."

„Nun denn, Chambeau, da hast Du eine Assignate von 10 Livres," sagte der Vicepräsident, „gib mir drei Assignaten von 10 Sous zurück."

„Ich habe keinen Sous", sagte der alte Mann.

„So geh', laß meine Assignate wechseln, und Du, Bürger-Sekretär," fügte der Vicepräsident bei, „wirst, wie ich hoffe, daran denken, mir das Geld baldigst zurückzahlen zu lassen."

Schon seit einigen Augenblicken hörte ich im Vorsaal den Schlag eines Stockes, der in längeren Zwischenräumen heftig auf den Fußboden stieß; auf jeden Schlag folgte eine mühsame Anstrengung zum Athemholen. Kaum hatte der Veteran Chambeau sich entfernt, so trat ein anderer alter Mann ein, eingehüllt in eine Perücke, zwei Kappen und einen altväterischen Kastorhut; mit der einen Hand stützte er sich auf seinen Stock, den ich schon lange auf den Steinplatten hatte tönen hören, und mit der andern auf den Arm seiner Haushälterin.

„O, ich kann nicht mehr weiter", rief er aus, indem er mit seinem ganzen Gewicht auf einen Stuhl niedersank. Nachdem er hierauf mühsam Athem geholt, stammelte er:

„Bürger-Beamte, obschon ich an der Gicht und der Engbrüstigkeit leide, so komme ich dennoch selbst, um Sie zu ersuchen, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. Ich hoffe, meine traurige Lage werde Sie für mein Gesuch günstig stimmen. Was mich hierher führt, ist in wenigen Worten Folgendes. Heute Morgen kam ein Gerichtsdiener zu mir und machte mir die Anzeige, alle meine Güter seien unter Sequester gelegt, und nur wenige Augenblicke nachher verlangte man von mir den Betrag meiner Steuern. Ich hatte aber gerade das Haus, das ich bewohne, verkauft und rechnete auf dieses Geld, um damit meine Abgaben an die Republik zu entrichten. Wie soll ich dieser Pflicht nun nachkommen, wenn man mir mein Eigenthum confiscirt? Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als in's Gefängniß zu gehen, oder auf der Gasse an einen Eckstein hinzuliegen und zu sterben."

„Und wie kommt's, daß deine Güter unter Sequester gelegt sind?" fragte der Vicepräsident den alten Mann.

„Ach, Bürger, weil mein Haus einen Theil der Erbschaft bildet, die uns, meinem Oheim, dem Prior nämlich, und mir, zugefallen ist."

„Und wo ist gegenwärtig dein Oheim, der Prior?"

„Ach, er ist ausgewandert, Bürger."

„Dann ist's etwas Anderes. Du hast Nichts zu reklamiren."

„Ich verlange aber, daß Sie mich mein Haus verkaufen lassen, das ja mir gehört."

„Unmöglich, denn die Güter, welche gemeinsam mit den Emigrirten, oder mit Personen, die als Emigrirte betrachtet sind, besessen werden, müssen zum Vortheil der Republik verkauft werden, mit Vorbehalt des weitern Rekurses der Miteigenthümer. So lautet das Gesetz, wir müssen es vollziehen und können daran Nichts ändern."

„Aber, Bürger, wie soll ich meinen Prozeß gegen den Staat anheben, da ich schon für die persönlichen Steuern gepfändet bin und diese unmöglich entrichten kann?"

„Das geht uns Nichts an. Unsere Pflicht ist, vor Allem das Gesetz in Anwendung zu bringen."

„Gehen wir, meine arme Babette," sagte der unglückliche kranke Greis zu seiner Haushälterin, welche heiße Thränen vergoß; „hilf mir, mich aufzurichten, und reiche mir deinen Arm."

„Wohin wollen Sie gehen, mein Herr?" sagte die alte Magd unter tiefem Schluchzen.

„Einen Platz im Spital suchen," antwortete der schwache Mann in einem Ton der Entschiedenheit und Ergebung zugleich. „Was Dich betrifft, meine arme Magd, so ist es mir leid genug, Dich so dem Elend überlassen zu müssen, nachdem Du zwanzig Jahre lang mit Aufopferung mir gedient und mich gepflegt hast, aber was kann man beginnen gegen die Gewalt? Nichts Anderes, als sich — beugen."

Mühsam stand der Greis mit Hülfe seiner Magd auf und entfernte sich, wie er gekommen war, schwankenden Schrittes.

„Wahrlich," sagte ich zu meinem Begleiter, „ich halte es nicht länger aus, die Schmerzen und das Elend, das hier seinen Sammelplatz zu haben scheint, anzusehen. Werther Freund, weil Sie wissen, wie auf dem Amt die Geschäfte abgethan werden, und Sie mir gefälligst Ihre Dienste angeboten haben, so belieben Sie mir dazu zu verhelfen, daß meine Marschroute visirt wird." Und wirklich brauchte mein gefälliger Cicerone nur zwei Worte zum Sekretär zu sagen, so erhielt ich, was ich verlangte.

Als wir wieder auf der Straße waren, stattete ich meinem Begleiter den aufrichtigsten Dank für die Dienste ab, welche er einem Unbekannten geleistet.

„Sie sind für mich kein Unbekannter," entgegnete der Mann, „und Sie haben mir nicht zu danken."

„Wie? ich bin Ihnen nicht unbekannt? Ich kann mich doch nicht erinnern, Sie vor dem heutigen Tag je gesehen zu haben."

„Das ist wahr, aber ich habe Sie gesehen."

„Wo denn, wenn ich bitten darf?"

„Hier in St. Flour selbst."

„Ich bin doch erst gestern hier angekommen."

„Ja, Sie sind aber auch diesen Morgen hier mit einer Person zusammen gewesen, die ich eben so liebe als schätze."

„Sie setzen mich in die größte Verlegenheit. Von wem wollen Sie sprechen?"

„Von dem jungen Grafen Gaston von L.," antwortete mir mein Begleiter leise, nachdem er sich wohl umgesehen und versichert hatte, daß Niemand in der Nähe sei.

Ich muß bekennen, daß ich bei dieser Antwort erblaßte, denn es stieg mir der Gedanke auf, ich könnte einem Spion in die Hände gelaufen sein.

„Ich kenne den Grafen Gaston von L. nicht", antwortete ich etwas verlegen.

„O, seien Sie ohne Furcht, ich habe gewiß nicht die Absicht, Sie unglücklich zu machen. Glauben Sie denn, wenn ich ein Anhänger der jetzigen Ordnung der Dinge wäre, ich hätte mich über die Beamten vor Ihnen so ausgesprochen, wie es geschehen ist? Seien Sie ohne Sorgen; der Vater des jungen Grafen von L. war mein Wohlthäter und seiner Großmuth habe ich es zu verdanken, daß ich gegenwärtig, selbst während der Revolution, eines ordentlichen Wohlstandes mich erfreue. Geben Sie mir doch, ich beschwöre Sie, einige Aufklärung über Gaston. Diesen Morgen sah ich ihn als Bauer verkleidet über die Straße gehen und seitdem bin ich in einer peinlichen Unruhe. Darum bin ich Ihren Schritten gefolgt und habe Ihnen das Anerbieten gemacht, Sie auf das Amt zu begleiten."

„Mein lieber Herr," antwortete ich mit bewegter Stimme, „seit zwei Stunden habe ich den Mann, den Sie Gaston nennen, mit keinem Auge mehr gesehen; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist."

„Wie? ahnen Sie nichts von seinen Absichten? Und warum hat er die unbegreifliche Unklugheit begangen, nach St. Flour zu kommen? Gedenkt er lange hier zu bleiben? Glauben Sie wohl, ich könnte Gelegenheit finden, ihm nützlich zu sein?"

„Ich muß Ihnen nochmals sagen, es ist mir unmöglich, Ihre Wißbegierde zu befriedigen; ich weiß durchaus Nichts von ihm."

Mein Begleiter faßte mich fest in's Auge und sagte mir noch leiser:

„Ich begreife, daß Sie nicht gerne auf der Straße das Gespräch fortsetzen; wollen Sie mir die Ehre schenken, mich nach Hause zu begleiten und die arme, aber wohlgemeinte und herzliche Gastfreundschaft anzunehmen, die ich Ihnen anbiete?"

„Gerne wollte ich dies, aber ich kann nicht; ich muß wieder in mein Gasthaus gehen und dort denjenigen erwarten, den Sie Grafen Gaston von L. nennen."

„Wenn das ist, so will ich nicht zudringlich sein. Sagen Sie, ich bitte Sie dringend, dem Sohne meines Wohlthäters, der gewesene Verwalter der Güter seines Vaters, Karl V., wohne in der Grande-Rue No. 17 und sei der edlen Familie der Grafen von L. bis in den Tod treu geblieben."

Nachdem Karl V. dieses gesagt, drückte er mir herzlich die Hand und trennte sich von mir, indem er noch ein Mal seine Adresse angegeben hatte. Eine Viertelstunde später befand ich mich wieder im Gasthaus „Niveau-Egalitaire", aber noch mehr beunruhigt über Gaston's Schicksal.

Als ich nun allein auf meinem Zimmer war, wollte ich, um wenigstens meine fieberhafte Ungeduld abzulenken, versuchen, die bemerkenswerthesten Ereignisse der letztverflossenen Tage in mein Tagebuch einzutragen.

Aber umsonst spitzte ich meinen Bleistift, umsonst legte ich das Heft schon ausgebreitet vor mich hin; bei jedem Geräusch eines Fußtrittes, bei jedem Krachen der hölzernen wurmstichigen Treppe des Gasthauses sprang ich vom Stuhl auf und hielt das Ohr an die Thüre. Wenn auch mein Verstand, sowie nicht minder auch ein Gefühl der Ahnung mir sagte, daß Gaston nicht mehr kommen und ich ihn nicht mehr sehen werde, dennoch sträubte ich mich dagegen und wollte mir einreden, es sei vielleicht doch noch nicht alle Hoffnung verloren.

Bald trat die Nacht ein und ein starker Regen, den die schwüle Luft schon vom frühen Morgen angedeutet, fing an sich zu entladen und schlug mit Heftigkeit an die losen Scheiben meines Fensters.

Jedermann weiß, wie sehr die Umgebung, wie sehr die Beschaffenheit der Außenwelt auf unsere Einbildungskraft einwirkt und auf unsere Gedanken einen niederschlagenden Einfluß auszuüben vermag. Der Regen, die eingetretene tiefe Dunkelheit, das Brausen und Sausen des Windes — Alles zusammen wirkte so niederschlagend und entmuthigend auf mich ein, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Oft in meinem Leben habe ich mich in kritischen, ja selbst in verzweifelten Lagen befunden; ich war bei furchtbaren Ereignissen, bei schrecklichen Katastrophen anwesend, aber ich kann mich nicht erinnern, jemals eine schmerzlichere Stunde verlebt zu haben, als diese. Wäre nicht der

Wirth, den mein Wegbleiben etwas verlegen gemacht, auf mein Zimmer gekommen und hätte er sich nicht erkundigt, ob ich zu Nacht speisen wolle, so wäre ich wahrscheinlich in einer Art von Träumerei unbeweglich stehen geblieben, ohne Etwas zu genießen und ohne mich zu Bette zu legen. Fürchtend, die Aufmerksamkeit der Leute auf mich zu richten, wenn ich mich auf mein Zimmer einschließe, sagte ich dem Wirth, daß ich sogleich in den Speisesaal kommen werde. Wenn es in St.-Flour regnet, wird es sogleich bedeutend kalt. Als ich in die Küche trat, verwunderte ich mich daher nicht, etwa zehn Personen am Kamin sitzen zu sehen, in dem ein mächtiges Bündel Reisholz brannte. Die Gäste dieses Wirthshauses waren meistens Leute aus der Stadt selbst und jeder brachte sein Stück Brod mit sich, denn im Wirthshaus hätten sie schwerlich solches gefunden. Mit diesem Brod ließen sie sich eine Art spartanischer Suppe bereiten, die sie gemeinsam aßen. Das Gespräch der Anwesenden verbreitete sich über die Tagesereignisse. Sogleich bei meinem Eintreten in die Küche fiel mir ein Mann mit ledernen, ganz staubigen Kamaschen auf, der so eben von einer Reise zurückgekommen war und mit großer Gutmüthigkeit seine Erlebnisse erzählte. „In Aurillac", sagte er u. A., „war ich Zeuge eines im höchsten Grade traurigen Schauspiels. Ich war dort bei der Hinrichtung zweier jungen Pfarrvikare zugegen, deren Tod das Volk zu Thränen rührte. Man kann sich keinen Begriff machen, mit welcher Ergebung in den Willen Gottes diese Unglücklichen ihrem Ende entgegengegangen sind. Auf dem Schaffot knieten Beide nieder und erklärten mit ruhiger und vernehmlicher Stimme, daß sie ihren Angebern, ihren Richtern und Henkern verzeihen; sodann ihre Augen zum Himmel richtend, flehten sie den Segen der göttlichen Vorsehung auf das umstehende Volk herab und überließen sich lächelnd den Händen des Scharfrichters. Ich darf wohl behaupten, wenn es vom Volke abgehangen, so wären die Unglücklichen sogleich freigelassen worden und gewiß nicht gestorben."

Kaum hatte der gutmüthige Mensch ausgeredet, so ließ sich aus dem entgegengesetzten Ende des Kreises eine tiefe Stimme hören, die Alle erzittern machte.

„Und ich komme auch von einer Reise zurück", sagte diese tiefe Stimme, die von einem halbwilden Menschen mit struppigem Bart und fliegenden Haaren ausging. „Die verflossene Woche war ich in Bordeaux und reiste nachher über Perigueux und Tulle. Ich sah auch einige Schwarzröcke um einen Kopf kürzer machen, aber zur Ehre der Menschheit muß ich sagen, daß ich nirgends Etwas von jenem antirepublikanischen und antirevolutionären Mitleid wahrgenommen, das unser Mitbürger in Aurillac will bemerkt haben; im Gegentheil, nicht nur blieben die Augen trocken, sondern diejenigen, welche bei der Volksjustiz zugegen,

klatschten sogar entzückt mit den Händen. Ah, meine Freunde," fuhr der Halbwilde nach einer kleinen Pause mit Enthusiasmus weiter fort, „ah, ich kann nicht genug loben, mit welchem Eifer und mit welcher Thätigkeit die Volkskommission, die eben erst in unserer Gegend angekommen, ihren schönen und erhabenen Auftrag vollzieht. Uebrigens freuet Euch, denn es ist höchst wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß die Commission auch in diesem Bezirk ihre Runde machen wird, und bald werdet Ihr sie mit eigenen Augen sehen."

Auf die Rede des beschnauzten Mannes trat eine tiefe Stille ein. Die Mehrzahl der Anwesenden, die bei der Erzählung von der Hinrichtung der zwei jungen Vicare Mitleid geäußert, wußte nicht mehr, wie sie sich benehmen sollte, seit der Halbwilde die baldige Ankunft der Volkscommission angekündigt. Sie sahen einander erst verblüfft und furchtsam an, endlich ergriff Einer, wenn auch nicht muthiger, so doch unverschämter und frecher als die andern, das Wort und stimmte eine pompöse Lobrede auf die Revolutionstribunale an. War nun einmal das Eis gebrochen und dieser schmähliche Weg zur Ausflucht geöffnet, so stürzten sich Alle auf diese Bahn mit jener gemeinen und erbarmungslosen Grausamkeit, welche von der Furcht erzeugt wird; dieselben Leute, welche nur wenige Minuten vorher noch Menschlichkeit an den Tag gelegt, wollten jetzt Einer dem Andern an wilden und blutdürstigen Wünschen überbieten, dem beschnauzten Halbwilden wurde geschmeichelt und schön gethan, als wäre er ein großer Bürger.

Mit Ekel gegen solche Gemeinheiten erfüllt, wollte ich, nachdem ich schnell und schweigend etwas genossen, mich wieder auf mein Zimmer zurückziehen, als plötzlich ein Mensch fast außer Athem in die Küche hereinstürzte und mit heiserer Stimme rief: „Feuer! Feuer!"

Bei diesem schrecklichen Worte sprangen Alle betroffen auf.

„Mir nach! Es bildet sich schon die Kette; es ist kein Augenblick zu verlieren."

„Aber wo ist denn das Feuer ausgebrochen?" fragte Einer der Anwesenden.

„Bei Bürger Durand, dem Amtspräsidenten."

Der Leser wird leicht begreifen, wie sehr mich diese Antwort erschütterte. Unwillkürlich entfuhr mir der Name Gaston, und wie rasend stürzte ich auf die Straße.

Die Richtung, welche die herbeiströmende Volksmenge einschlug, bestätigte mir die so eben vernommene schreckliche Kunde. Einige Minuten später hatte ich die auflodernde Flamme vor Augen; sie erhellte das Dunkel der Nacht und erleuchtete den obersten Theil der Stadt mit Ta-

geshelle. Ich verdoppelte meine Schritte, wiewohl mir eine tiefe und unüberwindliche Ahnung sagte, daß ich zu spät komme.

Als ich in die Straße trat, wo das in Flammen stehende Haus lag, stieß ich auf eine so dichtgedrängte Masse Menschen, daß es mir unmöglich war, auf mehr als zweihundert Schritte der Brandstätte mich zu nähern. Ungesäumt trat ich in die Kette ein, welche die Leute gebildet hatten.

Indem ich den vollen Wassereimer aus der Hand meines Nachbars nahm, fragte ich ihn, ob beim Brande Jemand verwundet oder verunglückt sei.

„Das weiß ich nicht genau," antwortete er mir; „es gehen die sonderbarsten und auffallendsten Gerüchte über den Ursprung dieses Brandes; man will wissen, er sei in Folge eines Verbrechens entstanden."

„Welches sind diese Gerüchte?"

„Sie lauten so sonderbar, daß es nicht der Mühe lohnt, von ihnen zu reden. Man sagt, der Bürger Durand habe sich mit seiner Frau und seiner Tante in das Haus eingeschlossen und sei selbst der Urheber des Unglücks."

„Das klingt allerdings unglaublich!"

„Man sagt ferner, der Bürger Durand habe seine Frau, auf die er sehr eifersüchtig war, bei einem jungen Manne ertappt; dadurch ganz außer sich gekommen, habe er im Wahnsinn sein Haus angezündet."

Ich brach das Gespräch mit meinem Nachbar ab. Das Drama hatte für mich nichts Geheimnißvolles; es war mir unzweifelhaft, daß Gaston das Ende seiner Laura nicht überleben wollte und, bevor er ihr in den Tod folgte, aus Rache diesen Akt der Zerstörung, der jetzt die Stadt mit Schrecken erfüllte, vollführt hatte.

Solchen düsteren Gedanken nachhängend, fühlte ich plötzlich einen sanften Schlag.

Ich wendete mich um und erkannte den Bürger Karl V., früher Verwalter der Güter des Grafen von L. Karl V. war todtenblaß und sein ängstlicher Blick gab hinreichend zu erkennen, in welcher Aufregung sein Geist sich befinde.

„Mein theuerer Offizier," sagte er, indem er mich lebhaft beim Arm faßte und mich aus der Kette herauszog, „kommen Sie mit mir, ich bitte Sie dringend."

„Was gibt's?" fragte ich ihn, als ich einige Schritte weit von der Linie der Arbeiter entfernt war. „Was wollen Sie?"

„Ich möchte mich über den Sohn meines Wohlthäters, über Gaston erkundigen", antwortete er mit Ungestüm. „Erst haben Sie mich verlassen und gesagt, Sie wissen nicht, was aus ihm geworden . . Ich

mache Ihnen keine Vorwürfe darüber, daß Sie mir nicht getraut. In einer Zeit so niederträchtiger Angeberei, wie wir sie jetzt haben, kann man nicht vorsichtig genug sein. Aber sehen Sie mir doch jetzt in's Auge, ich bitte Sie; sehen Sie wie aufgeregt, wie bestürzt ich bin: glauben Sie wohl, ein Heuchler oder ein Spion könnte den Schmerz so nachahmen? Nein, gewiß nicht. Nun denn, so reden Sie, ich bitte und beschwöre Sie."

„Warum sind Sie denn über das Schicksal des Sohnes Ihres Wohlthäters jetzt mehr beunruhigt, als da ich Sie verlassen hatte?" sagte ich zu ihm.

„Weil mich die bei dem Ungeheuer Durand ausgebrochene Feuersbrunst erschreckt. O, ich weiß wohl, daß dieses Unglück nicht vom Zufall kommt. Nun, ist's Fräulein Laura, oder ist's . . ."

„Also kennen Sie Fräulein Laura auch?" fragte ich den gewesenen Güterverwalter, ihn unterbrechend.

„Ob ich Fräulein Laura kenne? Ich kenne sie ja schon von ihrer Geburt an", antwortete er mir. „Ich weiß' Alles, ich sag' Ihnen, Alles! Und die Nachstellungen dieses abscheulichen Mörders Durand und die monströse Heirath, die vor acht Tagen vor sich gegangen . . . . Darum eben bin ich beunruhigt, darum zittere ich; denn es scheint mir unmöglich, daß Gaston an diesem Brande unschuldig sei."

„Sie haben Recht, Ihre Ahnung ist richtig, mein guter Herr," sagte ich zu dem gewesenen Güterverwalter, indem ich ihm den Arm reichte; „ja, Gaston ist gewiß bei diesem Unglücksfall betheiligt. Aber gehen wir hinweg, ich werde mich erst aussprechen, wenn wir in aller Sicherheit reden können und nicht Gefahr laufen, daß eines unserer Worte einem Angeber zu Ohren kommt."

„Kommen Sie zu mir, aber vor allem sagen Sie mir nur mit Ja oder Nein: Ist Gaston in diesem Augenblick in einer Gefahr?"

Beherzigend, wie groß die Bestürzung des braven Mannes sein würde, wenn ich ihm mit Ja antwortete, und wie sehr er eben so wie ich dadurch gefährdet werden könnte, blieb ich bei meinem Entschluß, kein Wort mehr zu sagen. Fünf Minuten später blieb mein Begleiter vor einem kleinen Hause stehen und die Hausthüre ging auf, ohne daß er anklopfte.

„O, mein Lieber, wie war ich doch wegen Deiner Abwesenheit in Angst! rief eine Frau aus, die etwa fünf und vierzig Jahre alt sein mochte. „Länger als eine Stunde schon stehe ich im Hausgange und warte auf Dich. Ich habe Deine Schritte gehört, aber Du bist nicht allein . . ."

„Dieser Herr, meine liebe Christine," antwortete Karl V., „ist ein Freund von Gaston; Du kannst vor ihm ohne Furcht reden."

„Nun denn, mein Herr," rief Frau V. aus, mich mit einem flehenden Blicke ansehend, „was ist aus Gaston geworden?"

„Erlauben Sie mir, bevor ich Ihnen eine Antwort gebe, die Hausthüre zuzuschließen."

„Sie machen mich zittern. Nun denn, der junge Graf?"

„Ist nicht mehr unter den Lebenden!" antwortete ich ganz niedergeschlagen, denn ich sah wohl, welch furchtbaren Schlag meine Antwort diesen edlen Menschen versetzen mußte.

Wirklich hatte ich kaum diese Worte ausgesprochen, so stießen der Mann und seine Frau gleichzeitig einen herzdurchdringenden Schrei aus. Bald darauf hielt Frau V. ihre Hand auf's Herz, Todesblässe trat auf ihr Angesicht, ihre Augen schlossen sich und sie sank bewußtlos in die Arme ihres Gatten.

„Nun wahrlich," sagte ich bei mir selber, indem ich Herrn V. seine Frau in ihr Zimmer tragen half, „Frankreich ist noch nicht so verloren, wie ich mir gedacht, denn es gibt immer noch Menschen, die für Dankbarkeit und Liebe empfänglich sind."

Sobald die treffliche Frau wieder zum Bewußtsein gekommen, bat sie mich unter Thränen, ihr Alles zu erzählen, was ich in Betreff des Grafen wisse. Ich beeilte mich, ihr so gut als möglich zu willfahren.

„Unglücklicher junger Mann!" rief sie aus, als ich mit meiner Erzählung zu Ende gekommen, „so Vieles leiden und am Ende eines so traurigen, so unglücklichen Todes sterben — und doch war er so gut, so brav, so edel, so aufopfernd!"

Wahrscheinlich, um dieses peinliche Gespräch, das seine Frau so sehr angegriffen, abzubrechen, fragte Hr. V. jetzt schnell um das Befinden seiner vor zwei Tagen am Fieber erkrankten Tochter.

„Clotilde ist immer noch sehr leidend," antwortete sie, „doch gab mir der Arzt, der bald nach Deinem Weggehen gekommen, die beruhigende Versicherung, es sei durchaus keine Gefahr vorhanden."

„Und Ludwig?" fragte Hr. V. weiter, „ich sehe ihn nicht; ist er noch nicht nach Hause gekommen?"

„Nein, lieber Freund, ich habe unseren Sohn nicht mehr gesehen, seitdem er mit Dir fortgegangen."

„Er ging mit mir auf die Brandstätte, aber im Gedränge haben wir uns verloren."

Herr V. hatte dies kaum gesagt, als sein junger Sohn Ludwig, ein Knabe von fünfzehn bis sechszehn Jahren, eintrat. Er hatte ein unschuldiges und doch muthiges Aussehen. Die gute Meinung, die ich gleich beim ersten Anblick von ihm gewonnen, ward noch bestärkt, als er mit ehrfurchtsvoller Hingebung seine Mutter umarmte und sich mit aller

Sorgfalt nach ihrem Befinden erkundigte. Da es schon spät war, wollte Hr. V. mich durchaus nicht mehr in's Gasthaus gehen lassen; seine Frau bot mir mit aller Bereitwilligkeit ein Zimmer an.

Ich war durch die furchtbare Katastrophe, die ich mitangesehen, zu sehr aufgeregt, als daß ich einen Augenblick Ruhe genießen konnte; wenn der Schlaf mich überwältigen wollte und die Augenlider sich schlossen, so erwachte in mir sogleich wieder das Bild der unglücklichen Laura oder des beklagenswerthen Gaston, und der Schlaf war verscheucht. Diese Nacht kam mir sehr lang vor; ich dachte ernstlich, ja schmerzlich über meine Zukunft nach, und beschloß, meine Reise jetzt zu beschleunigen, schnellstens meine Familie aufzusuchen und abgeschlossen von der Welt und ihren Begebenheiten in Stille und Ruhe ein einsames Leben zu führen. Diese Aussicht auf baldige Ruhe nach den vielen Stürmen und Bewegungen, die ich seit meinem Eintritt in das Soldatenleben durchgemacht, erquickte mein Herz, so daß ich gegen Anbruch des Tages einschlummern konnte.

O wie weit war ich entfernt, das Erwachen zu ahnen, das meiner harrte, und an alle die Bekümmernisse, Schmerzen und Leiden zu denken, die schon nach wenigen Stunden ohne Erbarmen und ohne Unterbrechung über mich kommen und mich nöthigen sollten, den Becher der Verfolgung bis auf die Hefe auszutrinken.

Als ich erwachte, strahlte die Sonne im hellsten Glanz am Himmel; bei meinem Aufstehen lachte die ganze Natur. Mein Gastfreund klopfte bescheiden an meine Thüre und machte mir die Anzeige, daß das Frühstück bereit stehe.

Beim Eintreten in das kleine, aber reinliche Eßzimmer des Herrn V. fand ich seine treffliche Gattin. Sogleich erkundigte ich mich nach dem Befinden ihrer Tochter.

„Clotilde hat eine sehr unruhige Nacht gehabt," antwortete sie; „ich habe bereits meinen Sohn zum Arzt geschickt."

Frau V. entschuldigte sich, daß sie ein so bescheidenes Frühstück — wie es denn auch in der That war — bereitet habe. Ich versicherte sie, daß in der gegenwärtigen Nothzeit ich an spärlich besetzte Tafeln gewöhnt sei und hiervon nur selten eine Ausnahme mache. Kaum waren wir zu Tisch gegangen, so wurde an die Hausthüre wiederholt und sehr stark geklopft.

„Das ist Ludwig, der mit dem Arzt kommt", bemerkte Frau V., indem sie aufstand, um die Thüre zu öffnen.

„Ludwig weiß, daß seine Schwester krank ist, er hätte nicht so heftig gepocht", bemerkte ihr Gatte.

Ich gestehe, eine eigenthümliche Angst preßte mir in diesem Augen-

blick das Herz zusammen; ich fürchtete, als Mitschuldiger des Grafen von L. angegeben worden zu sein und verhaftet zu werden.

Tausend verwirrte Gedanken gingen mir durch den Kopf: soll ich Widerstand leisten oder mich fügen, Gewalt brauchen oder mich ergeben? Ich wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte, da trat Frau V. wieder in's Speisezimmer und machte meiner Ungewißheit ein Ende.

„Mein Lieber," sagte sie zu ihrem Mann, „der mit der Requisition der Wollendecken beauftragte Commissär ist da, macht bei uns Hausdurchsuchung und fordert von uns die betreffende Auskunft."

Hr. V. stand auf, um Bescheid zu geben, als in einem anstoßenden Gemach ein durchdringender Schrei erscholl, der ihn regungslos und wie vom Blitz getroffen, an seinen Platz fesselte.

„Eilen Sie meiner Tochter, meiner Clotilde zu Hülfe!" rief Frau V. vom heftigsten Schrecken ergriffen mir zu.

Jetzt schon zum zweiten Male derselbe Schrei. Ich nahm meinen Degen und eilte dahin.

Durch eine halbgeöffnete Thüre, die ich mit Heftigkeit aufriß, kam ich in das Schlafgemach. Unvergeßlich bleibt es mir, von welch' tiefer Entrüstung ich ergriffen wurde beim Anblick des Requisitionscommissärs, welcher dem armen kranken Mädchen die Decke hinwegriß, wie sehr sich die Kranke auch dagegen wehrte.

„Elender," sagte ich zu ihm, ihn beim Kragen seiner Carmagnole fassend, „was thust Du da?"

„Ich thue, was meine Pflicht ist," antwortete er mir, indem er mir drohende Blicke zuwarf.

„Ist das deine Pflicht, die Schamhaftigkeit junger Mädchen zu verletzen und das Leben der Kranken zu gefährden? Du siehst ja, daß dieses Mädchen von einem heftigen Fieber ergriffen ist . . . Gehe hinaus und packe Dich!"

„Ich habe mir von Niemanden befehlen zu lassen, und dein großer Schnauzbart schreckt mich durchaus nicht." Mit diesen Worten wendete er sich an zwei gewaltige Bursche, die wie Athleten aussahen und ihm gleichzeitig als Hülfe und Schutzwache dienten, und rief ihnen zu: „Ihr da, machet, daß dieser elende Föderalist mich nicht länger aufhält und hindert."

Kaum war dieses gesagt, so sprangen mir die zwei Kerle an die Gurgel, bevor ich nur Zeit hatte, mich zur Wehre zu setzen.

„Sehr gut, nun, das heißt man arbeiten. Jetzt kommt es an uns", fuhr der Commissär fort, sich gegen die arme Kranke richtend, die, vom heftigsten Schrecken ergriffen, hinter ihrem Bette zusammengekauert war. Der schändliche Commissär, dem Mädchen näher rückend, erhob ein schal-

lendes und unverschämtes Gelächter, das seine zwei würdigen Begleiter unterstützten, während dessen ich eine gewaltige Anstrengung machte, mich frei zu ringen; aber die zwei Knechte waren auf ihrer Hut und mein Versuch mißlang.

„Hierher, Herr V.!“ rief ich jetzt aus vollem Halse, „kommen Sie, man entehrt Ihre Tochter!“

Ich hatte diese letzten Worte noch nicht ausgesprochen, da kam gerade zur rechten Zeit Hülfe, auf die ich nicht gerechnet. Der junge Ludwig, Bruder der Clotilde, sprang wie ein Tiger ins Zimmer, ergriff im Kamin einen eisernen Dreifuß und stürzte heulend auf den Commissär los, der in demselben Augenblicke, ganz mit Blut überronnen und am Kopf furchtbar verletzt, zu Boden stürzte.

Ich benützte die Bestürzung der zwei Knechte des Commissärs, machte mich von ihnen los, nahm den Degen zur Hand und schrie ihnen zu: „Hinaus mit Euch, auf der Stelle, Ihr Lumpenkerls, oder Ihr seid des Todes!“

Da die zwei elenden Burschen jetzt keinen Führer mehr hatten, fügten sie sich ohne Verzug meiner Weisung, und wir zwei, Ludwig und ich, blieben als Sieger auf dem Kampfplatz. Alles das war in zwanzigmal kürzerer Zeit vor sich gegangen, als ich zum Erzählen bedarf; die ganze Scene hatte kaum eine halbe Minute gedauert.

Herr V. und seine Gattin, denen ich diesen traurigen Vorfall in wenig Worten schilderte, wurden von solchem Schrecken ergriffen, daß sie nicht wußten, was sie beginnen sollten; sie betrachteten sich schon als verloren.

„Meine Lieben, helfen Sie mir vor Allem, diesen Commissär aus diesem Zimmer zu schaffen. Wenn er, wie ich hoffe, nur betäubt und seine Wunde nicht gar zu groß und zu gefährlich ist, so glaube ich, wir werden die Sache mit einem Geldopfer wohl wieder beilegen können. Stirbt er aber, dann freilich ist es schlimmer. Aber immerhin hat er seinen Tod wohl verdient. Sie aber, lieber Freund,“ sprach ich zu Ludwig, „gehen Sie so schnell als möglich fort; fliehen Sie zu einem Freunde, oder zu einem Ihrer Verwandten, gleichviel wohin, wenn man Sie nur nicht in diesem Augenblicke verhaften kann.“

„Ja, mein lieber Sohn,“ rette dich, setzte Frau V. bei, indem sie ihren jungen Ludwig umarmte. „Verliere keine Minute Zeit . . . Auf Wiedersehen!“

Da ich mich eben erinnerte, daß Gaston mich zu seinem Erben eingesetzt hatte, so drückte ich dem jungen Manne zehn Louisd'or in die Hand und drängte ihn, ohne Zeit zum Antworten zu lassen, sanft bis zur Hausthüre.

Der Requisitionscommissär war zum Glück nur betäubt und kam bald wieder zur Besinnung. Ich machte ihm Vorwürfe wegen seines unwürdigen Betragens und stellte an ihn schon die Frage wegen Entschädigung; da sah ich eine Abtheilung von etwa fünfzehn Mann Revolutionstruppen in die Küche treten, an deren Spitze sich die zwei Gehülfen des Commissärs befanden.

„Im Namen des Gesetzes erkläre ich Dich für verhaftet!“ sagte zu mir der Führer dieser Expedition, indem er mich beim Kragen faßte.

„Es bedarf da gar keiner Anwendung von Gewalt,“ antwortete ich ihm ganz gelassen, „es ist nicht meine Absicht, Widerstand zu leisten.“

„Daran thust Du gut, denn es wäre auch umsonst.“

„Laß mich schnell in meinem Zimmer meine Kleider einpacken; ich folge Dir in einem Augenblick.“

„Einen Augenblick? Du suchst vielleicht zu entfliehen!“

„Das wäre mir nicht leicht, denn das Haus hat nur einen Ausgang, und das Fenster meines Zimmers geht gegen die Straße.“

„Gleichviel, zwei Mann sollen Dich begleiten.“

Den Umstand, daß die Revolutions-Soldaten mit dem Commissär sich beschäftigten, der ihnen erzählte, in welch abscheulichen Hinterhalt er gefallen sei, benutzte mein Gastfreund, um mir mit den zwei Wächtern zu folgen.

Indem ich ihm hundert Louisd'or zusteckte, sagte ich leise zu ihm: „Mein lieber Freund, wenn ich verurtheilt werde, so gehört dieses Geld Ihnen; werde ich wieder frei, so werden Sie es mir zurückgeben.“

Ich nahm jetzt meinen Beutel, wendete mich an meine zwei Wächter, die mir auf der Ferse folgten, um jede meiner Bewegungen zu beobachten, und sprach zu ihnen: „Bürger, ich zweifle keinen Augenblick, daß man mich auf der Stelle wieder freilassen wird. Ich bin ein Militär, der an der Grenze gegen die Trabanten des Auslandes gekämpft hat. Nehmet da einen Louisd'or in Gold, ich habe ihn in der Tasche eines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Piemontesen gefunden. Ihr möget mit diesem Geld auf das Wohl der Republik und auf die Demüthigung des Auslandes trinken!“

Meine Leibwächter ließen sich nicht lange bitten, mein kleines Geschenk anzunehmen; sie wurden sogar dahin einig, zu erklären, es habe in der That den Anschein, ich sei ein vortrefflicher Patriot und an meiner sofortigen Freilassung sei gar nicht zu zweifeln.

„Wollt Ihr denn, da Ihr doch eine so gute Meinung von mir habt, mir erlauben, ein paar Worte allein mit diesem Bürger zu sprechen?“ fragte ich sie, indem ich auf meinen Gastgeber hinwies, „ich möchte ihm

nur einen unbedeutenden Auftrag mittheilen und ihn um dessen Vollziehung ersuchen."

Da mein Ansuchen bei den Wächtern gute Aufnahme fand, zog ich Herrn V. auf die Seite, ging mit ihm in eine Ecke des Zimmers und sagte ihm so leise, daß ich von den Wächtern nicht verstanden werden konnte.

„Mein lieber Freund, Sie werden unter der Matratze meines Bettes ein Tagebuch finden, welches meine Reisenotizen enthält. Ich ersuche Sie, diese Papiere wohl zu verwahren und dieselben durch die erste sichere Gelegenheit meiner Familie sammt meinem letzten Abschiedsgruß zu übermitteln. Jetzt leben Sie wohl!"

„Nicht auf Lebewohl, sondern: auf Wiedersehen!" antwortete Hr. V. und schüttelte mir die Hand. „Nur weil Sie meine arme Clotilde vertheidigt haben, sind Sie in Gefahr gekommen; ich wäre darum des Namens eines Ehrenmannes nicht werth, wenn ich nicht Alles für Sie thäte. Zählen Sie auf mich."

Ich nahm meinen Tornister auf den Rücken und ging in das Haus hinab, meine Wächter hinter mir her.

„Nun auf den Weg!" sagte der Führer der Revolutionssoldaten. Eine Minute später wanderte ich als Gefangener durch die Straßen von St. Flour. Kaum einige Personen wendeten sich um, mich anzuschauen.

Nach einem raschen Marsch kamen wir auf's Amt, wo ich sogleich dem Vicepräsidenten vorgeführt wurde.

„Wer bist Du? Woher kommst Du? Welches Verbrechens bist Du angeklagt?" fragte er mich.

„Ich bin Offizier, habe an der Grenze gegen die Feinde der Republik gekämpft und bin angeklagt, daß ich einen Nichtswürdigen gehindert habe, ein junges Mädchen zu entehren", antwortete ich. „Uebrigens habe ich da meine Marschroute, die Dein Sekretär selbst gestern visirt hat."

Der Vicepräsident griff hastig nach dem Papier, das ich ihm hinhielt, warf schnell einen Blick hinein und fragte, sein Verhör wieder aufnehmend, weiter:

„Was für ein junges Mädchen hast Du, im Widerspruch mit dem Gesetze, zu vertheidigen Dich unterfangen?"

Ich erzählte jetzt dem Vicepräsidenten in kurzen Worten, was bei meinem Gastfreund vorgefallen. Der Schrecken und die Entrüstung, welche der jungen Clotilde verursacht worden, gewährte ihm nicht geringe Freude und er konnte sich nicht enthalten, hellauf zu lachen.

„Was doch das für ein Verführer ist, dieser Commissär", rief er aus. „Nun denn, verheimliche mir nichts, Du warst gewiß eifersüchtig auf ihn, nicht wahr?"

Ich wollte mich nachdrücklich gegen eine solche Zumuthung ver-

wahren; aber weil ich dachte, es sei klüger, den Vicepräsidenten bei seiner heiteren Stimmung zu erhalten, als seinen Unwillen zu erwecken, so stellte ich mich, als wenn diese absurde Anschuldigung mich etwas in Verwirrung brächte, und vertheidigte mich nur schwach dagegen.

„Du wirst roth? Du wirst roth?" sagte er zu mir und brach wieder in ein lautes Lachen aus, „Du siehst wohl, daß ich das menschliche Herz kenne. Man kann mir Nichts verbergen. Nach Allem muß ich urtheilen, daß, wenn Du deinerseits etwas grob warst, der Commissär seinerseits doch auch kein humanes Verfahren und keine Höflichkeit beobachtete. Aber Alles zusammen wäre nicht werth, daß man eine Katze dafür peitschte!"

„Das ist auch meine Ansicht, Bürger. Ich habe nie daran gezweifelt, daß Du mich allsobald wieder in Freiheit setzen werdest. Kann ich wieder fortgehen?"

„Nun, ja . . .; doch, nein. Vor Allem ein regelmäßiges Verfahren. Ich muß vorerst den Requisitionscommissär verhören."

Diese Antwort, welche ich schon als eine Freilassungserklärung betrachtete, erfüllte mich mit Freude; schon dankte ich Gott, daß er mich aus dieser Gefahr gerettet, als ein Wagen, der im Galopp herangesprengt war, im Amtshof anhielt. Bald darauf hörte man im Vorzimmer rasche Schritte, und sofort trat ein junger Mann, den Hut auf dem Kopf, von stolzem und entschlossenem Aussehen, in das Zimmer, wo ich mich befand.

Beim Anblick des eben Angekommenen konnte ich einen Ausdruck der Bestürzung nicht unterdrücken; denn ich erkannte, daß es um mich geschehen sei. Dieser so eben Angelangte, dessen unvermuthetes und unzeitiges Erscheinen auf mich einen solchen Eindruck des Schreckens machte, war Niemand anders als derselbe Commissär des Wohlfahrtsausschusses, mit dem ich vor vierzehn Tagen zu Saint-Cunat zusammengetroffen war, dem ich unfreiwillig sein Nachtessen aufgezehrt und der mich zuletzt als seinen Collegen begrüßt hatte.

Sobald er seine Urkunde abgegeben, stand der Vicepräsident mit wenig republikanischer Eilfertigkeit auf und bot ihm seinen eigenen Lehnsessel an.

„Ich bin nur auf's Amt gekommen, um einen Blick in die Register zu werfen und einige Aufklärungen zu verlangen", antwortete ihm die hohe Person, und blickte mich indessen mit einer Festigkeit und Aufmerksamkeit an, die ich mit Gleichgültigkeit zu ertragen suchte. „Nein, ich irre mich nicht", fuhr der Commissär fort und prüfte meine Person noch aufmerksamer. „Wie? College, Du kennst mich nicht?"

Auf diese Frage durfte ich nicht länger schweigen, ich mußte ihm eine Antwort geben, und da ich wohl einsah, daß mir da nur Frechheit

helfen könne, nahm ich meine ganze Kaltblütigkeit zu Hülfe und war entschlossen, meine Rolle ganz durchzuführen.

„Ich kenne Dich gar wohl", antwortete ich ihm.

„Nun denn, warum bleibst Du denn vor mir so unbeweglich und schweigsam, ohne mir ein Wort zu gönnen und ohne mir die Hand zu reichen?"

„Weil ich mir, wie Du Dich dessen noch erinnern solltest, zur Regel gemacht, keine Aeußerungen zu thun, die mein Incognito verrathen könnten", antwortete ich ihm, indem ich mich launig stellte.

„In der That, ich thue nicht Recht, ich muß es bekennen; ich dachte gar nicht mehr daran, daß Du das Geheimthun liebst. Nun denn, es hat nicht viel auf sich; der Bürger-Vicepräsident des Amtes ist wahrscheinlich der einzige Mann, der Deine Stellung kennt, und er wird Verschwiegenheit beobachten. Was hast Du auf dem Amte gethan? Uebrigens sage es nur offen, wenn meine Anwesenheit ungelegen ist, ich muß eben in die Volksversammlung gehen; ich komme wieder zurück, wenn Du mit Deinem Geschäfte zu Ende bist."

„Wirklich," sagte ich mit verdoppelter Frechheit und Unverschämtheit, denn der entscheidende Augenblick schien mir gekommen, — „wirklich kommt mir Deine Anwesenheit nicht gelegen."

„Das habe ich vermuthet. Ich gehe jetzt in die Volksversammlung, aber ohne mich bei Dir zu verabschieden; denn ich hoffe, wir werden heute zusammen speisen."

„Ich kann es nicht versprechen, aber ich will das Möglichste thun, damit es geschehen kann. Auf Wiedersehen!"

Der Vicepräsident hatte während unseres ganzen Zwiegesprächs unaufhörlich unzweideutige Zeichen der größten Verwunderung gegeben. Ich kann mich heute noch nicht ohne Lachen an den komischen Ausdruck des größten Staunens erinnern, den sein Gesicht annahm, als er zum ersten Mal hörte, wie der Commissär des Wohlfahrtsausschusses mich als Collegen betitelte.

„Um Vergebung, Bürger," sagte er zum Commissär, indem er ihn im Augenblick, da dieser den Saal verlassen wollte, zurückhielt, „Dein ganzes Gespräch mit diesem Offizier ist mir unverständlich."

Auf diese Frage sah mich der Commissär des Wohlfahrtsausschusses lächelnd und mitleidig die Achseln zuckend an, als wollte er mir sagen: „Wahrlich, mit diesen Leuten in den Provinzen ist's nicht weit her." Dann ging er, ohne den Vicepräsidenten einer Antwort zu würdigen, zur Thüre. Mein Herz pochte heftig: noch einige Schritte, und ich bin gerettet! aber ach, es sollte nicht so sein. Der Vicepräsident, der keinen Ausdruck dieser Geberdensprache unbeachtet gelassen, stürzte auf den Com-

missär des Wohlfahrtsausschusses zu, stellte sich zwischen ihn und die Thüre und sagte zu ihm in größter Aufregung:

„Bürger, ich beschwöre Dich, sage mir doch, habe ich denn wirklich bei Verhaftung dieses Offiziers unfreiwillig gegen einen Freund des berühmten und unvergleichlichen Robespierre mich durch Mangel an Achtung verfehlt?"

„Wie, Du hast diesen Offizier verhaften lassen?" sagte der Commissär mit einem Erstaunen, das mir nichts Gutes andeutete.

„Ja freilich und ich verhörte ihn eben, als Du kamst."

„Ah, Du verhörtest ihn? Und antwortete er?"

„Er zeigte mir seine Papiere, die in Ordnung sind und beweisen, daß er zur Operationsarmee in Piemont gehört."

Auf diese Antwort des Vicepräsidenten nahm der junge revolutionäre Commissär eine durchaus veränderte Haltung an; sein Lächeln verwandelte sich in ein ernstes und hartes Aussehen, seine Augenbrauen zogen sich in drohender Weise zusammen und in hochmüthigem und barschem Tone sagte er zu mir: „Laß deine Papiere sehen!"

Jetzt war's um mich geschehen; da mir meine Frechheit nicht durchgeholfen, blieb mir nichts Anderes übrig, als mich in mein unglückliches Schicksal zu fügen. Ich gehorchte der Forderung unverzüglich.

Der Commissär des Wohlfahrts-Ausschusses prüfte meine Marschroute mit größter Aufmerksamkeit; sodann an den Vicepräsidenten sich wendend, sagte er zu ihm:

„Bürger, Du bist mit deinem Kopf für diesen Spion verantwortlich."

„Wie denn, dieser Offizier sollte also kein Regierungscommissär sein?"

„Dieser Schuft, ich sag' Dir's noch einmal, ist ein Spion, ein Emissär des Auslandes, ein Royalist, ein Föderalist, ein englischer Agent, vielleicht sogar ein nicht beeidigter Priester, oder wohl gar ein ehemaliger Adeliger, ein Aristokrat."

Jemehr der Commissär fortfuhr, mir solche Titel beizulegen, in dem Maße trat der Vicepräsident mit Schauder von mir zurück.

„Bürger," sagte ich zu meinem alten Bekannten von St. Cunat, „alle diese Verbrechen, die Du mir da zur Last legst, reduciren sich für mich auf einen einzigen Mißgriff, auf den nämlich, daß ich Dich für witzig gehalten und mit Dir Scherz getrieben habe. Uebrigens, wenn Du gerecht sein willst, so besinne Dich nur wohl und Du wirst finden, daß ich mich nie für einen Regierungscommissär ausgegeben habe; im Gegentheil habe ich mich immer geweigert, den Titel eines Collegen anzunehmen, den Du mir durchaus aufnöthigen wolltest . . ."

„Ja, um mich in meinem Irrthum noch mehr zu bestärken. Wie? Du bildest Dir ein, man könne ungestraft einen Commissär des Wohl-

fahrts-Ausschusses zum Besten halten, ihm sein Nachtessen wegnehmen, mit ihm, wie mit Seinesgleichen plaudern, gegen die Republik conspiriren? . . ."

„Halt!" rief ich aus, „wenn je eine Republik in Frankreich möglich ist, — ich will Dir aber nicht bergen, daß ich bereits zu zweifeln anfange, — so kann sie nur dann bestehen, wenn sie im höchsten Grade rechtschaffen und tugendhaft ist. Diejenigen, welche gegen die Republik conspiriren, das sind grade die Leute, welche ihren gemeinen und niedrigen Leidenschaften unter dem Namen der Republik befriedigen, die sich in ihren Mantel hüllen, um ihre persönlichen Rachegelüste zu stillen, die viel von Freiheit reden, aber nur um ihre Feinde in's Gefängniß zu führen, die von Gleichheit schwatzen, aber dabei verlangen, daß Alles sich vor ihrer Gewalt bücke und ducke, die von Brüderlichkeit faseln, aber diejenigen auf's Schaffot führen, deren Tugenden und Talente eine lebendige Satyre auf ihre Unsittlichkeit sind."

„Schweig, Elender!" rief der Commissär des Wohlfahrtsausschusses, mich zornig unterbrechend. „Schweig, oder ich lasse Dich knebeln."

„So sei's denn," sprach ich zu ihm, „ich will schweigen; aber wenigstens gib Dir nicht den Anschein, als lassest Du mich deswegen verhaften, weil ich conspirire. Gestehe es nur ohne Umstände, daß Du einen Haß auf mich hast, weil ich Dich, ohne es zu wollen, eine so lächerliche Rolle zu spielen veranlaßt habe, und daß Du Dich dafür jetzt rächen willst . . ."

Mein gewesener College von St. Cunat fand für gut, mir nicht mehr zu antworten, und die Sache endete damit, daß er dem Vicepräsidenten nochmals empfahl, für meine Sicherheit wohl bedacht zu sein.

Eine Viertelstunde später führten mich dieselben Revolutionssoldaten, welche mich verhaftet, in das Gefängnißgebäude.

Meine Verwunderung war nicht gering, da ich an der Thüre dieses Trauerhauses drei Wagen stehen sah, die wohl bespannt und zum Abfahren bereit waren.

„Für wen sind denn diese Fuhrwerke in Bereitschaft gesetzt?" fragte ich den Kerkermeister, der mich in Empfang nahm.

„Was geht das Dich an?" antwortete er mir barsch. „Fort, Marsch!"

„Wo führst Du mich hin?" fragte ich bescheiden. „Ich besitze etwas Geld und will lieber Einiges bezahlen, als in das allgemeine Gefangenzimmer gehen."

Der Kerkermeister schien sich zu bedenken; alsdann sagte er zu mir, indem er ein schelmisches Lächeln nur schwer verbergen konnte: „Nun gut, gib mir einen Thaler, so bekommst Du dein besonderes Zimmer."

Ein Beschließer, der uns begleitete, öffnete jetzt eine niedere und

schmale Thüre und stieß mich bei den Schultern in einen unbesetzten Winkel, der wie eine Nische aussah, schob die Riegel hinter mir zu und überließ mich allein meinen traurigen Betrachtungen.

Ich kann nicht aussprechen, welch tiefen Eindruck es auf mich machte als die Gefängnißthüre sich knarrend vor mir schloß: es war mir, als gehöre ich nicht mehr der Welt an und als wäre ich schon in das Vorzimmer der Ewigkeit eingetreten. Uebrigens konnte ich nicht lange meinen trüben Gedanken nachhängen; denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, so klirrte ein Schlüssel im Schloß und der Kerkermeister trat ein.

„Heda, stehe auf und mache Dich auf den Weg," sagte er mir in rauhem Tone, „der Zug will abfahren."

„Was für ein Zug?" fragte ich ihn voll Besorgniß, indem ich ihm durch einen langen und düstern Gang folgen mußte.

Der Kerkermeister mochte an der Veränderung meiner Stimme gewahren, wie viel mir daran gelegen sei, eine Antwort zu erhalten, und ermangelte nicht, Stillschweigen zu beobachten.

Aber ich beharrte auf meiner Frage und sprach: „Du sagst mir, es gehe ein Zug ab; das geht mich ja Nichts an, muß ich denn nicht hier bleiben? Hast Du mich nicht einen Thaler zahlen lassen für die Miethe meines Zimmers?"

„Wer hat von Dir einen Thaler gefordert? Niemand, Du hast mir ihn gegeben, ich habe ihn angenommen, das ist Alles. Nun denn, geschwind vorwärts und verhalte Dich ruhig."

Wohl einsehend, daß von der Gefälligkeit und Menschlichkeit dieses Kerkermeisters Nichts zu erwarten sei, schwieg ich und bald darauf gelangten wir zur äußeren Thüre des Gefängnisses. Obschon ich noch nicht mehr als eine Stunde von der Welt abgeschlossen war, begrüßte ich die Sonne mit einer unbeschreiblichen Freude. Doch dieses Vergnügen war von kurzer Dauer; der Anblick des Commissärs, der meine Verhaftung angeordnet und der mir einen schadenfrohen Blick zuwarf, erinnerte mich an die traurige Wirklichkeit.

Kaum hatte ich den Fuß auf die Straße gesetzt, so traten zwei Gensdarmen aus der Bedeckung, welche die obenerwähnten Wagen umgaben, hervor, faßten mich unsanft, der eine beim Kragen, der andere am Rücken meiner Uniform und warfen mich in eine der Berlinen. In demselben Augenblick knallten die Peitschen der Postillone in der Luft und unsere Gefängnisse setzten sich in Bewegung, von wilden Rossen gezogen.

Ich war so bestürzt und so verblüfft, die Abfahrt geschah mit solcher Schnelligkeit, daß der Wagen schon einen Theil der Stadt durchfahren

hatte, bevor ich nur auf den Gedanken kam, mich umzusehen, wer meine Unglücksgefährten seien.

Wir saßen zu Vier in einem engen Kasten.

Mein Nachbar zur Linken war ein dicker Mann mit rundem Bauch, rothem Gesicht, dicken und rothen Lippen, lebhaftem und höhnischem Auge; er mochte fünf und vierzig bis sieben und vierzig Jahre zählen. In auffallendem Kontrast mit diesem Letztern saß mir gegenüber ein kleiner alter Mann, von magerem und schmächtigem Körper und düsterm Gesicht; er war in einen Winkel zusammengeduckt. Diesem alten Mann zur Seite saß ein junger Mann, dessen schwarzbraune Gesichtsfarbe und stark markirte Züge seine fremde Abkunft zu erkennen gaben; er rauchte ganz gemächlich eine schlechte Marseiller Cigarre, ohne sich darum zu kümmern, daß er seine Nachbarn der Gefahr aussetzte, krank zu werden.

Der dicke Mann richtete zuerst das Wort an mich:

„Es scheint, Bürger," sagte er zu mir, „die Armee liefere auch ihr Contingent an die Politik, und die Offiziersuniform werde von unsern Gesetzgebern nicht mehr geachtet, als der Rock oder die Carmagnole des Bürgers und des Künstlers . . . Aber, ums Himmels willen, machen Sie doch nicht ein so trauriges und verzagtes Gesicht. Sie werden auf den Schlachtfeldern dem Tod wohl schon nahe genug in's Gesicht geblickt haben und an Ihnen wäre es also, uns mit dem Beispiel des Muthes voranzugehen."

„Der Tod hat nichts Abschreckendes, wenn man für sein Vaterland in den Kampf geht, man fällt mit Ruhm umstrahlt", antwortete ich ihm.

„Diese Antwort entzückt mich", rief der dicke und fröhliche Mann aus und rieb sich lustig die Hände. „Ich sehe, daß ich an Ihnen einen Mann gefunden, mit dem man seine Gedanken austauschen und die Zeit angenehm vertreiben kann. Gepriesen sei der Zufall, der Sie zu mir geführt. Denken Sie sich, diese zwei Bürger, mit denen ich schon vierundzwanzig Stunden reise, sind stumm wie das Grab; der Eine hat fortwährend innerlich geschluchzt, wenn ich so sagen darf, der Andere hat immer geraucht. Ich hatte zum Sterben Langeweile und empfand einen wahren Durst nach Worten. Darf ich fragen, welcher Ursache ich die Ehre und das Vergnügen zu verdanken habe, Ihre Gesellschaft zu genießen? Was war der Grund zu Ihrer Verhaftung?"

„Sie stellen da an mich eine Frage, die mich nicht wenig in Verlegenheit setzt; ich bin verklagt — und ich muß gestehen, daß die Anklage nicht grundlos ist, — daß ich ein junges Mädchen gegen einen Bösewicht beschützte."

„Ei, ei; wenigstens haben Sie einen Thatbestand gegen sich. Wenn dieser Lumpenkerl nur irgend eine Stelle von Bedeutung in der Repu-

blik inne hat, so kann Ihre Sache eine traurige Wendung nehmen. Nun denn, wollen Sie auch wissen, warum ich verhaftet worden bin?"

„Sehr gerne," sagte ich zu dem dicken Mann, dessen Geplauder mir wenigstens deßhalb erwünscht war, weil es meine Gedanken von der kritischen Lage ablenkte, in welcher ich mich befand.

„Ich bin wegen der Heiterkeit meines Charakters verhaftet worden. Ich versichere Sie, daß ich in diesem Augenblick im vollsten Ernste rede."

„Das mag sein, aber ich verstehe Sie nicht."

„Ein Schuster, mit dessen Arbeit ich nicht zufrieden war und dem ich deswegen die Kundschaft aufgekündet, klagte mich an, daß ich am Tage, da die Schlappe unserer Armee bekannt wurde, am Hafen von Marseille gelacht habe. Sogleich wurde ich handfest gemacht, in's Gefängniß geführt und verhört. Nun waren aber die Fragen, die an mich gestellt wurden, so drollig, mein Verhörrichter gab so viel Anlaß zum Spaß und Gelächter, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn seine Unfähigkeit fühlen zu lassen. Natürlich erklärte er mich für einen abscheulichen Föderalisten. Unterdessen kam ein Commissär des Wohlfahrtsausschusses nach Marseille, der große Thätigkeit und Eifer im Aufspüren von Verschwornen entwickette; ich wurde ihm als einer der gefährlichsten Agenten des Auslandes vorgeführt. Tags darauf, d. h. vorgestern, wurde ich in diesen Wagen gesteckt, wo ich gegenwärtig mit Ihnen mich zu unterhalten die Ehre habe, und werde jetzt nach Paris geschickt, um mich über meine gefährliche und verdächtige Fröhlichkeit zu verantworten. Ich wünsche mir jetzt nur das Eine, daß, wenn ich vor Fouquier-Tinville *) erscheine, welcher kurzen Prozeß macht, ich so viel Festigkeit und Willenskraft in mir finde, um an mich zu halten, daß ich ihm nicht in's Gesicht lachen muß."

„In der That," sagte ich zu meinem Nachbar, dessen Erzählung mich ergötzte, „was Sie da sagen, ist so ungeheuerlich, daß man es fast nicht glauben kann."

„Wie so? Im Gegentheil. Sind seit der Zeit, da die Republik im Namen der Freiheit proclamirt wurde, nicht über zweimalhunderttausend Fälle der Willkür vorgekommen, die noch ungeheuerlicher sind, als derjenige, dessen Opfer ich bin? Ich habe zu viel gesunden Menschenverstand und weiß meine Ruhe und Zufriedenheit zu wohl zu schätzen, als daß ich es mir je hätte einfallen lassen, mich ernstlich mit Politik zu befassen; indessen glaube ich doch den Charakter der französischen Nation hinreichend zu kennen, um behaupten zu dürfen, daß bei dem Eigendünkel

*) Fouquier-Tinville war einer der grausamsten Revolutionäre dieser Zeit: wer vor sein Tribunal kam, der betrachtete sich zum Voraus als verloren.

und bei dem Geist der Herrschsucht, der sich in uns durchweg, selbst in den Leuten von der krassesten Unwissenheit regt, eine Republik uns jederzeit zur gehässigsten und unsinnigsten Tyrannei führen wird. Es ist zwar traurig, es bekennen zu müssen, aber dennoch unbestreitbar, daß wir Franzosen eine starke und feste Obrigkeit nothwendig haben, um glücklich zu sein; wir sind nicht für die Freiheit geschaffen."

„Wer wegen des Verbrechens der Fröhlichkeit verfolgt und verhaftet ist, der ist allerdings berechtigt, so zu reden wie Sie."

„Und was soll ich sagen?" sprach der kleine Alte mit dem magern und schmächtigen Körper und trübsinnigen Aussehen, der mir gegenüber saß und bis dahin an unserm Gespräch keinen Antheil genommen hatte.

„So also, Sie können auch reden, unglückliche Trauerweide?" rief der dickleibige Mann aus; „ich hielt Sie für stumm. Nun denn, wenn Sie doch nicht stumm sind, so erzählen Sie uns jetzt auch, durch was Ihre Verhaftung veranlaßt worden ist."

„Ach, mich hat gerade meine Traurigkeit in's Unglück geführt . . . . Uebrigens hat meine Geschichte mit der eben erzählten viele Verwandtschaft. Wie Sie, Bürger, bin auch ich angegeben worden; wie Sie, bin auch ich unter dem Vorwand in's Gefängniß geworfen worden, weil ich mich traurig gestellt, als man eines Tages die Nachricht erhielt, unsere Armeen hätten einen Sieg davongetragen; wie Sie, Bürger, schickt man auch mich nach Paris, daß ich meinen Kopf Fouquier-Tinville bringe, der ihn wohl nicht verschmähen wird."

Jetzt ist's an Ihnen, Bürger, zu reden", sagte der dickleibige Mann zu dem Herrn mit der braunen Gesichtsfarbe, der uns seine übelriechenden Cigarrenwolken unaufhörlich in das Gesicht blies. „Eröffnen Sie uns, welchem Umstand wir die Ehre und das Vergnügen Ihrer Gesellschaft verdanken?"

„Ich bin verhaftet worden, weil ich ein Fremder und somit ein Feind der Republik sei."

„Sie sind ein Italiäner, wie ich der Aussprache entnehme?"

„Nein, ich bin ein Spanier. Der Verhörrichter behauptete, ich sei kein Spanier; man schickt mich nach Paris, weil ich ein Engländer sei."

„In der That, das dient zur Vollendung des Bildes", rief der dickleibige heitere Mann aus, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Das lohnt sich, einen Wagen in Bereitschaft zu setzen und das Geld der Republik auf die Landstraßen zu werfen, um vier solcher Sträflinge oder Verschworenen, wie wir sind, zu transportiren. Und hierbei ist nicht zu vergessen, daß unsere Berline ein treffendes Bild des übrigen Frankreichs ist. Es sind hier unser Vier, die vielleicht nach wenigen Tagen ihr Haupt auf's Schaffot tragen werden, und warum? Weil Sie, mein Offizier, edelmüthig ein junges Mädchen vertheidigten, Sie, mein Melan-

choliker, zur unrechten Zeit ein trübes Gesicht gemacht, Sie, mein Spanier, weil Sie kein Engländer sein wollen, und ich, weil ich zu einer Zeit gelacht habe, da ich hätte Thränen vergießen sollen. Wahrlich, das sind unglaubliche Dinge. Die Geschichtschreiber der Nachwelt, welche die Sitten unserer Zeit schildern, werden diese ungeheuerlichen Erscheinungen dermaßen unglaublich finden, daß sie sich kaum an ihre Erzählung wagen."

Nachdem das Gespräch einmal im Gang war, ließ der fröhliche, dickleibige Mann es nicht mehr ausgehen; durch sein heiteres und anziehendes Wesen brachte er mehrmal sogar den trübseligen Alten zum Lachen.

Bei einbrechender Nacht hielten wir an, um Etwas zu genießen; weil unsere Bedeckung ein wenig ausruhen und sich gütlich thun wollte, ließ sie uns aussteigen und in ein Wirthshaus eintreten, wo wir ein sehr sparsames Essen fanden. Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß vom Augenblick an, da wir den Fuß in's Gasthaus gesetzt, kein Mensch mehr Eintritt erhielt. Umsonst redete ich mehrmals das Stubenmädchen an, das uns zu bedienen hatte, sie wollte mir nicht anworten. Ich war in der völligsten Unwissenheit, in welcher Gegend wir uns befanden.

Als wir mit dem Essen zu Ende, ereignete sich ein bedauerlicher Vorfall. Der Spanier zog ein kleines Messer mit abgerundeter Klinge, das also ganz und gar kein Bedenken erregen konnte, aus der Tasche; ein Gensdarme aber stürzte sich wüthend über ihn her, riß ihm das Messer aus der Hand und versetzte ihm mit der Faust einen heftigen Schlag mitten in's Gesicht.

Ich erinnere mich noch so gut, wie wenn der Vorfall erst gestern geschehen, mit welcher Wuth der Spanier auftrat, als ihm dieser Schimpf angethan wurde. Er sprang von seinem Stuhle auf, ergriff eine zinnerne gefüllte Wasserkanne und warf sie mit einem heiseren und wilden Geschrei auf seinen feigen Angreifer. Jetzt begann eine Scene wilder Brutalität, zu deren Schilderung die Feder den Dienst versagt. Die Gensdarmen, deren Zahl sich wenigstens auf zehn belief, fielen über uns her, wie über wilde Thiere, und warfen uns zu Boden. Gegen einen solchen Angriff war unsere Vertheidigung unmöglich, aber durch solche unwürdige Behandlung erbittert, leistete ich doch energischen Widerstand und erlag erst, nachdem ich zwei Gensdarmen zu Boden geworfen.

Meine Niederlage aber kam mir theuer zu stehen. Der Gensdarmerie-Brigadier, welcher unsere Escorte befehligte, befahl, das Bein des Spaniers und das meinige an eine achtundvierzigpfündige Kettenkugel zu fesseln. Kaum war der Befehl ausgesprochen, so wurde er vollzogen. Ich übergehe, um meine Erinnerung nicht damit zu quälen, die Einzelnheiten dieser eigenthümlichen Execution, die nicht etwa im Wirthshaus, sondern öffentlich, unter dem Zuströmen einer Menge Vorwitziger,

vorgenommen wurde. Unsere Hände wurden nicht nur mit einem dreifachen Strick zusammengebunden, sondern überdies noch mit einer ungeheuern Kette belastet. Diese Eisen waren so schwer, daß, wenn der Wagen umgeworfen hätte, unsere Gebeine an mehr als einer Stelle gebrochen wären.

Ich habe mir vorgenommen, in meinem Tagebuche nie, auch nicht durch die mindeste Uebertreibung, von der strengen Wahrheit abzugehen; ich darf daher dem Leser nicht verschweigen, daß, nachdem mein Zorn verraucht war, ich sehr entmuthigt wurde und ich mich einen Augenblick sogar erdrückt durch mein Unglück fühlte.

Der Spanier dagegen hatte wieder seine frühere Unempfindlichkeit angenommen; er ließ weder eine Aeußerung der Klage noch des Bedauerns hören; nur ein einziges Mal unterbrach er sein Schweigen, um den dickleibigen heiteren Mann zu bitten, er möchte ihm seine Cigarre anzünden, denn weil dem armen Mann die Hände gebunden, konnte er so wenig als ich die geringste Bewegung machen.

Der Dickleibige beeilte sich, diesem Wunsche zu entsprechen, und als er ihm die Cigarre hingab, sagte er mit einer Theilnahme und Würde, die ich bei ihm nicht gesucht hätte: „Im Namen der französischen Nation bitte ich Sie um Vergebung wegen der unwürdigen Behandlung, die Ihnen widerfährt; Frankreich existirt in diesem Augenblick nicht mehr, denn es ist bezwungen und erdrückt durch den Schrecken, den ihm die Ungeheuer einjagen, die sich des Landes durch List und Betrug bemächtigt haben. Wollte Gott, zur Ehre unseres unglücklichen Landes und der Menschheit, daß unsere Schande und unsere Bedrängnisse bald ein Ende nähmen! Wenn aber dieses Regiment noch einige Jahre andauern sollte, so würde Frankreich, weil erschöpft an Menschen und entehrt durch seine Entwürdigung, aufhören zu den großen Nationen zu zählen."

Ich will die Leiden nicht schildern, welche meine Unglücksgefährten und ich während der Reise auszustehen hatten; es wäre dies ohnehin nur eine einförmige und schmerzliche Erzählung, die für den Leser kein Interesse hätte; nur so viel will ich bemerken, daß uns während der Zeit von fünf Tagen, die wir in unserem rollenden Grabe eingeschlossen waren, unsere grausamen Kerkermeister auch nicht ein einziges Mal erlaubten, einen Fuß auf die Erde zu setzen.

Der dickleibige heitere Mann und der melancholische Alte, die, weil sie den Gensdarmen keinen Widerstand geleistet, auch nicht wie der Spanier und ich an eine Kugel angeschmiedet worden, blickten von Zeit zu Zeit durch die Fugen der verschlossenen Fensterläden unserer Berline auf die Straße; aber so oft sie hinausblickten, bemerkten sie allemal einige mit Korn, Stroh, Wollendecken, Kleidern und verschiedenen andern

Sachen beladene Fuhrwerke, die durch gewaltsame Requisitionen erpreßt waren. Von Zeit zu Zeit sahen wir auch Berlinen gleich der unsrigen, oder geschlossene Cabriolets vorbeifahren, die von berittenen Gensdarmen umgeben waren und Angeklagte nach Paris führten.

„Aber warum schickt man denn die Unschuldigen, die man vernichten will, so weit?" sagte ich einmal zum dicken heiteren Mann, „wäre es denn nicht einfacher, man behielte sie in den Gefängnissen der Provinzen?"

„Begreifen Sie denn nicht," antwortete er mir, „daß diese Sendungen von vorgeblichen Verschworenen den revolutionären Agenten jeder Art, welche der Wohlfahrtsausschuß in die Departements hinausgeschickt hat, dazu dienen müssen, mit ihrem Eifer Parade zu machen und ihre Sendung zu rechtfertigen? Wir spielen jetzt die Rolle der stummen Personen auf dem Theater; wir dienen zu einem Spectakelstück."

Gerne würde ich eine kurze Beschreibung geben, welchen Weg wir gemacht, aber es ist mir dies aus dem einfachen Grunde durchaus unmöglich, weil wir auf dem ganzen Wege den Namen keiner einzigen Stadt vernahmen, durch welche wir durchfuhren.

Obschon keiner von uns je in Paris gewesen war, erkannten doch der dicke und der alte Mann aus der Umgebung, daß wir endlich an unserem Bestimmungsort ankamen.

Sollten wir da ein Ende für unsere Leiden finden? Wartete unser die Freiheit oder ein blutiger und schrecklicher Tod? Wir waren sehr ergriffen. Die Stöße unserer Berline, die auf dem Straßenpflaster dahin rollte, gaben uns bald zu erkennen, daß wir in die Hauptstadt eingefahren seien. Bald nachher hielt unser Wagen an und ein Gensdarme öffnete den Kutschenschlag. Unsere Herzen pochten gewaltig. Vor uns bemerkten wir schwarze Mauern und ein Wachthaus, das mit Soldaten angefüllt war. Wir machten uns zum Absteigen bereit, als ein Gensdarme unserer Escorte aus dem Wachthaus herauskam und zu seinen Gefährten sagte: „Vorwärts, wieder auf den Weg, hier kann man unsere Verbrecher nicht aufnehmen; die Madelonettes sind schon mit Gefangenen vollgepfropft." Eine halbe Stunde später wiederholte sich dieselbe Scene; unsere Berline machte nämlich wieder Halt vor einem andern Gefängniß; man machte den Kutschenschlag auf, wies uns aber wieder ab. Ueber zwei Stunden lang fuhren wir umsonst von einem Gefängniß der Hauptstadt zum andern, zu den Madelonettes, zum ehemaligen St. Lazarus, jetzt kurzweg Lazarus genannt, zum Luxemburg, zum Verhaftungshaus von Port-Libre und zu Plessis, nirgends konnte man uns aufnehmen.

„Der Commissär des Wohlfahrtsausschusses hat wahrlich nicht wohl daran gethan, uns mit so großen Kosten nach Paris zu schicken," sagte unser lustiger Gesellschafter noch einmal, „die Zahl der Verhafteten ist

hier zu groß, als daß man es ihm hoch anrechnen wird, daß er zehn bis zwölf Unglückliche mit sich schleppt."

Schon hofften wir, — welchen thörichten Vermuthungen gibt man sich nicht hin, wenn man unglücklich ist? — man würde aus Mangel an Gefängnissen zu unserer Aufnahme, uns wieder in Freiheit setzen, als der Gensdarmerie-Offizier, welcher Oberkommandant unserer Escorte war, uns mit seiner groben Baßstimme auch dieser letzten Täuschung entriß und uns dafür in die größte Angst versetzte.

„Postillone," rief er, „kehrt um und führt uns zur Conciergerie." Als wir das Wort „Conciergerie", blutigen Andenkens, aussprechen hörten, hielten wir uns für verloren, weil wir sämmtlich wußten, daß die Conciergerie das Vorzimmer zum Schaffot sei.

Als wir an diesem unserem Bestimmungsort endlich anlangten, nahm man uns mit großer Bereitwilligkeit auf, denn bei der Conciergerie, diesem großen Danaidenfaß, wurden die Gefangenen nie abgewiesen; machte ja die Guillotine jeden Tag, jede Stunde, jede Minute leere Räume und freie Plätze. Nur mit Mühe konnte man den Spanier und mich zu den schmalen Seiten des Wagens herausnehmen; waren doch die Ketten, womit man uns belastet, so ungewöhnlich dick und schwer, daß die Gehülfen der Kerkermeister, die uns tragen mußten, mit Fluch- und Schimpfwörtern uns überschütteten.

Wir wurden geradezu wie Waarenballen behandelt und ohne alle Schonung in das große Zimmer am Eingang hineingeworfen, um da unsere Eisen zu lösen. Ich hatte bei dieser kränkenden und schmerzlichen Operation am meisten zu leiden, denn die Ketten des Spaniers waren mit Schrauben an die Kugel befestigt, die meinigen hingegen daran angeschweißt und sie mußten daher abgesprengt werden. Ich wurde auf den Rücken gelegt, und mir unter den zärtlichsten Späßen der Beschließer die Kette mit einem Schlägel von der Kugel abgeschlagen.

„Steh auf, die Kette ist gelöst", sagte mir endlich ein Mann, den ich aus dem gebieterischen und anmaßenden Tone für einen der ersten Angestellten in der Conciergerie ansah. Ich wollte gehorchen, aber meine Glieder versagten mir den Dienst; mein Körper war so steif und gelähmt, daß ich beim Aufstehen der Länge nach auf den Boden fiel. Auf meinen Fall erfolgte ein lautes Gelächter, was mir so wehe that, daß ich es mit meinem Leben bezahlt, wenn ich in diesem Augenblick Kräfte und Waffen gehabt hätte. Da aber alle Dinge ein Ende nehmen, so hörten auch die Kerkermeister und ihre Knechte endlich zu lachen auf; zwei von ihnen faßten mich mit thierischer Rohheit und setzten mich auf eine an der Mauer angebrachte Bank. Dieß war mein Eintritt in das Gefängniß; von nun an war ich — Staatsgefangener der französischen Republik!

III. Abtheilung.

Gefängnißleben in Paris.

Inhalt.

1. Das Criminalgefängniß in der Conciergerie.

So lag ich denn im Gefängniß und zwar in Folge der erlittenen schmählichen und schmerzlichen Mißhandlung in einer Weise körperlich und geistig erschöpft, daß ich gedankenlos Alles ertrug, was die Kerkermeister mit mir vornahmen. Kaum achtete ich, daß sie mich wie einen Criminalverbrecher durchsuchten; kaum merkte ich ihr Freudengeschrei über den Fund von 90 Louisd'or, die sie in meiner Tasche entdeckten und die mir von dem Geschenk des unglücklichen Gaston von L. noch geblieben. Meine Empfindungen waren so abgestumpft, daß ich kaum wahrnahm, wie man mich bis auf das Hemd durchsuchte. Mir lag jetzt nur noch ein Gedanke nahe, nämlich von meinen Reise- und Unglücksgefährten nicht getrennt zu werden. Erst als zwei Knechte mich mit ihren gewaltigen Armen umfaßten und ganz allein fortschleppten, kam mir auf einen Augenblick wieder die Besinnung. Ich ersuchte sie, mich doch nicht von meinen Freunden zu sondern; wenn sie mir nur diese Bitte gewährten, so wolle ich ihnen die mir abgenommenen neunzig Louisd'or eigenthümlich überlassen, die ihnen sonst die Oberaufseher der Conciergerie wieder abfordern würden. Zweifelsohne wäre mein Anerbieten von meinen Peinigern nicht von der Hand gewiesen worden, hätte ich nur die Vorsicht beobachtet, ihnen dasselbe ganz allein und im Stillen zu machen, aber weil wohl zwanzig Personen zugegen waren, die uns hörten, durften sie sich nicht bestechen lassen. Den Unmuth darüber, daß ihre sehnsüchtige Hoffnung getäuscht worden, bekam ich dadurch zu fühlen, daß sie mich jetzt nur um so unmenschlicher behandelten; ja, ich muß bekennen, daß ich durch mein ungeschicktes Benehmen dieses Loos selbst verschuldet hatte.

Nun wurde ich in den Kerker abgeführt: aber ob man mich dahin getragen oder geschleppt, ob man mich durch lange Gänge geführt, über Treppen hinauf oder hinunter gestoßen, das kann ich nicht sagen; denn vom Augenblick an, da man mich von meinen Reisegefährten getrennt, erinnere ich mich nur noch eines widrigen und auffallenden Geräusches, das kaum vernehmlich zu meinen Ohren drang und wahrscheinlich vom

Klirren der Schlösser und Riegel herrührte; dies Geräusch jagte mir einen kalten Schauer durch das Herz.

Wie lange ich in diesem Zustand empfindungsloser Entkräftung blieb, weiß ich nicht. Nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich im Augenblick, da ich wieder zur Besinnung kam, Hunger empfand.

Einige Minuten lang — wenigstens schien mir dieser Zustand mehrere Minuten anzudauern, obschon es vielleicht nur einige Sekunden waren, — sah ich Nichts als Finsterniß. Aber sei's, daß meine Augen sich mehr und mehr an das Dunkel gewöhnten, oder sei's, daß ich wieder zu Kräften gelangte, ich konnte allmälig einen großen dunkeln Körper von bedeutendem Umfange unterscheiden, der beinahe gerade mir gegenüber lag; nur wußte ich nicht, ob dieser Körper der einer todten Masse oder eines lebenden Wesens sei.

„Ist Jemand da?" rief ich aus.

„Allerdings, Kamerad, ist Jemand da," antwortete mir eine kreischende und gewaltige Stimme: „es sind sogar unser drei da. Gewahrst Du uns denn nicht?"

„Ach, ich kann ja kaum meine Augen öffnen."

„Es scheint, die Kerkermeister seien wenig schonend mit Dir umgegangen."

„Sie haben mich mit beispielloser Grausamkeit gequält."

„Ah, das thut Nichts; man gewöhnt sich an solche Kleinigkeiten. Aber sage mir, Kamerad, welcher Ursache mögen wir wohl die Ehre verdanken, Dich in unserer Gesellschaft zu besitzen?" sagte die kreischende Stimme; „bist Du Politiker oder Arbeiter?"

„Ich verstehe Dich nicht, Bürger."

„Die Frage ist doch ganz klar," fiel eine sanfte und honigsüße Stimme ein, die ich noch nicht gehört hatte, „die Frage will nur sagen, ob der Grund Deiner Verhaftung in der Politik oder in etwas Anderem liege."

„Ich bin verhaftet, weil ich ein armes Mädchen gegen einen Requisitionscommissär zu vertheidigen gewagt."

„Wahrlich, da hast Du die Langeweile, die Dir hier zu Theil wird, wohl verdient: warum warst Du so einfältig, Dich in Etwas zu mischen, was Dich Nichts anging? Ich merke nun wohl, was des Pudels Kern ist. Du bist wegen Deiner gemäßigten politischen Gesinnungen und wegen Deiner Ehrlichkeit verhaftet worden. Das ist freilich nicht weit her, aber sehr gefährlich. Es ist möglich, daß Niemand mehr an Dich denkt und daß man Dich Monate lang hier verfaulen läßt, aber es ist eben so möglich, daß man Dich binnen wenigen Tagen vor das Revolutionstribunal stellt. . . . und dann . . . Eins, Zwei, Drei, beurtheilt, verurtheilt, hingerichtet — Alles in weniger als vier Stunden."

„Gebe Gott, daß das Letztere in Erfüllung geht, denn ich fühle mich so unglücklich, daß die Aussicht auf das Schaffot mich nicht schreckt, sondern erfreut; ich verlange nach nichts Anderm, als nach der Grabesruhe."

„Hm, diese Ruhe dauert etwas lange. Ich kann Dir nicht bergen, daß mein Wunsch im Gegentheil dahin geht, daß es mir gelingen möchte, mein Leben bis auf hundert Jahre zu fristen, wiewohl leider zu fürchten ist, mein Wunsch werde nicht in Erfüllung gehen."

„Bürger, Du bist ohne Zweifel auch ein Opfer der Politik?" fragte ich den Sprecher.

„Ich ein Opfer der Politik?" antwortete die honigsüße Stimme mit einem solchen schallenden Gelächter, daß es meine schwachen Nerven schmerzlich berührte; „ich ein Opfer der Politik? Wahrlich, da kennst Du mich nicht.. Ich bin viel zu selbstsüchtig, als daß ich mich mit den Angelegenheiten Anderer befassen möchte; zwar verschmähe ich die Politik auch nicht ganz, weit entfernt; aber wenn ich Politik treibe, so geschieht es nur, um sie für mein Privatinteresse auszubeuten, ohne daß ich mich dabei um das Volk kümmere. Wie Du mich da siehst, oder vielmehr, wie Du mich da hörest, — denn sehen kannst Du mich ja nicht, — war ich ein feuriger Redner in den Klubbs, und wie es sich eben begab, stieg ich auf einen Eckstein, auf ein Faß, oder auf eine Bühne hinauf, und redete zum Volk im Namen der Freiheit, der Gleichheit und im Namen vieler anderen Sachen, an denen mir so wenig gelegen ist, als an einem Strohhalm; ich wurde im Triumphe herumgetragen. Das war eine schöne Zeit. Ich machte glänzende Geschäfte, erwarb mir vieles Geld und führte ein Leben gleich einem persischen Satrapen."

„Aber wer bist Du denn?" unterbrach ich meinen Gefangenschaftsgefährten.

„Wer ich bin? Wisse, ich bin P a m p i n!"

„Ah, Du bist Pampin?" sprach ich maschinenmäßig nach, ohne Etwas bei meiner Antwort zu denken.

„Ja, der bin ich selbst, Kamerad," fuhr der Mann mit seiner groben und heiseren Stimme fort, und zwar in einem Tone, wie er nur hochstehenden und einflußreichen Männern eigen ist. „Daß der Zufall Dich zu mir geführt, ist ein Glück für Dich, denn meine Worte, sagt man, gelten wie Machtsprüche. Wenn wir nur vierzehn Tage beisammen bleiben, so will ich aus Dir einen wichtigen Mann, einen berühmten Zögling machen."

„O, wie glücklich bist Du doch, Kamerad," rief der andere Gefangene mit seiner sanften und honigsüßen Stimme aus, „denke an deinen Stern, der Dir den unschätzbaren Schutz des großen Pampin zugewendet hat . . ."

„Wer hat Dir erlaubt, den Mund zu öffnen, du elende Schlange," fiel Pampin dem Gefangenen in's Wort; „schweig auf der Stelle, oder ich stopfe Dir den Mund."

Alles, was ich bis jetzt gehört, kam mir so unbegreiflich und sonderbar vor, daß ich einen Augenblick gar nicht wußte, ob ich wohl bei Verstand sei. Um nun aus dieser Ungewißheit herauszukommen, fand ich gerathen, Pampin offen und geradenwegs um Aufschluß über seine Person zu bitten.

„Bürger," sagte ich, „an der Festigkeit und Zuversicht, womit Du Dich aussprichst, erkenne ich wohl, daß Du kein gewöhnlicher Mensch bist; aber verzeihe mir meine Unwissenheit, ich komme erst von der Grenze unseres Landes und bin nur ein Provinzbewohner; in aller Bescheidenheit muß ich Dir gestehen, daß ich heute zum ersten Mal deinen Namen aussprechen höre und somit keine Idee davon habe, wer Du sein magst."

„Wie, ist's möglich?" rief Pampin höchlich verwundert aus, „Du kennst mich nicht? Mein Name sollte noch nie zu Dir gedrungen sein? O welch ein Ding ist doch in der That der Ruhm!"

Diese Antwort und dieser Ausruf des Staunens steigerte meine Wißbegierde im höchsten Grade; ich spannte meine Ohren mit alleer Aufmerksamkeit und hielt mich in Bereitschaft, den erwarteten wichtigen Aufschluß zu vernehmen, da schwieg Pampin ganz unerwartet.

„Nun denn also!" sagte ich zu ihm.

Pampin: „Nun denn? Ich denke nach."

Ich: „Ueber was denn, wenn die Frage nicht unbescheiden ist?"

Pampin: „Durchaus nicht, ich denke darüber nach, ob Du ein Schöps seiest."

Ich: „Ein Schöps? Habe ich wohl recht verstanden? Was willst Du damit sagen? Das lautet für mich fast wie hebräisch."

Pampin: „Thut übrigens auch nicht viel zur Sache, ob Du ein Schöps seiest oder nicht; denn durch meine Talente und Energie bin ich zum Glück der Regierung und dem Publikum schon zu vortheilhaft bekannt, als daß deine Aussagen von irgend einem Einfluß sein könnten. Nur das will ich Dir sagen: wenn mein Verdacht sich bestätigt, — und Du magst mir glauben, daß ich bald weiß, woran ich in diesem Betreffe bin, — also nur das will ich Dir sagen, daß, wenn mein Verdacht sich bestätigt, ich Dir den Hals umdrehen werde."

Bei diesen Worten faßte mich Pampin beim Arm und drückte mich so heftig, daß er mir einen Schrei des Schmerzes auspreßte, und sagte: „Da kannst Du einigermaßen sehen, wie stark meine Muskeln sind, und daß ich im Stande bin, zu thun, was ich gesagt. Genug hiermit!"

Ich: „Keineswegs, das ist bei Weitem noch nicht genug, denn Einem die Knochen zerreiben, heißt nicht eine Antwort geben. Ich muß

mir bessere Auskunft erbitten: Wer bist Du, und was willst Du damit sagen, wenn Du mich einen Schöps nennst?"

Pampin: „Ich bin Pampin, der gefürchtete Mörder, der berühmte Räuber, Pampin, der nie vor einem Gensdarmen gezittert, der dreimal die Folter bestanden, Pampin, der dem Henker in's Gesicht lachen wird, wenn er sterben muß. Ich denke, Du werdest Dich jetzt nicht mehr beklagen dürfen, daß ich mich nicht verständlich genug ausspreche. Mit dem Spottnamen „„Schöps"" aber bezeichnen wir in unserer Sprache die Spione, die man mit den „„Arbeitern"", d. h. mit den Schelmen zusammensperrt, um ihnen ihre Geheimnisse abzulocken."

Ich kann nicht bergen, daß bei dieser Eröffnung ein kalter Schauer meinen ganzen Körper überlief, denn der Gedanke, Dieben und Mördern gleichgestellt und mit solchem Gesindel zusammengesperrt zu sein, war mir fürchterlich.

„Du willst jetzt nicht mehr plaudern," hub mein furchtbarer Gefangenschaftsgenosse nach einigem Stillschweigen wieder an, „ich flöße Dir solchen Schrecken ein, daß deine Zunge gelähmt ist; Du fürchtest meine Berührung nicht weniger, als die einer giftigen Schlange. Armer Mensch, wie sehr fehlt es Dir an Verstand und Erfahrung. Ich muß zwar bekennen, daß ich eben keine liebenswürdige Persönlichkeit bin, und daß es Leute gibt, deren Freundschaft eher gesucht werden dürfte, als die meinige; auch darf ich mich sogar nicht beklagen, wenn ich auf dem Schaffot verenden muß; aber glaubst Du darum, Du seiest bei mir in schlechterer Gesellschaft, als wenn man Dich mit den Anhängern Danton's *) zusammensperrt, von welchen gegenwärtig dieses Gefängniß wimmelt? Um es frei und ohne Umschweif zu sagen, ich glaube: Nein!"

„Wenn ich tödte, bin ich gleich einem wilden Thiere, das auf seine Beute losstürzt. Der Tiger lechzt nach Blut, ich nach Gold. Ich bin kein Heuchler, sondern blos gewaltthätig und ohne Erbarmen; auch suche ich meine Verbrechen nicht zu beschönigen. Wozu wohl auch das? Glaubst Du etwa, ich sei ganz ohne Gewissen und habe nicht auch meine trüben Stunden? Da wärest Du in einem groben Irrthum. Wohl mehr als eine Nacht habe ich schon schlaflos durchwacht, wenn ich die Schatten solcher, die ich geopfert, bluttriefend vor meine erschrockenen Augen treten sah. O, ich will mich für gar nicht weniger schlecht ausgeben, als ich wirklich bin, ich schildere mich so, wie ich mich kenne, nämlich als einen Verbrecher, der kein Mitleid verdient. Und bei alledem, die Hand auf's Herz, — denn ich habe ein Gewissen im Herzen, gerade wie jeder andere

*) Danton war ein Führer der Revolution, der sammt seinem Anhang seinen durch Nebenbuhler Robespierre gestürzt wurde.

Mensch, nur achte ich nicht darauf, — bei alle dem behaupte ich, ohne mich rühmen zu wollten, daß ich dennoch weniger strafwürdig bin, als gewisse Leute, vor denen Du gewiß keine solche Abneigung empfinden würdest, wie vor mir."

Ich: „Offen gesagt, wie Jemand strafbarer sein könnte, als Du, will mir nicht einleuchten."

Pampin: „Das will ich Dir klar machen. Schlechter und niederträchtiger, als ich, ist derjenige, der die Arbeit scheut, wie ich sie auch gescheut, der aber dabei die Ursache der Uebel, die er durch seine Trägheit verschuldet, au fdie menschliche Gesellschaft wälzt, und als eifersüchtiger und erbitterter Feind derjenigen auftritt, die im Schweiße ihres Angesichts sich etwas erworben, und die ihren guten Namen hoch in Ehren halten. Ein solcher Mensch ist nicht blos ein Heuchler, sondern auch feig; denn weil er nicht wagt, zur Befriedigung seiner Leidenschaften mit eigener Hand selbst zum Mord und Raub zu greifen, verschanzt er sich hinter einer hohlen Idee, treibt Politik, und vergreift sich im Namen der Freiheit und Gleichheit an Macht und Reichthum; und weil ihm sein eigenes Bewußtsein sagt, daß er aus Mangel an Bildung unfähig ist, unter den Regierenden eine Stelle einzunehmen, so verleumdet und würdigt er im Namen der Gleichheit diejenigen herab, welche an der Spitze der Nation stehen, um sich selbst zu heben. Du siehst also, Kamerad, daß Du Dich nicht über meine Gesellschaft zu beklagen hast, denn Du befindest Dich hier nicht schlechter, als wenn man Dich in die Gefängnisse, wo Danton's Mitschuldige sitzen, geführt."

In meinem Leben hat mich nie Etwas so stutzen gemacht, wie diese Aeußerung des berüchtigten Pampin. Ich wollte ihm eben antworten, als die Riegel unserer Gefängnißthüre klirrten und drei Knechte des Kerkermeisters eintraten, jeder mit einer brennenden Fackel in der Hand und einer ungeheuren Dogge hinter sich; sie brachten uns das Essen für einen Tag und nahmen die Abendinspection vor.

Beim röthlichen Fackelschein erblickte ich das Innere meines Kerkers und die Gestalten meiner Unglücksgefährten. Das Gefängniß mochte höchstens zwölf Quadratfuß im Umfang haben, es wimmelte von scheußlicher Unreinlichkeit, in jedem Winkel lag ein Haufen Unrath. Meine Mitgefangenen waren in ihrem Aussehen von einander sehr verschieden. Pampin, den ich auf den ersten Blick erkannte, stellte einen so monströsen Typus des Lasters dar, wie man ihm in seinem Leben kaum je begegnet. Dieser berüchtigte Mörder war einäugig und hinkend; sein Gesicht war furchtbar zerfetzt und mit tiefen Runzeln bedeckt; seine Brust war so mächtig, seine Schultern so außerordentlich breit, seine Arme von so ungewöhnlicher Länge und Dicke, gleich den Schenkeln eines gewöhn-

lichen Menschen, daß man eine fast übermenschliche Kraft in ihm nicht bezweifeln konnte; das Gepräge eines Mörders war seinem ganzen Wesen aufgedrückt, so zwar, daß man ihn für ein wildes Ungeheuer einer unbekannten Race hätte ansehen mögen, wenn nicht aus seinen grauen, von List funkelnden Augen eine eben so große Verstandesfähigkeit sich kund gegeben.

Zu Pampins' Füßen kauerte ein junger Mensch, der kaum die Jünglingsjahre überschritten und in dessen feinen Zügen eine tiefe Melancholie sich aussprach. Er war so in Nachdenken vertieft, daß er beim Eintreten der Wärter in unser Gefängniß kaum die Augen aufschlug.

Etwas weiter zurück gewahrte ich endlich meinen dritten Gefangenschaftsgenossen. War auch seine Physiognomie weniger stark ausgeprägt, als die Pampin's, so erschien sie doch wo möglich noch widerlicher und abstoßender wegen des Ausdrucks der gemeinsten Heuchelei, die aus ihren Zügen sprach. Ein Beobachter konnte ihn schon auf den ersten Blick beurtheilen. Er war es, der zweimal mit seiner süßlichten Stimme mich angeredet hatte, von Pampin aber zum Schweigen gebracht worden war.

Nachdem die Kerkerknechte das Gefängniß untersucht, stellten sie uns das Essen hin. Es bestand aus einer Platte Fleisch und aus Salat; Beides war aber so unreinlich, daß man hätte glauben sollen, es sei auf der Gasse zusammengelesen.

„Sag' mir doch, Freund Johann," redete Pampin einen Kerkerwärter an, „ist meine Frau heute nicht gekommen?"

Johann: „Sie ist gekommen, aber wieder fortgeschickt worden."

Pampin: „Warum das? sag mir, haben wir nicht die Abrede getroffen, daß ihr sie zweimal in der Woche zu mir kommen laßt?"

Johann: „Es wird Vieles verabredet, aber nicht ausgeführt."

Pampin: „Was willst Du damit sagen? Ah, ja, ich verstehe Dich. Ich bin eben noch im Rückstand und Dein Schuldner. Nun denn, Johann, thu mir doch den Gefallen und laß mich morgen mit meiner Frau zusammenkommen; auf Mörder- und Diebstreue verspreche ich Dir, zu geben, was ich Dir noch schuldig bin."

Johann (etwas milder und gegen die Thüre zugehend): „Nun gut, wir wollen daran denken."

Pampin (den Kerkerwärter zurückrufend): „Hast Du, lieber Johann, heute vollzogen, was ich Dir gestern anempfohlen habe in Betreff des Salats?"

Johann (ungeduldig): „Was empfohlen?"

Pampin: „Du möchtest ihn nicht mehr mit Essig, sondern nur mit Oel und Salz zubereiten. Ich bin diesen Morgen wieder von Magenkrämpfen geplagt worden. Alles Saure ist mir durchaus zuwider."

Johann (im Abgehen): „Wenn es nur das ist, so hast Du Dich heute nicht zu beklagen; ich habe mehr als ein halb Pfund Oel bester Qualität zugegossen."

Pampin: „Schönen Dank, Johann, Du wirst nicht vergessen, dieses auf meine Rechnung zu setzen."

Johann (unsere Gefängnißthüre verschließend): „Besorge nichts, das ist schon geschehen."

Pampin (zu mir): „Kamerad, ich will Dich nicht einladen, einen Stuhl zu nehmen und Dich zu setzen; nur das will ich Dir sagen, wenn Du nur ein wenig säumst, Deine Portion zu genießen, so verschlingt sie dieser Geldmacher. Ich kenne keinen so gewaltigen Fresser, wie diesen Burschen."

Bei dieser Einladung wurde ich, wie ich wohl nicht zu bemerken brauche, mit Ekel erfüllt. Weil ich aber schon vierzig Stunden Nichts mehr genossen, so durfte ich das Essen nicht ausschlagen; im Dunkeln tappend und fast kriechend näherte ich mich der Stelle, wo die Speisen standen. Mein Widerwille entging dem scharfsichtigen Pampin nicht, weshalb er zu mir sagte:

„Kamerad, ich begreife wohl, daß Du nicht große Lust hast, Deine Hand nach diesem gemeinsamen Essen auszustrecken und Dir da ein schlechtes Stück Fleisch zu suchen, aber sei nur nicht zu geschwind ungehalten; wir Andern, die an den Aufenthalt in den Gefängnissen gewöhnt sind, besitzen gewisse kleine Auskunftsmittel, wie sie die Staatsgefangenen nicht kennen."

Kaum war das gesagt, so hörte ich an meiner Seite ein kleines Geräusch; ich sah im dunkeln Hintergrund des Gefängnisses Funken aufsprühen: Pampin schlug Feuer. Allsogleich wurde eine Lampe, ich weiß nicht aus welchem Schlupfwinkel, hervorgelangt, und sie gab uns mit ihrem matten Schimmer Licht.

„Licht!" rief ich mit kindischer Freude aus.

„Jetzt noch Schinken, Kalbsbraten, eine Flasche filtrirten Wassers und eine Bouteille Branntwein", setzte Pampin bei und stellte alle diese genannten Gegenstände vor sich hin. Mir bot er ein schlechtes, ungeschliffenes Messer dar, mit abgerundeter Klinge, die wie Eisenblech aussah, und sprach: „Schneide Dir ein Stück Schinken ab und trinke von dieser Bouteille, das wird Dich wieder herstellen. Sei nur nicht so schüchtern," fuhr er fort, als er mich etwas bedenklich sah, „ich mache Dir damit kein Geschenk; Du wirst es mir mit der ersten Geldsendung, die Du von Deiner Familie erhältst, wieder bezahlen."

Der Hunger quälte mich dermaßen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte: ich schnitt ein Stück Schinken ab, nahm Brod und

trank aus der Bouteille. Während ich meinen Durst stillte, nahm mir der Gefangene mit der süßlichen Stimme das Stück Fleisch weg; er wußte so fink diesen Schelmenstreich auszuführen, daß ich ihn gar nicht bemerkt, wenn ihm in demselben Augenblick Pampin nicht einen so derben Schlag mit der Faust ins Gesicht versetzt hätte, daß er zu Boden stürzte.

„Was hast Du gethan?" fragte ich Pampin.

„Ich habe nur den Geldmacher gepeitscht, wie er es verdient", entgegnete Pampin gelassen. „Sei ohne Sorgen, dieser Schelm hat eine harte Haut, er ist nur betäubt."

Wirklich kam der Schinkenschelm gar bald wieder zur Besinnung und schickte sich zum Essen an, als sei Nichts vorgefallen. Pampin aber sagte zu ihm:

„Diesmal habe ich noch gnädig mit Dir verfahren; aber rechne nicht auf meine Nachsicht und Güte, denn am Ende geht mir die Geduld aus und die Sache könnte Ernst werden, und dann . . . Du verstehst mich . . . Wisse nur, daß ich nicht zum zweiten Male über Jemand erbost werde."

„Ach, Pampin, ich kann Dich versichern, ich wollte nur einen Spaß machen", sagte der Süßliche.

Pampin: „Sei still, ich kenne deine Lügen. Es wäre in der That nicht möglich, ein gemeineres, feigeres, gefräßigeres, unverschämteres und eigensinnigeres Wesen zu finden, als diesen elenden Schuft. Unter uns Dieben und Mördern besteht eine feste Regel, daß, wenn wir der Gerechtigkeit in die Hände fallen, wir uns gegenseitig im Kerker respectiren; aber wie dieser Schuft von Geldmacher diese Regel achtet, sehen wir daran, daß er den Schinken gestohlen. Du Schurke, du Spitzbube, du Lumpenkerl, arbeite nur noch einmal und Du wirst dann sehen . . ."

Ich: „Darf ich fragen, warum Du diesen Menschen „„Geldmacher"" nennst? Ist dies seine Name?"

Pampin: „Nein, das ist nur ein Spottname, den er wegen seines Berufes bekommen hat. Er ist ein Falschmünzer und macht die Assignaten nach."

Ich: „Und das gestehst Du mir so offen, obschon Du mich gar nicht kennst?"

Pampin: „Warum nicht? Erstens kenne ich Dich gar wohl. Du bist ein junger Mann mit einem ehrlichen Herzen und einfachem Verstand; das sieht man sogleich. Und dann gesetzt auch, Du seiest ein Spitzbube, der fähig wäre, uns anzugeben, was würde Dir diese schlechte That nützen? Gar Nichts, im Gegentheil, dieses würde Dich nur eher vor das Gericht bringen, denn auch wir würden unsererseits Dich angeben, als

hättest Du z. B. uns den Vorschlag gemacht, aus dem Gefängniß auszubrechen und den großen Robespierre zu tödten; dann wärest Du in vierundzwanzig Stunden unfehlbar guillotinirt. Doch von etwas Anderem; sage mir, bist Du in die Durchsicht gekommen?"

Ich: „Ich weiß nicht, was Du unter dem Ausdruck „„Durchsicht"" verstehst. Wenn es heißen soll: zu Boden geworfen, ausgesucht und ausgeplündert werden, dann bin ich freilich in die „„Durchsicht"" gekommen."

Pampin: „Das heißt es eben; die Kerkermeister haben Dir also dein Geld genommen?"

Ich: „Alles ohne Ausnahme, beiläufig neunzig Louisd'or, die ich bei mir hatte."

Pampin (mit Enthusiasmus): „Neunzig Louisd'or? Das ist freilich ein schöner Fang. Und die Kerle haben Dir Nichts gelassen?"

Ich: „Gar nichts; im vollsten Sinne des Wortes, gar Nichts."

Pampin: „Da haben sie Dir Unrecht gethan, dazu waren sie nicht berechtigt, denn das Reglement der Conciergerie erlaubt jedem Gefangenen, fünfzig Livres auf einmal zu behalten. Es gibt auch Gefangene, die im Besitz von sehr bedeutenden Summen sind. Ich sehe wohl. man hat deine Unschuld mißbraucht. Doch sei unbekümmert, ich werde dafür sorgen, daß Du wieder Geld erhältst."

Ich: „Das wäre mir sehr erwünscht, denn wenn man sich hier eine genießbare Nahrung verschaffen will, so dürfte sie sehr viel kosten."

Pampin: „Ja wahrlich, diese Schelmen von Gefangenwärter schinden auf eine ehrvergessene Weise. Uebrigens, wenn Du vierzig Louisd'or willst, so brauchst Du das nur zu sagen. Willst Du sie?"

Ich (etwas mißtrauisch): „Unter welchen Bedingungen?"

Pampin: „Unter der einfachen Bedingung, daß Du schriftlich erklärst, Du seiest neunzig Louisd'or, also so viel, als man Dir genommen hat, den zwei ersten Kerkeraufsehern schuldig. Auf diese Weise behalten sie fünfzig Louisd'or für sich, die übrigen vierzig werden sie Dir wieder zustellen." Ich begreife, daß Dir ein solches Opfer im ersten Augenblicke etwas schwer fällt, aber wenn Du bedenkst, daß man Dir ohne meine Vermittlung trotz aller möglichen Bescheinigungen gar Nichts zurückgibt, so wirst Du in diesem Ausweg noch einen großen Gewinn erblicken. Die meisten Geldsummen, die den Gefangenen von ihren Familien zugeschickt werden, confiscirt man ihnen auf dem Weg ganz, oder sie kommen nicht anders, als beträchtlich, mitunter sogar um neun Zehntel verringert an ihren Bestimmungsort. Wozu willst Du Dich entschließen?"

Ich: „Ich nehme dein Anerbieten mit größter Dankbarkeit an. Du darfst nur sagen, wie viel Du für deine Mitwirkung in dieser Sache verlangst, ich werde Dir unverzüglich ausbezahlen, was Du forderst."

Pampin (mit komischer Würde): „Kamerad, wären wir Beide in Freiheit und ich wüßte, daß Du neunzig Louisd'or besäßest, so würde ich mit Dir so verfahren, daß ich Dir auch nicht einen einzigen ließe; denn ich bin nicht Liebhaber vom Theilen; aber weil wir jetzt beide Gefangene sind und zudem in demselben Gefängniß stecken, ist mir dein Geld heilig und tausendmal lieber würde ich den Tod bestehen, als von Dir einen Sous annehmen."

Ich dankte Pampin noch einmal für seinen edlen Sinn, und weil ich mich mit dem Gefangenenleben vertraut machen wollte, fuhr ich mit meinen Fragen fort:

„Wird es mir aber auch erlaubt sein, mein Geld dazu zu verwenden, um mir Kummer und Sorgen in etwas zu lindern? Glaubst Du, ich könne Papier, Feder und Bücher erhalten?"

Pampin: „Das nicht. Du bist gegenwärtig in strenger Haft und da wird nicht blos alle Verbindung gegen außen verboten, sondern auch die Freiheit, zu sehen und zu schreiben. Papier wird man Dir so wenig gestatten, als Licht."

Ich (mit der Hand auf die unförmliche Lampe deutend, die mit ihrem matten Licht einige Helligkeit verbreitete): „Diese Lampe widerspricht deinen Worten."

Pampin: „Nimm Dir die Mühe, die Lampe etwas näher anzusehen, und Du wirst finden, daß das Gefäß aus einem alten Eisenblech besteht, das wir so gut als möglich hergerichtet haben, daß der Docht aus vielen Fäden von verschiedenen Farben geflochten ist, die wir aus unseren Hemden und Sacktüchern genommen, daß das Oel eine trübe Flüssigkeit ist, die wir täglich aus unserem Salat sammeln."

Ich: „Wie erfinderisch machen doch Leiden und Noth den Menschen."

Pampin: „Nicht so fast Leiden und Noth, als vielmehr die Begierlichkeit. Wir haben diese Lampe nicht deßwegen erfunden, um uns das Dunkel des Gefängnisses zu erheitern, sondern um unsere Industrie zu betreiben. Komm, Du fauler Geldmacher," fuhr er fort und wendete sich an seinen Mitgefangenen, den er einige Augenblicke vorher so hart angefahren, „geschwind an die Arbeit, das Oel geht sonst aus."

Der Geldmacher (mit eigenthümlich erstickter Stimme und aus der Ecke hervorkommend, wo er kauerte): „Sogleich, Pampin, sogleich."

Pampin (im Tone der Verachtung): „Was doch das für ein genußsüchtiger und gefräßiger Mensch ist. Jetzt noch hat er den Mund vollgepropft; ich weiß nicht, wie der Elende es anstellt, aber seine Freßlust gibt ihm immer glückliche Gedanken ein, um sich Eßwaaren zu verschaffen. Er hat immer einiges Naschwerk, das er sorgfältig verbirgt und im Geheimen ißt, wenn man nicht an ihn denkt."

Der Geldmacher (nachdem er wieder zu seiner süßen Stimme gekommen): „Du irrst Dich, guter Pampin, ich kann Dich versichern, ich war eingeschlafen."

Wie sehr ich auch durch meine jetzige furchtbare Lage und die quälende Ungewißheit über die Zukunft niedergebeugt war, so konnte ich doch nicht umhin, ein lebhaftes Interesse daran zu finden, auf solche Weise mich in die Geheimnisse der Verbrechen eingeweiht zu sehen. Es reizte meine Wißbegierde nicht wenig, diese sonderbaren Sitten kennen zu lernen, und dadurch wurde mir das Schauderhafte des Gefängnisses ein wenig erträglicher gemacht. Ich war sehr gespannt, zu vernehmen, zu welcher Arbeit Pampin den Geldmacher einlud, brauchte aber auch nicht lange zu warten, bis mir seine Rede klar wurde. Der Geldmacher nahm die Lampe, stellte sie auf den Boden, ließ sich auf die Kniee nieder, kratzte mit dem Messer, das uns zu unserm gemeinsamen Essen gedient und dessen Klinge wie ein Eisenblech aussah und das deßhalb den Kerkermeistern unverdächtig geschienen, den Boden des Gefängnisses auf und bald kam eine Art Versteck zum Vorschein, das daselbst angebracht war. Aus diesem Versteck zog er eine Kupferplatte, ein spitziges Werkzeug und ein sorgfältig verschlossenes Fläschchen hervor, das, wie ich später erfuhr, Säure enthielt.

Ich: „Was ist das?"

Pampin: „Das gebrauchen wir, um falsche Assignaten zu machen. Wir sind jetzt bald wieder mit einer Platte fertig. Das ist ein wahres Meisterwerk, denn dieser gefräßige und genußsüchtige Geldmacher ist nicht ohne Talent. Ist einmal diese Kupferplatte vollendet, so machen wir hier im Kerker — Papiergeld, der Regierung zum Trotz. Schau' da Assignaten von fünfhundert Livres. Diese sind etwas älter, ich weiß zwar wohl, daß sie in Bezug auf Vollkommenheit noch Vieles zu wünschen übrig lassen; aber wie könnte es anders sein? Wir haben hier nicht Alles, was man zur Zubereitung bedarf. Uebrigens haben wir uns bis jetzt wohl dabei befunden: alle unsere falschen Papiere sind abgesetzt."

Ich: „Erlaubst Du mir eine Frage, Bürger Pampin?"

Pampin: „Ich will lieber, man nenne mich einfach Pampin; ich will Dir sogleich sagen, warum. Doch was wolltest Du fragen?"

Ich: „In ein unterirdisches Gefängniß eingesperrt, gänzlich abgeschlossen und auf's sorgfältigste überwacht, wie kannst Du dieses falsche Geld anbringen?"

Pampin: „Wenn ich hier auch von der Welt abgeschlossen bin, so läßt man doch von Zeit zu Zeit meine Frau zu mir; diese vermittelt meinen Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft. Sie hat allein in diesem Monat schon für mehrere hundert Livres Assignaten angebracht.

Sie ist eine Frau, die an Verstand und Thätigkeit nicht Ihresgleichen findet."

Ich: „Aber warum wird Dir dieser Verkehr mit Deinem Weibe gestattet?"

Pampin: „O, gegen Mörder und Diebe, die sich einen großen Namen gemacht, zeigt man immer einige Rücksicht. Die Kerkermeister wissen, daß sich mit Leuten, wie wir sind, Etwas gewinnen läßt; wir sind Männer, um die man sich streitet. Wenn ich in ein Gefängniß komme, sucht jeder Kerkermeister die Ehre, meine Kundschaft zu erlangen. . . . Aber, was höre ich, Kamerad! Du seufzest; bist Du etwa so gutmüthig oder so einfältig, daß Du mit meinem Schicksal Mitleid hast?"

Ich: „Das eben nicht, aber das geht mir zu Herzen, daß, wenn Du die gleiche Ausdauer, die gleiche Geschicklichkeit und Thatkraft für das Gute entwickelt, wie Du sie für das Schlechte gezeigt, Du Dich um die menschliche Gesellschaft höchst verdient und jede auch noch so hohe Stellung Dir errungen hättest."

Bei dieser meiner Bemerkung blieb Pampin einen Augenblick schweigend und wie in Nachdenken versunken; sodann wendete er sich auf einmal gegen mich und sagte in gereiztem Tone:

„Wenn Du mir solche Wahrheiten in's Gesicht schleudern willst, so möchte ich Dich gebeten haben, sie fürderhin bei Dir zu behalten."

Weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, meinen furchtbaren Gesellschafter durch eine unzeitige oder unzweckmäßige Antwort zu reizen, so nahm ich einige Strohhalme zusammen und legte mich darauf. Die vier Tage, welche ich in dem Reisewagen zugebracht, ohne ein Bein strecken oder ein Auge schließen zu können, hatten mich so erschöpft, daß sich bald der Schlaf auf meine Glieder lagerte.

O, wie entsetzlich und traurig war die erste Nacht, die ich im Gefängniß zugebracht! Welch schauderhafte Träume! Und erst welch furchtbares Erwachen! Ich weiß mich nicht zu entsinnen, jemals in meinem ganzen Leben einen solchen Seelenschmerz empfunden zu haben, wie dazumal, als beim Erwachen ein kalter Schweiß mir über die Stirne rann und ich mich ringsum in schauerliches Dunkel gehüllt fühlte. Ich hatte Herzweh und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Hätten mich die Henker in diesem Augenblicke abgefaßt, vor das Revolutionstribunal gestellt, zum Tod geführt, mein Herz wäre aufgejauchzt vor Freuden; ich hätte geglaubt, eine Stunde Licht und Sonne selbst mit dem Preis meines Lebens nicht zu theuer zu erkaufen.

Pampin brach zuerst das Stillschweigen. Mit seiner furchtbaren Stimme begann er eine solche Strafpredigt gegen mich, als käme sie aus

der Zeit Ludwig's XV.; mit einer Heftigkeit, daß ich erzitterte, fuhr er mich an:

„Wohlan, Kamerad, nur ein wenig fest! Für einen Militär zeigst Du eine unbegreifliche Weichlichkeit. Nun, ich will Dich schon aufmuntern, ich will eine Strophe aus einer Romanze singen, Du singst mir den Refrain nach."

Als er sah, daß ich mit ihm nicht Chorus machen wollte, sagte er weiter: „Wie denn, soll Deine Traurigkeit immer fortdauern? Auf Ehrenwort, es ist mir leid um Dich, ich begreife Dich nicht. Jammere doch nicht eher, als bis das Gericht Dir den Laufpaß für die Ewigkeit unterzeichnet hat. Bis dahin vergehen vielleicht noch viele Monate, das Sprichwort sagt: „„Kommt Zeit, kommt Rath"", wer weiß, ob es uns nicht gelingt, zu entweichen! Nur Muth also!"

Ich: „Gerade das, daß ich vielleicht einige Monate in diesem Gefängniß zubringen muß, keineswegs aber die Furcht vor dem Schaffot schreckt mich; ich fürchte allen Ernstes, wenn diese Lage länger andauern sollte, am Ende in Wahnsinn zu verfallen."

Pampin (mit Nachdruck): „Das beweist nur, daß Du keine Uebung und keine Erfahrung im Gefängnißleben hast. Hättest Du, wie ich, nahezu schon zwanzig Jahre auf den Galeeren und in Kerkern zugebracht, so wüßtest Du, daß in der ganzen Schöpfung kein Wesen ist, das Schmerzen und Entbehrungen so leicht wie der Mensch zu ertragen vermag. Wie ließe es sich anders erklären, daß sogar zarte Weiber, wie man sie Tag für Tag ganze Wagen voll auf das Schaffot führt, im Angesicht der Guillotine einen solchen Muth, ja man möchte sagen eine solche Gleichgültigkeit beweisen? Glaube mir nur, man gewöhnt sich an Alles, an Gefahren wie an Leiden, wenn nur Gefahren und Leiden immer dieselben bleiben. Ich prophezeie Dir, daß Du vor Verlauf von acht Tagen für Deine Lage wie ganz gemacht bist. Du wirst sogar Mittel finden, Dir einige Unterhaltung, einige Erholung und Erheiterung zu verschaffen, und glückliche Augenblicke zu verleben."

Der erste Tag verging ohne Ereigniß, der zweite brachte für mich eine kleine Abwechslung in das eintönige Leben. Der Gefängnißaufseher, mit dem sich Pampin wegen meiner neunzig Louisd'or in Unterhandlung eingelassen hatte, gab die Antwort, man wolle sich dazu verstehen, gegen Abtretung der vollen Summe mir hundert Livres oder 4 Louisd'or zurückzustellen. Auf Pampin's Rath mußte ich den nachtheiligen Vertrag eingehen, nur bedingte mein Unterhändler noch, daß man mir überdies gestatte, einen Brief zu schreiben. Diese Erlaubniß wurde mir gewährt. Der Kerkermeister brachte mir selbst ein Papier und ich schrieb in aller Eile den Vorgang meiner Verhaftung, adressirte den Brief an meinen

Vetter, Convents-Mitglied, und bat ihn, mir wieder zur Freiheit zu verhelfen. Als der Kerkermeister sich entfernt, sagte ich zu Pampin: „Bürger, wenn es mir gut geht, so habe ich die Freiheit Dir zu verdanken."

Pampin: „Ich habe Dich schon ersucht, mich mit der Benennung „„Bürger"" zu verschonen, denn diese revolutionäre Benennung greift mir die Nerven an. Da ich aber sehr wohl begreife, daß Du mich einigermaßen als Kamerad zu behandeln wünschest, so nenne mich ganz einfach Pampin, oder Herr Pampin, wie Du willst."

Ich: „Ist's erlaubt, Herrn Pampin zu fragen, woher die Abneigung kommt, die Du gegen die Revolution empfindest?"

Pampin: „Ich kann gewiß der Revolution alle ihre Excesse ganz wohl übersehen, wiewohl sie, in Wahrheit gesagt, an Schauderhaftigkeit und Greuelhaftigkeit bei weitem Alles übertroffen, was wir Mörder von Profession Grausames und Schlechtts zu verüben nur immer fähig sind; doch von zwei Punkten wird sie sich in meinen Augen nie ganz rein waschen, nämlich von der Emigration und dem Schwurgericht. Dadurch, daß die Revolution eine so große Zahl der edelsten und reichsten Leute genöthigt hat, in's Ausland zu gehen, hat Frankreich zwei Dritttheile seines Reichthums verloren, wir Andern aber sind dadurch um die Arbeit gekommen und in's Elend gebracht worden. Und weil die Geschwornengerichte für dasjenige, was die Beklagten zu ihren Gunsten vorbringen, gar keinen Sinn haben und nicht darauf hören wollen, und weil sie auch nicht nach dem erwiesenen Thatbestand, sondern nach Ihrem bloßen Ermessen urtheilen, überliefern sie die Angeklagten mit entsetzlicher Leichtfertigkeit dem Henker. Wohl drei Viertheile der Adeligen, welche nach der unsinnigen Erfindung des Schwurgerichts sind hingerichtet worden, hätten sich aus dem Unglück gerettet, wenn sie vor gebildeten Richtern gestanden hätten."

Dieses auffallende Geständniß des berüchtigten Pampin mag als ein eigenthümlicher Zug der Sitten unserer Zeit in diesem Tagebuch einen Platz finden.

Im Uebrigen will ich den Leser nicht mit einem Berichte oder mit Aufzählung der Leiden ermüden, die ich während meines Aufenthaltes in dem Criminalgefängniß auszustehen hatte. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich bemerken, daß im Allgemeinen Diebe und Mörder sich gegen mich sehr anständig benahmen. Weil sie die völlige Ueberzeugung hatten, daß ich unfähig, sie zu verrathen, sprachen sie vor mir von ihren Angelegenheiten ohne alle Scheu und ohne den mindesten Rückhalt. Ich vernahm auf diese Weise einige merkwürdige und wenig bekannte Umstände; weil ich aber die meiste Zeit, von Hoffnungslosigkeit gequält, kein

Wort sprechen mochte, so hielt ich mich so viel als möglich fern von ihnen.

Auch die hundert Livres, die man* mir gegen meine auf der Kanzlei deponirten neunzig Louisd'or versprochen, wollten nicht anrücken und so mußte ich mir die gewöhnliche Kerkerkost gleich den andern Gefangenen gefallen lassen. Nur wenn der Hunger gar zu grausam in meinen Eingeweiden nagte, konnte ich mich überwinden, in den scheußlichen Zuber zu greifen, in welchem man uns jeden Abend die Nahrung brachte. Wenn ich zwei volle Tage ausgeharrt hatte, ohne Etwas zu genießen, dann war ich ganz erschlafft. Diese Abspannung hatte aber auch etwas eigenthümlich Reizendes, denn ich verfiel in die sonderbarsten Täuschungen. Es kam mir z. B. vor, als sei ich frei und befinde mich mitten in einem mit unzählbaren Fruchtbäumen bepflanzten und von reizenden Bächen durchschlungenen Garten. Die Verminderung der Lebenskraft erzeugte in mir eine Ergebung und Geduld, die ich im Vollgenuß meiner Kraft niemals erreicht hätte. Es begegnete mir, daß ich einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in derselben Lage bleiben konnte, ohne mich zu rühren, ohne ein Wort zu reden, so zu sagen in einem Mittelzustand zwischen Leben und Tod.

Zwölf Tage waren seit meiner Verhaftung bereits verflossen, als eines Morgens ein Kerkeraufseher die Thüre unseres Grabes öffnete und meinen Namen nannte. Es war mir, als träfe mich ein elektrischer Schlag. In einem Sprung stand ich, ungeachtet meiner Schwäche, auf meinen Füßen.

Ich fühlte mich so unglücklich, so vergessen und so ganz verlassen von der Welt, daß mir schon der bloße Gedanke, vor einem Verhörrichter oder sogar vor dem Gericht, welchem Fouquier-Tinville präsidirte, zu erscheinen, unsägliche Freude machte; ich hoffte über mein Schicksal endlich aufgeklärt zu werden und aus der peinlichen Ungewißheit herauszukommen, die mich zu Zeiten so weit führte, daß ich nicht wußte, ob ich bei Verstand sei.

„Was willst Du mit mir?" erwiederte ich.

Der Kerkermeister: „Ich soll Dich in die Abtheilung der politischen Gefangenen führen. Es scheint, Du habest einen Beschützer gefunden. Und weil nie ein Glück allein kömmt, so erhältst Du da fünfundsiebenzig Livres, die ich Dir einzuhändigen angewiesen bin."

Ich: „Mir fünfundsiebenzig Livres? Und von wem diese?"

Der Kerkermeister (mit gedämpfter Stimme): „Vom Gefängniß-Aufseher Torquatus. Dies ist Alles, was er von den neunzig Louisd'or retten konnte, die Dir am Tage deiner Ankunft in der Conciergerie abgenommen wurden. Wenn ich Dir Etwas rathen dürfte, so wäre es,

von dieser Geldsache Niemanden etwas zu sagen, denn sonst könnte es sowohl für Dich schlimme Folgen haben, als auch für Torquatus, dem Du dieses zu verdanken hast."

Ich: „Sei ohne Sorgen, ich verspreche Dir treue Verschwiegenheit."

Wie soll ich meine wahrhaft kindische Freude schildern, als ich aus dem unterirdischen Gang hervorkam und das Sonnenlicht zum ersten Male wieder erblickte?

Das Gefühl, welches mich damals belebte, war so stark und so innig, daß ich sogar vergaß, mich von dem großen Pampin und seinen beiden Genossen zu verabschieden.

2. Die Abtheilung der politischen Gefangenen in der Conciergerie.

Als der Kerkermeister, der mich aus der unterirdischen Höhle herausgeführt, mit mir in die Abtheilung des Gefängnißhauses kam, wo die sogenannten Politischen eingeschlossen waren, zeigte er mir eine mit Eisen beschlagene Thüre, über welcher mit großen schwarzen Buchstaben die Aufschrift „Nr. 13" zu lesen war, und sagte zu mir: „Das ist jetzt dein Zimmer!"

Ich: „Aber dieses Zimmer scheint ja halb offen zu sein. Ist es denn von Niemanden bewohnt?"

Der Kerkermeister: „Meinst Du, die Republik habe für die Aristokraten Platz im Ueberfluß? Dieses Zimmer enthält achtzehn Betten. Die Thüre wird aber nur am Abend verschlossen, wenn die Verhafteten alle eingetreten sind und den Appell passirt haben."

Ich (freudig): „Ich werde also mit allen diesen Gefangenen zusammenkommen und mich mit ihnen unterhalten können?"

Der Kerkermeister (sich entfernend): „Wer wehrt Dir das?"

Das Erste was ich bei meinem Freiwerden (so kam mir mein jetziger Zustand vor) that, war, daß ich mein Gefangenschaftszimmer durchmusterte. Dasselbe war durch schmale, in der Mauer der Länge nach angebrachte und durch ungeheuere Gitter versperrte Oeffnungen nur schwach erleuchtet, aber doch konnte man durch diese Eisengitter in's Freie hinaussehen. Die Betten waren nur Schragen, eins an das andere angereiht, durch hohe Bretterwände von einander getrennt; dieselben zeigten keine große Reinlichkeit; auf jedem lag eine schmale, kaum zwei Zoll dicke Matratze. Aber im Vergleich mit dem zerrissenen und verpesteten Stroh, in dem ich seit meiner Ankunft in der Conciergerie gelegen, erschienen mir diese Lagerstätten wie Luxusbetten.

Ich war am Ende des Zimmers angelangt und wollte wieder zurückgehen, als ich auf dem hintersten Bette einen meiner neuen Unglücksge-

fährten schlafen sah. Weil ich besser als irgend Jemand wußte, wie große Linderung der Schlaf den Unglücklichen gewährt, so wollte ich mich in aller Stille und auf den Zehen schleichend wieder entfernen, als mein Blick auf ein fein überschriebenes, auf dem Boden liegendes Heft Papier fiel. Mein erster Gedanke war, dasselbe aufzuheben, ich besann mich jedoch wieder. Vielleicht enthält dieses Manuscript für den Verfasser und für dessen jetzigen Inhaber gefährliche Geheimnisse; wenn dieser aber beim Erwachen bemerkt, daß es Jemand berührt, so wird er sich beunruhigt fühlen. Somit dürfte es das Gerathenste sein, dasselbe liegen zu lassen. Wie aber, wenn es alsdann dem ersten besten Kerkermeister, der hereintritt, in die Hände fällt? Nein, das darf nicht geschehen. Ich entschloß mich also, diesen Mann aufzuwecken.

Sogleich setzte ich meinen Gedanken in's Werk, nahm den Schlafenden beim Arm und schüttelte ihn etwas stark, worauf er seine Augen öffnete und mit großem Unwillen ausrief:

„Was wollen Sie? Warum stören Sie mich? Es träumte mir, ich sei frei und befinde mich im Schooß meiner Familie. Und Sie, Unglücklicher, zertrümmern dieses Glück und stoßen mich in die trostlose Wirklichkeit zurück!"

Ich: „Ich bitte sehr um Vergebung, Bürger, aber da auf dem Boden bei Ihrem Bett liegt ein überschriebenes Heft Papier und ich vermuthe, Sie würden es verloren haben."

Der Gefangene (mit größter Lebhaftigkeit aufspringend): „Meine Gefangenschaftsgeschichte? In der That, Bürger, ich kann Sie nur wegen meiner Unhöflichkeit auf's Verbindlichste um Entschuldigung bitten und Ihnen von ganzem Herzen danken. Wissen Sie wohl, welchen Dienst Sie mir geleistet? Sie haben mir den Kopf zurückgehalten, im Augenblick, als er schon über meine Schultern weggleiten wollte!"

Ich: „Das war von meiner Seite eine bloße Zuvorkommenheit; Sie nehmen dieselbe zu hoch."

Der Gefangene: „Durchaus nicht, denn ich kann Sie versichern, daß Sie mir durch diese Gefälligkeit, die übrigens beweist, daß ich einen wohlgebildeten Mann vor mir habe, höchst wahrscheinlich das Leben gerettet haben. Dieses Manuscript enthält nichts mehr und nichts weniger, als die treue und unparteiische Geschichte meiner Gefangenschaft in der Conciergerie. Da ich nun aber schon bei fünf Vierteljahren festsitze, so mögen Sie Sich denken, von welch furchtbaren Auftritten ich schon Zeuge war, und wie sehr die Aufzeichnung all' dieser Gewaltthaten unsere Mörder in Wuth versetzt hätte, wenn sie davon Kenntniß erhielten! Sie

haben mir also, wie Sie selbst sehen, einen wesentlichen Dienst erwiesen. Mein Name ist Riouffe*); wollen Sie mein Freund sein?"

Der Leser wird die Antwort, die ich ihm ertheilte, auch ohne meine Bemerkung errathen. Mit dem aufrichtigsten Erguß meines Herzens gab ich meinem neuen Freunde die Freude zu erkennen, daß ich an ihm einen Mann gefunden, der mit mir sympathisire. Da ich jetzt nicht mehr allein war, fühlte ich in mir eine Kraft und einen Muth, dessen ich mich vor einer Stunde noch nicht einmal fähig geglaubt hätte, die Gefangenschaft schreckte mich nicht mehr.

Bürger Riouffe mochte um diese Zeit neunundzwanzig bis dreißig Jahre zählen. Er war von kleiner aber wohl proportionirter Statur. Wenn man nur seine lebhafte, feine und ausdrucksvolle Miene sah, erkannte man in ihm sogleich den geistreichen Mann. Er hatte eine sanfte und klangvolle Stimme; seine Rede war leicht, flüssig, bilderreich und kräftig; er las mit ausnehmendem Geschmack, und war der lateinischen, griechischen, italiänischen und englischen Sprache vollkommen mächtig. Ich bedauere es tief, daß mich das Schicksal, wie der Leser bald vernehmen wird, leider allzu schnell wieder von ihm getrennt. Nachdem ich ihm in kurzen Zügen meine Geschichte erzählt, fragte er mich:

„Seit wann befinden Sie Sich in der Conciergerie?"

Ich: „Beiläufig seit vierzehn Tagen."

Riouffe: „Dann begreife ich nicht, wie es kommt, daß ich noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen."

Ich: „Das ist leicht erklärlich. Man hatte mich in die Abtheilung der Mörder gesperrt, und erst vor einer Stunde bin ich aus diesem Kerker herausgekommen. Nachdem ich Sie aber jetzt darüber aufgeklärt, was

---

*) Honorius Riouffe, geboren zu Rouen den 1. April 1764, hat einen bedeutenden wissenschaftlichen Namen; er gab nach dem 10. Thermidor die „Mémoires d'un détenu pour servir à l'histoire de la tyrannie de Robespierre" heraus. Das Werk machte bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und ist immer noch sehr geschätzt. Es zeichnet sich nicht blos durch wesentliche Vorzüge der Darstellung, sondern auch durch seltene Unparteilichkeit aus. Als die letzten Anstrengungen der Schreckenspartei den Sturz des Direktoriums und die Herrschaft der Konsuln herbeigeführt, wurde Riouffe zum Mitglied des Gerichtes ernannt, in welcher Eigenschaft er die Bestrebungen der Demagogen mit größter Energie bekämpfte. Bei seinem Austritt aus dem Gericht wurde er zum Präfekten des Departements Cote-d'Or erhoben und von dieser Präfektur ging er über zu der des Departements de la Meurthe, die er bis zu seinem Tode bekleidete; er starb im Jahr 1813.

meine Verhaftung herbeigeführt, wird es mir erlaubt sein, Sie um den Grund Ihrer Gefangenschaft zu befragen?"

Riouffe: „Ihre Frage macht mich nicht wenig verlegen und ich muß fürchten, bei all' meinem guten Willen Ihnen nicht genügenden Aufschluß geben zu können. Ich bin nun schon bald zwei Jahre im Gefängniß und weiß den wahren Grund meiner Verhaftung auch jetzt noch nicht. So viel ich vermuthen kann, scheint es, ich sei als ein Verschworener angesehen, und bei mehrerem Nachdenken finde ich, daß ich vielleicht einiges Mitleid gezeigt gegen die Opfer, die man zu Bordeaux, wo ich früher gewohnt, Tag für Tag abschlachtete. Der Tiger ist so gnädig, zu erlauben, daß man seine blutigen Thaten belobt, aber daß man das Schicksal der unschuldigen Gazelle bedauert, gestattet er nicht."

Ich: „Aus der Heftigkeit und Ironie, womit Sie, mein lieber Herr, diese Worte aussprechen, kann ich Ihre politischen Ansichten errathen."

Riouffe: „Glauben Sie? Welche politische Ansichten trauen Sie mir zu?"

Ich: „Sie sind königlich gesinnt, das sieht man klar."

Riouffe: „Sie glauben? Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß Sie Sich in Ihrer Vermuthung ganz und gar täuschen; ich bin Republikaner."

Ich (ihm die Hand reichend): „Dann haben wir die gleichen politischen Ansichten. Wissen Sie, worüber ich mich einzig noch verwundern muß? Nur darüber, daß es bei so monströsen und unaussprechlichen Greuelthaten, die von einem Ende Frankreichs bis zum andern dringen, immer noch ehrliche Menschen geben kann, die sich für die Republik aussprechen!"

Riouffe: „Was Sie da bemerken, war auch schon oft Gegenstand meines Nachdenkens und ich kann nicht bergen, daß mein Nachsinnen mich in Widerspruch mit meinen politischen Ansichten geführt hat. Vor Allem muß ich es Ihnen offen bekennen, es ist meine innigste, tiefste, unerschütterliche Ueberzeugung, daß eine demokratische Regierung in Frankreich durchaus unmöglich ist und unmöglich bleiben wird. Wir sind ein Volk, das gewohnt ist, zu gehorchen und der höchsten Staatsgewalt mit religiöser Ehrfurcht zu begegnen. Seitdem die Regierung nicht mehr in einer Person vereinigt ist, gibt es auch keine Einheit im Volke mehr. Was muß aber wieder die Folge hievon sein? Gerade das, was wir gegenwärtig vor Augen haben: daß die Gesellschaft bei ihrer Unerfahrenheit in Verwirrung kommt und daß bei dieser Verwirrung sich die schlechten und ehrgeizigen Menschen hervordrängen und der obersten Gewalt bemächtigen. Bis zu welchem Grade der Erniedrigung und des Verfalls aber Frankreich auf solche Weise herabsinken kann, ist Gott bekannt, und wir haben bereits ein sehr trauriges und entsetzenerregendes Beispiel vor

Augen. Ich bin darum innigst überzeugt, daß Frankreich nicht blos im Interesse seiner materiellen Wohlfahrt, sondern im Interesse seiner Freiheit von einem Regenten beherrscht werden muß."

Ich: „Da Sie Sich so offen aussprechen, so will ich Ihnen auch bekennen, daß ich in vielen Punkten Ihre Ansichten theile. Wenn aber Ihre Ueberzeugung von dieser Art ist, wie können Sie denn noch Republikaner sein?"

Riouffe: „Fragen Sie vielmehr, warum ich jung bin. Warum haben junge Leute lebhaftes Blut? Warum verführen die Utopien immer die Jugend? Warum ist sie so gierig nach dem Unbekannten, warum liebt sie das Abenteuerliche so sehr?"

Ich: „Sie glauben also, mit dem Alter werden sich Ihre Ideen ändern?"

Riouffe (mit einem feinen Lächeln): „Ich trete nun bald das dreißigste Jahr an, und in einer Zeit der Entwicklung, wie wir sie jetzt haben, zählen die Jahre doppelt."

Ich (das Gespräch auf einen andern Punkt leitend): „Wie ist im Allgemeinen der Geist der Gefangenen in der Conciergerie?"

Riouffe: „Ich befinde mich jetzt fast fünf Vierteljahr in der Conciergerie, und in dieser ganzen Zeit waren beinahe ausschließlich nur Republikaner hier. Die Marseillaise wird fortwährend gesungen, so daß selbst die Wände davon müde sein dürften, und auf einen Mann aus der Oppositionspartei werden wohl tausend Patrioten hingerichtet, die man immer unter dem Ruf: „„Es leben die Patrioten!"" zur Abschlachtung führt. Sollte Ihnen Gott das Leben schenken, so können Sie Sich später von der Richtigkeit meiner Aussage überzeugen, wenn Sie das Verzeichniß der Bürger durchgehen, welche nach Form Rechtens sind getödtet worden."

Ich: „Das ist ja ein völliger Wirrwarr, was Sie da sagen, denn wie erklären Sie Sich die Erbitterung, mit welcher die Republikaner, die jetzt im Besitz der Gewalt sind, gegen Leute wüthen, welche die gleichen Grundsätze mit ihnen theilen?"

Riouffe: „Gerade gestern habe ich in dem Heft, das Sie mir eben vorhin wieder zu Handen gestellt, mir die ganz gleiche Frage aufgeworfen: Warum werden auf allen Punkten Frankreichs eine solche Menge Handwerker, Landleute, brave ganz unbedeutende Menschen verhaftet? Bedenkt man aber, wie die bestehenden Behörden zusammengesetzt sind, so läßt sich die Sache leicht erklären. Es ist den Menschen überhaupt eigen, daß sie Ihresgleichen beneiden und, sobald sie eine Gewalt erlangen können, sie auch gegen Ihresgleichen geltend machen. Auf diese Art weiß denn gekränkter Eigennutz, Handwerksneid und Haß von

Nachbar gegen Nachbar, sich unter der Maske republikanischer Bestrebungen zu verbergen und sich zu rächen; und so kommt es denn, daß am Ende aller Ende die Gefängnisse weit mehr mit Republikanern, die von Republikanern angegeben wurden, angefüllt sind, als selbst mit Royalisten."

Ich: „Aber welches Ende wird dieser Zustand nehmen?"

Riouffe: „Das weiß ich nicht. Doch der Meinung bin ich: da Frankreich bis jetzt dem Einbrechen einer wilden, die gesellschaftliche Ordnung bis in ihre tiefsten Fundamente erschütternden Barbarei Widerstand geleistet hat, so hoffe ich, es werde nicht Gottes Wille sein, uns gänzlich zu Grunde gehen zu lassen. Ich hoffe auf einen geheimnißvollen Retter, auf einen Mann mit eiserner Hand . . . Aber für jetzt haben wir schon genug politisirt; später wollen wir diesen Gegenstand wieder aufnehmen. Indessen erlauben Sie mir, einer eben so interessanten, als tugendhaften Dame einen Besuch zu machen, für deren Schicksal ich nicht wenig in Sorgen bin; denn an diesem Morgen mußte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen. Wollen Sie mich zu ihr begleiten?"

Ich: „Sehr gern, aber verwundern muß ich mich über Ihren Antrag. Dürfen Sie denn die in der Conciergerie verhafteten Frauenspersonen besuchen?"

Riouffe: „Eigentlich nicht; aber weil das Gefängniß der Frauen vom Gefängniß der Männer nur durch ein Gitter getrennt ist, können wir mit unseren armen Unglücksgefährtinnen durch das Gitter verkehren; dann auch durch die Fenster der zwei Zimmer im Erdgeschoß, welche gegen ihren Hof liegen."

Ich: „Sehr gut. Zeigen Sie mir den Weg; ich folge Ihnen."

Riouffe stand jetzt von dem Bette auf, wo er während der ganzen Zeit unserer Besprechung gelegen; wir verließen zusammen das Gefängniß Nr. 13 und wendeten uns dem Aufenthaltsort der Frauenspersonen zu. Auf dem kurzen Wege dahin sagte ich zu Riouffe: „Wissen Sie auch, mein lieber Herr, daß Sie, ohne im Mindesten daran zu denken, in diesem Augenblick an Ihrem Busen eine Schlange erwärmen? Ich schreibe nämlich Tag für Tag auf, was mir Denkwürdiges begegnet, und wenn Gott, wie Sie vorhin sagten, mir das Leben schenkt, so hoffe ich, meine Memoiren später zu veröffentlichen."

Riouffe (lächelnd): „Obschon ich Literat bin, bewegt mich doch die Eifersucht und der Neid ganz und gar nicht. Aber die Zeit ist schon vorgerückt; Madame D. wird bereits vom Gerichtsvorstand zurück sein. Wir wollen unverzüglich an das Gitter gehen."

Als wir anlangten, trafen wir mehrere unserer Unglücksgefährten, die sich um diese Schranke drängten; ein Jeder suchte eine geliebte Person

auf, der Eine mit dem Blicke, der Andere mit der Stimme, der Eine seine Schwester, der Andere seine Tochter, der Dritte seine Gattin, der Vierte seine Verlobte. Es fiel mir dabei sehr auf, daß die Gefangenen beiderlei Geschlechtes mit einer solchen Unbefangenheit des Geistes sich unterhielten, daß sich auf keinem Gesicht irgendwelche Unruhe oder Niedergeschlagenheit erkennen ließ. Die Conversation, welche durch die Gitter stattfand, hätte auch in einem Salon der guten Gesellschaft nicht ruhiger oder würdiger sein können. Ich muß beinahe glauben, die Aussicht auf einen nahen Tod habe selbst den weniger Gebildeten eine wahre Würde verliehen, die aus einem guten Gewissen, verbunden mit gänzlicher Ergebung, hervorgeht. Mein Begleiter ging gerade auf das Gitter zu, begrüßte mit seltenem Anstande mehrere ihm bekannte Damen und erkundigte sich, ob Frau D. noch nicht vom Revolutionstribunal zurückgekommen sei. Es wurde ihm eine verneinende Antwort zu Theil.

Riouffe (mit großer Ruhe): „Diese Verzögerung thut mir sehr wehe, denn sie scheint mir von übler Vorbedeutung. Zweifelsohne ist diese arme junge Frau verurtheilt worden."

Ich: „Darf ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen, wer diese Person ist, für deren Schicksal Sie so bekümmert sind?"

Riouffe: „Frau D., eine Person von siebenzehn Jahren, wurde vor einiger Zeit zu ihrer bessern Ausbildung nach England geschickt. Im vorigen Jahre verheirathete sie sich, und wurde vor etwa einem Monat verhaftet, als sie mit ihrem Vater eine Reise nach Paris machen wollte."

Ich: „Und warum wurde sie verhaftet?"

Riouffe: „Sie wurde verhaftet, weil sie in Freiheit war. Warum füllen wohl Sie und ich und hunderttausend andere Unglückliche, die durchaus unschuldig sind, gegenwärtig die Gefängnisse Frankreichs? Uebrigens hat man sich doch noch die Mühe genommen, die Verhaftung der Frau D. durch einen scheinbaren Grund zu beschönigen: man beschuldigte sie nämlich, sie sei emigrirt! Es ist Eins gegen Hunderte zu wetten, sie wird zum Tode verurtheilt."

Ich: „Sie sagen mir dies mit unbegreiflicher Kaltblütigkeit."

Riouffe: „Wie ist das anders möglich? Tag für Tag sehe ich Personen, die mir theuer sind, auf den verhängnißvollen Karren steigen; dadurch ist in mir, wenn auch nicht alles Gefühl abgestumpft, doch eine gewisse Unempfindlichkeit eingetreten. Zwei Freunde reden zusammen ganz vertraulich, der Eine von ihnen wird abgerufen, um auf's Schaffot zu steigen; er gibt dem Ueberlebenden die Hand, spricht den angefangenen Satz aus und geht mit völligster Ruhe fort. Das sind Erscheinungen, die man hier an einem Tage wohl zwanzigmal sehen kann.

Es ist selten, daß ein Verurtheilter sich gegen den Gang zum Tode sträubt oder an die Henker eine Bitte richtet; läßt sich auch in der Geschichte Frankreichs keine Zeit aufweisen, zu der es sich auch nur annähernd so gemein und feig bewiesen hätte, wie heutzutage, so hat doch anderseits der passive Muth auch nie einen so hohen Grad erreicht."

Riouffe hatte dies kaum gesagt, so riefen ihn mehrere beim Namen, worauf er mir lächelnd sagte: „Ah, es ist also der Augenblick erschienen, da ich selbst Ihnen ein Beispiel solcher Gleichgültigkeit geben kann."

Ich: „Nein, nein, Sie sind so unschuldig an jedem Verbrechen, daß man Sie nicht verurtheilen kann."

Riouffe (lächelnd): „Sie wollen mich zum besten halten mit meiner Unschuld. Man möchte glauben, Sie kämen aus Sibirien heraus und wüßten gar Nichts von dem, was in Frankreich vorgeht. Habe ich doch einen jungen Mann zum Tod führen sehen, der erst fünf und zwanzig Jahre alt und nie verheirathet war, und der das Schaffot besteigen mußte, weil er einen Sohn habe, der emigrirt sei und die Waffen gegen sein Vaterland trage! Nun habe ich ausgeredet; geben wir einander die Hand und dann auf Wiedersehen!"

Riouffe ging ruhigen und sichern Schrittes von mir hinweg; weder in seinem Gang noch in seiner Haltung war die mindeste Aufregung wahrzunehmen. Ich beeilte mich, ihm nachzugehen.

Zum Glück hatte er sich getäuscht, denn man hatte ihn nur gerufen, um ihm die Ankunft der jungen Dame anzuzeigen, für deren Schicksal er sich so sehr bekümmerte. Ich entsinne mich nicht, je eine liebenswürdigere Frau gesehen zu haben, als Madame D.; selbst in ihren unbedeutendsten Bewegungen lag ein edler Anstand und ein hoher Adel.

Frau D.: „Ich danke Ihnen gar sehr, mein guter Riouffe, daß Sie Sich diesen Morgen so beeilt, nach mir zu fragen. Ich mußte nicht vor dem Revolutionstribunal selbst erscheinen, wie ich erwartet und Ihnen gestern gesagt, ich wurde nur vor Jemanden geführt, der ein Verhörrichter zu sein scheint, und nur einige unbedeutende Fragen an mich stellte. Ich weiß nicht, ob ich mich in trügerischer Hoffnung täusche, — aber er fragte mich so anständig und in so ungewohnter Weise, daß ich auf eine besondere Begünstigung baue."

Riouffe: „Wolle Gott Sie erhören, aber wenn Sie solche Hoffnung hegen, wie kommt es denn, daß Sie so aufgeregt sind und am ganzen Körper zu zittern scheinen? Ich fürchte, Sie wollen Sich die Wahrheit verbergen."

Frau D.: „O nein, mein lieber Herr, meine Aufregung kommt im Gegentheil von dieser Hoffnung, die mir zu leuchten begonnen. Als ich diesen Morgen vor Fouquier-Tinville erscheinen zu müssen glaubte, war

ich kräftig, entschlossen, zum Tode bereit; da ich aber jetzt die Möglichkeit zu erkennen glaube, meinen alten Vater und meinen geliebten Gemahl wieder zu sehen, so ist in meinem Herzen eine vollkommene Aenderung vorgegangen; ich habe jetzt Furcht, das Bild der Guillotine schwebt mir immer vor Augen, ich finde in mir weder Ergebung noch Muth."

O könnte ich diese Aeußerungen mit jener Anmuth zu Papier bringen, mit welcher diese Dame sie ausgesprochen hat! Als ich diese Gefühle ausdrücken hörte, traten mir die Thränen in die Augen.

Riouffe wollte ihr eben antworten, als unter den Gefangenen eine gewisse Aufregung entstand, die sein Wort auf den Lippen zurückhielt und unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Bürger Bertrand, einer der ersten Angestellten der Conciergerie, trat in diejenige Abtheilung des Gefängnisses, welches für die Frauenspersonen bestimmt war. Man wußte aber, daß Bertrand's Erscheinen immer ein wichtiges Ereigniß war, und zwar gewöhnlich eine blutige Katastrophe ankündete; daher denn die große Bewegung unter den Gefangenen bei seinem Erscheinen.

Bürger Bertrand wußte wohl, welchen Schrecken seine Gegenwart einflößte; darum ließ er sich nicht sofort in Erklärungen ein und gab den Grund seines Hieherkommens nicht sogleich an, sondern kreuzte die Arme und betrachtete schweigend die vor ihm stehenden zitternden Frauen.

Nach einer Minute, die uns wie eine Stunde vorkam, und nachdem er sich an dem Schrecken der armen Opfer geweidet, ließ sich der gefürchtete Bertrand endlich herbei, sich auszusprechen. Langsam um sich her blickend und auf dem Antlitze aller Opfer, die seiner tyrannischen Aufsicht unterstellt waren, einen Augenblick verweilend, sagte er: „Ich suche eine Bürgerin, wo ist sie? Ich bemerke sie nicht. Hat man sie etwa aus Irrthum vielleicht schon guillotinirt? Ah, nein. . . da ist sie. Bürgerin D., ich hatte Dich nicht gesehen, als ich eintrat."

Frau D. (in größter Aufregung, mit erstickter, kaum hörbarer Stimme): „Also mich verlangen Sie, Bürger Bertrand?"

Bertrand (in hartem Ton): „Ja, Dich suche ich. Nimm Deine Effekten zusammen und mache schnell, denn ich muß mich beeilen."

Frau D. (todtblaß und beinahe von Sinnen): „Wohin wollen Sie mich denn führen, Bürger Bertrand?"

Bertrand: „Das werde ich Dir später sagen. Hurtig, spute Dich, die Gensdarmen haben nicht Zeit, zu warten."

Frau D.: „O ich bin verloren! Lieber Vater, liebster Gatte, ich werde Euch nicht wieder sehen. Nicht wahr, Bürger, man will mich auf's Schaffot führen?"

Bertrand gab keine Antwort, sondern wendete sich an die gefangenen Frauen, welche traurig und schweigend in größter Aufregung und

Beklemmung das Ende dieser Scene abwarteten; dann strich er sich mehrmals mit der Hand am Hals, sah die arme Frau mit einem wegwerfenden Seitenblicke an und sagte mit einem satyrischen Gesichtszug: „Sie ist schön, die kleine Frau, es ist doch Schade um sie."

Frau D.: „Leben Sie wohl, meine Leidensgefährtinnen, und auch Sie, meine Herren, leben Sie wohl. O fürchten Sie nicht, daß ich durch meine Schwäche meine Unschuld entehre. Seien Sie überzeugt, daß ich denselben Muth beweisen werde, wie unsere Gefährten, die uns schon vorangegangen sind und uns im Himmel erwarten. Noch einmal: Auf Wiedersehen!"

Mehrere Gefangene umarmten nun die Frau D. mit aller Zärtlichkeit, aber ohne bei diesem letzten Abschied die mindeste Schwäche zu zeigen. Wenn Riouffe gesagt hatte, alle in der Conciergerie gehen unerschrocken auf's Schaffot, so hatte er nicht zu viel gesprochen; die Frauen namentlich zeichneten sich durch solchen hohen Muth aus.

„Tausend Donnerwetter!" schrie Bertrand mit schallender Stimme, „soll die Komödie noch lange dauern? Geschwind, fort, die Gensdarmen sind ungeduldig."

Frau D. (zu Riouffe gewendet, während Bertrand sie fortschleppte): „Wenn Sie je Ihre Freiheit wieder erlangen, so sagen Sie doch meinem Vater und meinem Gemahl, daß mein letzter Gedanke ihnen galt. Noch einmal, leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen, Madame," antwortete Riouffe; „bitten Sie Gott für uns, die wir noch hienieden weilen."

Ich erwartete, das Weggehen der Frau D. werde auf ihre Gefährtinnen einen erschütternden Eindruck machen, aber ich täuschte mich; denn kaum war die unglückliche junge Frau über die Schwelle getreten, so hatte die einen Augenblick unterbrochene Conversation wieder ihren Fortgang, als wäre gar nichts Besonderes vorgefallen.

„Diese Gleichgültigkeit", sagte Riouffe, der meinen Gedanken errathen, „möge Sie weder befremden, noch entrüsten; sie ist, wie schon bemerkt, ganz natürlich und abgenöthigt, und wer uns der Gefühllosigkeit beschuldigen wollte, thäte uns Unrecht. Was will man anders machen? Wenn wir über das Unglück jedes Opfers, das auf das Schaffot geschleppt wird, uns zum Mitleid wollten bewegen lassen, so müßten wir alle unsere Tage in gänzlicher Trostlosigkeit und unter beständigem Weinen zubringen."

Riouffe wollte noch reden, da sah er auf eine große alte Uhr, die er zu besitzen das Glück hatte, nahm mich beim Arm und sprach: „Mein lieber Kamerad, es ist Zeit zum Essen. Wollen Sie mit mir kommen? Unser gewöhnliches Essen ist furchtbar theuer und dennoch kaum genieß-

bar. Weil Sie aber aus dem Mördergefängniß kommen, so werden Sie es trotzdem vortrefflich finden."

Ich dankte Riouffe auf's Herzlichste für seine Güte und wollte mit ihm gehen, da stürzte Einer unserer Unglücksgefährten auf ihn zu, ergriff ihn hastig beim Arm und sagte: „Gute Neuigkeit, Bürger Riouffe; ich habe durch das vergitterte Dachfenster auf die Straße gespäht und gesehen, wie die Bürgerin D. ihrem Vater in die — Arme gefallen ist."

Ich: „Wie so? Ich begreife das nicht."

Riouffe: „Wie, Sie begreifen nicht, daß Bertrand die Bürgerin D. nicht gesucht hat, um sie vor Gericht zu führen oder den Gensdarmen zu überliefern, sondern um ihr die Freiheit zu geben? Das Papier, das er in der Hand hatte, enthielt nichts Anderes, als die Aufhebung ihrer Haft."

Ich: „O der Niederträchtige! und er beging die schändliche Bosheit, daß, während er die Begnadigung dieser Frau in der Hand hielt, er sie noch glauben machte, sie müsse zum Tode gehen!"

Riouffe: „Bertrand macht sich, so oft er kann, diese Freude. Dies ist beinahe sein angenehmster Zeitvertreib."

Riouffe hatte wohl Recht, als er meinte, daß ich, im Vergleiche zu der abscheulichen Nahrung in dem Mördergefängniß, den Tisch der politischen Gefangenen schmackhaft finden werde. Ich glaubte in meinem Leben niemals besser zu Mittag gegessen zu haben, als heute.

Der Tisch war in einem Gang der Conciergerie aufgeschlagen und es saßen mit mir zehn Personen an demselben. Uebrigens hatten wir das gute Essen keineswegs etwa der sorgfältigen Pflege der Kerkermeister zu verdanken, sondern den dreitausend Verwandten oder Freunden, welche uns Tag für Tag die nöthigen Nahrungsmittel zustellen ließen. Unter den Gefangenen, die an demselben Tische saßen, herrschte die größte brüderliche Liebe; die Reichen unterstützten die Unbemittelten, und diese erzeigten ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie sich der Besorgung der Küche und Haushaltung unterzogen.

Was mir besonders auffiel, war die Heiterkeit, die bei dem ganzen Essen herrschte, ein wesentlich französischer Charakterzug. Mir gegenüber saßen zwei Gefangene mit so bemerkenswerthen Gesichtszügen, daß ich nicht müde wurde, sie zu beobachten; der Eine war groß, mager und schlank, wie der unsterbliche Ritter von Cervantes, der Andere dick und klein, und mahnte ganz trefflich an Sancho Pansa; der Erstere hieß Armengo, der Andere Paillet.

Riouffe wendete sich an Don Quixote und sagte: „Edler Armengo, Sie scheinen heute sehr nachdenklich; haben Sie etwa böse Nachrichten erhalten?"

Armengo (mit einem tiefen Seufzer): „Ach, freilich, Bürger. Ich habe heute Morgen von meinem Schutzgeist vernommen, daß die Tochter des Kaisers von China das Unglück gehabt, mein Portrait zu sehen, und daß sie sich so in mich verliebte, daß man für ihr Leben besorgt ist. Das ist jetzt schon die zweiundzwanzigste Prinzessin, die meine verhängnißvolle Schönheit in Zeit von zwei Monaten in's Grab gebracht!"

Nach dieser Antwort, die, wie sich leicht begreifen läßt, mich höchlich befremdete, stieß Armengo einen tiefen Seufzer aus, schlug die Augen gegen das Gewölbe des Ganges empor und blieb in tiefer Ekstase.

Ich sagte leise zu Riouffe: „Wer ist dieser Armengo?"

Riouffe: „Vorerst ist dieser Armengo kein Armengo. Sein wahrer Name ist unbekannt. Den Namen seines Geburtsorts wird wohl die Nachwelt nie in Erfahrung bringen. Armengo behauptet bisweilen, er habe in Palästina das Licht der Welt erblickt; ein anderes Mal ist er wieder ein geborner Italiäner, vorgestern sagte er einer Dame aus dem südlichen Frankreich zu Gefallen, Toulouse sei sein Geburtsort. Armengo, glauben Sie mir, wird immer ein Räthsel bleiben."

Ich: „Ihre Antwort zeigt, daß Sie auch im Gefängniß noch zu scherzen wissen, aber sie sagt mir eigentlich nicht Viel."

Riouffe: „Im Ernst gesprochen, ist die Sache in Kurzem diese. Armengo ist, wie Sie wohl bemerken konnten, verrückt. Seine Manie besteht einzig darin, daß er sich einbildet, er sei von Prinzessinnen angebetet, und wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, so ist es dennoch richtig, daß dies der Grund seiner Verhaftung gewesen. Er wurde in's Gefängniß gebracht, weil er mit ehemaligen Großen im geheimen Einverständniß stehe. Seine Narrheit wird ihm wahrscheinlich den Kopf kosten."

Ich: „Das ist doch gar zu ungeheuerlich. Wie? einen Verrückten soll man guillotiniren, weil er sich einbildet, er sei von der Tochter des chinesischen Kaisers angebetet? Das ist unmöglich."

Riouffe: „Der Revolution ist in Betreff sinnloser Grausamkeiten Nichts unmöglich; Sie werden inne werden, daß Armengo's Verrücktheit seit seiner Verhaftung noch zugenommen. Vor seiner Verhaftung beschäftigte er sich nur mit Herzoginnen; erst seitdem er in der Conciergerie wohnt, hat er sich zu Prinzessinnen verstiegen. Armengo, das behaupte ich, wird gewiß guillotinirt."

Gerade als hätte Riouffe in prophetischem Geist gesprochen, trat unmittelbar nach seiner Bemerkung ein Kerkermeister mit einem Pack Schriften in der Hand an unsern Tisch und sprach zu dem armen Verrückten:

„Bürger, ich bringe Dir Deinen Laufpaß."

„Was für einen Laufpaß?" fragte Armengo ruhig.

Der Kerkermeister: „Deinen Paß für die andere Welt, oder wenn Du lieber willst, Deine Anklagsacte. Du sollst nach einer Stunde vor dem Revolutionstribunal erscheinen."

Armengo (seufzend): „Ich kenne den Grund dieses Unglücks; die Herzogin ist eifersüchtig auf die Prinzessin von China."

Der Kerkermeister (in ernstem Ton): „Ich will nicht das Gegentheil behaupten. Es wird Dich aber lehren, warum Du mit solchen Canaillen zu thun hast."

Eine Stunde später erschien Armengo vor Fouquier-Tinville und am anderen Tage vernahmen wir, daß der arme Verrückte guillotinirt worden sei.

Ich habe vorhin eines andern Tischgenossen, Namens Paillet, Erwähnung gethan, der, gleichwie Armengo, sogleich meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieser Paillet war der fröhlichste Mensch von der Welt. Ein Wortspiel war der Grund seiner Verhaftung und eine unüberlegte Aeußerung brachte ihn auf das Schaffot.

Um nicht durch Wiederholungen zu ermüden, führe ich nur Armengo und Paillet an, um zu zeigen, wie kindisch die Gründe waren, durch welche so viele Gefangene das Leben einbüßten. Während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in der Conciergerie sah ich jeden Tag fünfzehn bis zwanzig Personen den Todtenwagen besteigen, die sämmtlich eben so unschuldig waren, als der Narr Armengo und der Witzbold Paillet.

Nach dem Essen wollte ich mit Riouffe ein neues Gespräch anfangen, als ein Kerkermeister im Gang meinen Namen ausrief und mir das Wort auf den Lippen erstickte. Ich beeilte mich, auf den Rufenden zuzugehen. Er übergab mir einen an mich adressirten Brief, geschrieben von meinem Vetter, dem Conventsmitglied. Nach einer langen Einleitung, oder vielmehr nach einer poetischen Lobrede auf die Revolution, durch welche dem Briefe das Gelangen an seine Adresse möglich gemacht wurde, zeigte mir der Vetter an, daß er sich thätig für mich verwende und bald meine Freilassung zu erlangen hoffe. Am Schluß des Briefes gab er mir zu verstehen, weil die Conciergerie immer zahlreiche Beiträge an das Schaffot zu liefern habe, so werde er sein Möglichstes thun, nm mich in ein anderes Gefängniß zu versetzen.

Obschon dieser Brief gerade keine Ausdrücke einer zärtlichen Liebe enthielt, brachte er mich doch in eine außerordentliche Aufregung. Ich empfand eine außerordentliche Freude und Rührung bei dem Gedanken, daß ich doch noch nicht von aller Welt verlassen sei und ich noch Verwandte habe, die mich liebten und sich meiner annahmen.

Riouffe, dem ich den Brief unverweilt mitgetheilt, sagte: „Um

Alles in der Welt wollte ich Ihnen Ihr Glück durch Nichts trüben, aber nur in Ihrem eigenen Interesse und um Sie vor falschen Schritten zu warnen, muß ich Ihnen einen Rath ertheilen: antworten Sie Ihrem Vetter, Sie seien ihm im höchsten Grade dankbar für seine eifrige Theilnahme, aber weil Sie auf Ihre Unschuld und auf die Reinheit Ihrer Gesinnung vertrauen, so wünschten Sie, daß keine weitere Schritte für Sie gethan würden."

„Warum soll ich das antworten, mein lieber Riouffe?" fragte ich.

Riouffe: „Weil es in unsern Tagen einem Menschen immer um so besser ergeht, je weniger sein Name genannt wird. Wenn ein Sekretär, der kaum lesen kann, — denn Sie wissen ja, welche schändliche Unwissenheit bei den Angestellten der jetzigen Regierung herrscht, — also, wenn ein Sekretär, der kaum lesen kann, von seinem Obern eine Empfehlung zu Ihren Gunsten zur Hand bekommt, so ist es gar wohl möglich, daß er, aus Mißverstand, statt Sie in Freiheit zu setzen, Sie auf's Schaffot liefert. Jede Stunde, jede Minute des Tages geschehen solche Mißgriffe."

„Ich danke Ihnen für Ihren Rath und werde meinem Vetter im angedeuteten Sinne antworten", erwiederte ich.

Gegen Bezahlung von zwei Thalern übernahm es denn auch ein Kerkermeister, die unversiegelte Antwort an meinen Vetter in die Büchse der Conciergerie zu werfen. Den übrigen Theil des Tages brachte ich in Gesellschaft meines lieben Riouffe zu, der mich fortwährend mit Revolutionsbegebenheiten bekannt machte, von denen ich in der Provinz Nichts gehört hatte, und die mir somit ganz und gar unbekannt waren.

Ich fragte Riouffe: „Hat man auch Beispiele, daß Angeklagte, die vor dem Gericht unter Fouquier-Tinville erschienen, in Freiheit gesetzt wurden?"

Riouffe: „Ja, man hat solche Beispiele, aber sehr wenige. Sie können sich kaum einen Begriff machen, wie die Gerichte und die Gerichtskanzleien besetzt sind. Das Lumpengesindel der Gerichtsdiener und niedern Kanzlisten und aller Unterangestellten, bestehend aus alten Gerichtsdienergehülfen und elenden Creaturen, die, wie ich vorhin gesagt, kaum lesen können, scheint ein unbeschreibliches Vergnügen daran zu finden, diejenigen, welche sie morden wollen, mit ihren barbarischen Schreibereien noch zu verhöhnen. Es ist kaum eine Woche her, daß eine Frau eine Anklageurkunde herbrachte, die ich selbst gesehen habe und in welcher geschrieben stand: „„Ein Kopf, der ohne Nachsicht guillotinirt werden soll."" Keine dieser unleserlichen Akten ist orthographisch abgefaßt; man liest keinen Satz, der nicht gegen die französische Sprache verstößt. Oft erhält man eine Anklageacte, die für eine andere Person bestimmt war; in diesem Falle streicht der Gerichtsdiener nur den geschriebenen Namen

aus und setzt einen anderen darauf. Oft sah ich die Schreiber am Zechtische mit den Kerkermeistern solche falsche Actenstücke ausstellen und dabei laut auflachen. Als sie einst eine Frau erblickten, deren Gemahl dem Henker seinen Tribut geliefert hatte, sagten sie: „„Wir wollen diese auch noch gerade dazu nehmen““, und am folgenden Tage hatte die verurtheilte Frau sich mit ihrem Ehemann wieder vereinigt. Uebrigens sind die Anklageurkunden zum großen Theile gedruckt, so daß nur einige Zeilen ausgefüllt werden müssen, und selbst in diesen wenigen Zeilen fallen die unvernünftigsten und gehässigsten Irrthümer vor.

„Wie die Revolutionsgerichte selbst bestellt sind, davon können Sie sich unmöglich einen Begriff machen. Was das Verbrechen nur Schauderhaftes aufzuweisen hat, sitzt in diesen Gerichten; man kann eine Menge Banquerottirer und Falschmünzer, die Mitglieder derselben sind, aufzählen. Diese Geschwornengerichte sind nicht damit zufrieden, über die Opfer, die man ihnen zusendet, zu urtheilen, richtiger gesagt, sie zu verurtheilen, sondern sie fügen zur unversöhnlichsten Grausamkeit noch die gemeinsten und abscheulichsten Beschimpfungen; es ist ihnen beinahe der angenehmste Zeitvertreib, über die Tugend der geachtetsten Frauen ihre Zweifel zu äußern und ihre Schamhaftigkeit den schändlichsten Zoten und dem Gelächter des Pöbels preiszugeben.“

Ich (Herrn Riouffe in's Wort fallend): „Das ist schrecklich; aber ist es nicht denkbar, daß Sie, durch Ihre lange Gefangenschaft erbittert, die Farben, ohne es zu beachten, zu stark auftragen?“

Riouffe: „Im Gegentheil, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dieses Gemälde noch hinter der Wirklichkeit zurücksteht. Es gibt einzelne Züge, die so gräßlich sind, daß man sich nicht überwinden kann, ihrer zu erwähnen. Ich habe Ihnen kaum die Hälfte von dem gesagt, was ich weiß. Ein Aufenthalt von einigen Wochen in der Conciergerie wird Sie belehren, daß ich nicht den Muth dazu hatte. Es ist ein glücklicher Zufall, den ich mir nicht zu erklären vermag, daß wir heute in Ruhe gelassen wurden, aber sonst bringt jeder Tag von allen Enden und Orten Frankreichs ganze Wagen mit Unglücklichen, bestimmt, die leeren Stellen wiederum auszufüllen, welche die Guillotine unter uns macht. Und wer sind diese Unglücklichen zum größten Theile? Es sind ganz junge, schöne und sehr einnehmende Frauenspersonen. O, wie oft sah ich nicht schon junge Frauen gesegneten Leibes mit einer Kette um den Hals hiehertransportiren, und andere, welche das Wochenbett kaum verlassen hatten! Sie kommen hieher, die Einen ganz ohnmächtig und müssen von den hohnlachenden Kerkermeistern getragen werden, die Andern in einem Zustand der Betäubung und Entkräftung, der dem Tode nahekömmt. Die Ge-

schichte hat keine Zeit aufzuweisen, zu welcher das Laster eine solche Thätigkeit entwickelte!"

Ich: „Wie hoch schätzen Sie denn die Zahl der Opfer, welche das Schaffot täglich in der Conciergerie aufzehrt?"

Riouffe: „Um hinter der Wahrheit zurückzubleiben und alle Uebertreibung zu vermeiden, auf sechszig."

Leider erkannte ich schon nach Verlauf einer Woche, daß Riouffe die Wahrheit gesagt.

Bei einbrechender Nacht zog ich mich in das Gefängniß Nr. 13 zurück, wo ich das Glück hatte, ein Bett an der Seite meines Freundes Riouffe zu erhalten. Bevor wir achtzehn Gefangene uns in unserem Gemach der Ruhe erfreuen konnten, mußten wir uns dem Appell unterziehen; hierbei fiel folgende Störung vor:

Der Oberkerkermeister, welcher uns aufzeichnete, war in einem Zustand der Betrunkenheit, so daß er die Namen nicht lesen konnte. Da er nun doch bemerkte, daß wir nicht antworteten, gerieth er in einen so furchtbaren Zorn, daß er mit seinen Kameraden über uns herfiel und uns mit beispielloser Grobheit ausschimpfte und ausprügelte. Des Kampfes müde, entschloß er sich endlich, uns abzuzählen und bis zum andern Tage in unserem Schlafgemache einzusperren.

Sobald wir uns allein zusammenfanden und ruhig waren, zündete Einer unserer Genossen ein Licht an und Jeder machte sich an seine Geschäfte. Die Einen flickten ihre zerrissenen Kleider, Andere drängten sich so nahe als möglich zu dem schwachen Lichte, dessen Schein die Decke des Zimmers nicht zu erreichen vermochte, und lasen Briefe, die sie verstohlener Weise empfangen hatten, oder beantworteten solche; Riouffe ging an die Aufzeichnung seiner Memoiren. Ich folgte seinem Beispiel, bat ihn um eine Feder und um ein Blatt Papier und begann das Merkwürdigste aufzuschreiben, was mir seit meiner Verhaftung begegnet war.

Schon mehrere Stunden war ich eifrig mit meiner Arbeit beschäftigt, und das Kerzenlicht wollte bald erlöschen, da erhob ein Mitgefangener seine Stimme und sagte:

„Bürger, es ist zwölf Uhr. Wollen wir diesen Abend keine Sitzung halten?"

„Ja, ja, Sitzung; wir wollen anfangen!" antwortete die Mehrzahl der Mitgefangenen.

„Ich will lieber schlafen, als meine Zeit mit Kinderspiel zubringen", sagte ein Gefangener, dessen unedles Aussehen mir schon beim ersten Augenblick aufgefallen war.

„Still, Lassagne", entgegneten Mehrere.

„Von welcher Sitzung ist denn die Rede?" fragte ich Riouffe.

Riouffe: „Nicht eigentlich um eine Sitzung, sondern um einen bloßen Zeitvertreib handelt es sich hier. Allmählich, wenn die Mitternachtsstunde kommt, zu welcher uns die Kerkermeister etwas Ruhe lassen, unterhalten wir uns damit, daß wir das Revolutions-Tribunal nachmachen."

Ich: „Ein etwas gemeines Sprichwort sagt, daß man im Haus eines Erhängten nicht vom Strick reden soll, und so scheint mir auch hier dieses Spiel sehr übel gewählt. Haben wir nicht alle, wie wir da sind, jeden Augenblick den Ruf vor das Gericht zu fürchten?"

Riouffe: „Gerade deswegen machen wir alle Abende eine Gerichtssitzung nach, damit, wenn uns am Tag darauf dies Loos treffen sollte, wir nicht plötzlich überrascht werden. Aber still, denn die Gerichtssitzung wird jetzt beginnen, trotz der Opposition des Bürgers Lassagne."

Ich: „Wer ist dieser Lassagne, dessen Gesicht mir so abstoßend vorkommt?"

Riouffe: „Er ist ein Räuberhauptmann, den die alte Regierung verurtheilt hatte, lebendig gerädert zu werden. Die Revolution rettete ihn von der Todesstrafe und die Jakobiner ernannten ihn — wahrscheinlich zur Entschädigung für die Verfolgungen, die er unter der Monarchie ausgestanden — zum Maire von Ingouville, einer Vorstadt von Havre. Jetzt ist er als ein Verschworner in Haft."

Ich: „Dann ist sich's nicht zu verwundern, daß er nicht gerne vor einem Gericht erscheint und wäre es auch selbst nur zum Scherze."

Kaum hatte ich ausgeredet, so begann die Sitzung, und gerade Riouffe wurde vorgeladen. Auf jedem Bett saß ein Geschworner; der beklagte Riouffe stieg auf einen Tisch, den Geschwornen gegenüber; der Gerichtschreiber und der öffentliche Ankläger saßen auf dem Boden. Es war eine eigenthümliche Erscheinung, die sich jetzt darbot. Die Geschworenen, der Wichtigkeit ihres Amtes sich bewußt, beobachteten tiefes Stillschweigen und verloren keine Sekunde den unglücklichen Angeklagten aus den Augen, dem der öffentliche Ankläger mit seiner Beredtsamkeit zusetzte.

War die Anklage hitzig, so ließ auch die Vertheidigung nichts zu wünschen übrig. Riouffe sprach so kräftig, so würdevoll und erhaben, so treffend, und machte auf das Gericht einen solchen Eindruck, daß der öffentliche Ankläger sich veranlaßt sah, ihm das Wort zu entziehen, indem er erklärte, Riouffe habe dem Gericht die schuldige Achtung nicht erwiesen.

Einige Seknnden darauf wurde Riouffe zum Tode verurtheilt, und es wurde zur Vollziehung des Urtheils mit dem gleichen Ernst geschritten, wie er während des ganzen sonderbaren Prozesses gewaltet. Zwischen

den Fächern zweier Betten wurde eine Guillotine aufgerichtet; vier Geschworene, die sich zu Henkersknechten umkleideten, faßten den Verurtheilten, banden ihm die Hände, entblößten ihm den Hals und führten ihn unter einem Schwall von Verwünschungen und Beschimpfungen zur verhängnißvollen Maschine. Er verlangte noch zum Volke zu reden, aber das Begehren wurde verweigert, und da er darauf bestehen wollte, wurde er geknebelt und empfing in solchem Zustand den Todesstreich. Riouffe benahm sich bei diesem sonderbaren Spiel mit eben so viel Geist als Gefälligkeit und Anstand. Sobald er hingerichtet ward, wurde Lassagne vorgeladen.

„Ich will nicht spielen," antwortete der alte Mörder. „Lassen Sie mich schlafen."

Ausflüchte und Entschuldigungen waren umsonst; Lassagne mußte sich dem Willen der Mehrheit fügen und den Platz des verurtheilten Riouffe auf der Anklagebank oder besser auf dem Anklagetisch einnehmen. Sobald der Mörder sich gesetzt, begann der Prozeß gegen ihn mit allem Ernst Diesmal aber trug der Stellvertreter des Gesetzes nicht mehr blos ersonnene Beschwerden, sondern auf die Wirklichkeit begründete Anklagen vor. Er brachte Lassagne's verübte Verbrechen, sein schändliches Leben in Erinnerung und setzte ihm mächtig zu. Jetzt hatte ein Auftritt Statt, der sich noch in langer Zeit nicht aus meinem Gedächtniß verlieren wird. Der Elende vergaß, daß Alles nur ein bloßes Spiel sei, er erröthete, erblaßte, wurde unruhig und begann eine förmliche Vertheidigung, die ein Meisterstück von Gemeinheit und Niederträchtigkeit darstellte. Er bekannte, daß er in seiner Jugend leichtfertig gelebt, weil er sich durch das Beispiel der frühern Hochgestellten habe irreleiten lassen, aber durch die Republik sei er gänzlich umgewandelt worden und habe seine früheren Verirrungen sattsam gutgemacht.

„Welche Dienste hast Du dem Lande erwiesen?" fragte der Staatsanwalt.

„Ich habe mehr als dreihundert Personen dem Gerichte angezeigt, eine Marquisin und zwei Gräfinnen getödtet und zehn Emigrirte guillotiniren lassen", antwortete er mit Selbstgefälligkeit.

Diese Antwort machte auf das Schwurgericht, welches, wie schon gesagt, das Revolutionstribunal vorstellte, einen im höchsten Grade günstigen Eindruck und der Angeklagte wäre — ein gar seltener Fall — wahrscheinlich freigelassen worden, hätte nicht der Staatsanwalt jetzt ein Billet vorgeiesen, in welchem Lassagne von einem Emigrirten fünfhundert Louisd'or verlangte, wogegen er ihm einen Paß verschaffen wolle. Lassagan wurde verurtheilt. Der Elende konnte sich eines Nervenzitterns nicht erwehren, als er zum Bett, das die Guillotine vorstellte, hingeführt wurde.

Kaum hatte er sein Todesurtheil ausgestanden, so trat ein Gespenst in weißem Anzuge auf, faßte den Hingerichteten beim Haar und rief ihm mit wehmüthiger Stimme zu: „Lassagne! Lassagne! Lassagne! Ich bin das Opfer Deines Verbrechens, jetzt suche ich Dich, um mit Dir in die Hölle zu fahren."

Lassagne, der auf diesen Geisterspuk, den er beim Umwenden des Kopfes plötzlich gewahrte, nicht gefaßt war, stieß einen Schrei aus, fiel auf die Kniee und bat um Gnade.

Jeder kann sich denken, wie wir bei diesem seltsamen Anblick lachen mußten. Das Gespenst war Niemand anders, als mein Freund — Riouffe.

Nach Beendigung der Sitzung wollten Alle sich dem süßen Schlaf überlassen, aber von wie vielen werthen und zugleich grausamen Erinnerungen wurden wir bestürmt, die uns keinen Augenblick Ruhe gönnten! Wenn ein Unglücksgefährte vor Ermüdung oder aus langer Schlaflosigkeit endlich seine Augen schloß, so hörte man ihn bald im Traume mit gedämpfter Stimme in kläglichem und wehmüthigem Tone nach seiner Frau oder nach seiner Tochter oder nach seiner Mutter rufen.

Kaum hatte ich ein wenig geschlummert, so weckte mich plötzlich ein entsetzlicher Lärm, und als ich die Augen aufschlug, sah ich zu meinem Erstaunen unser Gefängniß mit Kerkermeistern, Gensdarmen und großen Doggen angefüllt.

„Hier, ihr Wichte, bringt man euch eure Anklageacten, auf daß ihr vor dem Revolutionsgericht erscheinet", rief uns Bertrand zu. „Wer von Euch heißt A . . ., B . . ., K . . ., S . . . rc.? Es gibt Niemand Antwort? Nun, so gehen wir weiter."

„Was ist das für eine Grausamkeit?" bemerkte ich meinem Freunde Riouffe, als die Kerkermeister und Gensdarmen sich entfernt hatten. „Hätten denn diese Leute sich nicht wenigstens die Mühe nehmen können, die Anklageacten zu lesen und zu sehen, ob sie uns etwas angehen, bevor sie uns auf eine so furchtbare Weise aufweckten?"

„Das wollten sie eben nicht," antwortete Riouffe, „denn hätten sie das gethan, so hätten sie uns ja ein Leiden erspart, es ist aber ihre Freude, bei Nacht in die Gefängnisse einzudringen und uns aufzuschrecken."

Bis zu Tagesanbruch konnte ich nicht mehr einschlafen; die ganze Nacht hörte ich die Thüren mit großem Geräusch auf- und zuschließen und die Kerkermeister lärmen.

Schon in der ersten Woche nach meinem Eintritt in die Abtheilung der politischen Gefangenen konnte ich mich nur zu sehr mit eigenen Augen überzeugen, daß Riouffe die immer unersättliche Grausamkeit unserer

Henker nicht zu grell dargestellt, und in der Schilderung des innern Zustandes der Conciergerie hinter der Wahrheit zurückgeblieben war.

Es ist nicht meine Absicht, hier die Greuel- und Mordthaten zu schildern, von denen ich Zeuge gewesen; ein solches Unternehmen würde meine Kräfte übersteigen. Schon die Namen der Opfer, welche ich zur Schlachtbank führen sah, und die einfachste Angabe der ersonnenen Anschuldigungen, wie sie in ihren Anklageacten enthalten waren, würden einen ganzen Band füllen. Es verging kein Tag, an dem das Schaffot nicht wenigstens fünfzig meiner Unglücksgefährten wegraffte. Bald theilte ich selbst jene Unempfindlichkeit gegen das Unglück Anderer, welche unter uns allgemein herrschend war.

Ich verlebte meine Zeit gewöhnlich in der Gesellschaft Riouffe's, an den ich mich mit jedem Tag näher anschloß. Er übersetzte mir Stellen aus den besten englischen und italiänischen Dichtern; ich erzählte ihm die Streifzüge, welche ich als Freiwilliger gemacht. Mit jedem Tag kam mein neuer Freund, der bisher so aufrichtig Republikaner gewesen, von seiner jugendlichen Verirrung, wie er sie zu nennen pflegte, mehr zurück und verwünschte seine frühere Begeisterung und Leichtgläubigkeit. Der Gedanke, daß die gutgesinnten Menschen aus Mangel an Einverständniß und Eintracht unter einander von einer Handvoll Banditen sich beherrschen lassen, versetzte ihn bisweilen beinahe in Wuth oder machte ihn so niedergeschlagen, daß ich alle Mühe hatte, ihn wieder aufzurichten.

Uebrigens hatte uns die beständige Nähe und Berührung mit dem Henker allmälig eine solche Geringschätzung gegen das Leben beigebracht, daß wir uns gar nicht mehr scheuten, unsere antirevolutionären Gesinnungen ganz laut auszusprechen, und Riouffe und ich machten hierin von dem Benehmen unserer Unglücksgefährten keine Ausnahme. Nirgends habe ich freiere Meinungsäußerung gefunden, als in dieser Gesellschaft der Conciergerie.

Am vierzehnten Tage nach meinem Eintritte in die Abtheilung der politischen Gefangenen war ich eben damit beschäftigt, mir Notizen über meine Gefangenschaft aufzuzeichnen, als man mir die Anzeige machte, ich hätte mich zur Abreise bereit zu halten.

Umsonst fragte ich darüber den Kerkermeister, umsonst versprach ich, ihm das wenige Geld, das mir von den fünfundsiebenzig Livres noch geblieben war, zu überlassen, wenn er mir meine Fragen beantworte; er war nicht zu bewegen und beobachtete hartnäckiges Schweigen.

Da alle meine Habe nur in drei Hemden und zehn Taschentüchern bestand, die ich von einem Unglücksgefährten gekauft, so hatte ich mein Bündel bald geschnürt und nahm jetzt von Riouffe Abschied. Mit Thränen in den Augen umarmten wir uns; er begleitete mich noch bis zum

Gitter und sagte: „Ich ahne den Grund unserer Trennung; da die Conciergerie besonders viele Lieferungen auf das Schaffot zu machen hat, so scheint Ihr Vetter gefürchtet zu haben, Sie möchten in eine dieser vielen Lieferungen mitaufgenommen werden und er wird darum für Sie ein anderes Gefängniß ausgewirkt haben. Verlieren Sie den Muth nicht. Gott behüte Sie; vielleicht treffen wir uns in einer bessern Zeit wieder. *)

Hätte mir in diesem Augenblick Jemand gesagt, daß ich mich später nach dem entsetzlichen Aufenthalt in der Conciergerie zurücksehnen werde, so hätte er mir nur ein ungläubiges Lächeln abgewonnen, und doch war es in meinem Verhängniß bestimmt, daß die Conciergerie das Paradies meines Gefängnißlebens war.

Ich wurde in einen vergitterten und an den Kutschenschlägen mit Hängeschlössern versehenen Wagen gesetzt und in die „Abtei" transportirt.

3. Das Gefängniß in der Abtei.

Der Anblick der düstern Mauern der Abtei mußte um so mehr den Eindruck des Schreckens auf mich machen, da sie noch mit dem Blute der Unglücklichen bespritzt waren, die an den vorhergehenden Tagen hier ihren Tod gefunden. Ich konnte mich daher nicht enthalten, die eifrige Verwendung meines Vetters, so wohl berechnet sie auch war, zu verwünschen.

Mein Empfang in der Abtei war nicht anders, als ich erwartet. Ich mußte mir eine vollständige und kränkende Durchsuchung gefallen lassen; doch wurde mir mein weniges Geld — beiläufig sieben und zwanzig Livres — nicht weggenommen.

„Geschwind, komm mit uns, Bandit," sagte ein Kerkermeister zu mir, indem er mich ganz unsanft am Kragen meines Kleides faßte; „ich kann aus dem Rest Deiner Uniform schon entnehmen, daß Du einer jener Vaterlandsverräther bist, welche die Repräsentanten uns von der Armee zuschicken. Ich will schon sorgen, daß Du Deinen Verrath theuer büßen mußt, warte nur."

Der Scherge, welcher diese Drohungen gegen mich ausstieß, verbreitete einen solchen Branntweingeruch, daß ich seinen kläglichen Zustand errathen hätte, wenn auch sein Gang nicht so schwankend und unregelmäßig gewesen. Ich fand darum am besten, diese Beschimpfungen ohne Erwiderung hinzunehmen.

Das Gefängniß, in das er mich stieß, sah nicht besser aus, als das-

*) Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung; niemals führte das Schicksal die beiden Leidensgefährten wieder zusammen.

jenige, in das man mich zuerst in der Conciergerie geworfen, nur daß es heiterer war; denn wenn man an's Fenster ging, konnte man doch nothdürftig in einiger Zeit etwelche Zeilen lesen. In dem Gefängniß befand sich ein wurmstichiger Tisch, aber von ekelhafter Unreinlichkeit, ein Haufe altes zerrissenes Stroh und ein elender Schragen, der von einem halbzerrissenen Tragriemen zusammengehalten war.

Da ich schon um Mittag in die Abtei gekommen, so legte ich mich mit Anbruch der Nacht auf meinen Schragen, wurde aber jetzt von einer so ungeheuren Menge Ungeziefer angefällen, daß mein ganzer Körper nur noch eine Wunde war. Wie ich diese Nacht zugebracht, mag man sich wohl denken; ich litt eine unaussprechliche Plage. Kaum hat je ein Mensch unter einer Folter ärgere Leiden ausgestanden.

Mehrere Male sprang ich ganz wüthend von meinem entsetzlichen Lager auf und wälzte mich auf dem Boden; da kam aber dann wieder ein anderer Feind und griff mich an, der nicht minder zu fürchten war, nämlich ungeheure hungrige Ratten, die sich durch mein Wälzen und Schreien nicht abschrecken ließen, sondern mich als Etwas anzusehen schienen, das ihnen als Nahrung zugeworfen worden.

Ein voller Tag, ich sollte sagen, ein volles Jahrhundert verging, ohne daß von Außen ein Ton an meine Ohren drang; die gewaltige Gefängnißthüre, welche unbeweglich in ihren eisernen Angeln hing, kam mir wie ein auf mein Grab gewälzter Stein vor. Ich hatte Furcht.

Endlich hörte ich in der Ferne ein Bellen und bald auch den taktmäßigen Schritt einer Truppe Bewaffneter; endlich trat ein Kerkerwärter ein.

„Nimm, Vaterlandsverräther," sprach er zu mir, „da ist ein Krug voll Wasser, damit kannst Du auf die Gesundheit der fremden Satelliten trinken; und da ist auch ein Stück Brod; es ist dies zwar keine köstliche Bewirthung, aber immer noch besser, als Du es verdienst."

„Kannst Du mir nicht einen Stuhl verschaffen?" sagte ich in Eile, da sich der Kerkerwärter wieder entfernen wollte.

„Einen Stuhl?" rief er mit Hohngelächter aus. „Ah, der Herr ist ein Aristokrat! Warum verlangst Du nicht bei diesem Anlaß von mir einen sammtnen Lehnstuhl und seidene Vorhänge? Soll ich Dir nicht Morgens zum Frühstück ein gebratenes Huhn und zwei Bouteillen Bordeaux bringen? Wahrlich, diese Lumpenkerle von Verräthern haben eine Unverschämtheit, daß man ihnen die Beine zerschmettern möchte."

Auf diese höfliche Antwort schlug der Scherge die Thüre wild zu und ließ mich wieder allein.

O wie schrecklich ist doch die gänzliche Absperrung! Mit welcher Freude

hätte ich jetzt nicht den Mörder Pampin begrüßt, wenn ich ihn zum Gefangenschaftsgefährten erhalten!

Seitdem ich aus der Conciergerie ausgezogen, also seit vierundzwanzig Stunden, hatte ich gar nichts mehr genossen, weshalb ich mich nach der Entfernung des Kerkermeisters entschloß, etwas Nahrung zu nehmen. Aber das Stück Schwarzbrod, das er mir auf den Boden hingelegt, war so klebrig und stinkend, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, etwas davon zu essen. Wohl zehnmal brachte ich es später noch an den Mund, aber allemal siegte der Ekel über meinen großen Hunger, bis ich es endlich in Verzweiflung an die Mauer hinwarf.

Der Wasserkrug, den man mir hingestellt, enthielt mehr Spinnengewebe, als Wasser; ich wollte dennoch einen Schluck trinken, überzeugte mich aber, daß der Krug wohl gewiß einen Monat lang nicht mehr frisch gefüllt worden war; es hatte fast gerade einen so stinkenden Geruch, wie ihn die Jauchenbehälter von sich geben, weshalb ich keinen zweiten Versuch zum Trinken machte. Wie ich mit dem Brod gethan, so warf ich auch den Krug weit von mir und suchte jetzt einzuschlafen.

Ich war so abgeschwächt und erschöpft, daß ich trotz des plagenden Ungeziefers endlich doch einige Stunden schlummerte. Aber als die Dunkelheit eingetreten, kamen die Ratten, die mich schon gestern geplagt, noch zahlreicher und hungriger, als das erste Mal. Ich verbrachte daher den größern Theil der Nacht damit, daß ich in meinem Kerker nach seiner Länge und Breite umherging. Gott ist bekannt, wie lange mir diese Nacht vorgekommen und was ich zu leiden gehabt. Zum Glück ergriff mich noch ein heftiges Fieber, denn mit Fieber kam das Delirium und mit dem Delirium vergaß ich, was mit mir vorging. Ich erinnere mich der Sache noch so gut, als wäre sie erst gestern vorgefallen; in meinem Delirium kam mir die unfreundliche Gestalt meines Kerkerwärters vor und erschien mir, wie in eine schreckliche Phantasmagorie eingefaßt.

Als am andern Tage der Fieberanfall wieder nachgelassen und ich zu ruhiger Besinnung gekommen, da war mein erster Wunsch, den Kerkerwärter zu sprechen. Die gänzliche Einsamkeit, in der ich mich befand, kam mir noch weit unerträglicher vor, als der Anblick meines Peinigers.

Ich schleppte mich zur Thüre, hielt das Ohr an dieselbe und lauschte gierig nach dem leisesten Geräusch; aber ach, Grabesstille herrschte ringsum. Die Nacht brach ein, ohne daß irgend Etwas ein Lebenszeichen von sich gab; da kam mir der furchtbare Gedanke, daß meine Peiniger wegen meiner Unschuld nicht wagten, mich vor Gericht zu stellen, und beschlossen hätten, mich Hungers sterben zu lassen. Dieser Gedanke erstarkte in mir allgemach und wurde bald zur unerschütterlichen Ueberzeugung. Diese schauerliche Ahnung machte mich wüthend, ich verlor die ruhige Besin-

nung, glaubte weder Schonung noch Rücksicht mehr beobachten zu müssen, fing an furchtbar zu schreien und um Hülfe zu rufen. Ich hoffte auf diese Weise meine Leidensgefährten aufzustürmen, aber mein Geschrei war zu schwach und vermochte nicht durch die dicken Mauern meines Gefängnisses zu dringen, und so verstummte ich bald wieder und fiel besinnungslos zu Boden.

Es war schon heller Tag, als ich erwachte oder, besser gesagt, wieder zur Besinnung kam; eine heftige Erschütterung rief mich in's Leben. Das Erste, was ich bei Oeffnung meiner Augen wahrnahm, war das wilde Gesicht meines Gefangenwärters.

„Ah, die Abteiküche scheint Dir nicht zu munden," fuhr er mich an, „Du hast dein Essen gar nicht verkostet."

In der That hatten sogar die Ratten das abscheuliche Brod verschmäht und unberührt gelassen, wogegen sie nicht ermangelten, an meinen Stiefeln zu nagen und das Tuch an meinem Rock abzufressen.

„Mein Freund," sagte ich zum Gefängnißwärter, indem ich ihn mit einem flehentlichen Blicke ansah, „wenn Du mir in diesem Augenblicke sogar ein köstliches Mittagessen vorstelltest, so würde ich es nicht annehmen. Da ich weiß, daß ich nur noch wenige Augenblicke zu leben habe, so bitte ich Dich nur um das Eine, daß Du mir frisches Wasser gibst und mich nicht verläßt . . . Ich möchte doch nicht allein und so gänzlich verlassen sterben . . . O bleib doch bei mir, ich bitte Dich . . ."

Mein Flehen schien auf sein steinhartes Herz einigen Eindruck zu machen. „Wir wollen sehen, Kamerad," antwortete er mir, „Du mußt wegen einer solchen Kleinigkeit nicht verzagt werden, noch alle Gefangenen, die ich in deinem Gefängniß eingesperrt, sind vom Fieber befallen worden, aber doch sind im Ganzen von zwanzig nur drei gestorben. Du müßtest doch gar kein Glück haben, wenn Du der Vierte wärest . . . Indessen wegen des Gesellschaftleistens . . . Hat Dich mein Kamerad gestern nicht besucht?"

Ich: „Seit zweimal vierundzwanzig Stunden bin ich ganz allein."

Der Gefangenwärter: „Ja, ich begreife es. Wir haben in jeder Dekade einen Tag frei, und mein Stellvertreter hat vergessen, daß ich gestern ausgegangen ... Nun denn, wir wollen sehen, ich will Dich für seine Nachläßigkeit durch eine doppelte Ration entschädigen. . Es würde Dir übrigens nichts nützen, dem Obermeister Etwas von diesem Vergessen zu sagen, falls er etwa in dein Gefängniß käme. So boshaft, wie Du glaubest, bin ich nicht; ich will Dir den Krug ausputzen und mit frischem Wasser füllen."

Hierauf ging der Gefängnißwärter fort und kam fünf Minuten später mit dem versprochenen Wasser zurück. Gierig setzte ich den Krug an

und trank in einem Zug wohl sechs Gläser voll. Als ich endlich den brennenden Durst gelöscht, fühlte ich eine große Erquickung und gewann einige Kräfte.

„Auf morgen wieder,“ sagte der Gefangenwärter, gegen die Thüre zugehend, „sei nicht ungeduldig, ich werde trachten pünktlich zu sein.“

Die drei entsetzlichen Nächte, die ich verlebt, vergegenwärtigten sich jetzt meiner Einbildungskraft mit solcher Lebhaftigkeit, der Gedanke, wieder ganz allein bleiben zu müssen, machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich in einem Anfall eigenthümlicher Fieberwuth aufsprang, den zur Hälfte geleerten Krug ergriff, mich zwischen die Thüre und den Kerkermeister stellte und ihm mit gellender Stimme und fletschenden Zähnen zurief: „Wenn Du mich nicht mit Dir nimmst, so tödte ich Dich!“

„Ah, Du willst auf diese Weise bei mir zu Gnaden kommen?“ antwortete er mir erblassend, „warte nur ein wenig, du Wicht!“

Wie er dies gesagt, warf er mir mit wüthender Geberde, aber zum Glück nicht wohl zielend, einen ungeheuern Bund Schlüssel in's Gesicht. Die Masse Eisen streifte mich nur und prallte mit gewaltigem Gerassel an der Gefängnißthüre ab.

„Lieber will ich mich durch einen Schlag tödten, als durch Hunger mich langsam aufreiben lassen.“ Mit diesen Worten stürzte ich trotz meiner physischen Erschöpfung mit fieberhafter Kraftanstrengung den Krug schwingend, über den Kerkerwärter her. Der Elende war nicht darauf gefaßt, bei mir solche Energie zu finden, und unverzüglich fiel er bestürzt, verwirrt und zitternd zu meinen Füßen nieder. Gegenüber solcher Feigheit war mein Zorn entwaffnet.

„Das Leben will ich dir zwar schenken,“ sagte ich, nachdem ich mich einige Augenblicke an seiner Demüthigung geweidet, „aber nur unter der Bedingung, daß du mich auf der Stelle aus diesem Kerker hinausführst und mich in das gemeinsame Verhaftzimmer bringst.“

„Das will ich“, sprach er; „gehe, ich begleite dich.“

Ich ließ mir diese Einladung nicht zweimal sagen; vor Freuden außer mir eilte ich aus dem Kerker hinaus; zuerst stieß ich auf drei mächtige Thüren, die, zum Glück für den Gefangenwärter, nicht mit Schlüsseln verschlossen, sondern nur an die Mauer angelehnt waren; hätte ich irgend ein Hinderniß getroffen, so wäre es bei meiner Gereiztheit um den Elenden geschehen gewesen. Diese drei Thüren erklärten mir übrigens die Todtenstille meines Kerkers; durch diese dicken Schlösser hatte kein Laut zu mir zu dringen vermocht.

Als ich noch einen langen Gang durchwandert, traf ich endlich zu meiner nicht geringen Freude eine Menge Menschen. Es waren Leidensgefährten, die über mein Erscheinen nicht wenig erstaunten; wie es denn

auch in der That ein sonderbarer Anblick war, einen Menschen mit fieberhaft funkelnden Augen, langem Barte, zerfetzten Kleidern und einem Krug in der Hand wie einen Wahnsinnigen daherlaufen zu sehen und hinter ihm einen erblaßten und zitternden Gefängnißwärter!

Sobald ich in ein Zimmer getreten, umringten mich eine Menge Verhafteter und richteten von allen Seiten Fragen an mich. Jetzt beschwichtigte sich mein Zorn, in Folge dessen ließ aber auch die fieberhafte und unnatürliche Kraftanstrengung nach, die mich bisher aufrecht erhalten; ich konnte kein Wort sprechen, sondern stürzte der Länge nach bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zur Besinnung kam und meine Augen öffnete, sah ich, daß ich mich in einem Saale befand, der mit Gegenständen der verschiedensten Art seltsam ausgeziert war; im buntesten Gemisch füllten den Saal ungarische Tabakspfeifen, Blumentapeten, Stickerrahmen, hölzerne Gestelle, Liqueurbehälter, Lehnsessel von allen Formen und Farben, mit reichem Pelzwerk belegte Kleider und vieles Andere mehr. Endlich vor einem Tisch, der mit vielen kleinen Gegenständen bedeckt war, befand sich in einem starken und großen Lehnsessel, halb zurückliegend, ein dicker Mann, dessen scharlachrothes Gesicht und mattes Auge eben nicht von großen Mäßigkeit zeugte. Der fette Mann hielt in der Hand ein böhmisches Krystallglas, halb mit Wein gefüllt, in der er ein Biscuit eintauchte.

„Wo bin ich?“ rief ich aus.

„Bei einem guten Patrioten,“ antwortete mir der dicke Mann. „Aber sag' Du mir, es scheint, Du habest einen meiner Gefangenwärter tödten wollen? Hm, Hm! Meinst Du, die Republik unterhalte Gefangenwärter nur dazu, um sie den Gefangenen als Gesellschafter zu ihrer Unterhaltung zu lassen? Du bist auch angeklagt, daß Du Nichts essen wollest, um Opposition gegen die Regierung zu machen. Ich mache Dich aufmerksam, daß ich die Sache schon gleich am ersten Tag dem Comité angezeigt, ich mußte es thun, und das Comité gab zur Antwort: „„Nun denn, so muß man ihn Hungers sterben lassen!““ So magst Du denn essen oder nicht essen, das ist mir Einerlei; ich habe meine Vorsichtsmaßregeln getroffen und bin gedeckt . . . Aber um wieder auf den Gefangenwärter zurückzukommen . . .“

„Bevor ich Dir auf Deine Fragen antworte,“ erwiderte ich dem dicken Mann, „möchte ich wissen, wer Du seiest.“

„Wer ich sei?“ sprach er mit Hohnlachen nach, „Deine Frage will mir nicht wenig unverschämt vorkommen. Geht das Dich etwas an? Doch will ich Dir die Antwort nicht schuldig bleiben: Ich bin Gefängnißaufseher, ich bin Gerichtsschreiber, ich bin Richter . . . ich bin hier Alles einer Person.“

Ich: „Also Du, Gefängnißaufseher, Gerichtsschreiber und Richter, ich will Dir sagen, daß ich nicht mehr in mein Gefängniß zurückgehe."

Der Gefängnißaufseher: „Was willst Du denn beginnen, um nicht mehr in Dein Gefängniß zurückkehren zu müssen?"

Ich: „Eher lasse ich mich auf dieser Stelle tödten."

Der Gefängnißaufseher (sein Glas füllend): „So höre ich Dich gerne reden. Das beweist mir, daß Du ein guter Patriot bist. Ich wette doch, wir können uns verständigen. Wir wollen es versuchen und über die Sache ein Wort sprechen. Was wünschest Du, was verlangst Du?"

Ich: „Ich verlange eine erträgliche Kost, nämlich Brod, das man essen kann, und Wasser, das sich trinken läßt, und ich will nicht mehr zu dem Ungeziefer zurück."

Der Gefängnißaufseher: „Du bist frech, aber es läßt sich Alles machen. Höre einmal. Ich habe einen guten Koch, und man kann bei mir Alles haben, was man nur will . . . . um Geld, versteht sich. Hast Du Geld? Es fragt sich nur um das."

Ich (niedergeschlagen): „Ich habe fünf bis sechs Thaler."

Der Gefängnißaufseher (lachend): „Nur so viel? Das will freilich nicht viel heißen. Gerade das brauche ich jedes Mal für ein Mittagessen. Und kannst Du von Deiner Familie Nichts erhalten?"

Ich: „Meine Familie wohnt in der Provinz. Aber doch vermuthe ich, mein Vetter, der ein Freund Robespierre's ist, befinde sich gegenwärtig in Paris. Wenn Du mir die Erlaubniß gibst, an ihn zu schreiben, so ist's wohl möglich, daß er mir Geld bringt."

Der Gefängnißaufseher zog ehrerbietig seine phrygische Mütze ab, als ich Robespierre's gefürchteten Namen aussprach, und sagte: „So, Dein Vetter ist ein Freund des großen Robespierre? Wie kommt es denn aber doch, daß er Dich hier sitzen läßt?"

Ich: „Es kann Dir nicht unbekannt sein, daß gar entsetzlich viele Formalitäten zu erfüllen sind, wenn ein Gefangener freigelassen werden will."

Der Gefängnißaufseher: „Das ist wahr. Also Dein Vetter ist Robespierre's Freund? Aber wie heißest Du denn?"

Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr der Gefängnißaufseher mit der Hand über die Stirne und sagte halblaut: „Besinne ich mich recht, so hat mir erst kürzlich Jemand von Dir gesprochen. Aber ob Du meiner Strenge oder meiner Nachsicht empfohlen wurdest, das weiß ich wahrhaftig nicht. . . . . Ich bin so viel beschäftigt . . . . ich habe so viel zu thun . . . ."

Hier schenkte sich der fette Mann das dritte Glas ein; dann klingelte

er mit einer Schelle, die neben ihm auf dem Tische lag; und fast in demselben Augenblick trat ein Kerkermeister, den ich noch nie gesehen, in den Saal.

Der Gefängnißaufseher: „Sag mir, Isidor, habe ich nicht eine Empfehlung oder einen Brief für den Verhafteten in Nr. 17, der jetzt bei mir ist, erhalten?"

Isidor: „Einen Brief und ein Paket."

Der Gefängnißaufseher (mit verwirrtem Blicke die verschiedenen Gegenstände im Saal ansehend): „Ein Paket? Was war in diesem Paket?"

Isidor (mit lakonischer Kürze): „Fünf und zwanzig Louisd'or in Gold."

Der Gefängnißaufseher: „Ah bah, meinst Du, Du könntest Recht haben? In der That, ich sehe gerade da vor mir auf dem Tisch einen Brief, der dieser Sendung beigelegt war. Kannst Du lesen, Bürger?"

Zitternd vom Trinken, überreichte er mir das fragliche Billet.

Ich griff rasch nach dem dargebotenen Briefe, und welch eine Freude, welch süße Empfindung fühlte ich, als ich bei Eröffnung desselben Riouffe's Hand erkannte: „Mein lieber Freund!" schrieb er mir, „unser Schutzengel, die vortreffliche Gefängnißwärterin, Bürgerin Richard übermachte mir so eben zur Weiterbeförderung an Sie fünf und zwanzig Louisd'or, die sie noch erhalten konnte von jener Summe, die man Ihnen beim Eintritt in die Conciergerie gestohlen hat, und für die Sie später gegen Empfang von 75 Livres einen Schein ausgestellt hatten. Dieser Zug unseres Schutzengels, würdig ihrer Vergangenheit, bedarf keines Commentars und kann nur mit dem Herzen bezahlt werden. Es ist daher unnütz, daß Sie der Bürgerin Richard schreiben, um ihr zu danken. Muth, lieber Freund, gedenken Sie meiner, wie ich Ihrer gedenke. Ich hoffe, unsere Unschuld werde bald anerkannt werden und wir werden miteinander selige Stunden verleben. Auf Wiedersehen!"

Ich las diesen Brief laut und mein Staunen war eben so groß, als meine Dankbarkeit.

Der Gefängnißaufseher: „Also bist Du jetzt im Besitze eines Kapitals von fünfundzwanzig Louisd'or? Stelle mir einen Empfangschein für diese Summe aus, die ich Dir sogleich übergeben will. Warum dieses Staunen? Hältst Du mich für einen Schelm? Wisse, Bürger, daß ich von dem Geld, das den Gefangenen zugesendet wird, nie auch nur einen Sous zurückbehalten habe. Nur die Vermächtnisse, die mir die zum Tod Verurtheilten machen, und den Betrag von dem, was ich ihnen liefere,

behalte ich. Wenn Du mir für jeden Tag sechs Livres bezahlst, so will ich Dir eine nahrhafte Kost geben. Bist Du den Handel zufrieden?"

Ich: „Gar gern."

Der Gefängnißaufseher: „So unterzeichne diesen Empfangschein."

Ich war so schwach und die lange Besprechung mit dem Gefängnißaufseher hatte mich so erschöpft, daß ich große Mühe hatte, meinen Namen auf das vorgelegte Papier zu schreiben.

Der Gefängnißaufseher: „Da ist die Summe, die Dir zu gut kommt, nur daß ich hundertundachtzig Livres für die Beköstigung im ersten Monat zurückbehalte. Jetzt will ich Dir etwas zu essen bringen lassen und dann kannst Du wieder in dein Gefängniß zurückkehren."

Ich (mit Nachdruck): „Das geschieht nicht!"

Der Gefängnißaufseher: „Das geschieht nicht? Du bist ein sonderbarer Mensch. Man möchte glauben, Du hättest da zu befehlen, ich zu gehorchen. Wisse, daß ich Dich nicht eher zu den übrigen Verhafteten lassen kann, bis Du dein erstes Verhör bestanden. Doch will ich, und das ist schon zu große Nachgiebigkeit von meiner Seite, doch will ich Dir bewilligen, daß Du alle Tage dein Essen im Refektorium nehmen kannst. Jetzt kein Wort mehr. Während Du zum Essen gehst, wird man Dir dein Nr. 17 ausputzen. Ich glaube Dich als einen besonderen Günstling zu behandeln und Du darfst Dich nicht beklagen. Ich will der Bürgerin Richard deshalb nicht zürnen, daß sie Dir diese fünfundzwanzig Louisd'or geschickt hat, das soll Nichts machen, aber doch finde ich, sie vergebe dadurch ihrer Würde zu viel und behaupte ihre hohe Stellung nicht, indem sie sich mit den Privatangelegenheiten der Gefangenen befaßt. Bürger, auf Wiedersehen!"

Ich wollte aufstehen, aber meine Schwäche war so groß, daß ich trotz all meiner Anstrengung mich nicht aufrichten konnte. Da der Gefängnißwärter Isidor meine Verlegenheit bemerkte, nahm er mich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Rücken und trug mich in's Refectorium.

Sobald ich mich hier gesetzt, brachte mir mein gewöhnlicher Gefängnißwärter eine Platte Fleisch, einen Häring, eine Bouteille Wein und ein Weißbrod.

Beim Anblick dieser Speisen vergaß ich einen Augenblick meine Leiden; der thierische Mensch gewann die Oberhand über den vernünftigen, ich machte mich über mein Essen her und verzehrte es mit unbeschreiblicher Gier. Die Bouteille Wein — so viel ich mich entsinne, war es Roussillon — trank ich fast in einem Zug, und weil der Wein zudem berauschend war, so wurde ich im Kopf ganz verwirrt; er machte mich kindisch-fröhlich, so daß ich sowohl meine gegenwärtige traurige Lage,

als auch meine unglückdrohende Zukunft vergaß; mein Gefängnißwärter kam mir liebenswürdig vor und Isidor, der doch kein Wort gesprochen, erschien mir als ein geistvoller Mensch.

„Bürger, wenn Du ein wenig warten willst," sagte der Gefängnißwärter zu mir, als ich mit dem Essen fertig, „so will ich unterdessen dein Gefängniß auskehren. Aber ich muß Dir bemerken, daß ich zwei Litres Weinessig nöthig habe, um es von dem Ungeziefer zu reinigen; die Verwaltung gibt mir aber keinen Tropfen."

„Nun, so will ich den Essig zahlen," sagte ich und zog eine Handvoll Thaler aus der Tasche, „ich habe ja Geld."

Ich muß dem Gefängnißwärter das Zeugniß geben, daß er mir nicht mehr als achtzehn Livres genommen. Als ich später wieder zum Verstand kam, wußte ich ihm noch Dank für seine Mäßigung; denn ich war damals in einem Zustand, daß ich mir ohne den mindesten Widerstand Alles hätte rauben lassen. Aber freilich wußte höchst wahrscheinlich der Gefängnißwärter schon, daß früher oder später all mein Geld dem Aufseher zukommen werde und daß er also nicht weiter in die Rechte seines Herrn und Meisters eingreifen dürfe.

Wie lange ich im Refectorium mich aufgehalten, weiß ich nicht. Ich kann mich nur noch entsinnen, welch' einen widrigen und heftigen Eindruck es auf mich gemacht, als Isidor mir anzeigte, mein Gefängniß sei in Ordnung, ich solle mit ihm gehen.

„Nein, das geschieht nicht," rief ich aus, „eher lasse ich mich tödten." Bei diesen Worten stand ich von der Bank auf, ergriff die leere Bouteille, die vor mir stand, und setzte mich in Vertheidigungszustand.

„Vorhin ein Krug, jetzt eine Bouteille", sagte Isidor kaltblütig. „Wenn man diesen Schalk so gewähren läßt, so schlägt er noch alles Geschirr in der Abtei zusammen . . . Wie wäre es, wenn wir ihn binden würden?"

„Es wäre doch Schade, wenn man so weit ginge", erwiederte der Wärter von Nr. 17, der viel milder geworden, seitdem er mir die achtzehn Livres genommen. „Dieser Bürger scheint nicht boshaft zu sein . . . er ist nur etwas hitzig . . . Isidor, laß mich ein wenig vernünftig mit ihm reden."

Jetzt wendete sich der Wärter an mich und sagte: „Nun, Kamerad, besinne Dich zuerst ein wenig, bevor Du etwas unternimmst. Was könnte Dir dein zorniges Gebahren helfen? Es könnte nur dazu führen, daß man Dich an Händen und Füßen festbinden würde; denn das wirst Du doch einsehen, daß der Sieg nicht zweifelhaft, und die Uebermacht auf unserer Seite ist. Warum hast Du denn einen solchen Widerwillen vor dem Gefängniß? Auf Ehre, ich begreife das gar nicht. Nachdem ich

es ganz ausgekehrt, mit Essig gereinigt und Alles in Ordnung gebracht, kann ich Dich versichern, daß es ziemlich schmuck geworden ist: es ist wie ein Cabinet einer Ex-Herzogin. Ich begreife nicht, was der Grund Deines eigensinnigen Sträubens sein mag."

Ich: „Ich gehe nicht mehr in mein Gefängniß zurück, weil dasselbe wie ein Grab aussieht, weil kein Laut dahin dringen kann und weil ich fürchte, diese Todtenstille könnte mich noch wahnsinnig machen."

Der Gefängnißwärter: „Nun ja, das ist wenigstens ein Grund. Man kann sich nie leichter verständigen, als wenn man frei heraus redet. Nun denn, wenn Du die Stille fürchtest, so weiß ich Dir zu helfen: ich mache nur die letzte Thüre Deines Gefängnisses zu und lasse die drei andern offen. Auf diese Weise kannst Du das Singen, Schreien, Weinen und Streiten Deiner Gefährten hören, die nicht wie Du in gänzlicher Absperrung sich befinden."

Ich (halb überwunden, weil ich sah, daß Widerstand nichts Gutes zur Folge hätte): „Versprichst Du mir eidlich, die Thüren offen zu lassen?"

Der Gefängnißwärter: „Ich verspreche es Dir eidlich, wenn Du meinem Kameraden Isidor, der Dir bei dem Essen Gesellschaft geleistet hat, einen Thaler gibst."

Ich (seufzend und Isidor den verlangten Thaler gebend): „Nun denn, so wollen wir wieder in's Gefängniß gehen."

Obschon Nr. 17 noch einen entsetzlichen Anblick darbot und für jeden an das Kerkerleben nicht gewöhnten Menschen schauderhaft erschien, hatte der Gefängnißwärter es doch ziemlich gut ausgereinigt und hergerichtet, so daß es mir erträglich vorkam. Vom Roussillon noch betäubt, warf ich mich auf meinen Schragen und schlief sogleich fest ein. Die Natur macht immer ihre Rechte geltend und so wird es denn auch Niemanden befremden, wenn ich gestehe, daß ich erst am Nachmittage des andern Tages erwachte, also zwanzig volle Stunden geschlafen hatte.

Es dauerte einige Zeit, bis ich beim Erwachen meine Gedanken ordnen und mich wieder an die Vorfälle des vorigen Tages erinnern konnte.

Der erste Gedanke, der in meinem erhitzten Kopfe erwachte, war ein Gedanke der Dankbarkeit gegen die würdige und edle Gefängnißaufseherin Richard. Ich schätze mich glücklich, dieser vortrefflichen Frau hier einige Zeilen der Erinnerung zu widmen. Was sie mir gethan, war nicht eine Ausnahme, unter allen Umständen war sie für alle Verhafteten und Unterdrückten ein liebreicher Schutzengel.

Gute und edle Frau, wie oft mußte Dir das Herz bluten beim Anblick der furchtbaren Greuelthaten, die unter deinen Augen vorgingen. Mögest Du in der Ruhe und Zufriedenheit deines Gewissens eine Ver-

geltung und zugleich ein Vergessen der schauderhaften Erinnerungen finden.

Nachdem ich der Bürgerin Richard den Tribut der wohlverdienten Dankbarkeit erstattet, war mein zweiter Gedanke, an meiner Gefängnißthüre zu horchen, ob die Stimme meiner Unglücksgefährten bis zu mir durchdringen könne. In der That hatte ich mein Ohr kaum an die mit Eisen überzogene eichene Thüre gehalten, so hörte ich, wenn auch durch die Entfernung und durch die dicken Mauern etwas abgeschwächt, doch ganz deutlich den Refrain der Marseillaise herübertönen. Hatte dieser Refrain mir früher oft das Blut in den Adern zum Stocken gebracht, so machte er jetzt auf mich einen angenehmen Eindruck, weil dadurch die Todtenstille meines Kerkers unterbrochen und ich wenigstens im Gedanken mit der Menschheit verbunden war. Es kam mir vor, als sei ich nicht mehr allein; es war mir, als sehe ich meine Leidensgenossen, wenn ich sie auch nur singen hörte.

Ich wollte mich von der Thüre, an der ich stand, eben zurückziehen, als ich das Tönen von Schritten im Gang wahrzunehmen glaubte.

„Wenn ich doch mit einem Leidensgefährten einige Worte wechseln könnte!" sprach ich zu mir. „Warum sollte ich nicht den Versuch machen? Was kann mir begegnen? Nichts."

War einmal der Entschluß gefaßt, so schritt ich auch unverzüglich zur Ausführung. Ich legte mich platt nieder, den Mund gegen den Boden und so nahe als möglich an den Raum, der zwischen dem untersten Rand der Thüre und dem Boden sich fand, und schrie aus Leibeskräften: „Kamerad, wer Du auch immer sein magst, habe Mitleid mit einem Unglücklichen, der von aller Welt abgeschlossen ist, und komme zu mir."

Auf mein Rufen folgte ein Schweigen von einigen Sekunden, die mir wie Stunden erschienen. Endlich glaubte ich ein Geräusch von Fußtritten wahrzunehmen, das immer näher und näher gegen mein Gefängniß kam.

„Hieher," rief ich, „ich bin in Nr. 17."

Um die Freude sich vorzustellen, die ich empfand, als ich eine Stimme antworten hörte: „Still, ich komme", müßte der Leser sich in meiner Lage befunden haben.

„Wer sind Sie und was wollen Sie, unglücklicher Mensch?" fragte mich bald der durch mein Rufen herbeigelockte Gefangene.

„Ich bin ein armer Offizier, der schuldlos im Gefängniß schmachtet; ich wünschte Papier, Feder und Tinte zu erhalten, um schreiben zu können."

„Ich komme sogleich wieder und bringe Ihnen Papier und Bleistifte," antwortete der Außenstehende.

„Tausendmal Dank, edler Unbekannter, ich . . ."

„Still," antwortete der Außenstehende, mir schnell und mit leiser Stimme in's Wort fallend; „wenn ich mich hier zu lange aufhalte, so kann es Verdacht erwecken. Ich komme später wieder." Auf diese Worte entfernte er sich schnell.

Sobald ich Aussicht hatte, Papier und Bleistifte zu erhalten, war es mir nicht mehr möglich, ruhig an der Stelle zu bleiben; mit fieberhafter Ungeduld durchschritt ich mein Gefängniß nach der Länge und Breite. Das Herz pochte mir vor Freude bei dem Gedanken, durch einen Brief an meinen Vetter ein Verhör und die Uebersiedlung in den gemeinsamen Saal zu erwirken.

Mitunter kam ich auf den Gedanken, daß der durch mein Schreien herbeigelockte Gefangene vielleicht sein Versprechen nicht halten werde, und dann verfiel ich in einen kindischen und maßlosen Schmerz.

Die Nacht brach ein und mit dem Tag nahm auch meine Hoffnung ab, da hörte ich mehrmals an meine Gefängnißthüre ziemlich schwach anklopfen.

„Sind Sie es, edler Unbekannter?" fragte ich, und das Blut drängte sich mir nach dem Herzen.

„Ja ich bin es," war die Antwort, „ich bin auf den Zehen herangeschlichen, um bei den Gefängnißwärtern, die im untern Stock wohnen, keinen Verdacht zu erwecken; ich bringe Ihnen Papier und Bleistifte, wie ich versprochen habe.".

Ich: „Gott wolle Ihnen Ihre Güte vergelten!"

Der Unbekannte: „Aber wie soll ich Ihnen das Papier und die Bleistifte zukommen lassen?"

Ich: „Stoßen Sie dieselben unter der Thüre herein."

Aber die Thüre war so dick und die untere Füllung reichte so nahe an den Boden, daß der Unbekannte nach längerem, erfolglosen Bemühen diesen Versuch aufgeben mußte.

Ich war nun einen Augenblick gänzlich entmuthigt und konnte die Thränen nicht zurückhalten; darauf bemächtigte sich meiner ein ungeheurer Zorn und ich fing an, den Boden mit den Nägeln aufzukratzen, wie es die Hyänen und anderen wilden Thiere zu thun pflegen, brachte es aber zu Nichts weiter, als daß ich mir die Hände wund rieb.

„Verzweifeln Sie nicht," sagte mir mein unsichtbarer Freund, der mein Schluchzen gehört, „es kommt mir ein Gedanke. Das Zimmer, das ich bewohne, liegt gerade unter Ihrem Gefängniß, Sie können also ganz leicht von außen eine Verbindung anknüpfen; lassen Sie nur einen Bindfaden durch das Gitter Ihres Fensters herab . . . Aber ich höre ein Geräusch . . . Auf Wiedersehen!"

Als das Geräusch der Fußtritte meines gefälligen Leidensgenossen

sich in der Ferne verloren hatte, war mein erster Gedanke, das Fenster zu untersuchen. Aber ach, es lag fast neun Fuß über dem Boden. Da fiel mir ein, meine Bettstelle an der Wand aufzurichten, sie wie eine Leiter zu gebrauchen und auf derselben zum Fenster hinaufzuklettern. Einen Faden zu bekommen, machte mir nicht viel Schwierigkeit; ich fing an, mein Hemd in feine Riemlein zu zerreißen, und so hatte ich bald eine Schnur, die ich für lang genug hielt, um das untere Stockwerk zu erreichen. Diese Schnur bot nun zwar wenig Bürgschaft für die Sicherheit, aber da sie nur eine Rolle Papier und einige Bleistifte, also höchstens vier Loth, zu tragen hatte, so war sie für meinen Zweck stark genug.

Es war schon ziemlich spät, als ich über meinem Bettschragen, zum Theil an der rauhen Mauer mich haltend, hinaufkletterte und an das Fenster kam. Sogleich ließ ich mein Schnürlein hinab, klammerte mich an dem Gitter an und wartete schon über eine halbe Stunde; da zuckte es an meiner Schnur, und ich erkannte daraus, daß sie bemerkt worden sei.

Aus Furcht, die Aufmerksamkeit der Wachen rege zu machen, wagte ich nicht zu rufen und ich glich Einem jener heroischen und unglücklichen Fischer, die in Paris längs der Seine ganze Tage lang ausharren, ohne sich zu rühren, und auf einen Fisch warten, der nie kommen will. Unruhig und ungeduldig zugleich, stieg ich wieder hinab und fing an mit dem Absatz des Stiefels stark auf den Boden zu stampfen. Zum Glück gaben bald Stöße, die von dem unter mir liegenden Gefängniß kamen, auf meine Aufforderung Antwort.

Ohne Zögerung stieg ich wieder an's Fenster und ließ die Schnur hinunter. Kaum war sie zwei Dritttheile ihrer Länge hinabgelassen, so erkannte ich an dem Zucken, daß sie an ihre Bestimmung gekommen.

Zwei Minuten später war ich im Besitz des so ersehnten Papiers und der Bleistifte. Dieser Sendung war folgendes Billet beigefügt:

„Unglücklicher Unbekannter, übermachen Sie uns morgen zur nämlichen Stunde den Brief, den Sie schreiben wollen. Seien Sie versichert, daß er durch uns an seine Bestimmung gelangt. Gutes Muthes! Schreiben Sie uns auch, wer Sie sind, womit wir Ihnen dienlich sein können."

Ich zündete sogleich eine Kerze an, die mir der Gefängnißwärter gegeben, und schrieb die Nacht an meinen Vetter.

Am andern Tage schlief ich noch fest, als der Gefängnißwärter mir das Essen brachte, wobei er mit triumphirender Miene sagte: „Was halten Sie von dieser Küche? Ich hoffe, das sei etwas Anderes, als das Brod und Wasser der letzten Tage."

Ich deckte die Schüssel ab, die er vor mir hin auf das Bett gestellt.

Sie enthielt einen verfaulten Häring und ein Stück Fleisch von höchst ekelhaftem Aussehen. „Ich finde das Essen entsetzlich schlecht", sprach ich; worauf der Gefängnißwärter entgegnete: „Nun, ich will gerade nicht behaupten, daß man nicht etwas Besseres finden kann, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie täglich nur vier Livres dafür bezahlen." Hiermit zog er sich zurück.

Mit unsäglicher Ungeduld erwartete ich die Nacht. Kaum hatte es angefangen, zu dunkeln, so lehnte ich meine Bettstelle wieder an die Mauer an, und ließ an meiner künstlichen Schnur den während der letzten Nacht geschriebenen Brief hinunter.

Diesmal mußte ich nicht lange warten; denn kaum hatte ich zwei Drittheile meiner Schnur hinabgelassen, so wurde mein Packet sogleich in Empfang genommen. Weil ich aber wieder ein Billet zu erhalten hoffte, so blieb ich noch einige Zeit an meinem Posten, und ich that wohl daran. Wie am vorigen Tage, erhielt ich nach einigen Augenblicken wieder ein Billet an der Schnur; sein Inhalt ergriff mich so stark, daß ich beim Lesen fast ohnmächtig wurde; es lautete:

„Gott sei Dank, ich finde Dich wieder!" Unterzeichnet: „Anselm."

„Gott sei Dank," rief ich aus, „da ich jetzt Anselm wieder gefunden, fürchte ich den Tod nicht mehr. Mit Hülfe meines Freundes kann ich meinen Henkern Trotz bieten."

Man kann sich denken, in welch fieberhafter Spannung für mich der übrige Theil der Nacht verfloß. Ich konnte keine Minute Ruhe finden; jeden Augenblick glaubte ich Anselm's Stimme zu hören. In einem solchen Augenblick sprang ich aus meinem Bette und hielt das Ohr an die Gefängnißthüre. Wenn aber wieder die Besonnenheit über meine Aufregung die Oberhand gewann und ich zwei vernünftige und geordnete Gedanken verbinden konnte, dann beängstigte mein Herz ein bitteres Gefühl der Trauer. War Anselm, wie ich, als Gefangener in der Abtei? Wer bürgte mir, daß sich nicht schon am nächsten Tage das Schaffot zwischen uns Beiden aufrichten werde und daß unser auffallendes Zusammentreffen nicht unsern Tod noch um so schrecklicher und schmerzlicher machen werde? Noch ein anderer Gedanke — ich darf es kaum gestehen, — quälte mich; ich stellte mir nämlich die Frage, ob wohl Anselm mir in der Freundschaft immer treu geblieben und sich meiner Freundschaft immer würdig erzeigt habe.

Dieser Argwohn mag gegenwärtig dem Leser auffallend vorkommen, aber in jener traurigen und beklagenswerthen Revolutionszeit war der Sinn für Recht von der Demagogie dermaßen erschüttert worden, daß, wenn man einen Freund nach einiger Zeit wieder sah, man gar nicht

wußte, ob man ihn noch so finde, wie man ihn verlassen, nämlich als einen ehrlichen und braven Mann.

Doch fühlte ich mich immer wieder vollkommen beruhigt, sobald ich mir Anselm's festen und entschiedenen Charakter vergegenwärtigte und an den Abscheu dachte, den er jederzeit gegen die Banditen geäußert, die uns beherrschten, oder richtiger gesagt, welche uns ausplünderten und erwürgten. Ein solcher Mann muß sich gleichgeblieben sein, sagte ich mir.

Am andern Tage, früh Morgens, als es noch kaum zu dämmern begann und ich halbwegs eingeschlafen war, hörte ich an meiner Gefängnißthüre heftig pochen. Ich sprang vom Bette auf.

„Ich bin Anselm", sagte eine Stimme, an der ich sogleich meinen Waffengefährten erkannte. „O mein armer Freund," fuhr dieselbe Stimme weiter fort, „wie fühle ich mich glücklich und zufrieden, daß uns der Zufall wieder zusammenführt!"

„Und ich ebenso, mein guter Anselm", rief ich wonnetrunken aus. „Zehn Jahre meines Lebens wollte ich geben, wenn ich Dir die Hand drücken könnte."

„Ich hoffe, wir werden dieses Vergnügen wohlfeiler erkaufen", erwiederte Anselm. „Meinst Du wohl, ich würde Dich in der Einsamkeit verkümmern lassen? „Warte nur ein wenig, ich will deine Gefängnißthüre einrennen und Dich mit mir fortführen . . . Das soll nicht lange währen . . ."

Diese Worte Anselm's machten mir unsägliche Freude; ich sah, daß er immer derselbe geblieben, wie ich ihn früher gekannt. Hierauf führte Anselm einen so gewaltigen Stoß gegen die Thüre, daß sie krachend in ihren Angeln erzitterte.

Anselm: „Die Pforte hält ziemlich fest; freilich habe auch ich durch die abscheuliche Kost in der Abtei viel von meinen Kräften verloren. Aber das macht Nichts; mit einiger Anstrengung und guter Brust komme ich doch zum Ziel."

Ich: „Anselm, ich bitte Dich, gib doch dein gefährliches und unsinniges Vorhaben auf! Fürchtest Du denn nicht, durch diesen Lärm alle Schergen aufzuwecken und hieher zu locken?"

Anselm: „Was macht das? Sie sollen kommen, wenn sie Lust haben, aber sie werden sich nicht rühren."

Ich: „Sie werden sich nicht rühren, sagst Du? Warum das, Anselm?"

Anselm: „Weil sie wohl wissen, daß ich ihrer ein halbes Dutzend erdrosseln würde, bevor sie sich meiner bemächtigten. Es werden sich aber nie sechs Gefängnißwärter dazu verstehen, für die Ehre ihres Berufes

sich zum Opfer zu bringen. Doch das ist ein unnützes Geplauder, womit wir nur die Zeit verlieren; laß mich noch einen Anlauf nehmen, und Du wirst sehen, ob es mir diesmal nicht gelingt."

Ich (lebhaft): „Anselm, ich beschwöre Dich, gib Dein Vorhaben auf; ich erwarte nichts Gutes davon. Lasse es Dir lieber angelegen sein, mir die Erlaubniß zu erwirken, in den gemeinsamen Gefangensaal treten zu dürfen. Das ist der größte Dienst, den Du mir jetzt leisten kannst."

Anselm: „Weil Du doch durchaus darauf bestehst, daß ich deine Gefängnißthüre nicht einstoße, so muß ich es mir gefallen lassen, die Hände in den Schooß zu legen; war ich doch von jeher gewohnt, deinen Willen als Befehl anzunehmen. Wenn mir aber der Gefängnißaufseher verweigert, Dich in den gemeinsamen Saal zu lassen, so behalte ich mir vor, ihm lustig den Hals zuzuschnüren."

Ich: „Führe doch keine solche Sprache. Schon der bloße Gedanke, daß Du Dich für mich der Gefahr aussetzest, macht mir meine traurige Lage doppelt traurig. Versprich mir also, keinen unbesonnenen Schritt zu thun."

Anselm: „Hiergegen sträube ich mich und hierüber verspreche ich Dir gar nichts. Was willst Du denn, um's Himmels willen, daß ich für Dich thun soll, wenn Du mir Arme, Füße und Zunge bindest? Ich kann Dich versichern, daß ich möglichst klug zu Werke gehen werde; das ist aber auch alles, was ich verspreche; verlange nicht mehr von mir."

Ich: „So laß uns jetzt von etwas Anderem sprechen. Wie kommt es, daß Du gegenwärtig in der Abtei in Haft bist?"

Anselm: „Gerade das wollte ich Dich eben auch fragen; doch will ich Dir zuerst antworten. Der Convent sendete Commissäre aus, um die Armee zu reinigen; diese Commissäre müssen nachtheilige Berichte über mich eingezogen haben; auf ihren Befehl wurde ich in Gesellschaft von zwanzig Kameraden auf einen Wagen geworfen und nach Paris geführt — das ist meine ganze Geschichte. Nun ist's an Dir, zu reden."

Ich erzählte ihm kurz die Abenteuer, die mir nach unserer Trennung begegnet, sowie die Umstände, welche meine Verhaftung herbeigeführt.

Anselm: „Was hältst Du denn jetzt von der Brüderlichkeit der Sansculotten? Bist Du noch immer für die Politik dieses vortrefflichen Robespierre so eingenommen und begeistert? Glaubst Du noch immer mit derselben Ueberzeugung, die ich so oft bekämpft habe, an die Möglichkeit, in Frankreich eine gute Republik zu gründen? . . . Wie? . . . . antwortest Du mir nichts?"

Ich: „Du machst mich niedergeschlagen, Anselm. Was soll ich Dir zur Antwort geben?"

Anselm: „Nichts, mein Freund. Dein gegenwärtiges Schweigen

sehe ich lieber, als Dein früheres Reden, ich erkenne daraus, daß Du kein Utopist mehr bist. Wenn ich die Erfahrungen in's Auge fasse, die Du jetzt gemacht, so darf ich es nicht bedauern, daß Du in die Abtei gekommen, denn das wird Dich zum Nachdenken bringen und Dich von dem schönen Enthusiasmus für die unbedingte Freiheit vollends heilen."

Ich wollte eben wieder antworten, hörte aber die Stimme eines Gefängnißwärters im Gange erschallen und hielt darum das Wort auf meinen Lippen zurück, rief aber Anselm zu:

„Rette Dich, Anselm!"

Anselm (ruhig): „Ich laufe nie davon. Nur weil es Dir schaden könnte, wenn ich diesen Gefängnißwärter mißhandelte, verspreche ich Dir, ihm auf seine Herausforderungen Nichts zu antworten. Auf baldiges Wiedersehen. Gegen drei Uhr werde ich wieder kommen."

Das Ohr an die Gefängnißthüre haltend hörte ich jetzt Anselm gleichmäßigen und ruhigen Schrittes sich zurückziehen. Ob er dem Kerkermeister begegnete, weiß ich nicht; jedenfalls herrschte im Gang fortwährend Stille und kein Zank ließ sich hören.

Es war etwa ein Uhr, als man mir das Mittagessen brachte, das wie am vorhergehenden Tage aus einem Stück häßlichen Fleisches und aus einem schlechten, stinkenden Häring bestand. Ich machte dem Kerkermeister wie am vorhergehenden Tage Vorwürfe.

Der Kerkermeister: „Ich habe Dir gestern schon bemerkt, daß man für vier Livres des Tages nichts Besseres haben kann. Wie viele Gefangene würden sich glücklich schätzen, wenn man ihnen ein solches Essen bieten würde."

Ich: „Erstens muß ich bemerken, daß ich nicht vier, wohl aber sechs Livres für jeden Tag bezahle; zweitens . . ."

Der Gefängnißwärter (in's Wort fallend): „Ah, wenn Du für jeden Tag sechs Livres bezahlst, so kannst Du zu den zwei Platten noch eine halbe Bouteille Wein verlangen; ich will sogleich holen."

Ohne meine Antwort abzuwarten, entfernte sich der Gefängnißwärter und schloß die Thüre hinter sich zu. Fünf Minuten später war er wieder zurück und stellte die halbgefüllte Bouteille auf meinen Stuhl, welcher die ganze Ausstattung meines Gefängnisses ausmachte und mir somit auch als Tisch dienen mußte. „Hier hast Du einen Bordeaux erster Qualität, versuche, und Du wirst mir etwas Anderes sagen."

Sogleich setzte ich den Hals der Bouteille an meine Lippen, aber beim ersten Schluck, den ich getrunken, setzte ich wieder ab und schnitt ein fürchterliches Gesicht; es war mir gerade, als hätte ich Gift getrunken.

Der Gefängnißwärter (mit triumphirender Miene): „Was hälst Du von dem Weine?"

Ich: „Ein abscheulicheres Getränk ist wohl nie durch die Kehle eines Menschen gegangen."

Der Gefängnißwärter: „Ah, bah, das kömmt nur daher, weil das Fieber Dir den Geschmack verdirbt, oder weil Du den Wein nicht mehr gewohnt bist. Morgen wirst Du diesen Bordeaux vortrefflich finden."

Ich: „Ich weiß es nicht, aber jetzt handelt es sich nicht hierum. Der Gefängnißaufseher hat mir vorgestern versprochen, ich könne mein Mittagsmahl im Refectorium nehmen; nun aber bin ich seither noch kein einziges Mal aus meinem Gefängniß hinausgekommen."

Der Gefängnißwärter: „Dieses Versprechen machte Dir der Gefängnißaufseher, nur um Deiner schneller los zu werden; so lange Du in der Sonderhaft bist, wirst Du da bleiben müssen."

Dieses Geständniß boshafter Unredlichkeit trieb mir das Blut in den Kopf und der Zorn übermannte mich.

Der Gefängnißwärter (die wahre Ursache meiner Gemüthsbewegung ahnend): „Nun, verhalte Dich nur ruhig und bereite nicht wieder einen Auftritt wie vorgestern; das würde Dir Nichts nützen. Du wirst begreifen, daß, weil Du mit dem Gefängnißaufseher einen Vertrag abgeschlossen und einen Monat vorausbezahlt hast, er keine Rücksicht oder Schonung gegen Dich zu beobachten braucht . . . im Gegentheil! . . ."

Ich: „Aber das ist schändlich!"

Der Gefängnißwärter: „Schändlich hin, schändlich her, das ist nun einmal so, das Beste, was Du thun kannst, ist, Dich dieser Nothwendigkeit zu unterziehen. Uebrigens sind so eben zwei Wagen voll Gefangene angekommen, von denen Einige für die Einzelhaft bestimmt sind. Wenn Du mir drei Thaler bezahlst, so will ich dafür sorgen, daß einige dieser Neulinge in Dein Gefängniß gebracht werden. Auf diese Weise erhältst Du Gesellschaft und die Zeit wird Dir besser vergehen. Wie gefällt Dir mein Anerbieten?"

Ich: „Da mich der Gefängnißaufseher so schändlich betrogen, habe ich nicht mehr Lust, neue Verträge einzugehen. Wer bürgt mir dafür, daß die neuen Gefangenschaftsgenossen, die Du mir versprichst, nicht gemeine Criminalverbrecher sind?"

Der Gefängnißwärter: „Was das betrifft, so stehe ich gu- dafür; es sind freilich lauter abscheuliche Föderalisten oder Royalistent aber sie scheinen sehr gebildet und sehr höflich zu sein. Ich zweifle gar nicht, daß ihre Gesellschaft Dir recht viele Unterhaltung und Freude

machen würde. Nun denn, so erkläre Dich ohne langes Besinnen, willst Du mein Anerbieten annehmen oder nicht? Ich muß gehen."

Ich: „Da hast Du deine drei Thaler. Führe die Gefangenen her."

Es verging keine Viertelstunde, so traten zehn Unglücksgefährten in mein Gefängniß ein.

Ich: „Aber Du hast mir nicht gesagt, daß die Anzahl dieser Bürger so groß sei. Wie sollten eilf Personen in einem so engen Raum Platz finden?"

Der Gefängnißwärter: „Ich glaubte, je mehr Personen, desto mehr Gesellschaft und daher desto angenehmer für Dich. Man mag es machen, wie man will, so ist es Dir nie recht. Du hast einen böswilligen Charakter."

Nachdem der Gefängnißwärter sich entfernt, vernahm ich durch meine Leidensgenossen, daß sie schon zwei Stunden in der Abtei auf einen Platz geharrt, aber nirgends ein Unterkommen gefunden, bis man sie endlich nach Nr. 17 gebracht. Der Wärter hatte mich also um die drei Thaler bestohlen.

Die unglücklichen Gefangenen, die man mir zugeführt, waren zum größten Theil verarmte Krämer oder verdienstlose Bediente. Es drängte sich mir der Gedanke auf, daß die Sansculotten und Jakobiner, wie schlecht sie auch waren, doch dümmer als schlecht seien, denn was konnte es ihnen nützen, solche, ihrer Stellung nach ganz unbedeutende, ihrem Charakter nach ganz arglose Leute zu plagen? Das verstieß gegen alle Klugheit und mußte selbst die untersten Schichten der Gesellschaft unnützerweise aufreizen.

Ich bin wirklich der Meinung, wenn man ein Verzeichniß aller jener Unglücklichen aufnähme, mit welchen während der Schreckensherrschaft die Gefängnisse Frankreichs gefüllt worden, so kämen auf einen Adeligen oder Priester gewiß hundert Bürger oder Personen aus dem gemeinen Volke. Aber freilich, wie könnte man verlangen, daß der Tiger, wenn er von Wuth und Blutdurst getrieben ist, noch eine Auswahl unter den Opfern treffe? Ist das Blut für ihn nicht immer Blut?

Vor einigen Tagen glaubte ich, mein Schicksal könnte nicht mehr schlimmer werden; aber bald erkannte ich meinen Irrthum. Es ist mir unmöglich, Worte zu finden, um den grauenhaften Zustand zu schildern, in dem ich mich jetzt befand. Wir eilf Gefangene waren auf einige Quadratschuhe so zusammengedrängt, daß wir nicht Platz genug hatten, in der Nacht die Beine zu strecken; zudem mußten wir eine so verpestete Luft einathmen, daß die Lungen angegriffen wurden und wir auch nicht einen Augenblick Ruhe fanden. Und um das Uebel ärger zu machen, schlossen die Gefängnißwärter — denn es wurden jetzt jedesmal mehrere

zu unserer Bewachung beordert — sorgfältig die drei Thüren hinter sich zu, welche unseren Kerker von dem Gang trennten; es ward mir dadurch unmöglich, mündlich mit Anselm zu verkehren. Kaum daß ich ihm in der Nacht durch das Fenster mittelst der geflochtenen Schnur einige mit Bleistift geschriebene Zeilen zustellen konnte und dann mußte ich jedesmal bis zum Tagesanbruch warten, um seine Antwort zu lesen; denn, wie schon bemerkt, die Luft unseres Gefängnisses war so verdorben, daß kein Licht in demselben brennen wollte.

Eine ganze Woche — eine unvergeßliche Woche — ging so dahin, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ward meine Gesundheit mehr angegriffen; ich glaubte einer tödtlichen Krankheit entgegenzugehen und nur die Hoffnung, daß ich nicht mehr lange zu leben habe, hielt mich noch geistig aufrecht und ließ mich nicht der Verzweiflung anheimfallen.

Statt, wie bisher, meinen neuen Gesellschaftern Brod und Wasser zu geben, brachte ihnen der Gefängnißwärter am neunten Tage nach ihrer Ankunft eine Ration Fleisch von derselben Art, wie ich es erhielt.

Diese Großmuth bekam bald ihre Aufklärung; denn gegen Mittag erhielten wir Visite von zwei Aufsichtskommissären — bubenhaften Bildern der Justiz — die uns fragten, wie man uns behandle.

„Sehen Sie da, was man mir gegen Bezahlung von sechs Franken per Tag gibt!" rief ich aus, und wies ihnen meine Ration Fleisch und den faulen Häring vor, den man mir eben gebracht hatte.

„Wie?" sagte einer der Inspectoren, „was gibt man Ihnen für sechs Franken? Erklären Sie Sich bestimmter."

Ich wurde jetzt gewahr, daß mein erster Gefängnißaufseher mir mit Zeichen Etwas andeuten wollte und furchtbar die Augen rollte, aber ich that, als, verstehe ich ihn nicht, und berichtete den Inspektoren meine Zusammenkunft mit dem Gefängnißaufseher und die Uebereinkunft, welche ich mit ihm getroffen. Ich glaubte zu bemerken, daß meine Darlegung die Inspectoren höchlich überraschte.

„Was man uns für Speisen reicht," sagte ich am Ende, „davon können Sie sich gefälligst selbst überzeugen und von diesem Fleisch verkosten."

Ich hielt meine Schüssel dem zunächst stehenden Inspector hin, aber er zog sich zurück und konnte eine Geberde tiefen Abscheus, ja fast des Schreckens nicht unterdrücken; er sprach zu seinem Collegen im Tone des Unwillens: „Das ist keine Nahrung für Menschen."

Als sich die zwei Commissäre fortbegaben, und ich die Hoffnung aussprach, dieser Besuch werde uns in unserer Lage einige Erleichterung bringen, sagte mir ein Mitgefangener, der schon früher acht Monate in der Abtei zugebracht und der also besser als ich wußte, wie es im Hause

zugebe: „Schmeicheln Sie sich nur nicht mit solcher Hoffnung, die Entrüstung, welche die Commissäre zu erkennen gegeben, kommt nicht daher, daß man Ihnen eine ekelhafte Nahrung, die Sie unentgeltlich zu verlangen berechtigt waren, um theures Geld verkauft, sondern sie hat ihren einzigen Grund darin, daß der Gefängnißaufseher die Sache verheimlicht und den Gewinn nicht mit den Inspectoren getheilt hat. Sie können sich nicht vorstellen, welche Schätze die in den Gefängnißhäusern Angestellten aufhäufen. Zwei Jahre sind hinreichend, sie reich zu machen."

Ich (zum Mitgefangenen): „Aber wenn Sie doch alle diese Dinge so genau wissen, wie kommt es denn, daß Sie meine Mitgefangenen nicht eher in Kenntniß gesetzt, daß sie die Portion Fleisch, die man ihnen heute zum ersten Mal gegeben, von Rechtswegen verlangen dürfen?"

Der Mitgefangene: „Darum, weil .... Doch nein, ich habe nicht den Muth, Ihnen die Sache zu enthüllen, Ihnen um so weniger, weil Sie von diesem Fleisch gegessen haben."

Ich (unwillkürlich erblassend): „Woher kommt denn dieses Fleisch? Ich bitte Sie, reden Sie. Da Sie in mir den Verdacht angeregt, so wünsche, ja so verlange ich, daß Sie Sich erklären."

Der Mitgefangene (zaudernd): „Nun denn, Bürger, man will sagen, und die eben vorhin vom Commissär gemachte Aeußerung: „„das ist keine Nahrung für Menschen"" bestätigt das allgemein verbreitete Gerücht leider nur zu sehr, — man will sagen, die Gefangenen, welche von der Administration die Kost beziehen, verdienen, freilich ohne es zu ahnen, den Namen Kannibalen oder Menschenfresser .... denn dieses Fleisch ...."

Ich (den kalten Schweiß auf der Stirne): „Reden Sie nicht weiter, Unglücklicher; ich verstehe Sie nur zu gut." *)

Diese Enthüllung erregte in uns Allen, zumeist aber in mir, einen unaussprechlichen Schauder. Unablässig verfolgte mich nachher der Gedanke, daß ich diese grauenhafte Speise verkostet, und ließ mich zu keiner Ruhe, ja nicht einmal zu einiger Beruhigung kommen. Ich machte bei mir das Versprechen, so lange ich in der Einzelhaft bleiben müsse, nichts Anderes mehr zu genießen, als Brod. Uebrigens hatte ich auch allen Appetit verloren. Mein Magen brannte von einer unerträglichen Hitze, und ich litt mehr, als ich zu sagen vermag. Es kam bei mir auch bald zum Blutspeien und es ging in mir eine solche Aenderung vor, daß

*) Mehrere über die Abtei erschienene Schriften bestätigen, daß die Gefangenen in diesem Hause alle überzeugt gewesen seien, daß man sie mit Menschenfleisch nährte. Joseph Paris de l'Epinard, Verfasser des Werkes „L'humanité méconnue", berichtet und bestätigt diese Thatsache ebenfalls.

meine Unglücksgefährten endlich Mitleid mit mir hatten und den Gefängnißwärter baten, man möchte mich in ein Spital bringen.

„Für die Zeit, die er noch zu leben hat," sagte der Gefängnißwärter, „ist es nicht der Mühe werth, mit ihm etwas Anderes anzufangen; ich habe schon mehrere Gefangene in solchem Zustand gesehen, und sie sind alle gestorben."

Eines Tages — ich glaube, es war am siebenten Tage nach meiner Erkrankung — als das Fieber mir das Blut erhitzte und ich einige Kräfte verspürte, schrieb ich zwei Zeilen an Anselm, um von ihm Abschied zu nehmen. An demselben Tage übergab ich einem Gefährten, den man auf das Zimmer eines Verhörrichters führte, alles Geld, das ich von den fünf und zwanzig Louisd'or noch übrig hatte, mit der Bitte, wenn man ihn nicht mehr zu mir in die Einzelhaft zurückführe, so möchte er dieses Geld Anselm einhändigen. Am folgenden Tage nahmen mich zur Stunde der Speiseaustheilung zwei Gefängnißwärter unter dem Arm, stellten mich auf die Füße und hießen mich nachkommen. Ich war aber so schwach, daß ich beim besten Willen nicht Folge leisten konnte, und auch so des Lebens überdrüssig, daß ich nicht daran dachte, eine Frage an sie zu richten.

Vor der Kerkerthüre stand eine Tragbahre, auf die man mich warf, (denn Legen kann ich es nicht nennen) und forttrug. Das Leben, wie gesagt, war mir so sehr zuwider, daß ich mich gar keiner Vermuthung überließ, wohin man mich bringe; wußte ich ja doch, daß ich mich nach meinem Gefängniß nicht zurückzusehnen habe, möge nun auch kommen, was da wolle. Ich wurde in das „Nationalhospiz", früher Hotel-Dieu genannt, gebracht.

4. Das National-Spital „Hotel Dieu".

Schon in der ersten halben Stunde, die ich im Spital „Nationalhospiz" genannt, zubrachte, konnte ich meinen neuen Aufenthaltsort vollkommen richtig beurtheilen, denn die vielen Gitter, Riegel, Schrankthüren und Mauerwerke, die nur dazu dienten, die Luft abzuschließen, gaben ihm das Aussehen einer Bastille.

„Wo sollen wir diesen Föderalisten abstellen?" fragte einer meiner Träger einen Krankenwärter.

Der Krankenwärter (in barschem Tone): „Lege ihn ab, wo Du willst, da auf den Boden, in diese Ecke."

Der Träger: „Ist kein Bett frei?"

Der Krankenwärter: „Kein einziges, aber wir haben drei oder vier Wichte, die in den letzten Zügen liegen und wohl bald Raum

machen; man kann diesem Föderalisten das Bett Dessen geben, der zuerst sterben wird."

Meine Träger, nur darauf bedacht, sich ihrer Bürde zu entledigen, stürzten die Tragbahre um, warfen mich auf den Boden und eilten davon, ohne sich weiter nach mir umzusehen.

Während des Transportes von der Abtei in's Hotel-Dieu war ich zwar mit einem alten Matrazzentuch zugedeckt, aber doch hatte ich ein wenig frische Luft geathmet und diese erweckte in mir das Gefühl des Lebens wieder. Ich rief daher einen Krankenwärter, der nahe bei mir vorbeiging, herbei und sagte zu ihm in flehendem Tone: „Bürger, hab' doch Mitleid mit meinem Elend; ich bin ein unglücklicher Officier, der an der Grenze gegen den Feind gekämpft, den aber gemeiner Undank in's Gefängniß gebracht hat. Ich fühle wohl, daß ich nur wenige Tage noch zu leben habe; verschaffe mir doch wenigstens ein Bett, ich bitte Dich inständig, damit ich wenigstens ruhig sterben kann."

Diese Bitte war nicht umsonst, denn sie ging dem Krankenwärter zu Herzen. „Sei nicht untröstlich," sagte er zu mir, „ich will für Dich sorgen."

Wirklich kam er in fünf Minuten wieder und trug mich in ein Bett, das durch den Tod seines bisherigen Inhabers leer geworden. Durch meinen langen Aufenthalt in dem Gefängniß ganz abgeschwächt, fühlte ich keine Abneigung, das noch lauwarme Bett meines Vorgängers einzunehmen; das Wohlbehagen gewann bei mir die Oberhand über den Ekel.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, so verfiel ich in einen tiefen und erquickenden Schlaf. Nach zwei Stunden erwachte ich und befand mich bedeutend besser, so daß ich daran dachte, mit meinem neuen Unglücksgefährten Bekanntschaft zu schließen.

In dem Bett zu meiner Linken, das kaum einen halben Schuh entfernt stand, lag ein junger Mensch in Todesnöthen. Der Unglückliche starrte mit blutunterronnenen Augen vor sich hin und war furchtbar mit Erbrechen und Convulsionen geplagt, so daß ich ihn beim ersten Blick als verloren betrachtete. Der Kranke zu meiner Rechten hatte ein weniger betrübendes Aussehen; er schien auf dem Weg der Genesung. Natürlich richtete ich mein Wort zuerst an diesen.

„Bürger," sagte ich leise zu ihm, um nicht die Aufmerksamkeit der Krankenwärter auf mich zu ziehen, „unser Kamerad zur Linken scheint in hoffnungsloser Lage sich zu befinden, ich zweifle an seinem Aufkommen. Ist er schon lange krank?"

Der Kranke zur Rechten: „Vorgestern hat man ihn hiehergebracht."

Ich: „Ohne Zweifel schon sehr schwer krank?"

Der Kranke: „Er war im Gegentheil so wenig leidend, daß ich mich verwunderte, warum man ihn aufgenommen hat. Aber vom ersten Glas Tisane, das er getrunken, bekam er furchtbares Erbrechen."

Ich (bedächtlich und ohne den furchtbaren Verdacht, den diese Worte geweckt, aussprechen zu dürfen): „Das ist auffallend."

Der Kranke: „Auffallend? Ganz und gar nicht. Die meisten Kranken sterben an Convulsionen und Erbrechen, welche Zufälle sie bald nach ihrem Eintritt in das Nationalhospiz ergreifen. Das ist aller Welt bekannt."

Ich: „Wirklich? Wissen Sie auch, daß Sie mich auf den Gedanken bringen, keine Tisane zu trinken?"

Der Kranke: „Daran thun Sie vielleicht nicht übel."

Ich: „Sie glauben? Hören Sie, mein Freund. Ich habe noch Vater und Mutter, die mich innig lieben, diese Beide fesseln mich noch an das Leben, und obschon ich bis heute, durch meine Leiden erbittert, mir den Tod gewünscht, so fühle ich jetzt in diesem Augenblicke doch, daß ich ihm lieber entrinnen möchte. Uebrigens bin ich ein Ehrenmann, unfähig eines Verraths; sagen Sie mir ohne Furcht: glauben Sie, daß ich die Arzneien, die man mir anbietet, ausschlagen soll?"

Der Kranke (nach einigem Bedenken, ganz leise und geschwind): „Kamerad, ich rathe Ihnen, keine Arznei zu kosten."

Ich: „Ach, wie? Aber das wäre ja furchtbar, Sie glauben . . ."

Der Kranke (mir in's Wort fallend): „Ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen hatte. Aber es wird mir sehr lieb sein, wenn Sie hierüber keine Frage mehr an mich stellen."

Ich: „Herzlichen Dank, mein Freund, ich werde Ihnen folgen. Aber sagen Sie mir nur noch, wie soll ich mir unter solchen Verhältnissen Ihre eigene Genesung erklären?"

Der Kranke: „Ich verdanke meine Genesung dem Arzt Naury; dieser rettete mich dadurch, daß er mich nicht behandelte . . . Aber das Sprechen ermüdet mich; lassen Sie mich ruhig schlafen."

Ich: „Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie nicht mehr stören werde; aber ich beschwöre Sie um's Himmelswillen, sagen Sie mir, wie ich es anstellen muß, um dem schrecklichen Schicksal zu entgehen, von dem ich bedroht bin?"

Der Kranke: „Trachten Sie, in die Abtheilung des Bürgers Bayard zu kommen."

Ich: „Vor Allem, wer ist Bürger Bayard?"

Der Kranke: „Er ist der Oberchirurg der Section der Indivisibilité, er hat einen großen Namen und genießt hohe Achtung wegen

seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit. Uebrigens kann man die Bemerkung machen, daß auf fünf und zwanzig Todesfälle, die in der Abtheilung des Chirurgs Naury vorkommen, in Bayard's Saal nur ein einziger eintritt. Geben Sie Acht; da ist ein Aufseher, der auffallend oft vor unsern Betten hin und her geht; ich will deßhalb schlafen."

Mein Nachbar legte sich auf die Seite, und bald hörte ich einen Ton' der von seinem gleichmäßigen und periodischen Athmen herkam und mich erkennen ließ, daß er im Schlaf seine Uebelstände augenblicklich vergessen habe.

Man kann sich leicht denken, welch trübe Gedanken das so eben Gehörte in mir hervorrief. Der Anblick der furchtbaren Leiden und des entsetzlichen Todeskampfes meines Nachbars zur Linken war nicht geeignet, meine Sorgen zu mindern.

Als man zur Stunde der Speisevertheilung den Kranken ihre Suppe brachte und mich vergaß, beschwerte ich mich nicht darüber, weil ich überall nur Gift sah.

Es war schon sehr spät, als ich endlich aus lauter Schwäche die Augen schließen konnte; den übrigen Theil der Nacht wurde ich von einem furchtbaren Alpdrücken geplagt.

Es begann kaum zu tagen, als man mich schonungslos aufweckte, weil der Chirurg Naury seine Krankenvisite vornahm. Der gemeine und grausame Ausdruck seines Gesichtes und die Wildheit, womit er mich ausfragte, sind mir unvergeßlich.

„Ich zweifle, ob Du noch aufkömmst", sagte er mit höhnischem Lächeln zu mir; „Du magst Dich um deinen Paß umsehen." Darauf wendete er sich an den Krankenwärter, und verordnete: „Heute zwei Aderlässe, den einen am Morgen, den andern am Abend, Tisane und gänzliche Diät*).

Darauf ging der Chirurg Naury an das Bett des Unglücklichen, der Tags vorher furchtbar an Erbrechen gelitten, und fühlte ihm den Puls: „Da geht es viel besser", rief er mit größter Verwunderung aus; „das ist sehr auffallend. Da muß man fortfahren: zwei Aderlässe, gänzliche Diät und viel Tisane."

„Aber, Doktor," sagte der Wärter, welcher unsere Betten zu überwachen hatte, „der Kranke, welcher gestern da gelegen, ist diese Nacht gestorben; derjenige, den Du jetzt besuchst, ist wieder ein Anderer . . ."

„Ah, ganz recht . . . Ich hatte mich doch verwundert . . . Nun

*) Die gänzliche Diät (diète absolue) bestand darin, daß der Kranke des Tags zweimal leere Suppenbrühe, ohne Brod oder andere feste Bestandtheile, erhielt.

denn, die Vorschrift bleibt dieselbe", antwortete der Arzt und ging weiter.

Nachdem ich gehört, daß ich zu Aderlässen und Tisane verurtheilt, verfiel ich in eine fürchterliche Niedergeschlagenheit; denn diese Vorschrift war rein nichts Anderes, als ein Todesurtheil, nur mit dem Unterschied, daß die mir bevorstehende Hinrichtung heimlich in einem Bette und nicht öffentlich auf dem Schaffot geschehen sollte. Oeffentlich am hellen Tage, mit andern Unglücksgefährten zu sterben, fiel in jener Zeit nicht schwer; auch war ich mit dem Gedanken der Guillotine schon seit Langem vertraut; aber mich so nach und nach unter fürchterlichen Leiden hinmorden zu lassen, dazu konnte ich mich nicht verstehen. Ich war darum entschlossen, mich dagegen zu wehren und die Unterwerfung unter die ärztliche Vorschrift zu verweigern.

Nachdem der patentirte Mörder seine Krankenvisite beendigt, traten mehrere seiner Zöglinge mit Lanzetten versehen in den Saal, um seine mörderischen Vorschriften zu vollziehen.

„Was wollen Sie jetzt beginnen?" sagte zu mir der Freund im anstoßenden Bette, der mich am Tag vorher über die Spitalgefahren so aufrichtig belehrt hatte.

Ich: „Widerstand leisten, bis man mich auf dem Platze tödtet."

Der Kranke: „Wenn man Sie tödten würde, könnte ich Ihren Entschluß nicht mißbilligen, aber man wird Ihnen nur Hände und Füße binden und Ihnen zur Ader lassen, wie sehr Sie Sich auch dagegen sträuben. Doch hören Sie, es fällt mir etwas ein . . ."

Ich: „Reden Sie geschwind; denn man kommt schon an unsere Bettreihe."

„Joseph! Freund Joseph!" rief mein Kamerad, ohne mir zu antworten, und wendete sich an einen Krankenwärter, der nahe bei uns vorbeiging.

Joseph trat an das Bett meines Kameraden, der, mit einem Blick auf mich hinweisend, sagte:

„Rette diesen; er ist ein braver Mann; wenn er einmal seine Freiheit wieder erlangt, wird er Dich großmüthig belohnen."

Der Krankenwärter stutzte einen Augenblick, dann faßte er sich und sagte: „Ich will es thun."

Er nahm meinen Arm, band mir eine blutige, so eben einem Sterbenden abgenommene Binde um und sprach leise: „Wenn man zu Dir kommt, so stelle Dich, als sei Dir gar übel."

Kaum hatte ich die Augen geschlossen und mich völlig regungslos gestellt, so trat ein Zögling Naury's an mein Bett und fragte Joseph: „Ist diesem Mann zur Ader gelassen worden?"

„Das siehst Du ja an der Binde, Bürger!" war des Wärters Antwort.

Der Zögling, der weder Argwohn noch Mißtrauen hatte, machte keine weitere Umstände und ging seines Weges.

„Bis zum Abende", sprach jetzt Joseph zu mir, „hast Du nichts mehr zu fürchten; nur hüte Dich wohl, Arznei zu nehmen, und besonders trinke keine Tisane, Du magst Durst haben, wie Du willst."

Im Laufe des Tages war ich Zeuge eines grauenhaften Vorganges, dem ich selbst nicht glauben könnte, wenn ich das Grausame nicht mit eigenen Augen gesehen. Ein Piket Revolutionssoldaten, das heißt, etwa zwanzig mit Piken, Säbeln, Aexten und Keulen bewaffnete Banditen, traten in unsern Saal und suchten sechs Kranke, um sie unverzüglich vor das, unter dem Vorsitz Fouquier-Tinville's stehende Gericht zu führen. Alle diese Kranken befanden sich im stärksten Delirium, aber Dessen ungeachtet wurden sie aus ihren Betten herausgerissen, je zwei und zwei auf schmale Tragbahren geworfen und halbnackt vor das Gericht geführt. Wir vernahmen später, alle seien noch an demselben Tage zum Tode verurtheilt und am andern Tage hingerichtet worden.

Um nun aber auf meine bedauerliche Geschichte zurückzukommen, so fürchtete ich, der Krankenwärter Joseph werde mir am Abend nicht mehr denselben Dienst leisten und mich nicht mehr gegen das Aderlassen schützen können. Als ich darüber in der peinlichsten Unruhe schwebte, sah ich einen sehr anständig gekleideten Mann nahe an meinem Bett vorbeigehen, dessen gutherziges Aussehen mir auffiel.

„Das ist der Chirurg B a y a r d," sagte mein Freund im nächsten Bette; „rufen Sie ihn, Ihre Rettung ist in seiner Hand."

Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen und rief: „Bürger Bayard, kommen Sie doch hieher, ich bitte inständig, ich habe Ihnen Etwas zu sagen."

Als der Chirurg seinen Namen aussprechen hörte, blieb er sogleich stehen, blickte um sich und kam auf mich zu.

B a y a r d: „Woher kennen Sie mich und was wollen Sie, mein Freund?"

Ich: „Ich kenne Sie als einen braven und wohlthätigen Mann, und ich möchte Sie bitten, mich nicht hier hinmorden zu lassen."

B a y a r d (mich aufmerksam betrachtend): „Wie das? Wie soll ich Sie nicht hinmorden lassen?"

I c h (seinen Gedanken errathend): „O ich bin nicht im Delirium; ich spreche leider nur zu richtig und mit vollkommener Kenntniß des Sachverhalts. Urtheilen Sie nur selbst. Durch die mephitische Luft, die ich im Kerker längere Zeit einathmen mußte, sowie durch die abscheuliche Gefängnißkost, ist meine Brust entsetzlich angegriffen und nun hat der Chirurg Naury mir noch zwei Aderlässe im Tag verordnet, mit gänzli-

cher Diät und viel Tisane. Habe ich denn nicht vollkommen Recht, wenn ich behaupte, man wolle mich auf diese Weise hinmorden, habe ich nicht Recht, wenn ich Sie bitte, mich doch zu retten?"

Bayard (nach einigem Schweigen): „Ja, Sie haben Recht. Collegen sollten zwar gegenseitig von sich nur immer zum Besten reden, aber das darf mich nicht hindern, die Wahrheit zu sprechen. Doctor Naury ist ein schändlicher Bösewicht, denn es läßt sich nicht annehmen, daß seine zahllosen mörderischen Mißgriffe, auf Rechnung seiner Unwissenheit fallen." Nach einigem Besinnen und als rede er mit sich selbst, fuhr er weiter fort: „In Wahrheit, hier handelt es sich nicht um Rangordnung und Dienstverhältniß, sondern darum ein Verbrechen, einen Mord zu hindern. Wenn aber Naury ungehalten wird und mir Vorwürfe macht . . . Nun denn, um so schlimmer für ihn, ich werde ihm sagen, was ich von seinem Verfahren halte . . . Er wird mich ohne Zweifel bei dem Gerichte anklagen . . . Was liegt daran? Ich habe meine Pflicht gethan." Sodann wendete er sich gegen mich und sprach: „Mein Freund, ich will Sie durch zwei meiner Saalwärter abholen lassen; diese werden Sie in meine Abtheilung hinübertragen. Seien Sie inzwischen beruhigt, Sie dürfen Ihre Herstellung als gewiß ansehen. Auf Wiedersehen."

Wirklich wurde ich eine Viertelstunde nach der Entfernung des edlen Arztes in den Saal getragen, der unter seiner Leitung stand; Niemand beachtete diese Uebersiedlung.

Bevor ich meinen Freund im nächsten Bette, der mir durch seinen Rath das Leben gerettet, verließ, dankte ich ihm recht herzlich. Oft schon habe ich bedauert, daß er mir seinen Namen verschwiegen; kommen ihm vielleicht einmal diese Blätter zu Gesicht, so möge er dieselben als Zeichen meiner Erinnerung annehmen. Wie Naury und Bayard in ihrem Charakter von einander verschieden waren, eben so verschieden war auch die Ordnung in den Sälen der beiden Aerzte. In Naury's Abtheilung hörte man nur Jammer-, Schmerz- und Angstgeschrei, sah nur Leute, die mit dem Tode rangen; in Bayard's Saal fand sich Ruhe und Reinlichkeit; die meisten Kranken waren auf dem Wege der Besserung.

Ich lag noch nicht eine Stunde in dem Krankenzimmer, so kam Bayard zu mir. Da ich ihm danken wollte, unterbrach er mich schon bei den ersten Worten und fragte mich über mein Befinden. Nach längerer und sorgfältiger Untersuchung sagte er endlich: „Es ist wahrhaft ein Wunder, daß Sie so schweren Leiden nicht erlegen sind; Sie müssen eine auffallend starke Konstitution haben. Jetzt bedürfen Sie vor Allem einer sorgfältigen und anhaltenden Pflege, guter Kost und geistiger Ruhe, mit einem Worte, es handelt sich um eine vollständige Herstellung Ihres geistigen und physischen Zustandes. Uebrigens seien Sie ganz ohne

Sorgen, Sie sind außer aller Gefahr, ich stehe Ihnen gut für Ihr Leben."

Der treffliche Arzt verschrieb mir eine Arznei und wollte sich wieder entfernen, da schien er sich plötzlich wieder anders zu besinnen und sagte mit einem Lächeln voll herzlicher Güte: „Mein lieber Patient, ich besinne mich, daß ich Ihnen wie ein Unbesonnener Mittel vorgeschrieben, die sich in der Apotheke des Nationalhospitiums nicht vorfinden und die man von Außen her kommen lassen muß. Verzeihen Sie mir meine Unbescheidenheit, haben Sie Geld, um sich diese Arzneimittel zu kaufen?"

Ich: „Ich habe das wenige Gold, das ich noch besaß, in der Abtei zurückgelassen," entgegnete ich, „hoffe aber, daß der Gefangene, dem ich es übergeben, mein in ihn gesetztes Vertrauen nicht mißbrauchen und mir das Geld bei der ersten Gelegenheit zusenden wird. Gegenwärtig habe ich aber gar Nichts."

Bayard: „Daran liegt Nichts, mein Freund; die vorgeschriebenen Arzneien kosten nicht viel und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen einstweilen das Nöthige zur Anschaffung leihe . . . Nur ohne Widerred," fuhr Bayard fort, mir mit dem Finger freundschaftlich einen drohenden Wink gebend, „Sie müssen das Anerbieten annehmen, es bleibt dabei. Auf Wiedersehen, morgen."

Hierauf entfernte sich der Arzt unverzüglich, ohne meine Antwort abzuwarten. Er hätte wahrlich noch lange an meinem Krankenbett warten können, bis ich die nöthige Fassung gewonnen, um ihm meine dankbare Gesinnung genügend auszusprechen; ich war zu aufgeregt und Thränen benetzten meine Augen.

Guter und edler Bayard, niemals wird Dein Andenken meinem dankbaren Sinne entfallen; in den spätesten Tagen noch werde ich und meine Familie Deinen Namen nur mit dem Gefühl der tiefsten Hochachtung und Dankbarkeit aussprechen!

Nachdem Bayard sich entfernt, begann ich, wie früher in Naury's Abtheilung, die Kranken, die zunächst bei meinem Bette lagen, zu mustern. Zur Linken war ein junger Mann, der in Folge einer Gehirnentzündung, stark an Fieber litt; zur Rechten ein Mann von vierzig Jahren, der, weniger gefährlich erkrankt, das volle Bewußtsein hatte. Gegen diesen mich wendend, sagte ich: „Bürger, darf ich Sie fragen, wer Sie sind und in welches Gefängniß Sie gehören?"

Der Kranke: „Ich heiße Veyrier, war früher Sachwalter in der Gemeinde Sedan, bin aber keinem Gefängniß zugetheilt, denn am Tage meiner Ankunft in Paris hat man mich sogleich in das Spital gebracht. Es ist wohl eben so wahrscheinlich, daß ich von da nicht hinauskomme, außer wenn ich auf's Schaffot gehen muß. Denken Sie, schon

vier Mal haben mich die Lieferanten des Henkers gesucht, und ohne Bayard's edle Festigkeit, der sich immer geweigert, mich gehen zu lassen, wäre mein Kopf gewiß schon unter der Guillotine gefallen."

Ich: „Ist Ihre Lage wirklich so verzweifelt?"

Veyrier: „Allerdings. Ich bin mit dem ganzen Gemeinderath von Sedan nach Paris geführt worden, und von allen siebenzehn Mitgliedern, aus denen er bestand und die sämmtlich meine Freunde waren, lebt kein Einziger mehr; alle sind an demselben Tag, am 10. Prairial guillotinirt worden."

Ich: „Schändlich! Und welches Verbrechens war denn der Municipalrath von Sedan angeklagt?"

Veyrier: „Eine sonderbare Frage in einer Zeit, wie wir sie jetzt erleben. Geben sich die Jakobiner auch nur die Mühe, eine Anklage zu machen? Sie guillotiniren, und damit Punktum. Wahrscheinlich wurde unser Municipalrath von einem niederträchtigen Vagabunden, dem er eine unverdiente und unbillige Unterstützung verweigerte, verdächtigt und das genügte. Das Traurigste an dieser fürchterlichen Katastrophe ist wohl, daß alle diese siebenzehn Bürger Väter von zahlreichen Familien waren."

Jetzt verlangte der Exprokurator Veyrier, daß ich ihm auch meine Geschichte mittheile. Ich entsprach seinem Begehren und so verging der noch übrige Theil des Tages sehr schnell mit der Erzählung meiner Abenteuer.

Als die Nacht anbrach, dankte ich der göttlichen Vorsehung, daß ich Bayard zum Arzt und Veyrier zum Nachbar bekommen, und wollte einschlafen. Aber ich kam beinahe nicht zum Schlummer, mein Körper hatte sich im Gefängniß schon an den harten Boden gewöhnt und konnte darum — sonderbar genug — die weiche Matratze nicht mehr ertragen; ich litt nicht wenig und hätte mich gerne auf den bloßen Boden niedergelegt. Erst nachdem ich einige Zeit in meinem Bett zugebracht, verschwand auch dieser Uebelstand.

Am Morgen des andern Tages schlummerte ich, und als ich die Augen öffnete, ward ich durch den Anblick eines schönen jungen Mädchens überrascht, das unbeweglich vor meinem Bette stand und mit sanfter und heller Stimme sagte: „Hier, Bürger, erhalten Sie die Arznei, welche Ihnen gestern verordnet wurde. Mein Vater wollte Ihren Schlaf nicht stören, aber er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß Sie beruhigt sein sollen, er stehe gut für Sie."

Ich: „Und wer ist Ihr Vater, Fräulein?"

Die Tochter: „Der Bürger Bayard."

Ich: „Der Bürger Bayard? O das hätte mir einfallen sollen, da

ich Sie gesehen. Der Himmel konnte eine so große Tugend nicht unbelohnt lassen; verdient ein Mann, wie Ihr Vater ist, nicht auch eine Tochter zu haben, wie Sie sind?"

Bei dieser Antwort überflog eine leichte Röthe das Gesicht des sanfenf Kindes; sie stellte das, was sie mir zu trinken gebracht, auf ein Tischchen, grüßte mich mit freundlichem Lächeln und ging ab, ohne ein Wort zu sagen. Noch lange, nachdem sie sich entfernt, schwebte ihre liebenswürdige Erscheinung mir vor den Augen; der Anblick dieser auffallenden und dabei so bescheidenen Schönheit hatte mich mit der Menschheit wieder ausgesöhnt; ich vergaß einen Augenblick, daß ich unter einem Banditenregiment stehe, und dachte mit Freuden an die Zukunft.

Aber dieser schöne Traum war von kurzer Dauer; eine traurige Begebenheit mahnte mich bald wieder an die herbe Wirklichkeit.

Wie nämlich schon am vorigen Tage ein Piket Revolutionssoldaten tin Naury's Saal eingedrungen war, um Kranke zu holen und sie vor das Revolutionstribunal zu führen, so drangen auch heute solche Bewaffnete in unseren Saal ein; ihr Anführer entfaltete ein Papier und forderte mit einer Stentorstimme den Bürger Veyrier heraus.

Mein unglücklicher Nachbar erblaßte und sagte zu mir: „Sie sehen, daß ich mich nicht irrte, als ich gestern von der Guillotine sprach; meine Henker fordern mich ja heute schon." Obschon Veyrier noch sehr schwach war, wollte er doch vom Bett aufstehen, als Bayard aus einem anstoßenden Kabinet heraustrat, sich vor den Anführer des Pikets stellte und ihn mit festem und entschiedenem Ton fragte: „Mit welchem Recht kamst Du hieher, um einen Kranken herauszunehmen?"

Der Anführer mit sansculottischer Anmaßung: „Mit dem Recht, gemäß welchem Fouquier-Tinville jeden vor das Volkstribunal berufen kann, wann und wo er will. Aber Du, mit welchem Recht fragst Du mich?"

Bayard: „Mit dem Recht, das ein Ehrenmann hat, der seine Pflicht erfüllt. Ich bin Oberarzt in diesem Saal, und vor Gott und meinem Gewissen bin ich für das Leben der mir anvertrauten Kranken verantwortlich. Der Bürger Veyrier ist nicht in einem Zustand, daß er mit Dir gehen kann; eine zu plötzliche Wegnahme und eine zu große Gemüthsbewegung würde unglücklicherweise seinen Tod zur Folge haben. Veyrier kommt nicht mit Dir."

Der Commandant: „Bedenkst Du auch, welche Folgen es für Dich haben kann, wenn Du Fouquier's Willen Widerstand leistest?" Diese Worte sprach der Commandant etwas weniger wild, weil ihm die feste Haltung und der edle Muth des Arztes Achtung abnöthigte.

Bayard (ruhig): „Ich laufe Gefahr, daß mir mein Alter abge-

kürzt wird, aber ich bin über diese Furcht erhaben, weil Fouquier mir nur den Kopf, aber nicht die Ehre nehmen kann."

Der Commandant (immer mehr aus der Fassung gebracht): „Also verweigerst Du die Auslieferung Veyrier's rundweg?"

Bayard: „Ja, rundweg."

Veyrier strengte seine Kräfte an, richtete sich auf und sagte: „Doktor, es ist nicht mein Wille, daß Sie wegen Ihres edlen Sinnes das Leben einbüßen; ich sage Ihnen tausendmal Dank für Ihre hochherzige Verwendung, aber Ihr Leben ist für die Unglücklichen zu kostbar, als daß Sie es so aufopfern dürften. Ich danke Ihnen noch einmal, ich will gehen."

„Krankenwärter!" rief Bayard einem Bediensteten des Saales zu „hier — auf Veyrier hinweisend — ist ein Kranker, der das Delirium hat; wenn er aufstehen will, so binde ihn fest an's Bett und lasse ihn nie aus den Augen!"

Bayard wendete sich wieder an den Commandanten und wies ihm eben so fest als würdevoll die Thüre. Aber der Sansculotte, statt auf diese stumme, aber doch verständliche Aufforderung zu achten, fing an, boshaft zu lächeln, zog ein Papier aus der Tasche seiner Carmagnole und sagte: „Bürger-Doktor, ich bin noch nicht fertig, hier ist eine von Fouquier-Tinville unterzeichnete Liste, ich muß noch folgende sechs Personen vor das Gericht führen."

Bayard (kalt): „Zeig' deine Liste!"

Der Commandant: „Da ist sie, sie ist an Dich gerichtet."

Kaum hatte Bayard das verhängnißvolle Papier, das ihm der Sansculotte höhnisch lächelnd übergeben, angesehen, so erblaßte er, als wenn ihm unwohl würde.

„Entsetzlich und schändlich!" rief er aus und zerstampfte wüthend die von Fouquier abgefaßte Todesliste. „Entsetzlich und schändlich! Wie, man darf von mir verlangen, daß ich arme junge Mütter ausliefere, die vor kaum einem Tage ihre eigenen Kinder noch nicht gesehen, welche noch schwach und fast leblos auf ihrem Schmerzenslager liegen? Nie und nimmer!"

Bayard bückte sich rasch, hob die verhängnißvolle Liste auf, zerriß sie wüthend und warf die Fetzen dem Sansculotten in's Gesicht; dieser aber griff zum Degen.

Bayard (beinahe außer sich): „O, ich fürchte deine Prahlereien so wenig, als deine Drohungen; ich habe früher auch in der Armee gedient, aber unter dem Panner der Ehre, nicht in den Reihen von Banditen Fühlst Du Dich durch mein Wort beleidigt, so wollen wir es mit dem

Degen ausmachen; mit der Waffe in der Hand will ich Dir Rede stehen."

Dieser Vorschlag tönte in den Ohren des Sansculotten sehr unangenehm; er stotterte einige halbverständliche Worte und entfernte sich allsogleich.

„Vortrefflicher und edler Doktor," rief jetzt ein Kranker aus einem nahestehenden Bette, „nehmen Sie Sich in Acht; diese Elenden werden Sie angeben." Von allen Seiten des Saales ließen sich Segenswünsche und Gebete hören; wir waren sämmtlich zu Thränen gerührt und baten den Arzt, auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Bayard: „Es ist kein Zweifel, meine Freunde, daß diese elenden Feiglinge mir grollen. Hätte ich es mit Soldaten zu thun gehabt, so wären sie über mich hergefallen und es wäre zu Thätlichkeiten gekommen, aber gewiß nie hätten sie sich durch Angeberei zu rächen gesucht; diese Revolutionstruppen hingegen, die aus dem gemeinsten Gesindel zusammengerafft sind, feige und grausame Handlanger unserer Tyrannen, sind nur geflohen, um beim Henker Hülfe nachzusuchen. Ihr rathet mir, ich soll mich flüchten? Warum denn? Um einem ehrenvollen Tod auszuweichen? Niemals. Im Gegentheil will ich, wie die Pflicht von mir fordert, selbst vor dem Rath mich stellen und die Sache der Menschlichkeit verfechten."

Wirklich achtete Bayard nicht auf unsere Bitten und ging unverzüglich fort.

Wir verlebten den übrigen Theil des Tages in sehr großer Bestürzung, weil wir jeden Augenblick die Verhaftung unseres edlen Vertheidigers zu vernehmen besorgten. Man denke sich unsere Freude, als wir später hörten, Bayard habe durch seine warme Vertheidigung einen vollständigen Sieg davon getragen.

Durch die sorgfältige Pflege, die mir zu Theil wurde, ging ich zusehends der Wiedergenesung entgegen; ich war schon mehrmals aufgestanden und fühlte, daß die Kräfte von Tag zu Tag zunahmen, als auf einmal ein entsetzliches Ereigniß mich wieder in die größten Leiden zurückwarf.

Bayard, der gewöhnlich mit heiterer und lächelnder Miene zu uns kam, war seit etwa einer Woche betrübt und schweigsam; trotz aller Bemühung konnte er uns seine tiefe Trauer nicht verbergen.

Als er mir nun eines Morgens von Anselm, mit dem ich durch seine gütige Vermittlung in Correspondenz getreten, einen Brief brachte, nahm ich mir die Freiheit, ihn über die Ursache seiner Mißstimmung zu fragen.

„Mein Freund," sagte er, „ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich

sehr beunruhigt bin, es hat sich eine Verschwörung gegen mich gebildet. Drei meiner Collegen, nämlich Naury, den Sie kennen, und zwei andere Chirurgen Namens Enguchard und Thory, haben sich verabredet, mir die Direktion meines Saals zu entreißen, und ich fürchte sehr, daß es ihnen gelingen wird. Was würde aber in diesem Falle aus meinen armen Patienten werden? Ich darf nicht daran denken, denn es schaudert mir vor dem Gedanken!"

Leider täuschte Bayard sich nicht. Schon am andern Tage, nachdem er mir dieses unter dem Spiegel das Geheimnisses anvertraut, wurde er abgesetzt. Ich habe Bayard in meinem Leben nie mehr gesehen, jedoch nie wird das dankbare Andenken an ihn aus meinem Innern verschwinden. Der Arzt Enguchard trat an die Stelle meines Retters; derselbe war zur Zeit aus mehrern Spitälern und namentlich aus dem Spital von Compiègne weggeschickt worden und glich nach Haltung und Aussehen einem jener als Husaren gekleideten Quacksalber, die man auf den Marktbuden trifft. Ich habe nie einen gemeinern Menschen kennen lernen, er war die eingefleischte Bosheit, zudem noch der vertraute Freund von Fouquier-Tinville.

Der Eintritt des Mörders Enguchard — denn ich weiß ihn nicht richtiger zu benennen — trug bald seine schönen Früchte: die Sterblichkeit, die bis dahin in unserer Abtheilung beinahe null gewesen, nahm mit schauderhafter Schnelligkeit zu. Gleichzeitig brach jedoch in der Conciergerie eine ansteckende Krankheit aus, die Angegriffenen wurden uns zugeführt und damit unser Spital im Hotel-Dieu so überfüllt, daß trotz der Kunst des Doktors Enguchard der Platz mangelte und ein Theil der Patienten in ein Nebenhaus (die ehemalige Residenz des Bischofs) übergesiedelt werden mußte.

„Mein lieber Freund," sagte ich zu meinem Bettnachbar Veyrier, dem gewesenen Procurator von Sedan, mit dem ich die engsten Freundschaftsbande geschlossen, „wie Sie wissen, hatte mir Bayard eine stärkende und nahrhafte Kost, große Ruhe und mäßige Bewegung verordnet, Enguchard dagegen setzt mich auf gänzliche Diät, will, daß ich im Bett bleibe, und spricht von Aderlassen Morgens und Abends; das gefällt mir nicht. Ich will die Eröffnung des neuen Spitals benützen, um mich der Wuth dieses Mörders zu entziehen. Wenn Sie auf meinen Rath achten wollen, so folgen Sie meinem Beispiele. Je öfter Sie Ihren Aufenthalt wechseln, desto mehr wird man Ihre Spur verlieren und desto besser wird es für Sie sein. Das Leben hängt heutigen Tages oft von so geringfügigen Umständen ab, daß bisweilen eine einfache Vorsichtsmaßregel einen Menschen retten kann. Wenn man Sie zum fünften Male hier

sucht und nicht mehr findet, so wird man vielleicht gar nicht mehr an Sie denken."

„Sie haben Recht," antwortete Veyrier, „auch ich theile die Meinung, daß Enguchard von seinem Freund Fouquier-Tinville den Auftrag erhalten hat, hier die bekannten Vergiftungsmaßregeln in Anwendung zu bringen. Ich will demnach das Verlangen stellen, in das bischöfliche Haus versetzt zu werden."

Gegen Bezahlung von zwölf Livres, die ich einem Krankenwärter gab, wurden wir Beide, Veyrier und ich, an demselben Tage noch in die erste Sendung von Kranken, die man in das bischöfliche Haus schickte, aufgenommen.

Aber leider heißt es da: „der Mensch denkts, das Mißgeschick lenkt's", denn der erste Mensch, den wir bei der Ankunft an unserm neuen Bestimmungsorte erblickten, war der Arzt Naury, und so waren wir aus dem Regen in die Traufe gekommen.

Ich will die Grausamkeiten mit Stillschweigen übergehen, die ich in den ersten acht Tagen in dieser Hülfsanstalt des Nationalhospizes mit ansehen mußte. Wozu auch wohl alle diese empörenden Schandthaten anführen? Wer sich die Mühe genommen, vorliegende Notizen bis dahin zu lesen, und wer demnach die Leute der französischen Republik hat kennen lernen, der wird sich, wenn auch nicht leicht und vollkommen, so doch annähernd einen Begriff machen, wie es im bischöflichen Hause zugegangen. Immerhin aber bleibt es unmöglich, die volle Wahrheit zu erreichen und sich die Art und Weise ganz vorzustellen, wie die Mörder mit uns verfuhren. Es gibt so ausgesuchte Grausamkeiten, eine solche Trunkenheit von Laster, daß der Verstand eines rechtschaffenen Menschen unfähig ist, sich in dieselben hinein zu denken.

Im Nationalhospiz hatte ich die Erhaltung meines Lebens Bayard zu verdanken, in dem bischöflichen Hause rettete mich mein neuer Freund und Leidensgefährte Veyrier.

Da sich Veyrier's Gesundheit merklich besserte, so wurde er auf sein Ansuchen als Krankenwärter angenommen. Bei meinem bedenklichen Rückfall pflegte er mich, bereitete selbst meine Tisane, hielt das Gift von mir ferne und schützte mich im Delirium. Welch sonderbare Fügung des Schicksals! Ich selbst wurde von Kerker zu Kerker, von Krankensaal zu Krankensaal geschleppt, weil ich die Unschuld eines jungen Mädchens gegen den frevelhaften Angriff eines schlechten Menschen in Schutz genommen hatte, und hinwiederum fand ich überall Männer, die mit eigener Gefahr mein Leben im Kerker und im Spital retteten und sich für mich aufopferten; so trat in dieser Zeit das Gute wie das Schlechte überraschend in den Vordergrund.

Mein Rückfall hatte gegen vierzehn Tage angehalten und meine Wiedergenesung seit kaum einer Woche begonnen, da wurde ich eines Nachmittags aufgesucht, um vor den Richter geführt zu werden. Seit langer Zeit fühlte ich mich so unglücklich, mein Geist hatte so schmerzliche Eindrücke erduldet, daß diese Aufforderung mich nur wenig berührte. Alle meine Gedanken, alle meine Wünsche gingen seit langer Zeit nur dahin, entweder die Freiheit oder das Schaffot zu erreichen.

Ich umarmte Veyrier, versprach ihm, wo möglich Bericht über mein Schicksal zu geben, und folgte den Revolutionssoldaten, die mich sofort in den Justizpalast führten.

Nachdem ich eine volle Stunde gewartet, wurde ich endlich in das Zimmer des Verhörrichters eingelassen, der vor einem mit Papieren überlegten Tische saß; auf diesem stand eine halb geleerte Bouteille Branntwein. Er begann mit mir unverzüglich das Verhör, ohne sich nur die Mühe zu nehmen, mich anzusehen.

„Du bist angeklagt," sagte er, „daß Du Deinem Sohn und Deinem Enkel Geld verschafft hast, mittelst dessen sie ihre Auswanderung bewerkstelligten, ferner daß Du antirevolutionäre Correspondenzen mit ihnen unterhalten; endlich, daß Du Dich von den Royalisten des Auslandes als Spion gegen die Republik hast gebrauchen lassen."

Diese Worte sprach der Verhörrichter, indem er fortfuhr, die Aktenstöße zu durchmustern; darauf nahm er einen Schluck Branntwein und winkte mit dem Kopf einem Menschen, der an einem kleinen Tische in der Nähe seines Schreibpultes saß, und sagte: „Sekretär, schreibe: „„der Angeklagte hat sein Verbrechen eingestanden und empfiehlt sich der Nachsicht des Gerichtes.""

Ich hielt dem Schreiber, der so gleichgültig und theilnahmslos wie eine Maschine dem gegebenen Auftrag Folge zu leisten sich anschickte, den Arm zurück und rief: „Ich gestehe gar Nichts ein."

Der Richter: „Ah, Du möchtest jetzt deine Worte wieder zurücknehmen? Es ist schon zu spät. Sekretär, bescheinige die Geständnisse des Angeklagten."

Ich (mich fassend): „Richter, erlaube, ich will Dir neue Geständnisse machen."

Der Richter: „Das ist etwas Anderes; rede. Es ist möglich, daß, wenn Du uns gefährliche Schuldige einlieferst, das Gericht auf deine Reue Rücksicht nimmt und zu deinen Gunsten ein freisprechendes Urtheil fällt."

Ich: „Vor Allem muß ich das Geständniß ablegen, daß ich nicht verheirathet bin und auch keine Kinder habe; zweitens, daß ich erst sechsundzwanzig Jahre alt bin und daß es für mich somit schwer halten

würde, schon Großvater zu sein und die Auswanderung meines Enkels ermöglicht zu haben; endlich drittens . . ."

Der Richter (mich jetzt zum ersten Male anblickend): „Was, Du bist erst sechsundzwanzig Jahre alt? Die Anklageacte stellte dein Alter auf siebenzig. Wirklich (die Augen auf mich richtend), Du hast noch nicht dieses Alter. Aber Du heißest doch Mareil?"

Ich: „Nein, Bürger-Richter."

Der Richter: „So mögen sich die Dummköpfe, die Dich hieher geführt haben, vor dem Teufel schämen . . . Aber das thut Nichts; weil Du nun einmal doch da bist, so wirst Du mir den Grund deiner Verhaftung anzeigen. Es kommt auf's Nämliche hinaus. Ich will Dich alsdann an das Gericht befördern."

Die Gefahr war groß; hätte ich gezaudert, so wäre ich verloren gewesen. Ich faßte mich daher schnell und sagte: „Bürger-Richter, ich bin Officier des Armeekorps, welches gegenwärtig in Piemont steht. Ich war vor einiger Zeit zu meiner Familie zurückgekehrt und hielt mich bei ihr auf, um mich von den Kriegsstrapatzen zu erholen und meine angegriffene Gesundheit zu pflegen, da wurde ich von einem elenden Wicht angegeben, der auf mein Glück eifersüchtig war."

Der Richter: „Wie das, wie eifersüchtig auf dein Glück?"

Ich: „Ja, ich war in ein so schönes Kind verliebt, daß man auf der Welt kein schöneres finden könnte. Aber ich darf mich auf die etwas weitläufigen Einzelnheiten meiner Leidenschaft nicht einlassen und müßte fürchten, deine Strenge und deinen Ernst zu beleidigen."

Der Richter: Es ist meine Pflicht. Alles anzuhören; rede nur ohne Furcht und übergehe keine Einzelnheiten."

Der Richter nahm jetzt wieder einen Schluck Branntwein zu sich, legte sich in seinen Lehnstuhl zurück, kreuzte die Arme auf seiner Brust und bedeutete mich, zu reden.

Wie ich schon im Anfang dieser Schrift versprochen, keine Wahrheit zu verschweigen, wenn sie auch zu meinen Ungunsten laute, so muß ich denn auch hier bekennen, daß der Erhaltungstrieb jetzt in mir über mein besseres Gefühl siegte; ich nahm zu einer unedlen feigen List die Zuflucht und begann dem Richter eine furchtbar scandalöse Geschichte zu erzählen, die ich von meinem frühern Gefangenschaftsgesellschafter, dem berüchtigten Pampin, vernommen hatte, nud daß ich bei meiner Erzählung einige untergeordnete Züge, die zu meiner Stellung als Offizier nicht gepaßt, abkürzte und dafür einige wenig erbauliche Einzelheiten erdichtete.

Da ich mich überzeugen wollte, welches Interesse der Richter an meinem Berichte nahm, hielt ich zwei- oder dreimal inne und entschuldigte mich wegen meiner Weitschweifigkeit; aber jedesmal befahl er mir

in gebieterischem Tone, fortzufahren und keinen einzelnen Umstand wegzulassen.

Von Zeit zu Zeit warf ich einen verstohlenen Blick auf meinen Gebieter, und erkannte an der Belebtheit seiner Gesichtszüge und an dem Funkeln seiner Augen, daß ich meinen Zweck erreicht, ich will sagen, daß ich sein Interesse zu gewinnen wußte. Dieser ekelhafte Mensch, auf den weder der klarste Ausspruch der Wahrheit, noch die Bitten einer Mutter, noch das Flehen einer Verlobten auch nur den geringsten Eindruck gemacht, ließ sich in's Interesse ziehen durch das Vergnügen, das ihm meine ärgerliche Erzählung gewährte. Mehrmals konnte er sich nicht enthalten, in ein lautes Lachen auszubrechen, das er dann mit den sonderbarsten Bemerkungen begleitete.

Als ich ausgeredet, sagte er zu mir: „Wahrlich, Bürger, ich sehe Dich für einen vortrefflichen Patrioten an, und hoffe, deine Haft werde nicht mehr von langer Dauer sein. Hast Du Freunde, die sich für deine Befreiung interessiren?"

Ich: „Ich habe einen Vetter, der Robespierre's Freund ist und sich's angelegen sein läßt, meiner Gefangenschaft ein Ende zu machen."

Der Richter: „Dann kannst Du deine Sache so viel als abgethan betrachten. Auf Wiedersehen und gut Glück! Ich hoffe, Du werdest mir einmal einen Besuch machen, wenn Du aus dem Gefängniß entlassen bist."

Ich: „Ich werde nicht ermangeln, Bürger-Richter! Aber jetzt erlaube mir noch eine Bitte, deren Gewährung deinem edlen Benehmen gegen mich die Krone aufsetzen wird. Ich befinde mich nämlich gegenwärtig im Nationalhospiz, oder besser gesagt, im ehemaligen bischöflichen Hause; laß mich, ich bitte, aus diesem Orte weggehen und in ein Gefängnißhaus führen."

Der Richter: „Ich sehe nicht ein, warum das nicht sollte geschehen können; hast Du ein bestimmtes Gefängnißhaus im Auge? Wenn ich Dir einen guten Rath geben soll, so gehe nach Lazarus, denn dort sollen die Gefangenen wie Rentiers behandelt werden."

Ich: „Es bleibt dabei, nach Lazarus! Empfange meinen verbindlichsten Dank."

Da die Zettel für Uebersiedlung oder Wechslung der Gefangenen schon gedruckt vorlagen, so fertigte der Sekretär die Anordnung meiner Versetzung nach Lazarus (früher Sankt Lazarus genannt) in weniger als einer Minute aus und ich ging nach meinem neuen Bestimmungsorte ab.

Ich fühlte mich so glücklich, der mörderischen Tisane des Arztes Naury endlich zu entgehen, daß mein Herz in Freude frohlockte; einzig

der Gedanke, Veyrier nicht mehr zu sehen, trübte in diesem Augenblick meine Wonne. *)

5. Das Gefängnißhaus „Lazarus".

Bei meiner Ankunft in dem Hause Lazarus wurde ich in die Kanzlei geführt und mußte Namen, Vornamen und Stand angeben.

Der Oberaufseher, welcher, wie ich später inne wurde, Semé hieß und früher Inspector der Robespierre'schen Polizei war, fragte mich vorweg: „Hast Du Geld?"

„Einige Thaler, die man mir in das Spital geschickt," war meine Antwort; „aber ich hoffe in ganz wenigen Tagen Geld zu erhalten."

„Das ist gut," meinte der Aufseher, „wir wollen Dich später taxiren." Sodann mich an einen Gefängnißwärter abgebend, sagte er: „Führet diesen Föderalisten in den Gang Vendémiaire."

Sogleich wurde ich fortgeschleppt.

Weil ich noch sehr schwach war und dem Schließer, der mich führte, nicht Schritt zu halten vermochte, so kehrte er sich murrend gegen mich um und drohte mir mit Schlägen. Als wir in den Gang Vendémiaire kamen und ich einige Schritte verspätet war, da stürzte er wirklich mit geballter Faust auf mich und versetzte mir einen derben Schlag in's Gesicht. Das Gefühl, durch diese schmähliche Berührung entehrt zu sein, ließ mich ganz vergessen, daß ich schwach und Gefangener war; unter wüthendem Geschrei fiel ich auf meinen Gegner los und packte ihn an der Gurgel. Der Scherge war auf diese Erwiderung nicht gefaßt, und wiewohl er mir an Kräften weit überlegen war, taumelte er doch, fiel zu Boden und zog mich im Fallen nach; aber zum Glück stürzte ich auf ihn hinauf und benützte diesen Vortheil, um mich an diesem Wichte für die erlittene Unbill vollkommen zu rächen.

Dieser ganze Auftritt ging in ein paar Sekunden vorüber. Kaum war der Gefängnißwärter zu Boden gefallen, so drängte sich rings um uns her eine dichte Schaar Gefangener. Doch mein Triumph währte nicht lange. Der Gefängnißwärter, der nur augenblicklich verwirrt worden, faßte sich bald wieder, wußte seinen Vortheil wahrzunehmen, packte mich jetzt mit seinem nervigen Arm an der Gurgel und wollte mich ohne Weiteres erdrosseln.

Die anwesenden Gefangenen wagten, wie sich wohl denken läßt, nicht, zwischen dem Schließer und mir in's Mittel zu treten; bereits ging

---

*) Auch Veyrier entging später wie durch ein Wunder dem Revolutionssturm und verlebte noch viele glückliche Jahre.

mir der Athem aus, als auf einmal eine laute Stimme zu meinen Ohren drang.

„Wer untersteht sich, die Ruhe der Gefangenen von Vendémiaire zu stören?“ rief diese mächtige Stimme. In demselben Augenblicke fühlte ich mich durch eine gewaltige Kraft aufgehoben und so stand ich wieder auf meinen Füßen. „Dank,“ sprach ich, „Dank dem, der mir aufgeholfen hat; ohne seine Dazwischenkunft wäre ich erdrosselt.“

Anselm: „Wie? . . Du bist's? . . Du . . mein Freund? . . Ich bin außer mir vor Freuden.“

Ich (eben so aufgeregt, wie Anselm): „Und Du Anselm hier? . .“

Anselm (mitleidsvoll): „O Gott, wie hast Du Dich verändert, mein armer Freund!“

Ich: „Kein Wunder! Seitdem ich aus der Abtei weggekommen, war ich immer krank im Spital. Wäre meine Schwäche nicht noch so groß, glaubst Du, ich hätte mich vom Gefängnißwärter so mißhandeln lassen?“

Anselm: „Nun ja, Du machst mich eben aufmerksam. Die Freude über Dein Wiedersehen ließ mich ganz vergessen, daß diesem Tölpe, Leduc eine Züchtigung gebührt. Warte nur ein wenig; das soll aul der Stelle geschehen, ich komme bald wieder.“

Anselm wollte gar nicht auf mich hören, sondern setzte dem Gefängnißwärter, der sich eben entfernte, nach, faßte ihn mitten um den Leib, hob ihn mehrere Fuß in die Höhe und sprach:

„Leduc, wenn Du mir nicht bei Robespierre — denn ich weiß, daß Du aus Schmeichelei diesen Eid nicht zu brechen wagst —, wenn Du mir nicht bei Robespierre schwörst, Dich an meinem Freunde nicht zu rächen, und wenn Du ihm nicht sogleich die gebührende Abbitte leistest, so schwöre ich Dir, daß ich Dich auf der Stelle an die Mauer werfe und Dir den Kopf zerschmettere. Nun sprich!“

Leduc (mit halb erstickter Stimme): „Du drückst mir die Lenden ein; wir wollen sehen, mache nicht solche Späße.“

Anselm: „Mit solchen Tröpfen, wie Du bist, mache ich nicht Spaß.“ Er hielt den Schließer hoch in der Luft, schüttelte ihn und sprach weiter: „Nun, willst Du schwören, oder soll ich Dich an die Mauer hinwerfen?“

Leduc (murmelnd): „Ich schwöre bei Robespierre, mich weder an Dir, noch an deinem Freund zu rächen.“

Anselm (seinem Versprechen gemäß den Schließer langsam auf den Boden stellend): „Du bist eben so feig, als pfiffig; Du darfst Dir Glück wünschen, daß Du Dich schnell zum Besseren entschieden.“

Jetzt reichte mir Anselm den Arm und sagte: „Da wir jetzt mit diesem

Narren fertig sind, so wollen wir für Dich, lieber Freund, ein Zimmer suchen."

„Aber, Anselm," entgegnete ich, „bedenkst Du nicht, daß Du durch die Demüthigung dieses Gefängnißwärters eine große Unklugheit begangen hast?"

„Lieber Freund," erwiederte er, „ich glaube nicht mehr an Unklugheiten. Ich habe gesehen, wie viele brave, arglose, ruhige Leute, die nur ihren Geschäften nachgegangen und sich gar nicht in die Politik gemischt, ihren Kopf auf das Schaffot tragen mußten, so daß ich zu glauben versucht bin, die Guillotine verschlinge noch eher die Lämmer, als die Wölfe."

Hierauf eröffnete mir Anselm, daß der Gefangene, dem ich seiner Zeit bei meinem Auswandern aus dem Gefängniß der Abtei mein Geld anvertraut, es ihm getreulich zugestellt habe.

Eine Stunde später kam der Schließer Leduc und fragte mich, ob ich Nichts bedürfe, und da ich ihm dreißig Livres bezahlte, erhielt ich noch vor Beginn der Nacht ein Bett und ein Paar Strümpfe.

Die ganze Zeit brachte ich mit Anselm zu; wir hatten uns so Vieles zu erzählen, so Vieles zu fragen, daß mir der Tag mit Blitzesschnelle vorüberging.

Anselm: „Weißt Du noch, mein lieber Freund, als wir, den Tornister auf dem Rücken, mitsammen marschirten, wie Du darauf und daran warst, aus mir einen Republikaner zu machen? Denn ich muß gestehen, daß ich lieber die Ansichten meiner Freunde, wenn sie nur brav sind, mir aneigne, als mir die Mühe nehme, selbst nachzudenken und mir selbst meine Ueberzeugung zu bilden . . . Aber jetzt würde ich nicht mehr Republikaner, wenn ich Dir damit auch das Leben retten könnte. Es beschäftigt mich jetzt nur noch ein Gedanke, der mir schon früher von Zeit zu Zeit vorschwebte, — nämlich mich an die edlen Männer anzuschließen, welche in der Vendée den Kampf bestehen, um den Tod unseres guten armen Königs Ludwig XVI. zu rächen."

Ich (ihn lebhaft unterbrechend): „Schweig doch, Unglücklicher; spricht man von solchen Dingen in Gegenwart so vieler Zeugen? Es sind ja Gefangene da, die Dir mit Aufmerksamkeit aufzuhorchen scheinen."

Anselm: „Was kümmert es mich, daß man aufhorcht? Meinst Du, ich scheue mich, meine Ansichten offen auszusprechen? Nicht im Mindesten."

Ich: „Willst Du durchaus auf's Schaffot steigen?"

Anselm: „Ich? . . . Um es Dir offen herauszusagen, es ist mir dies beinahe gleichgiltig. Wenn Du wüßtest, lieber Freund, was für eine Kost wir da erhalten! Man bekommt fast nichts zu essen; wie soll ich noch am Leben hangen?"

Ich: „Deine Rede ist nicht vernünftig. Im Augenblick, da wir uns durch eine gütige Leitung der Vorsehung wiederfinden, solltest Du Dein Leben höher schätzen."

Anselm: „Du hast Recht, lieber Freund. Wenn ich nur daran denke, so fühle ich, daß es mich äußerst schmerzen würde, Dich wieder zu verlassen. Aber Du weißt ja, daß ich immer zuerst rede und dann erst denke, und so kommt es, daß ich zuweilen Ungereimtes spreche. Uebrigens sei nur ohne Sorgen, meine Unbesonnenheit ist nicht so groß, wie Du Dir vorstellst; seit einiger Zeit ist Robespierre zur Einsicht gekommen, daß es gegen sein persönliches Interesse sei, die Köpfe in den Tag hinein abzumähen, nur um sie abzumähen; und er hat etwas mehr Ordnung und Plan in seine Mördereien gebracht. Bis jetzt gehörten die meisten Opfer, die auf dem Schaffot fielen, dem gemeinen Volke an, es waren Handwerksleute; gegenwärtig macht man sich mehr mit dem Adel zu schaffen, dem man, wie Robespierre meint, bis dahin zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wenigstens drei Viertheile der Gefangenen, die sich gegenwärtig im Lazarushause befinden, sind Priester, Adelige und ehemalige Offiziere. Komm, reiche mir Deinen Arm, wir wollen die Runde machen, ich will Dir einige meiner Gefangenschaftsgefährten zeigen und mit Namen nennen.

„Sieh dort, dies ist Hr. d'Upon, gewesener Feldmarschall, dies ist Hr. Coussin Laberay, dieser Greis ist der Marquis v. Montalembert, Hauptmann im ehemaligen Regiment des Königs; hier siehst Du Crequy de Montmorency, Hrn. Maldagne, gewesenen Pfarrer des Louvre; dieser schöne Jüngling von siebzehn Jahren, der mir zulächelt, ist der Sohn des Vicomte de Mallé. Ich kann Dir sagen, wir befinden uns wahrlich in sehr guter Gesellschaft. Wäre die Kost auch nur einigermaßen erträglich, so würde man St. Lazarus nur ungern verlassen."

„Aber diesen Mann da, der allein spaziert, kennst Du den auch?" fragte ich Anselm, mit dem Kopfe auf einen Mann deutend, der ein fades Aussehen und einen furchtsamen Gang hatte, und etwa zehn Schritt von uns entfernt war.

Anselm: „Wen meinst Du? Etwa den jungen Mann dort, der schon Brillen trägt, obschon er noch jung ist?"

Ich: „Ja, diesen. Ist er auch ein ehemaliger Adeliger?"

Anselm (die Stirne runzelnd): „Nein, das ist ein Italiäner, Namens Manini. Aber warum ist Dir dieser Gefangene besonders aufgefallen?"

Ich: „Ich kann es wirklich selbst nicht sagen; aber es will mir scheinen, es liege im Ausdruck seines Gesichtes etwas Gemeines und

Niederträchtiges, das sogleich die Aufmerksamkeit auf sich zieht und mit Mißtrauen erfüllt. Diesen Menschen möchte ich nie zu meinem Vertrauten haben."

Anselm: „Da hast Du Recht. Lieber Freund, ich erkenne da sogleich wieder deinen erprobten Scharfblick. Ich kann nicht begreifen, wie Du diesen Schalk mitten aus allen herausgefunden. Wenn ich einen Menschen ansehe, so richten sich meine Blicke zuerst auf seine Arme und Beine; ich frage mich nur, ob er einen tüchtigen Faustschlag versetzen könne und ob er stark sei, hingegen sein Gesicht zu erforschen, um zu sehen, was er im Herzen hat, das lasse ich mir nicht einfallen. Künftig will ich aber die Gesichter besser studiren."

Ich: „Aber Du antwortest mir nicht auf meine Frage?"

Anselm (seinen Mund an mein Ohr haltend): „Soll ich deine Frage beantworten, so müssen wir leiser reden, denn dieser Manini ist ein — Spion. Ich habe ihm dieser Tage schon einmal zu verstehen gegeben, daß ich ihm vielleicht noch den Hals umdrehen werde. Er fürchtet mich wie das Feuer und flieht mich wie die Pest. Findest Du nicht, es sei klug von mir, daß ich ihm einen solchen Schrecken vor meiner Person eingeflößt habe?"

Ich: „Das kann nur dazu führen, daß er Dich eher anklagt, um sich schneller Deiner zu entledigen."

Anselm (so leise, daß ich ihn kaum verstand, obschon er mir den Mund fest an das Ohr hielt): „Indessen habe ich doch das gewonnen, daß er mir nicht nachschleicht und mich mit seinem Auflauern verschont; wenn er mich aber gehen läßt, so kann ich auch ungehindert an meinem Entweichungsvorhaben arbeiten, das ich Dir später mittheilen werde."

Seit meiner Verhaftung war mir nie der Gedanke zum Entweichen aufgestiegen. Was mir Anselm jetzt anvertraute, eröffnete mir einen neuen Gesichtskreis und machte auf mich einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Ich kannte meinen Gefährten als einen entschiedenen und kaltblütigen Mann, der es mit Allem zu bestimmt nahm, als daß er sich von leeren Hoffnungen täuschen ließ; hatte er wenig Phantasie, so besaß er dafür um so mehr gesunden Menschenverstand. Uebrigens fehlte es Anselm für abenteuerliche Unternehmungen weder an List und Feinheit, noch an Geschicklichkeit; dabei war ihm, wie der Leser schon weiß, eine auffallende Festigkeit des Charakters, ich möchte fast sagen Hartnäckigkeit eigen. Stieß er auf Hindernisse, so ließ er sich dadurch eher anreizen, als entmuthigen. Zur Ausführung seines Entweichungsvorhabens mußte ihm ein Gehülfe wichtig sein. Als ich mich von dem Staunen, das seine vertrauliche Eröffnung im ersten Augenblick in mir hervorgerufen, wieder gefaßt, neigte ich mich an sein Ohr und sagte ganz leise, fast nur mur-

melnd: „Anselm, hast Du Hoffnung, dein Vorhaben bald auszuführen? Hast du schon Einleitungen und Vorbereitungen getroffen? Kann ich Dir helfen?“

Anselm (in demselben Tone): „Jedenfalls kannst Du mir helfen.“

Ich: „So rede, ich bin dazu bereit, was soll ich thun?“

Anselm: „Vergessen, was ich Dir jetzt gesagt habe, und mich kein Wort mehr darüber befragen. Weißt Du nicht, daß die Mauern des Hauses Lazarus Ohren haben, wie die Wege des Tyrannen Dionysius?“

Ich: „Dann hättest Du selbst nicht so reden sollen, wie Du vor einem Augenblick gesprochen.“

Anselm: „O, so lange es sich nur darum handelt, seine Ansichten auszusprechen, ist keine Gefahr. Von den achthundert Gefangenen, die in unserem Hause eingesperrt, sind auch nicht weniger als achthundert, welche ihren Henkern fluchen; und zudem sind unsere Verwünschungen selbst den Gefängnißwärtern nicht so unangenehm, wie Du etwa glauben möchtest; denn sie sehen darin einen Beweis, daß ihre Aufgabe erfüllt, das heißt, daß unser Loos entsetzlich unglücklich ist. Nun wollen wir aber unser Gespräch wieder laut fortführen; denn ein solches Zusammenflüstern könnte bemerkt werden.“

Obschon meine Wißbegierde in hohem Grade aufgeregt war, so stellte ich doch keine Frage mehr an Anselm über seinen Entweichungsplan. Ich fand seine Zurückhaltung klug; statt ihm über sein Schweigen zu grollen, sah ich in demselben die beste Bürgschaft für einen guten Erfolg.

Anselm (nach eine Pause): „Willst Du auf mein Zimmer kommen und mir das Mittagessen bereiten helfen? Ich habe mich heute etwas verspätet.“

Ich: „Wie, ich Dir helfen, das Mittagessen zuzubereiten? Kochen denn die Gefangenen hier selbst?“

Anselm: „Ja wohl; die Republik gibt uns für jeden Tag fünfzig Sous auf jede Person und wir können dann dieses Geld verwenden, wie wir wollen.“

Ich: „Wahrlich, eine so menschenfreundliche Maßregel hätte ich in dieser Zeit nicht erwartet.“

Anselm: „Laß Dich nicht so schnell für diese Maßregel begeistern. Wir verwenden freilich diese fünfzig Sous nach unserem Belieben, aber weil wir unsere Einkäufe durch die Gefängnißwärter machen müssen, so werden wir um neun Zehntheile bestohlen, so daß es für uns ganz auf dasselbe hinauskömmt, als wenn man uns täglich nur fünf Sous geben würde.“

Ich: „Dann muß ich Dich freilich bedauern, Anselm, weil ich weiß, wie gut Du bei Appetit bist.“

Anselm: „Darum magere ich auch so auffallend ab. Was mich noch am Leben erhält, ist der Umstand, daß die Gefangenen — nach dem Grundsatze der Gleichheit — alle ohne Unterschied die fünfzig Sous des Tags annehmen müssen, mögen auch ihre Vermögensverhältnisse und ihre Existenzmittel sein, wie sie wollen; zwei von diesen Herren aber wissen mit dieser Zulage Nichts anzufangen und haben sie mir abgetreten, so daß ich mich also jeden Morgen im Besitz von sieben Livres und zehn Sous befinde."

Ich: „Sieben Livres und zehn Sous ist denn doch etwas Ordentliches."

Anselm: „Ja, wenn man mir, wie gesagt, nicht neun Zehntel davon stehlen würde. Mit diesen sieben Livres und zehn Sous kann ich mir nicht mehr kaufen, als zwölf Loth Fleisch, ein halb Pfund Brod und ein Glas Wein, also nicht mehr, als ein Kind in der Wiege zu seiner Lebensfristung bedarf. Fouquier-Tinville stellt die Gefängnißaufseher und Verwalter und man behauptet, daß die Summe, welche diese Schelme allein schon in dem Gefängnißhaus Lazarus ihm abtreten müssen, sich in jeder Dekade auf zwölftausend Livres beläuft."

Anselm, der sich auf die kleinen Einrichtungen des materiellen Lebens vortrefflich verstand, hatte in seinem Zimmer einen Ofen aufgerichtet, der ein wahres Meisterwerk war. Als ich in das Zimmer trat, stieg mir ein scharfer Kochgeruch vom Feuertopf in die Nase und wirkte sehr wohlthätig auf mich; hatten doch meine Lippen schon so lange nicht einmal mehr ein genießbares Getränk verkostet.

Als wir eine Stunde später auf Fußschemeln einander gegenüber an unserm Mittagessen saßen, sagte ich zu meinem alten Waffengefährten: „Lieber Freund, wenn doch Dein Appetit so stark ist, warum hast Du denn das Geld, das ich Dir bei meinem Wegziehen aus der Abtei zu stellen ließ, nicht für Deine Bedürfnisse verwendet?"

Anselm (mit großen Augen mich ansehend): „Dieses Geld verwendete ich nicht für mich, aus dem einzigen guten Grunde, weil es nicht mir gehörte."

Ich: „Wenn ich guillotinirt worden wäre, was hättest Du damit gemacht?"

Anselm: „Ich hätte mich erkundigt, ob Du zu meinen Gunsten ein Testament aufgesetzt. Hätte sich keines vorgefunden, so hätte ich für die Ruhe Deiner Seele Messen lesen lassen."

Diese Antwort, von Anselm im Tone hohen Ernstes und wahrer Ueberzeugung ausgesprochen, machte mir, ich darf es nicht verschweigen, große Freude, denn ich erkannte daraus, daß er immer noch sich gleich geblieben und sich sein Herz nicht geändert hatte.

Nachdem Anselm und ich gegessen, reinigten wir das wenige Küchengeschirr und stellten es wieder an seinen Platz. Da wurden wir plötzlich durch ein mörderisches Geschrei aufgeschreckt, das von außen hereindrang, im Gefängniß aber fast gleichzeitig ebenfalls erscholl, weshalb wir in aller Eile aus unserm Zimmer hinausstürzten und an die vergitterten Fenster, die auf die Straße führten, eilten. Welch schreckliches Schauspiel sahen wir da!

Leute, die allem Anschein nach zu den Revolutionstruppen gehörten, schlugen arme Frauenspersonen, die in der Paradiesgasse standen, im eigentlichsten Sinne des Wortes mit Keulenschlägen todt. Welches Schmerz- und Angstgeschrei diese unglücklichen Opfer ausstießen, welche Brutalitäten und Gemeinheiten die Henker verübten, bin ich nicht im Stande zu schildern. Jetzt noch schwebt mir das Bild eines armen jungen Mädchens vor Augen, über dessen reizendes Gesicht das Blut herunterrann, und die von einem dieser Ungeheuer an den Füßen geschleift wurde, während ein anderer ihr mit der Keule unbarmherzig auf die Brust schlug.

„O ihr Elenden," rief Anselm, indem er an den Gitterstangen des Fensters mit solcher Kraft rüttelte, daß eine derselben sich umbog, „o ihr Elenden, wenn ich doch zu euch hinabsteigen könnte, Keiner von euch würde der wohlverdienten Strafe entkommen. Gehen wir hinweg, lieber Freund," sagte Anselm zu mir, „ich kann diesen Anblick nicht länger ertragen; man könnte bei solchen Erscheinungen von Sinnen kommen."

Anselm drängte sich mit diesen Worten durch den Haufen der Gefangenen, die sich hinter uns aufgestellt, um über unsere Köpfe hinweg auf die Straße zu sehen. Ein Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen schönes Aeußere seinen Adel sogleich erkennen ließ, benützte die Entfernung meines Freundes, um sich an seinen Platz zu stellen. Aber kaum hatte er das Gesicht an die Fensterstangen gehalten, so stieß er ein furchtbares Geschrei aus, ein Geschrei, das nicht mehr einer menschlichen Stimme, sondern dem Heulen wilder Thiere glich.

„Was haben Sie, Herr Graf?" sagte Anselm, ihn mit seinen Armen haltend.

Der Graf: „Meine Familie, sie morden meine Familie!"

Kaum hatte er das gesagt, so verlor er die Besinnung; eine Stunde später litt der Unglückliche schon an einem heftigen Anfall von Gehirnfieber und mußte festgebunden werden, damit er sich nicht den Kopf an den Mauern zerschlug; am Tage darauf starb er.

Die unglücklichen Opfer aber, welche wir hatten tödten sehen, waren Frauen und Töchter von Gefangenen, die in der Hoffnung, einen Augen-

blick verstohlener Weise ihre Geliebten zu sehen, in der Paradiesgasse hin und her gingen: die Unmenschen aber, welche über sie hergefallen, gehörten dem Polizeipersonale an; sie hatten sich an den Zugängen des Hauses Lazarus aufgestellt und den Frauen aufgelauert. Die von diesen unglücklichen Personen nicht todt auf dem Platze geblieben waren, wurden vor das Revolutionscomité der Fischhändlersection gestellt und von da in's Gefängniß abgeführt.

Nach dieser grausamen Scene, die ich möglichst kurz mitgetheilt, weil mir bei deren bloßer Erinnerung jedesmal das Blut heiß wird, durften meine Leidensgefährten ihre innigst Geliebten auch nicht einmal mehr verstohlenerweise sehen, weßhalb die Traurigkeit, die in unserm düstern Aufenthaltsorte schon herrschte, in völlige Trostlosigkeit überging; überall hörte man Nichts als Schluchzen und sah Nichts als Thränen.

Ich wohnte bereits acht Tage in St. Lazarus, und Anselm hatte mit einer Charakterfestigkeit, deren ich ihn mir gegenüber nicht fähig gehalten, mir von seinem Entweichungsplan noch gar Nichts anvertraut; auf alle meine Fragen hatte er nur die Antwort: „Lieber Freund, wenn der Augenblick zum Handeln da ist, — und er kann nicht mehr fern sein, — dann werde ich Dir sagen: Komm mit mir, wir wollen gehen; Du kömmst dann mit mir, wir gehen fort und in einer Viertelstunde sind wir entweder frei oder erschossen!"

Inzwischen wurden, um uns Gefangene bei den Volksmassen in Mißkredit zu bringen, zweihundert Galeerensträflinge aus der Strafanstalt Bicêtre in das Haus Lazarus gebracht. Wie unangenehm uns die Ankunft dieser neuen Gäste fiel, läßt sich leicht denken.

Gottes Gnade und Anselm's Energie hatten wir es zu verdanken, daß keiner dieser Neuangekommenen in unser Zimmer aufgenommen wurde. Mein Freund hatte erklärt, der Erste, welcher über die Schwelle trete, müsse sich zuerst mit ihm messen. Drei Sträflinge sahen diese Erklärung nur als Großsprecherei an und ließen es sich beigehen, mit Anselm sich zu messen, aber sie waren nicht glücklich; dem Ersten wurde der Kopf verletzt, dem Zweiten der Kinnbacken ausgerenkt, und dem Dritten der Arm gebrochen. Von da an war Anselm der Abgott dieser Banditen, die nur für physische Kraft Gefühl haben. Keiner begegnete ihm je, ohne ihn freundlich zu grüßen.

Eines Morgens brachte man uns eine Neuigkeit, die uns allen sichtbar Freude verursachte; es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß durch einen Conventsbeschluß alle Gefangenen in Freiheit gesetzt werden sollten. Der Convent hatte auch wirklich schon vor einiger Zeit ein Dekret erlassen, welches einer besondern Volkskommission das Urtheil über alle Gefangenen übertrug. Diese Commission sollte nun sofort,

wie man sagte, ihre Arbeiten beginnen. Wir fühlten uns in solchem Grade unglücklich, daß wir auf dieses Gerücht alles Vertrauen setzten, ohne zu bedenken, wie einfältig es sei, vom Revolutionsconvent einen Akt der Gerechtigkeit zu erwarten. Jeder setzte sein Gedächtniß in Bereitschaft, erforschte sein Gewissen und fast Alle machten sich im Vertrauen auf die Reinheit ihrer Gesinnung, auf die Unschuld ihres Betragens die schönsten Hoffnungen. Endlich wurde uns wenige Tage später angekündigt, die neue Volkscommission sei in den Gefängnißhäusern Luxembourg und Bourbon in voller Thätigkeit und werde in kürzester Zeit auch nach St. Lazarus kommen.

„Ich habe kein Vertrauen auf alle diese Affenkomödien", sagte Anselm zu mir; „hätte ich meine Vorbereitungen schon alle getroffen, so würde ich Dir unbedenklich den Antrag machen, unsere Freiheit in der Flucht zu suchen."

Schon am Tage darauf, als mir Anselm durch diese Bemerkung bewiesen, daß er seinem Entweichungsvorhaben noch nicht entsagt, wurden die Wachen verdoppelt und zahlreiche Patrouillen zu Fuß und zu Pferd streiften um das Gefängniß herum.

Bald darauf sahen wir mehrere uns unbekannte Privatpersonen, von dem Verwalter Bergot begleitet, in die Schreibstube eintreten, und wir konnten nicht zweifeln, daß dies die gepriesenen Volkskommissäre seien. Wir stritten uns ohne Ende, wie viel oder wie wenig von dieser Abordnung zu erwarten sei, als man uns verdeutete, ein Jeder habe sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Während der Vollziehung dieses Befehls besetzte eine bedeutende Militärmacht den Gang Vendémiaire.

Diese Maßregel mußte uns auffallend vorkommen; Jeder erklärte sie sich nach seiner Weise, Alle aber brachten sie mit der Volkskommission in Verbindung. Wir befanden uns alle ohne Ausnahme im Irrthum. Die Neuangekommenen waren sämmtlich Polizeibeamte; der junge Schließer Leduc, mit dem ich bei meinem Eintritt in's Haus Lazarus handgemein geworden, ging ihnen voran und Bergot begleitete sie. Sie theilten sich in zwei Reihen, die Einen nahmen die rechte, die Anderen die linke Seite des Ganges ein, und sofort begannen sie alle Zimmer auf das Genaueste zu untersuchen. Ohne Rücksicht und ohne Schonung warfen sie alle unsere Habseligkeiten durcheinander, durchstöberten Alles, bis auf die Strohsäcke, und nahmen uns alle Messer, wie Rasirmesser und Federmesser, Scheeren, mit einem Wort, alle schneidenden Instrumente, weg. Aber sie begnügten sich nicht mit dieser Wegnahme, die sich als Maßregel allgemeiner Sicherheit einigermaßen rechtfertigen ließ, sondern sie nahmen uns auch noch unser Geld, unsere Uhren und unsere Kostbarkeiten.

Dieses Durchsuchen und Durchstöbern dauerte nicht weniger als drei

Tage. Die in's Gefängnißhaus eingeführte Wache zeigte sich endlich jedoch weniger mißtrauisch gegen uns; sie sah, daß diese Leute, die man ihr als tollhäuslerische Verschworene und unbezähmbare Naturen dargestellt, die ruhigsten und arglosesten Menschen von der Welt waren; sie wurde sanfter, und als sie uns verließ, sprach sie sogar ihr Mitleiden über unsere unglückliche Lage aus.

Die schändliche Beraubung, die wir erlitten, legte uns bedeutende Beschränkungen auf. Die zwei edlen Gefangenen, welche bisher die von der Regierung zu ihrem Unterhalt angewiesenen fünfzig Sous an Anselm abgetreten, hatten Alles bis auf hundert Livres verloren, und mußten jetzt, wie begreiflich, dieses Geld für sich selbst in Anspruch nehmen. Für unsere fünf Livres bekamen ich und Anselm kaum so viel zu essen, als uns unumgänglich nöthig war. Mein Freund bewies unter diesen Umständen ein seltenes Zartgefühl. Weil er wußte, daß Niemand besser, als mir, bekannt war, wie auffallenden Hunger er hatte, so stellte er sich, als fühle er sich unwohl, um den Theil, der mir gehörte, ungeschmälert mir überlassen zu können.

Am folgenden Tage trat der Italiäner Manini ganz unverhofft in unser Zimmer.

„Ah, bist's Du, Bürger?" sagte Anselm zu ihm, und warf ihm einen schiefen Blick zu. „Woher kommt uns wohl die Ehre, von Dir einen Besuch zu erhalten?"

Der Italiäner blickte scheu um sich, bevor er eine Antwort gab, und da er sah, daß Anselm und ich allein, sagte er: „Meine Freunde, Sie haben hier einen Mann vor sich, der im höchsten Grade entrüstet ist."

Anselm (in höhnischem Tone): „Wirklich? Und was ist der Grund deiner Entrüstung?"

Manini: „Kannst Du mich so Etwas fragen? Glaubst Du, es fließe mir kein Blut in den Adern und ich habe es gleichgültig ansehen können, auf welch' unwürdige Weise man gestern gegen uns verfahren?"

Anselm: „Also Du bist entrüstet, Manini?"

Manini: „Ja erbittert, ganz außer mir, und entschlossen, Alles zu wagen, um mich zu rächen."

Anselm: „So, Du willst Etwas wagen?"

Manini (leise): „Ja, und ich gestehe Dir, daß ich auf Dich zähle, Du werdest mich bei meinem Vorhaben unterstützen."

Anselm: „Je nachdem. Welches sind deine Pläne?"

Manini blickte, statt zu antworten, abwechselnd bald von mir auf Anselm, bald von Anselm auf mich.

Anselm: „Nun denn, rede!"

Manini: „Ich wollte gerne, aber ich habe nicht die Ehre, diesen Bürger persönlich zu kennen."

Anselm (lächelnd): „Wenn nur das der Grund deiner Verlegenheit und deiner Zurückhaltung ist, so mußt Du wohl kein Menschenkenner sein. Dieser Bürger ist mein vertrauter Freund, mein ehemaliger Waffengefährte, mein zweites Ich. Ich sage ihm Alles wieder, was man mir anvertraut; Du magst Dich demnach vor ihm ohne Furcht aussprechen."

Manini: „Da Du mir für diesen Bürger gutstehst, so will ich reden. Höre, Anselm, ich habe ein Vorhaben, das aber so riesenmäßig, als einfach ist. Vor Allem muß ich bemerken, daß ich vielfache Verbindungen nach Außen besitze, daß meine Freunde die meisten Wachen und Gefängnißwärter sondirt haben, und daß, wenn der Augenblick zum Handeln gekommen ist, uns Waffen zu Gebote stehen."

Anselm (den Italiäner unterbrechend): „Nun, es scheint sich um etwas Bedeutendes zu handeln. Wie ich sehe, hattest Du nicht Unrecht, von einem riesenmäßigen Vorhaben zu sprechen. Also wir werden uns bewaffnen? Da bin ich einverstanden. Wahrlich, das Wenige, was ich bis jetzt von deinen Absichten errathen kann, leuchtet mir gar wohl ein. Fahre fort, ich bin ganz Ohr."

Bei dieser unklugen Antwort Anselm's bückte ich mich, wie um Etwas aufzuheben, und versetzte meinem Freunde mit dem Ellbogen einen derben Stoß in die Seite, um ihn zu warnen, aber Anselm that, als verstehe er mich nicht.

Der Italiäner (mit Feuer): „Sind wir einmal bewaffnet, so ziehen wir durch die Straßen von Paris, unter dem Ruf: „„Nieder mit der Tyrannei! Es lebe der König!"" Wir sammeln um uns die gutgesinnten Männer, welche sich jetzt fürchten, weil sie keinen Stützpunkt haben, die aber, wenn sie einen Kern von entschlossenen Männern sehen, sich sogleich für uns erklären und sich uns anschließen; sodann bemächtigen wir uns des schändlichen Robespierre und erschießen ihn auf der Stelle."

Anselm: „Nun gut; wenn aber Robespierre todt ist und wir den Sieg in unserer Hand haben, was wollen wir dann thun?"

Manini: „Dann befreien wir die Unglücklichen, welche in Banden schmachten . . ."

Anselm: „Sehr gut. Sind die Gefangenen befreit, so haben wir, denke ich, das Recht, von der neuen Regierung, welche uns ihre Existenz zu verdanken hat, Gnaden und Begünstigungen jeder Art zu verlangen."

Manini: „Ohne Zweifel; das versteht sich von selbst."

Anselm: „Und glaubst Du, man werde sie uns nicht abschlagen?"

Manini: „Gewiß nicht."

Anselm: „Willst Du jetzt auch wissen, was ich meinerseits alsdann verlangen werde?"

Manini: „Die Generalsepauletten?"

Anselm: „Nein, sondern ich werde verlangen, man soll einen mir bekannten Hallunken von Spion, welcher Manini heißt, nach altem feierlichem Gebrauch hoch auf Montfaucon ohne Umstände an den Galgen aufknüpfen."

Bei diesen Worten, welche Anselm mit großer Kaltblütigkeit aussprach, wollte der Italiäner lachen; alsdann stellte er sich, als glaube er, man habe ihm im Gang gerufen, und wollte fortgehen, aber Anselm stellte sich mit einem Sprung zwischen Manini und die Thüre, und sprach im ruhigsten Tone: „Lieber und schätzenswerther Manini, Du mußt eine gar schlechte Meinung von meiner und meines Freundes Einsicht haben, daß Du uns solche Dinge ins Gesicht zu sagen wagst. Doch höre jetzt und unterbrich mich nicht, denn sonst würdest Du mich zu Handlungen reizen, die nicht gut ablaufen könnten. Was ich Dir zu sagen habe, ist kurz: Sollte es Dir je einfallen, Dich dafür, daß wir uns von Dir nicht zum Besten halten ließen, zu rächen und uns anzuklagen, so ist es unzweifelhaft, daß man meinen Freund und mich guillotiniren wird; aber laß Dir's nur gesagt sein, bevor ich den Wagen besteige, werde ich gewiß Mittel finden, Dir den Hals umzudrehen. Nun weißt Du Alles, jetzt will ich Dich nicht mehr aufhalten. Setze fürderhin keinen Fuß mehr in mein Zimmer und lebe wohl!"

Der Italiäner stammelte einige halb verständliche Worte und wollte betheuern, er sei nur das Opfer eines Irrthums; als er aber bemerkte, daß Anselm die Stirne faltete, schwieg er und machte sich unverzüglich davon.

Sobald wir wieder allein waren, sagte ich zu Anselm: „Lieber Freund, ich sollte Dich vielleicht wegen Deiner Unklugheit tadeln, aber ich habe nicht den Muth dazu. Du hast bei diesem Anlaß so richtig gesprochen und so viel Kaltblütigkeit gezeigt, daß meine Verwunderung jedes andere Gefühl überwiegt."

„Einige Klugheit wenigstens glaube ich bewiesen zu haben", entgegnete Anselm. „Ich weiß es nicht, aber ich muß es sehr bezweifeln, daß Manini sich noch unterstehen wird, einen unserer Gefangenschaftsgenossen zu kompromittiren, denn sein erster Versuch ist ihm übel gelungen."

O, wie sehr täuschte sich Anselm! Hätte er damals vorsehen können, welch furchtbare Katastrophe dieser schändliche Manini noch anstiften würde, ich bin überzeugt, er hätte ihn nicht lebendig aus unserem Zimmer hinausgelassen.

Seitdem wir auf die fünfzig Sous des Tags beschränkt waren, welche uns die Republik für unsere Ausgaben angewiesen, gingen diejenigen Gefangenen, welche gleich Anselm bei starkem Appetit waren, wie wandelnde Geister die Gänge auf und ab, und erbaten sich von den kranken Gefangenen die Rationen, welche diese nicht aufessen mochten; wir glichen den Bewohnern einer belagerten Festung, die man aushungern will.

Der Verwalter Bergot, immer darauf erpicht, uns zu verfolgen verbot uns eines Abends, Lichter zu haben, und unser Gefängnißaufseher der habsüchtige Trunkenbold Semé, ließ es sich sehr angelegen sein, diese Verordnung mit aller möglichen Strenge und Rücksichtslosigkeit zu voll ziehen.

Jeden Morgen dachten unsere Peiniger eine neue Neckerei aus, verfielen auf eine neue Grausamkeit; ihre Wuth schien so zu sagen von Stunde zu Stunde sich zu steigern.

Die oben erwähnte, so sehnsuchtsvoll erwartete Volkscommission constituirte sich endlich und begann ihre Functionen, aber das thörichte Vertrauen, welches wir auf sie gesetzt, wurde leider gar bald erschüttert: die Grobheit, womit sie die Gefangenen im Verhör befragte, die Ironie, von der diese Fragen begleitet waren, das Hohngelächter der Commissäre, welche sich gar Nichts daraus machten, Freude beim Anblick unserer Leiden zu äußern, alles dieses zeigte uns, daß die Commission, welche der Unschuld Schutz gewähren sollte, im Gegentheil uns nur neue Bedrängniß bringe und von unsern Verfolgern nur dazu erfunden sei, um uns zur Verzweiflung zu treiben.

Inzwischen (nämlich gegen die Mitte des Monats Messidor) vernahmen wir, daß der Administrator Bergot damit umgehe, einen gemeinschaftlichen Gefangentisch einzurichten. Wir stellten darüber Anfragen an ihn, er aber verweigerte jedwede Auskunft. Erst am 23. Messidor, als wir auf die Lebensmittel warteten, ließ uns Bergot sagen, diese Lebensmittel seien in Beschlag genommen und er begreife nicht, warum wir so eigensinnig fernerhin unsere Bedürfnisse von Außen her beziehen wollen, da er uns doch angezeigt habe, daß er einen Speisesaal eingerichtet.

Die Folge dieser geheuchelten Entrüstung war für uns die, daß wir vier und zwanzig Stunden gar Nichts zu essen bekamen. Anselm war vor Zorn ganz außer sich und ich hatte die größte Mühe, ihn in den Schranken der Klugheit zu halten. Er nahm mich bei Seite und sagte zu mir: „Man behauptet, der Hunger treibe die Wölfe aus den Wäldern heraus; ich glaube dies jetzt um so eher, als unser gar zu lange andauerndes Fasten auch mich ganz verändert und mich zur — Schwatzhaftigkeit nöthigt. Ich bin von der Versuchung, einen Gefängnißwärter

zu erdrosseln, dermaßen angefochten, daß ich das Bedürfniß fühle, von meinem Entweichungsplan zu sprechen, nur um jener Versuchung zu entgehen; willst Du mich anhören?"

Ich: „Du weißt, Anselm, daß mir Nichts erwünschter ist."

Anselm: „So reiche mir den Arm; wir stellen uns, als führen wir ein unbedeutendes Gespräch. Ich kann mich aber erst im untern Stockwerk erklären."

Ich: „Warum das, Anselm?"

Anselm: „Weil ein bloßer Blick, den Du auf die Stelle zu werfen hast, wo hinaus ich meine Entweichung auszuführen gedenke, mir die Mühe erspart, mich in endlose örtliche Beschreibungen einzulassen." Als wir nun zur betreffenden Stelle kamen, sagte er mir weiter: „Sieh, da ist ein Fenster; da hinaus hoffe ich wieder in die Welt zu kommen. Nimm ein gleichgültiges Aussehen an, vermeide einen besonders auffallenden Blick, wir wollen unbemerkt hingehen, und dabei den Anschein sorgfältig vermeiden, als hätten wir auch nur im mindesten etwas Wichtiges vor."

Ich that, wie Anselm es verlangte, und sah, daß das Fenster gegen einen Garten des Pachtgutes hinausging, aber etwa fünf und zwanzig Fuß hoch über der Erde stand. Unter dem Fenster hörte ich eine Wache hin und her gehen. Ich zog mich wieder zurück und sagte: „Nun hab' ich es gesehen, Du kannst Dich jetzt näher aussprechen; aber bekennen muß ich Dir, daß ich bis jetzt gar keine Einsicht in Deinen Plan habe."

Anselm: „Mein Plan ist sehr einfach; schon beinahe einen Monat lang bin ich damit beschäftigt, eine Eisenstange zu durchsägen, und ich bin beinahe fertig mit der Arbeit."

Ich: „Haben die Gefängnißwärter Nichts bemerkt?"

Anselm: „Es wäre wohl schwer, von unten herauf da oben, also in einer Höhe von beiläufig dreißig Fuß eine fast unwahrnehmbare Linie zu sehen, die ich mit meiner Säge durchschnitten habe."

Ich: „Aber wenn sie im Innern ihre Inspection vornehmen?"

Anselm: „Dann können sie die Linie um so weniger sehen, die nur außerhalb ist. Nun will ich mich weiter erklären, ich bitte Dich, unterbrich mich nicht. Da meine Arbeit nun so weit gediehen, so wage ich noch einen gewaltigen Stoß, und ich fühle wohl, daß der Gedanke, die Freiheit wieder zu gewinnen, mir die Kräfte ersetzen wird, welche ich durch den Mangel an Speisen verloren habe; ich wage also noch einen gewaltigen Stoß und die Eisenstange ist weggehoben."

Ich: „Und die Wache, welche unten hin und her geht, wird sie die Augen schließen, um Dich nicht zu sehen?"

Anselm: „Ich habe Dich ersucht, mich nicht zu unterbrechen. Ja,

in der That, diese Wache wird ihre Augen schließen, aber für immer schließen, und zwar aus dem triftigen Grunde, weil ich mich auf sie hinabstürze; wenn aber ein Mensch von solcher Corpulenz, wie ich bin, auf einen andern hinabstürzt und zwar aus einer Höhe von dreißig Fuß, so soll diese Erschütterung doch gewiß im Stande sein, den Getroffenen zum Mindesten verwirrt zu machen. Sinkt aber die Wache nicht auf der Stelle todt nieder, so erwürge ich sie und dann will ich an einem Tuch, das ich vorher an einer nicht durchsägten Eisenstange befestige, mich mit der Hand wieder hinaufschwingen und Dich abholen. Begreifst Du nun meinen Plan?"

Ich: „Bis jetzt sehe ich nur ungeheuere Schwierigkeiten, die der Ausführung deines Vorhabens im Wege stehen."

Anselm: „Du wirst begreifen, daß Leute, welche sich aus einem Gefängniß retten wollen, denen überlegen sein müssen, welche darin zurückbleiben und daß sie nichts schwierig finden dürfen, was Andern als unmöglich vorkömmt."

Ich: „Aber bedenke, Freund, daß wir auch noch über die Terrassenmauer steigen müssen; diese Mauer aber ist wohl dreißig Fuß hoch und bietet gar keine Stelle dar, an welcher man hinaufklimmen könnte."

Anselm: „Stehe ich einmal am Fuße dieser Mauer, so binde ich mehrere Leintücher an einander; in das erste Tuch packe ich alle eiserne Geräthe, die wir zum Kochen gebraucht, und werfe diesen Pack über die Mauer, so daß er auf der andern Seite hängt. Da Du nicht gar dick bist, wiegst Du jedenfalls nicht zweihundert Pfund und kannst somit ohne alle Gefahr dich an dem Tuch hinaufheben. Bist Du einmal oben, so bindest Du das Tuch oben an der Terrasse fest und ich klettere alsdann auch hinauf. Sind wir aber einmal auf der Terrasse, so können wir uns als gerettet betrachten. Das ist mein ganzer Plan. Was hältst Du davon?"

Ich: Wenn ein Anderer, als Du, Anselm, mir einen solchen Vorschlag machte, so würde ich mir nicht einmal die Mühe nehmen, darüber nachzudenken."

Anselm: „Da magst Du Recht haben, aber wenn der Vorschlag von mir kömmt . . .?"

Ich: „Da bin ich mit Leib und Seele dabei. Ueberhaupt will ich lieber eine Kugel durch den Kopf erhalten, als auf's Schaffot steigen."

Anselm: „So ist denn hiemit die Sache verabredet. Nach drei Tagen gehen wir an die Ausführung. Inzwischen reden wir kein Wort mehr davon."

Anselm war bei der Erklärung seines Planes so hitzig geworden, daß er ganz laut gesprochen; deswegen blickte er jetzt um sich, ob uns

Jemand zugehört. Wir waren aber ganz allein, und zufrieden sprach Anselm: „Ich hatte mehr Glück, als Verstand. Wir wollen jetzt von da weggehen."

Wir setzten unsern Gang fort, als mein Kamerad plötzlich still stand und die Ohren spitzte: „Es ist mir," murmelte er, „als habe ich die Thüre dieses Nebenzimmers knarren hören. Könnte uns Jemand belauscht haben?"

Anselm, gewohnt, zu thun, was er dachte, ging sogleich in dieses Zimmer; ich folgte ihm. Wir fanden da einen Gefangenen Namens Coquery, einen Schlossergesellen, der erst seit Kurzem in St. Lazarus festsaß. Coquery war ganz blaß, und obschon er uns mit gleichgültiger Miene anzusehen suchte, so konnte er dennoch eine große Aufregung nicht bergen. Er wich unserer Anwesenheit aus und entfernte sich aus dem Zimmer.

„Lieber Freund," sagte ich zu Anselm, nachdem Coquery weggegangen, „ich weiß nicht ob ich mich täusche, aber zwei Dinge sind mir gewiß: erstens, daß diesem Menschen kein Wort von unserem Gespräch entgangen, zweitens, daß er fähig ist, Mißbrauch davon zu machen. Was meinst Du?"

„Wenn man nüchtern ist," sagte Anselm, „macht man nur Dummheiten. Hätte ich diesen Morgen zwei oder drei Bouteillen guten Burgunder zu meinem Frühstück bekommen, so hätte ich eine solche Unklugheit nie begangen, das weiß ich."

Als wir in den Corridor von Vendémaire hinaufkamen, fanden wir Coquery schon in lebhaftem Gespräch mit einem andern Gefangenen, Namens Jobert, und wir fingen an, ihnen in einiger Entfernung nachzugehen. Bald darauf sahen wir, daß sich auch der Italiäner Manini zu ihnen gesellte.

„Komm," sagte Anselm zu mir, „wir wollen mit diesen drolligen Menschen ein Gespräch anknüpfen; es ist mir nicht unrecht, zu vernehmen, was sie mit einander geplaudert."

„Sie werden nicht so einfältig sein, Dir dieses mitzutheilen," sagte ich zu Anselm, ging ihm aber dennoch nach.

„He, ihr da," rief Anselm aus und klopfte freundlich Jobert auf die Schulter, welcher auf seinen Beinen wankte und nahezu umfiel, „he, ihr da, ihr seid rechte Egoisten. Muß man so allein reden, wenn man etwas Interessantes zu besprechen weiß und wenn man so viele brave Leute um sich hat, welche die Langeweile plagt? Laßt hören, ich will auch dabei sein bei dieser Conversation. Wovon sprechet ihr?"

Bei dieser halb freundlichen, halb drohenden Anrede wurde der Italiäner Manini recht auffallend verlegen und Coquery sah man es an,

daß er in Unruhe war; Jobert aber sah uns frech an und sagte zu Anselm: „Diese Art, die Leute anzureden, will mir gar nicht gefallen; sei ein ander Mal etwas höflicher, oder Du darfst eine Lection gewärtigen.“

Da ich den Charakter meines Freundes kannte, wollte ich ihn zurückhalten, aber es bedurfte solcher Bemühung gar nicht, denn Anselm ließ sich nicht reizen, sondern rieb sich fröhlich die Hände und raunte mir in's Ohr: „Laß mich machen, ich bin fröhlicher Laune, denn dieser Mensch, der mir von Herzen zuwider, hat mich so eben berechtigt, ihn gründlich durchzuprügeln. Du wirst sehen . . .“

Jobert ließ es sich bei dem ruhigen und sanften Aussehen Anselm's nicht im Entferntesten einfallen, mit welch einem fürchterlichen Gegner er zu thun habe, sondern glaubte im Gegentheil bald mit ihm fertig zu werden und trieb seine Anmaßung noch weiter; darauf bemerkte ihm aber Manini ernstlich: „Nimm Dich wohl in Acht, Jobert, das ist Anselm.“

Der Name meines Waffengefährten mußte wohl eine bedeutende Berühmtheit haben, denn sobald Jobert diesen Namen aussprechen hörte, trat er zurück und ließ sich wohl anmerken, daß er nicht wenig erschrocken sei.

Anselm fragte ihn, immer mit derselben Kaltblütigkeit: „Willst Du Dich bei mir entschuldigen?“

Jobert (mit einem erzwungenen Lächeln): „Gar gern, Bürger. Was aber den Gegenstand des Gespräches betrifft, das Manini, Coquery und ich mit einander geführt, so betraf er ein Familiengeheimniß. Wenn Du aber willst . . .“

Anselm: „Ich verlange nichts Anderes, als daß Du und Deine Gesellschafter sich nie mit meinem Freund und mit mir Etwas zu schaffen machen.“

Auf diese Antwort entfernte sich Anselm und zog mich mit sich fort.

„Jetzt weiß ich, was ich wissen wollte“, sagte mir Anselm nach einigen Augenblicken. „Die Schufte redeten wirklich von uns, und es wäre mir nicht auffallend, wenn sie unseren Entweichungsplan gewittert. Aber was machen? Geschehen ist geschehen. Wir wollen sehen, was kommen wird.“

Am andern Tage, nachdem wir bereits seit mehr als fünfzig Stunden gar Nichts mehr genossen, wurde in den Gängen mit einer Schelle das Zeichen gegeben, daß die Essenszeit gekommen sei. Jeder ging langsam hinab und trug sein Besteck mit sich. Alle setzten sich an Tischen nieder, deren jeder für fünfzehn bis dreißig Personen Raum bot.

Die Zurüstungen dauerten lange; mehr als eine Stunde mußten wir auf die Nahrung warten. Endlich wurde aufgetragen, aber was!

Anselm und ich saßen an einem Tisch von dreißig Gedecken. Auf diesen Tisch wurden zwei kleine Schüsseln Suppe gestellt, und welche Suppe! Ferner zwei Pfund Fleisch, und welches Fleisch! Endlich dreißig Eier, die alle ganz faul waren. Der Wein war ein schmutziges Getränk von stinkendem Geruch, so daß Niemand, nicht einmal Anselm, sich überwinden konnte, einen Schluck zu trinken.

Die Gefängnißwärter scheuten sich nicht im Mindesten, sich über uns lustig zu machen. „Nun denn, ihr Bürger-Aristokraten," riefen sie uns zu, „es ist nicht übel, daß ihr einmal die Nahrung des armen Volkes verkostet, das ihr so lange ausgesogen habt."

„Ich möchte wissen," sprach Anselm, die Achseln zuckend, zu mir, „wie wir das Volk ausgesogen haben? Diese Leute führen in der That eine lächerliche Sprache."

Als das Essen bald zu Ende war, kam der Administrator Bergot, um sich an unserem Elend zu weiden. Mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen ging er an alle Tische und fragte, wie wir uns befänden? Alle Gefangenen antworteten ihm mit einer Mäßigung im Ausdruck, die ihn mißvergnügt machte. Als er sich wieder entfernte, wendete er sich in mürrischem Tone an den Aufseher Périmal und sprach zu ihm mit lauter Stimme: „Bürger Périmal, es ist unbestreitbar, daß Du die Gefangenen sehr gewissenhaft vergiftest; Du hast Recht und ich billige es; diese Leute muß man revolutionsmäßig behandeln."

Als Bergot diese grausamen Worte gesprochen, wendete er sich gegen uns, sah uns höhnisch an und erwartete ohne Zweifel, daß wir den Handschuh aufnehmen würden; aber Niemand von uns sagte auch nur ein Wort; er entfernte sich, konnte jedoch seinen Aerger nicht verbergen.

Es ist eine eigene Sache um einen solchen sympathetischen Instinkt, daß eine so große Menge Menschen, die einander kaum kennen, in einem und demselben Gedanken, in einem und demselben Willen zusammentreffen. Wir hatten alle erkannt, daß Bergot's Absicht keine andere war, als durch seine Verhöhnung und Grausamkeit uns zu einem Akte der Auflehnung oder der Gewaltthätigkeit zu drängen, aber weil wir auch ohne vorherige Verabredung, einander doch verstanden, so ging auch nicht ein Einziger in die Falle.

Als wir in unsere Zimmer oder Gänge zurückgekehrt waren, begann das Trio der Unzertrennlichen, Manini, Coquery und Jobert, Aeußerungen von unerhörter Heftigkeit auszustoßen; sie sagten, wir dürfen nicht länger in feiger Unthätigkeit verbleiben, so Etwas sei eine Schande, mit Gewalt müßten wir die uns zugefügten Beleidigungen zurückweisen.

„Wahrlich, diese Leute", flüsterte mir Anselm zu, „verstehen ihre Rolle nicht; ich zweifle sehr, ob sie mit diesen plumpen und ungeschickten

Mitteln auch nur einen Einzigen von uns zu kompromittiren im Stande sind."

„Du könntest Dich täuschen," erwiderte ich ihm, „denn in einer solchen Zeit, wie wir sie jetzt haben, kompromittirt jede Anklage, mag sie auch noch so grundlos sein."

Am folgenden Tage konnten wir nicht im Mindesten mehr im Zweifel stehen, daß der Administrator Bergot keine andere Absicht gehabt, als uns zu einem strafbaren Act zu reizen, denn sein College Crepin machte heute ganz denselben Kunstgriff.

„Dieses hartnäckige Drängen und Aufreizen erschreckt mich," sagte ich zu Anselm; „es ist offenbar, daß man schlimme Pläne gegen uns im Schilde führt."

Was wir geahnt, war leider nur zu gegründet, ein entsetzliches Blutbad stand uns bevor.

Am Vorabend des Tages, an dem wir unsere Entweichung vollziehen wollten, nahm mich Anselm bei Seite, und nachdem er sich wohl versichert, daß uns Niemand sehe, noch höre, sagte er zu mir: „Lieber Freund, morgen sind wir entweder frei oder unter der Guillotine; hast Du noch Fragen an mich zu stellen oder Einwendungen zu machen, bevor wir das Abenteuer wagen? Sollte vielleicht die kalte Ueberlegung Deinen Enthusiasmus abgekühlt, Deinen Muth gelähmt, den Plan, den ich Dir vorgelegt, Dir in einem neuen ungünstigen Lichte dargestellt haben, so scheue Dich nicht, ich bitte und beschwöre Dich, von meinem Unternehmen zurückzutreten. Dich gegen Deinen Willen in meinen Fall zu ziehen, das würde mich am meisten schmerzen und dieser Schmerz würde mir sogar den Tod fürchterlich machen. Es handelt sich hier nicht darum, daß Du aus Gefälligkeit oder Freundschaft in meine Absichten eingehest, sondern daß Du meine Pläne mit kaltem Blute überlegest und zu ihrer Ausführung nur mitwirkest, sofern Dir ein Gelingen derselben als wahrscheinlich dünkt."

„Ich danke Dir von Herzen, mein guter Anselm," sagte ich, „daß Du gegen mich so viel Rücksicht hast. Das kann ich Dir nicht verhehlen, wenn irgend ein anderer Gefangener als Du mir den Vorschlag gemacht, so hätte ich mich keinen Augenblick besonnen, den Antrag von der Hand zu weisen. Indessen habe ich nicht, wie Du zu vermuthen scheinst, nur aus Gefälligkeit oder Freundschaft mich entschlossen, die Gefahr Deines Unternehmens zu theilen, sondern ich folge Dir, weil ich Vertrauen habe zu Deiner Kraft, zu Deiner Geschicklichkeit und zu Deinem Muthe, weil Deine seltene Energie mir gegründete Hoffnung für das Gelingen gibt; nur wünsche ich noch einige, aber auch die letzten Aufschlüsse von Dir zu erhalten. Wenn ein Mann in einer drohenden Ge-

fahr sich befindet, so entmuthigt ihn Nichts so sehr, als wenn er die wahre Größe dieser Gefahr nicht kennt. Willst Du mir also einige Fragen erlauben?"

Anselm: „Warum nicht? Ich wünsche Nichts so sehr. Rede offen von der Brust weg, lieber Freund. Wir sind der Ausführung schon zu nahe gekommen, als daß ein Ausplaudern des Vorhabens zu fürchten wäre."

Ich: „Sage mir also vor Allem, wie Du es gemacht, daß Du die Eisenstange durchsägen konntest, ohne die Aufmerksamkeit der vielen Gefängnißwärter auf Dich zu ziehen?"

Anselm: „Ach, lieber Freund, das ist jetzt gemacht und wozu soll ich meine Zeit damit verlieren, Dir zu erzählen, wie viel Geduld und List es mich gekostet, um zu diesem Ziele zu gelangen?"

Ich: „Da hast Du Recht. Ich komme daher auf wichtigere Punkte. Du weißt, daß man alle Abende den Appel vornimmt, uns abzählt und in unsere betreffenden Zimmer einsperrt. Wie wollen wir es nun anstellen, wenn die Nacht eingetreten ist, denn Du wirst die Entweichung nicht am hellen Tag versuchen wollen, an das Fenster im Gang zu gelangen?"

Anselm: „Wisse, lieber Freund, daß es mir gelungen ist, die Thürsärge, in welche die Riegel eingelassen werden, zum Theil wegzunehmen, so daß ich gewiß bin, daß ich die Thüre mittelst eines sanften Druckes öffnen kann."

Ich: „Das hast Du gut vorgesehen. Wir wagen allerdings ein gefährliches Spiel, wir haben zehn schlimme Umstände auf einen einzigen guten; aber die Hauptsache ist, daß wir diesen einen guten Umstand benutzen. Nun aber, meinst Du, Manini, Coquery und Jobert hätten keine Ahnung von unserem Vorhaben? Ich meinerseits würde es nicht auffallend finden, wenn die Gefängnißwärter schon lange um die Durchsägung der Eisenstangen wüßten."

Anselm: „Das möge Gott verhüten, hätten sie aber diese Entdeckung gemacht, so würden wir schon einen tüchtigen Lärm haben."

Ich: „Da bin ich anderer Meinung. Wenn die Bosheit auf's Aeußerste getrieben wird, so macht sie die Menschen beinahe geistreich. Wer weiß, ob unsere Peiniger es nicht im Gegentheil vorziehen, uns das Vorhaben zur Hälfte ausführen zu lassen, um uns auf frischer That zu ertappen und dadurch ein Recht zu erlangen, gegen uns zu wüthen."

Anselm: „Deine Bemerkung, ich muß es gestehen, ist nicht ganz unrichtig; doch wirst Du zugeben, daß sie sich auf jedes Entweichungsvorhaben anwenden läßt. Wenn wir uns durch solche Besorgnisse hinhalten lassen, so sind wir der Freiheit nicht werth."

Ich: „Immerhin ist Vorsicht gut und es dürfte nicht überflüssig sein, uns für den schlimmsten Fall Waffen zu verschaffen.“

Anselm (mich unterbrechend): „Was das betrifft, so habe ich schon gesorgt. Im entscheidenden Augenblicke gebe ich Dir einen Dolch, den ich aus einem alten Eisen geschliffen habe.“

Ich: „Ich danke Dir. Und Du, hast auch Du einen Dolch?“

Anselm: „Ich brauche keinen; ich habe etwas Besseres, als das.“

Ich: „Was denn, ein Bayonnet?“

Anselm: „Die eisernen Feuerböcke, welche ich in das Tuch einbinden und über die Mauer hinauswerfen will, also zweihundert Pfund Eisen, sonst Nichts. Du wirst begreifen, daß ich in der That eine feige Memme sein müßte, wenn ich bei solchen Angriffswaffen mich vor der Wache fürchtete. Kommt es zum Kampfe, so kann ich Dich versichern, daß wir jedenfalls nicht ruhmlos fallen.“

Kaum hatte Anselm dies gesagt, so sahen wir einen bedeutenden Haufen von Soldaten und Gefängnißwärtern am Gitter unseres Corridors aufmarschiren; an ihrer Spitze befand sich der Administrator Bergot. unmittelbar hinter ihm her ging unser Gefängnißaufseher, der schändliche und grausame Semé.

Bei dieser Erscheinung, welche von schlimmer Vorbedeutung war, trat unter den Gefangenen große Stille ein; wir ahnten Alle einen Sturm und täuschten uns auch nicht.

Nachdem der Administrator Bergot, als Oberanführer dieser Expedition, seine Mannschaft aufgestellt, befahl er uns, am andern Ende des Corridors, dem Gitter gegenüber, uns zu sammeln. Da wir kein besonderes Verlangen nach Schlägen mit Pikengriffen und Gewehrkolben verspürten, so beeilten wir uns, dem Befehl sogleich Folge zu leisten. So in eine Masse zusammengedrängt, glichen wir einer durch Schäferhunde zusammengetriebenen Heerde.

„Elendes Lumpengesindel,“ schrie uns jetzt Bergot aus vollem Hals an, „elendes Lumpengesindel von Aristokraten! Zittert, Vaterlandsverräther! Euer Komplott ist enthüllt, euere Pläne sind aufgedeckt, und ihr werdet bald die Strafe für eure Verbrechen empfangen. Ah, ihr wollet entweichen, um den tugendhaftesten aller Bürger, den großen und unbestechlichen Robespierre zu meucheln? Zittert, sage ich euch; eine so unerhörte Frevelthat fordert ein furchtbares Exempel von Strafe. Die Republik wird ihre Pflicht zu erfüllen wissen!“

Diese Anrede Bergot's wurde mit lautloser Stille aufgenommen. Die schlechte und spärliche Kost, die wir namentlich seit einiger Zeit erhielten, hatte die Gefangenen so heruntergebracht und abgeschwächt, daß sie nicht mehr den alten Muth in sich spürten.

Bergot war ganz entzückt über die Wirkung seiner Worte und wollte seine Rede wieder aufnehmen, als Anselm mit seiner männlichen und gewaltigen Stimme auftrat.

Er drängte sich durch die Massen hindurch, stellte sich hin auf den Platz, der zwischen den Wachen und uns leer gelassen war, und richtete an Bergot die Worte: „Du gibst Dir ganz umsonst so viel Mühe, glauben zu machen, daß eine Verschwörung unter uns existire. Es besteht kein Komplott unter uns und es hat nie ein solches bestanden. Allerdings ist wahr, daß eine Eisenstange durchsägt ist, aber ich allein verdiene die Strafe für diese That, von welcher meine Leidensgenossen gar Nichts gewußt haben und für die sie also nicht verantwortlich gemacht werden können."

Bei dieser hochherzigen Erklärung Anselm's überlief mich am ganzen Körper ein kalter Schauer, denn sprach sich mein Freund mit seiner Erklärung nicht selbst das Todesurtheil?

Diese Kühnheit überraschte Anfangs den Administrator Bergot dermaßen, daß er einen Augenblick betroffen und lautlos dastand; doch faßte er sich bald wieder und gab den Gefängnißwärtern ein Zeichen, worauf sie Anselm in ihre Mitte nahmen.

„Dein Geständniß", sagte er zu meinem Waffengefährten, „ist mir nur ein Beweis, daß Du mit dem Verbrechen auch noch die Unverschämtheit verbindest, aber es kann Deine Mitschuldigen nicht frei machen."

„Meine Mitschuldigen?" rief Anselm aus. „Wie? habe ich denn Mitschuldige? Glaubt ihr denn durch eure abscheuliche Kost mich dermaßen abgeschwächt zu haben, daß ich nicht mehr die Kraft besitze, einen Schergen zu tödten? Reizet mich nur ein wenig und ihr werdet sehen, ob ich nicht noch im Stande bin, fünf bis sechs von euch zu erwürgen."

Bei dieser Aeußerung, die Anselm in vollem Ernst und ohne Uebertreibung machte, trat der Administrator Bergot sichtlich zurück und gab mehreren Gefängnißwärtern ein Zeichen, die denn sogleich hervortraten, um ihre Kameraden zu schützen; Anselm aber stieß sie mit seinen kräftigen Schultern unsanft auf die Seite, ging mitten durch sie hindurch, und bevor man Zeit fand, ihn festzuhalten, stürzte er auf Manini zu, den er im Gedränge wahrgenommen, und faßte ihn bei den Schultern. Als mein Freund den Italiäner mit seiner kräftigen Hand anpackte, wurde dieser blaß wie eine Leiche.

„O, fürchte Dich nicht, Manini," sagte Anselm zu ihm, „Du hast mich nicht verrathen und ich will mich nicht an Dir rächen; ich verlange nur, daß Du vor dem Bürger-Administrator erkläreſt, Du wissest vollkommen, daß ich allein der Schuldige sei. Dein Freund Coquery muß Dir die Unterredung mitgetheilt haben, die ich in Betreff der frag-

lichen Eisenstange mit einem meiner Kameraden gepflogen und die er, Coquery, abgelauscht hat. Das ist Alles, was ich von Deiner Ehrlichkeit verlange."

Der Italiäner, der sich von seinem Schrecken etwas erholt, sprach: „Coquery hat mir hievon Nichts mitgetheilt. Aber das muß ich erklären, daß Du Dich geweigert hast, an einem Entweichungsplane, den man Dir vorgeschlagen, Dich zu betheiligen; somit kann ich Dich nicht für schuldig erklären. Im Gegentheil, es ist meine Ueberzeugung, daß Du, des Lebens überdrüssig, die Verantwortlichkeit für eine Dir ganz unbekannte That auf Dich nehmen willst."

Bei dieser Antwort Manini's konnte der Administrator Bergot seine Verwunderung nicht verbergen. An die Soldaten und Gefängnißwärter sich wendend, sprach er: „Wir wollen uns für jetzt mit diesen Erklärungen begnügen. Führet diesen Menschen fort in das Gefängniß Nr. 7."

„Auf Wiedersehen," sprach Anselm, mir einen Blick zuwerfend, „meine Sache ist klar genug, wahrscheinlich wird man mich hier nicht mehr erblicken."

Als ich meinen armen Freund hinter dem Gitter des Corridors aus den Augen verlor, war ich über allen Ausdruck niedergeschlagen; eine große Thräne fiel über meine Wange. Ich ging auf mein Zimmer und setzte mich in den dunkelsten Winkel des düstern Gemachs und hatte schon eine Stunde da gesessen, als zu meinem unaussprechlichen Erstaunen, an das ich jetzt noch nicht ohne Entzücken denken kann, auf einmal Anselm auf mich zukam.

In seine Arme eilend, rief ich aus: „Ist's möglich? Täuschen mich meine Augen nicht? Bist Du es?"

Anselm (niedergeschlagen): „Ja, unglücklicherweise bin ich es; sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß sie mich nicht für den Schuldigen halten wollen."

Ich: „Aber wie, soll Dir das nicht erwünscht sein?"

Anselm: „Das thut mir nicht blos wehe, es bringt mich fast in Verzweiflung."

Ich: „Ist Dir denn das Leben dermaßen zuwider, daß auch meine Freundschaft nicht im Stande ist, dir dasselbe erträglich zu machen?"

Anselm: „Was mich zur Verzweiflung bringt, ist nicht mein eigenes Schicksal, sondern die Ueberzeugung, daß unsere sansculottischen Briganden um jeden Preis eine Verschwörung herausbringen wollen, und es schaudert mir vor den Folgen, die aus einem solchen Bestreben für unsere Mitgefangenen entstehen müssen!"

Ich: „Aber warum denn und wie hat man Dich freigelassen? Was für ein Verhör hast Du bestanden?"

Anselm: „Um es noch einmal zu sagen, man hat mich freigelassen, weil meine Erklärungen vor Gericht die käuflichen Absichten unserer Peiniger vereitelt hätten. Mein Verhör war ganz allgemein: „„Bist Du zufrieden mit dem Kostgeber Périmal?"" fragte mich der Administrator Bergot.

„„Der furchtbare Vergifter,"" entgegnete ich, „„o daß es mir doch vergönnt sein möchte, diesen noch vor meinem Tode an einem Bratspieß rösten zu sehen.""

„„Gehabst Du Dich nicht wohl bei meiner Administration?"" lautete die zweite Frage:

Antwort: „„Aeußerst schlecht.""

Dritte Frage: „„Hast Du viele Langeweile?""

Antwort: „„Jedenfalls gar viele.""

Hierauf wendete sich Bergot an seinen Collegen Grepin, der ihm zur Seite stand, und sagte: „„Die Antworten dieses Menschen beweisen bis zur Genüge, daß Manini mit vollem Recht sagte, dieser Narr sinne auf Selbstmord. Alles ist ihm zum Ekel, Nichts behagt ihm. Meine Ansicht geht dahin, er habe nie an ein Entweichen gedacht, und wenn er sich groß macht, die Eisenstange durchsägt zu haben, so sucht er dadurch nur sein Todesurtheil zu erwirken. Die Falle ist zu offenbar, als daß wir uns in sie verlocken ließen; nicht wahr Grepin?""

„Gewiß,"" antworte Grepin, „„diese Falle ist zu plump. Wir wollen diesen Narren wieder in sein Zimmer schicken und den wahren Urhebern des Entweichungsversuchs nachspüren.""

Das, lieber Freund, war das Verhör, welches ich zu bestehen hatte."

Ich: „Und Du glaubst, diese Ungeheuer werden ihr schändliches Vorhaben weiter verfolgen?"

Anselm: „Das ist mir so gewiß, wie daß zwei mal zwei vier sind. Hat man nicht in der Gefängnißhäusern Luxembourg, Conciergerie, Madelonettes und in allen übrigen von Paris unzählige Köpfe abgeschlagen? Nur im ersten dieser Gefängnißhäuser allein, im Luxembourg, mußten in Folge einer angeblichen, von Robespierre's Agenten entdeckten Verschwörung binnen wenigen Tagen zweihundert unschuldige Opfer auf dem Schaffot verbluten. Ich weiß es nicht, aber eine geheime Ahnung sagt mir, St. Lazarus werde nicht schonlicher als Luxembourg behandelt werden.

Als wir mit unserm Gespräch bis dahin gekommen, wurden wir durch das Läuten unterbrochen, womit man das Zeichen zum Essen gab. Dies war Anselm's Ohren ein erwünschtes Signal und er beeilte sich,

der Einladung zu folgen. Im Augenblick, als wir zu Tische saßen, bemerkten wir einen Gefangenen, den wir bis jetzt noch nicht gesehen. Der Neuangekommene, dessen fast fabelhafte Magerkeit, eingefallene Wangen und bleifarbenes Aussehen ein krankhaftes Leben andeuteten, gefiel mir schon beim ersten Anblick wegen der Güte und Offenheit, die in seinem Blicke lag. Ich machte ihm neben mir Platz. Er dankte mit hohler Stimme und warf begierliche Blicke auf die Platten, welche die Küchenjungen des Vergifters Périmal auf den Tisch stellten.

Ich: „Sie prüfen mit Staunen die entsetzliche Kost, zu der wir verurtheilt sind. Man muß sich fügen. Aber ich bemerke, daß Sie kein Besteck haben. Ich will Ihnen einen Löffel und eine Gabel verschaffen.“ Gleichzeitig eilte ich zu einem Gefangenen, der eben krank war und mir sein Tischgeräthe lieh. Dann zu dem Unbekannten zurückkehrend, sagte ich: „Hier haben Sie ein Besteck; ich wünsche, daß Sie unsere Kost, wenn auch nicht lieben, doch ertragen lernen; vergessen Sie nicht, daß dies das einzige Essen ist, das man uns innerhalb vier und zwanzig Stunden gibt.“

Mein Nachbar dankte mir in den gewähltesten Ausdrücken für meine Gefälligkeit und sagte: „Ich finde dieses Essen herrlich, ganz vortrefflich, es ist mir jetzt, als sitze ich an der Tafel eines Lucullus und als bewirthe er mich in seinem Apollo-Saale!“

Ich sah diese Antwort einen Augenblick für bloßen Scherz an, aber aus der Freude und dem Entzücken, das aus seinem Gesichte glänzte, aus der Begierlichkeit, womit er seine elende Portion verschlang, erkannte ich wohl, daß er im vollsten Ernst gesprochen.

Woher mag wohl dieser Mann kommen, dachte ich bei mir in größter Verlegenheit, daß er unser ekelhaftes Essen so vortrefflich finden kann? Aus seinem edlen Aeußeren zu schließen, muß er doch ein Mann von feiner Lebensart sein.

„Ach, mein Gott,“ sagte der Unbekannte zu mir, als wir vom Tisch gingen, „ich schäme mich recht vor mir selbst, wenn ich denke, welch ein rein sinnliches Vergnügen ich bei diesem Essen empfunden; ich fürchte, mich durch Eßlust versündigt zu haben.“

Ich: „Verzeihen Sie meinen Vorwitz, ich kann mich nicht mehr zurückhalten, wer sind Sie denn, Bürger, und wo kommen Sie her?“

Er: „Ich bin der ehemalige Pfarrer von L..., ich war Gefangener auf den Schiffen, die in der Rhede von Aix ankern; das mag Ihnen, lieber Herr,“ sagte der Unbekannte mit einem Seufzer, „die rohe Gefräßigkeit und schändliche Gierigkeit erklären, die ich mir eben habe zu Schulden kommen lassen. Aber was machen? Das Fleisch ist schwach.“

Ich: „Sie sind im Irrthum, Herr Pfarrer, Ihre Antwort gibt mir

gar keinen Aufschluß, denn noch nie habe ich von Schiffen reden hören, die in der Rhede von Aix vor Anker liegen und als Gefängniß verwendet werden. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich Ihnen sehr verbunden wäre, wenn Sie Sich die Mühe nehmen wollten, meine Wißbegierde zu befriedigen und mir Ihre Abenteuer zu erzählen."

Der Pfarrer: „Meine Abenteuer beschränken sich blos auf Leiden und bieten nur wenige Abwechslung, aber einem Manne, der Materialien für die Geschichte unserer Zeit sammeln wollte, könnten sie immerhin einige Beiträge zu Sittengemälden liefern."

Ich: „Dieser Mann, welcher solche Materialien sammelt, bin eben ich, Herr Pfarrer. Wenn ich, wie ich hoffe, aus der revolutionären Quälerei mit dem Leben davon komme, so gedenke ich später die geheime Geschichte der Sitten unserer Zeit mit aller Unparteilichkeit zu schreiben. Sie sehen also, daß mir Ihre Erzählung großes Interesse gewährt. So erzählen Sie denn, ich bitte Sie."

„Ja, erzählen Sie, ich bitte Sie", sagte nun auch Anselm. „Wie Sie mich da sehen, war ich früher Mönch und es ist mir von meinem früheren Stand her immer eine große Achtung für kirchliche Personen geblieben. Ich werde Ihre Erzählung mit größtem Interesse anhören."

Der Pfarrer entsprach unsern Bitten mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit. Wir gingen auf unser Zimmer, boten ihm eines unserer Betten als Sopha an und setzten uns ihm gegenüber; er wollte eben seine Erzählung beginnen, als ein Freudengeschrei unter den gemeinsten Fluchworten im Gang ertönte und unsere Aufmerksamkeit fesselte.

Der Pfarrer: „Was gibt's denn?"

Ich: „Ich weiß es nicht; wenn Sie wollen, will ich hinausgehen und mich erkundigen."

Der Pfarrer: „Ich gehe mit."

Als wir in den Gang kamen, bot sich uns ein eben so gemeines als trauriges Schauspiel. Der Italiäner Manini, Jobert und Coquery, alle drei betrunken, schwankten mit verschlungenen Armen in einem gewaltigen Zickzack mitten unter der Menge der Gefangenen hin und her. Von diesen Dreien kam das Geschrei und das Fluchen.

„Zum T—l," sagte Manini, „ich habe vortrefflich gespeist, ich bin lustig, ich bin zufrieden, ich bin fröhlich. Nun, wer singt mir ein recht drolliges Lied, daß ich Freude daran habe? Ich will dem Bürger, der mir so singen will, seine Lebensdauer um einen Monat länger fristen."

Jobert: „Einen Monat? Das ist zu viel. Acht Tage ist genug, denn dieses Arstokratenpack muß bald an den Tanz . . . Ja, da werden diese Verräther tanzen!"

Coquery: „Ja, und mit dem eisernen Triangel der Guillotine wird auch dazu aufgespielt."

Bei diesen Worten faßte Coquery einen Greis, der neben ihm stand, bei den silberweißen Locken und rief: „He, Alter, willst Du vor mir tanzen? Es scheint, das gefalle Dir nicht. Sag doch, Manini, er will nicht tanzen."

Manini: „So tanze Du auf ihm herum, hier sind wir Meister, Alles muß uns gehorchen."

Kaum hatte der Italiäner diese grausamen Worte ausgestoßen, so stürzte Anselm mit einem heftigen Geschrei auf ihn los, kam aber schon zu spät; denn ein junger Mann hatte sich bereits mit einem Schemel in der Hand über den Italiäner hergemacht, und ihn zu Boden geworfen mit den Worten: „Elender, Du durftest meinen Vater verhöhnen? Du sollst sterben!"

Dieser gewaltthätige Auftritt war so schnell vor sich gegangen, daß die Gefangenen nicht Zeit hatten, sich zwischen den Italiäner und den jungen Mann in's Mittel zu legen; erst als Manini am Boden lag, konnten sie sich der Sache annehmen und die Beiden von einander trennen.

Seinen Sohn herzlich umarmend, sagte der alte Herr: „Mein guter Franz, welche Unklugheit hast Du begangen! Warum hast Du Dich doch so erzürnt? Wäre es nicht besser gewesen, Du hättest mich von diesem Menschen verhöhnen lassen und Dich nicht seiner Rache ausgesetzt..."

„Was Vater," fiel der Sohn in's Wort, „ich hätte ruhiger Zeuge Ihrer Verhöhnung sein sollen? Das kann Ihnen nicht Ernst sein. Wäre auch das Schaffot zwischen Ihnen und mir gestanden, ich hätte nicht zurückgeschaudert."

Manini, der durch die Aufregung aus seinem Rausch erwachte, hielt das Blut, das ihm über das Gesicht hinabrann, mit der Hand zurücke und schrie dem jungen Manne zu: „Das wird sich bald zeigen. Du magst Dich verbergen, wie Du willst, früher oder später werde ich deinen Namen doch erfahren, und wenn ich auch noch warten muß, so verspreche ich Dir doch jedenfalls, daß ich mit Dir abrechnen werde."

„Ich fürchte mich nicht, Elender," entgegnete der junge Mann, „mein Name ist Franz Loizerolles, und Du sollst mich zu jeder Zeit bereit finden, Dich für deinen Uebermuth zu züchtigen."

Manini (mit boshaftem Lächeln): „So, Du heißest also Franz Loizerolles? Schönen Dank, deinen Namen will ich mir merken, das verspreche ich Dir."

Manini nahm jetzt seine Gesellen Jobert und Coquery beim Arm und entfernte sich sofort mit ihnen. Als die drei am Ende des Corri-

dors waren, sagte der Italiäner zum Gefängnißwärter einige Worte und das Gitter ging vor ihnen auf; sie verschwanden aus unsern Augen.

„Meine Herren," rief Anselm aus, „man behauptet, ein Mann, wenn er auf Etwas gefaßt sei, leiste so viel, als sonst zwei. Das gibt uns doppelt so viel Kraft, denn offen gesagt, ich glaube nicht, daß Einer von uns jetzt noch im Zweifel ist, welche Rolle diese Spitzbuben spielen; es sind Spione, die uns in's Verderben bringen sollen."

Als die Aufregung, welche der eben erzählte Vorfall hervorgebracht, sich wieder gelegt, verliefen sich die Gefangenen und wir gingen in unsere Zimmer zurück.

6. Das Schicksal der deportirten Priester.

In unserem Zimmer angelangt, begann der Pfarrer seine Erzählung in folgender Weise: „Der Grund meiner Verhaftung ist einfach: ich wollte den sakrilegischen Eid nicht leisten, den man von der Geistlichkeit verlangte; darum wurde ich eingekerkert."

Anselm (lebhaft): „Daran haben Sie wohl gethan. Da die Gutgesinnten aus Mangel an Einverständniß und ohne Führer gegenwärtig außer Stand sind, sich zu vertheidigen, so ist es wohl das Wenigste, was sie thun können, daß sie ihr Leben der Pflicht zum Opfer bringen. Uebrigens verzeihen Sie, daß ich Sie sogleich im Anfang unterbreche; ich bitte, fahren Sie fort, ich will Ihnen nicht mehr in die Rede fallen."

Der Pfarrer: „Nicht weniger als vierzig Geistliche wurden in meinem Departement verhaftet und zur Deportation nach Afrika verurtheilt. Wir nahmen diese harte Prüfung, welche Gott über uns verhängte, ohne Murren an und trösteten uns mit der Hoffnung, daß unsere Verbannung vielleicht zur Verbreitung des Christenthums und der Civilisation in Afrika beitragen könne. Aber unsere schöne Hoffnung war von kurzer Dauer.

„Ich will nicht dabei verweilen, was uns auf der Reise durch Frankreich begegnete; Sie mögen Sich die gehässigsten Neckereien, die grausamste Behandlung, die unerträglichsten Leiden denken, so haben Sie doch noch kaum eine Idee von dem, was wir auszustehen hatten. Aber einen traurigen und blutigen Vorfall, der sich bei unserer Durchreise in Limoges ereignete, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, denn er bildet ein Blatt aus der geheimen Geschichte unserer Zeit und muß für Sie, mein Herr, von bedeutendem Interesse sein, weil Sie ja diese Geschichte zu schreiben gedenken.

„Als wir nach Limoges kamen, bestand unsere Colonie bereits aus achtzig Priestern, denn auf dem ganzen Weg führte man uns immer neue Leidensgefährten zu. Schon vor der Stadt gewahrten wir eine

Menge Leute, die uns erwarteten. Da wir es schon gewohnt waren, zu sehen, wie sich der Abschaum des Pöbels überall an uns herandrängte, um sich am Anblick unserer Leiden zu weiden und uns zu verhöhnen, so achteten wir Anfangs dieses Zusammenströmen wenig. Aber je mehr wir vorwärts kamen, nahm die Menge Volkes dermaßen zu und drängte sich in so dichten Haufen um uns, daß es uns endlich doch auffallen und Besorgniß erregen mußte.

„Wie wir an die Thore der Stadt selbst gelangten, theilte sich die Volksmenge ganz unerwartet vor uns, so daß wir auf einmal ein ebenso sonderbares, als sakrilegisches Schauspiel vor Augen hatten.

„Wir sahen nämlich eine große Anzahl von Eseln und Ziegenböcken in Priestergewändern uns in einem langen Zuge entgegenkommen; ein ungeheures Schwein, ebenfalls mit Priestergewändern geschmückt, bildete den Schluß dieser greuelhaften Maskerade. Auf den Kopf dieses Schweines war eine Mitra befestigt, und darauf stand mit großen Buchstaben geschrieben: „„Der Papst““. Diese Dinge, die Sie, meine Herren, mit Ekel erfüllen, werden Ihnen vielleicht übertrieben scheinen; ich kann Ihnen aber mein Ehrenwort geben, daß ich mit der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe erzähle.

„Der Stadtbeamte, welcher diesen gottlosen Aufzug leitete und den er, wie wir später vernahmen, auch ausgedacht hatte, ließ die Wagen, auf denen wir uns befanden, anhalten und befahl uns, abzusteigen. Unsere Eskorte, statt uns in Schutz zu nehmen, beeilte sich im Gegentheil, dem Municipalbeamten ihre Hülfe anzubieten, und fiel mit blanken Säbeln über uns her, um uns folgsam zu machen.

„An Widerstand war nicht zu denken; wir mußten uns dem Befehle unterziehen. Kaum hatten wir den Fuß auf die Erde gesetzt, so stellte uns der Municipalbeamte je zwei und zwei zwischen die Reihen der verkleideten Thiere. Die auf solche Weise durch unsere Gegenwart vergrößerte sakrilegische Prozession setzte sich hierauf in Bewegung und hielt mit großem Gepränge ihren Einzug in die Stadt.

„Ich sage nichts von dem Geschrei, dem Hohngelächter und den Beschimpfungen, die über uns sich ergossen; wir beteten während der Dauer des langen Zuges zu Gott für unsere Verfolger, ja wir hatten Mitleid mit den Unglücklichen, die ja nur aus Feigheit allen Scharfsinn aufboten, um uns mit allen gedenkbaren Mitteln zu quälen und dadurch ihren Eifer für die Sansculotten und die Machthaber von Limoges bemerklich zu machen.

„Als die scheußliche Prozession auf dem Hauptplatze ankam, schlugen unsere Herzen freudiger, denn wir sahen ein Schaffot und hofften, in den Himmel eingehen zu können.

„Durch Zufall trat in unseren Reihen eine augenblickliche Verwirrung ein, die von den Unglücklichen dazu benutzt wurde, uns mit Koth- und Steinen zu bewerfen; alsdann stellte man uns um das Abschlachtungsinstrument auf. Jetzt zog die Gensdarmerie der Stadt auf und führte einen Priester herbei, den das Revolutionstribunal am Tage vorher zum Tod verurtheilt hatte.

„Es herrschte tiefe Stille; der Henker bestieg das Schaffot und sprach die Worte: „„Bürger, ich bedarf zur Hinrichtung dieses Pfaffen eines Gehülfen; wo ist der Patriot der sich mir zur Hülfe anbietet?““

„Auf diese gräßliche Aufforderung ertönte es — die Wahrheit nöthigt mich, dies auszusprechen — tausendfach aus der großen Menge: „„Hier!““ Aber das war es nicht, was der Municipalbeamte wollte. Er erklimmte die Leiter der Guillotine und rief: „„Stille, ich verlange das Wort.““ Als lautlose Stille eingetreten, fuhr er fort: „„Bürger, ich begreife, daß Jeder von euch die hohe Ehre haben möchte, bei diesem Akt der Volksjustiz zuwirken. Aber wenn Einem der Vorzug gegeben würde, so könnten gar Viele dadurch eifersüchtig werden. Wir nehmen darum eure patriotische Mitwirkung nicht an; weil wir aber wissen, wie schön diese vortrefflichen Pfaffen die christliche Maxime, daß man seinem Bruder und Nächsten helfen müsse, zu üben verstehen, so wollen wir Einen von Ihnen wählen, daß er bei der Hinrichtung des Schuldigen behülflich sei. Wird meiu Antrag angenommen.““

„Dieser teuflische Vorschlag des Municipalbeamten wurde mit dem einmüthigen Ruf der Bewunderung und des Enthusiasmus aufgenommen. Gestützt auf diese Genehmigung des Volkes, kam der Municipalbeamte sogleich auf uns zu und faßte denjenigen Priester, der ihm zunächst bei der Hand war, am Halskragen; es war Hr. I m b e r t, gewesener apostolischer Vikar der Diöcese Moulins.

„Ohne den mindesten Widerstand folgte unser Mitbruder dem Municipalrath und stieg festen Schrittes und würdevoll die Stufen des Schaffots hinan. Auf der verhängnißvollen Höhe angekommen, blickte er den Henker, der ihm höhnisch lächelnd entgegentrat, mit einer solchen achtunggebietenden Würde an, daß er den Scharfrichter verwirrte und dieser ihn, ohne ein Wort zu sagen, vorübergehen ließ.

„„Mein Bruder,““ sprach Hr. I m b e r t zum Verurtheilten mit solchem Ernst und solcher Stärke, daß es von der lautlosen Menge gehört wurde, „„der Segen eines Martyrers bringt Glück; da Sie nun ein Martyrer für Ihren Glauben sind und für Gott sterben müssen, so segnen Sie mich!““

„Der apostolische Vikar kniete vor dem Verurtheilten nieder; dieser aber erhob seine Hände über ihn, und während ein himmlisches Lächeln

sich über sein Antlitz verbreitete, sprach er mit sanft bewegter Stimme: „„Bruder, ich segne Dich!““ Hr. Imbert stand auf und umarmte ihn.

„Während dieser hochheiligen Scene ließ sich kein Geschrei, keine Spottrede aus der Menge der Zuschauer hören, sogar der Henker blieb, als wäre er von Bestürzung getroffen, ganz regungslos und wagte nicht diesen rührenden Abschied zu unterbrechen. Erst als der apostolische Vikar den Verurtheilten umarmte, stieg der wilde Sinn wieder in ihm auf; er ging auf Hrn. Imbert zu, umfaßte ihn mit seinen Armen und versetzte ihm heftige Schläge. Eine Minute nachher fiel der eiserne Dreiangel mit unheimlichem Gerassel, und der Himmel zählte einen Heiligen mehr.

„Der Henker nahm hierauf den abgeschlagenen Kopf mit der einen Hand bei den Haaren, mit der andern versetzte er ihm eine Ohrfeige und rief aus: „„Bürger, diese Verbrecher, die da vor euch stehen, verdienen alle ebenso behandelt zu werden, wie dieser, den ich hingerichtet habe; mit welchem soll ich den Anfang machen?““

„„Es ist gleich, mit welchem Du willst““, erscholl es aus der Menge, die durch den Anblick des Blutes trunken gemacht war. Eine Viertelstunde lang ging es jetzt an ein Schreien, wie von Wilden, an ein Heulen wie von Bestien und an ein Toben und Rasen, wie von Wahnsinnigen. Wir waren darauf gefaßt, daß man uns Alle massakriren werde, und doch war kein Einziger unter uns, ich darf es in Wahrheit aussprechen, welcher erblaßte. Von den achtzig Männern fanden sich kaum fünf bis sechs, welche von einer natürlichen Schwäche sich anwandeln ließen und ihrer erhabenen Stellung sich nicht gewachsen zeigten; ich muß noch beifügen, daß auch diese später ihre Schwachheit von selbst erkannten und bereuten.

„Endlich wurde der Pöbel seines eitlen Zornes müde und des Schauspiels satt; wir aber wurden in das Gefängniß geführt.

„Von Limoges bis Rochefort hatten wir wieder dieselbe grausame Behandlung, wie seit dem Tage unserer Abreise zu ertragen.

„Alle Abende wurden wir mit dem Mörder- und Diebsgesindel in den Gefängnissen der Städte, durch die wir kamen, zusammengepfercht und es war kein geringes Leiden für uns, die gräßlichen Reden dieser entarteten Menschen anhören zu müssen, die ihre größte Freude daran fanden, mit ihren abscheulichen Grundsätzen vor uns sich zu rühmen. Indessen sah ich mitunter auch solche Banditen, die durch unsere Ergebung und Geduld entwaffnet wurden und auf bessere Gedanken kamen, bisweilen sogar solche, die wegen der von ihnen gehaltenen schlechten Reden um Verzeihung baten.

„Am dritten Tage nach unserer Ankunft in Rochefort, gegen halb

zwölf Uhr Vormittags oder 12 Uhr (es war in der heiligen Fastenzeit und wir hatten noch Nichts genossen), wurde uns unvermuthet der Befehl zur plötzlichen Abreise ertheilt. Ohne auch nur eine Minute Zeit zu haben, unsere wenigen Effekten in Ordnung zu bringen, mußten wir, mit unsern Packeten und Mantelsäcken auf dem Rücken, sogleich auswandern. Wir wurden in zwei Reihen gestellt und von der Nationalgarde in aller Hast durch einen großen Theil der Stadt unter dem gewohnten Hohngeschrei an den Meereshafen geführt. Der Zug war lang und beschwerlich. Wir waren, wie gesagt, noch ganz nüchtern; die Meisten fühlten sich entkräftet und außer Athem; Viele warfen alle ihre Habseligkeiten weg, um sich zu erleichtern; wer nicht nachfolgen konnte, erhielt Bayonnetstiche in's Fleisch. Als wir endlich keuchend im Hafen anlangten, ließ man uns daselbst nicht weniger als zwei volle Stunden warten und sperrte uns dann auf das Schiff „„Deux Associés"". Nicht weit von uns sahen wir das Schiff „„Washington"", welches ebenfalls als Gefängniß für eidverweigernde Priester diente.

„Auf dem Schiffe „„Deux Associés"" wurden wir von den Officieren und Matrosen mit dem Gesang der Marseillaise bewillkommt. Ueber die Brutalität der Officiere verwunderten wir uns freilich weniger, als wir später vernahmen, daß sie vor einigen Monaten noch Matrosen waren und ihre höhere Stellung einzig der Revolution zu verdanken hatten.

„Um uns von der Schiffsmannschaft zu trennen, war auf dem Verdeck eine Scheidewand von Brettern mit zwei engen und niedrigen Thüren angebracht; bei jeder Thüre innerhalb des für die Geistlichen bestimmten Raumes stand eine Schildwache mit Gewehr und aufgepflanztem Bayonnet, einem Säbel und zwei Pistolen bewaffnet. In der Bretterwand befanden sich der Länge nach sechs Oeffnungen, aus denen eben so viele Kanonenmündungen hervorlugten; die Kanonen waren stets mit Kartätschen geladen und auf den Platz gerichtet, den wir einnahmen; neben den Kanonen standen die Kanoniere mit brennenden Lunten. Und doch ist Gott bekannt, wie wenig wir an eine Empörung dachten!

„Acht Tage waren wir bereits auf dem Schiffe, da vernahmen wir an einem Sonntagmorgen beim Aufwachen, daß einer unserer Mitbrüder, Herr R., in Banden liege. Warum, wurde uns nicht gesagt.

„Es war ein trüber und finsterer Tag, mit Regen und Wind; die Officiere sahen wild und düster aus, wir hatten ein Vorgefühl von einem Unglück und täuschten uns leider nicht. Nach dem Essen erhielten wir den Befehl, in's Schiff hinabzusteigen. Gleichzeitig stellte ein Officier zwei Wachen an die Treppe, mit der Weisung, Niemanden passiren zu lassen.

„Ich war einer der Ersten, die hinabgestiegen, und wartete in aller

Ruhe an meinem Platze, was aus dieser außerordentlichen Bewegung werden solle. Gerade unter dem Theile des Schiffes, welcher der Schiffsmannschaft angewiesen, stehend, konnte ich trotz des Gemurmels, das in unserem Kerker herrschte, dennoch mir ein Klirren von Feuergewehren, unterscheiden, die man hin- und herwarf. Auf Einmal erwachte in mir ein unglückverkündendes Vorgefühl; es kam mir der Gedanke, oder vielmehr die Gewißheit, daß alle diese Zurüstungen auf unsern unglücklichen Genossen R. Bezug hätten.

„Ich theilte meine Besorgniß Denen, welche mir zunächst standen, mit, aber alle waren von seiner vollkommenen Unschuld so überzeugt, daß sie über meine thörichten Befürchtungen mit Verachtung hinweggingen.

„Ihre vollkommene Ruhe beschwichtigte auch mich einigermaßen. Plötzlich hörten wir von der entgegengesetzten Seite des Schiffes auf dem Verdeck ein Getön gleich einem Kanonenschuß oder mehreren gleichzeitig abgefeuerten Musketen.

„Selbst diejenigen meiner Mitbrüder, die am meisten Vertrauen gehabt, fingen an ernsten Besorgnissen über das Schicksal des unglücklichen R. Raum zu geben; ich hingegen zweifelte gar nicht mehr an seinem Tode. Wirklich kam bald darauf ein vertrauter Soldat zu uns herab und sagte mit schmerzlicher Ergriffenheit: „„Beten Sie zu Gott für den unglücklichen R., er lebt nicht mehr; unter meinen Augen ist er gefallen.““

„Sie mögen sich die Bestürzung und das düstere Schweigen denken, welches bei diesen Worten unter uns in dem Kerker herrschte. Wir fielen auf die Kniee und opferten Gott unsern Schmerz auf.

Wie wir bald nachher erfuhren, war der Grund und Hergang dieses abscheulichen Verfahrens folhender. Ein elender Schiffs-Soldat ging zum Kapitän und machte ihm die Anzeige, ein Priester habe sich in seiner Gegenwart gerühmt, wenn seine Genossen ihm helfen würden, so wolle er sich binnen acht Tagen des Schiffes bemächtigen. Als der Matrose auf diese Aeußerung vom Kapitän aufgefordert wurde, den Namen des Schuldigen anzugeben, nannte er, um nicht als Verleumder dazustehen, ganz zufällig den Namen unseres unglücklichen Kameraden R. Dieser wurde sogleich verhaftet, gebunden und Kriegsgericht über ihn gehalten. Ohne den Angeklagten mit seinem Angeber zu confrontiren, ohne ihm zu gestatten, sich zu vertheidigen, ja ohne ihn vortreten zu lassen, verurtheilte man ihn zum Tode. Sobald das ungerechte Urtheil ausgesprochen, wurde es R. eröffnet und ihm drei Viertelstunden Zeit gelassen, um die vorgeblichen Mitschuldigen namhaft zu machen. Weil an Allem gar Nichts war, konnte er unmöglich ein Geständniß über Mitverschworene

ablegen. Nach Verlauf der drei Viertelstunden führte man ihn abermals vor.

„„Ich bitte nur um eine Gnade,““ sagte R., der keinen Augenblick seine ruhige Besinnung verlor, „„nämlich um die Gnade, in meinen letzten Augenblicken einen Beichtvater zu erhalten.““ Diese Vergünstigung ward ihm barsch verweigert. Als er auf das Verdeck kam, befahl man ihm, niederzuknien, band ihn an einen Pfahl, das Gesicht gegen seine Mörder gerichtet, ließ ihn, um den Schauder des unvermeidlichen Todes ihm recht fühlbar zu machen, einige Zeit in dieser Stellung mit offenen Augen stehen und erst nach längerem Zuwarten wurden neun Kugeln auf ihn abgeschossen und ihm der Schädel zerschmettert.“

Hier hielt unser Leidensgefährte mit seiner Erzählung inne, seufzte tief auf und blieb mehrere Sekunden in schweres Nachdenken versunken; wir konnten seine Gedanken errathen und störten sein Schweigen nicht.

„Dieses schauerliche Ende unseres Mitbruders,“ so hob der ehrwürdige Pfarrer wieder an, „versetzte uns Alle in eine so wehmuthsvolle Stimmung, daß wir unser eigenes Elend auf dem Schiffe vergaßen. Und doch stieg dieses tagtäglich auf eine grauenhafte Weise.“

Ich: „Herr Pfarrer, dürfen wir Sie bitten, uns in kurzen Zügen ein Bild Ihres Lebens auf dem Schiffe zu entwerfen?“

Pfarrer: „Unsere Kost bestand Tag für Tag in verschimmelten, kaum erweichten Sumpfbohnen, die wir stehend, denn Tische und Bänke fanden sich keine vor, aus gemeinsamen Schüsseln herausfischten. Zum Schlafgemach hatten wir ein dunkles Behältniß von so kleiner Ausdehnung, daß, wenn wir 400 Priester — so viel Gefangene waren wir — uns niedergelegt, auch nicht ein Zoll breit Raum unbesetzt blieb. Welch einer grausamen und wohlausgedachten Berechnung bedurfte es, um in einem solchen Raume die möglichst große Anzahl von Gefangenen unterzubringen, ohne sie alle an einem Tage ersticken zu lassen! Ringsum waren in unserm Behältniß, beiläufig in der Höhe der Brüstung, Ruhebänke angebracht. Auf diesen, übrigens schlecht befestigten und noch schlechter gebohnten Brettern lag, ohne irgend eine Unterdecke, der größere Theil von uns, aber so eng und so zusammengepreßt, daß die Arme des Einen sich jedesmal über dem Körper des Nachbars kreuzten und wir — verzeihen Sie mir dieses gemeine Bild — vollkommen wie Häringe in Fässern eingepfercht waren. Dazu kam noch, daß wir fast keine Luft zum Athmen hatten, indem sie denjenigen, welche auf dem bloßen Boden lagen, durch die Ruhebänke, denen aber, welche gleich ägyptischen Mumien auf den Brettern ausgestreckt waren, durch die kaum einen Zoll entfernte Schiffsbühne abgeschnitten wurde. Ich selbst lag sechs Monate lang, während der größten Sommerhitze unter einem Schiffsbalken. Wie

schmerzlich es mir fiel, meinen Athem von diesem unnachgiebigen Gegenstand, der ganz nahe an meinen Mund reichte, zurückgeworfen zu fühlen, das mögen Sie Sich denken. Einmal in diesen Sarg eingesperrt, war es mir unmöglich, mich zu bewegen oder den Kopf auch nur im Mindesten aufzurichten. Wenn es mir aber mitunter begegnete, daß ich während der wenigen Augenblicke des Schlafes etwas unruhig war, so zerquetschte ich mir den Kopf gar fürchterlich an dem unbeugsamen Balken.

„Ich habe nicht nöthig, zu bemerken, daß unter solchen Umständen eine schauderhafte Sterblichkeit unter uns herrschte. Die Epidemie fing allmälig so zu wüthen an, daß sie selbst bei unsern Peinigern ernste Besorgniß erweckte, freilich nicht aus Rücksicht gegen uns, sondern vielmehr aus Furcht für sie selbst, indem sie besorgten, am Ende ebenfalls der Ansteckung zum Opfer zu werden. Sie sannen daher auf Mittel, um sich zu schützen, und man unterzog uns an einem Morgen einer Theer-Veräucherung. Diese ward auf die Weise vorgenommen, daß man glühende Kanonenkugeln in ein kleines mit Theer gefülltes Fäßchen warf. Diese Kugeln waren dermaßen erhitzt, daß sie bisweilen plötzlich eine Flamme erzeugten, die eben so erschreckend, als gefährlich aufloderte. Die Flamme suchte man freilich schnell zu löschen, aber man hemmte nicht den dicken Rauch, nicht den starken und herben Geruch, der sich stromweise in unserm Behältniß verbreitete und der, anstatt der Epidemie vorzubeugen, uns den Tod brachte. Ein unwiderstehlicher Husten griff uns an und zermarterte uns die Brust. Hätte man wenigstens diejenigen hinaustreten lassen, denen dieser Rauch am meisten zusetzte; aber nein, eine solche Vergünstigung wurde nicht gewährt, ungeachtet aller Bitten der Unglücklichen, mochte Einer lungenkrank oder engbrüstig sein, das war Einerlei, er mußte bis auf den letzten Qualm diesen beizenden Rauch einathmen, sollte er auch Blut speien, sollte er unter den Anstrengungen und Konvulsionen den Geist aufgeben.

„Das war das Erwachen, oder besser gesagt, der Morgengruß, den uns unsere Peiniger beim Anbruch jedes neuen Tages brachten.

„Erlauben Sie mir, daß ich die übrigen schauderhaften Einzelnheiten unserer Schiffsgefangenschaft mit Stillschweigen übergehe und Ihnen die schrecklichen Todesfälle, von denen ich Zeuge war, nicht schildere, dies sind Erinnerungen, die mich jetzt mit Schauder erfüllen und vor denen Sie aus Schrecken zurückbeben würden. Seien Sie überzeugt, wenn Sie Ihrer Einbildungskraft den freiesten Lauf lassen, so erreichen Sie doch nicht die Hälfte der wahren Wirklichkeit."

Auf diese Erzählung des ehrwürdigen Pfarrers trat wieder Stillschweigen ein; Anselm unterbrach dasselbe zuerst.

„Herr Pfarrer," sagte er voll Ehrerbietung zu unserm neuen Leidensgefährten, „mein Freund und ich sind Ihnen für die bewiesene Gefälligkeit im höchsten Grade dankbar; glauben Sie mir, wenn ich Sie und Ihre Amtsbrüder mit meinem Leben retten könnte, so würde ich dieses Opfer gerne bringen. Gestatten Sie mir jetzt nur noch eine Frage: Wie kommt es, daß Sie Sich gegenwärtig in St. Lazarus befinden?"

Der Pfarrer: „Das weiß ich selbst nicht. Vor vierzehn Tagen erhielt ich die Anzeige, man werde mich in ein Gefängnißhaus von Paris senden und nun bin ich da. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich ein unbekannter Freund für mich verwendet und mir diese Vergünstigung ausgewirkt hat."

Anselm: „Also sind gegenwärtig noch die meisten Ihrer Kollegen auf der Rhede von Aix?"

Der Pfarrer: „Sie sind noch alle dort; ich bin der Einzige, der mit dem Leben aus diesen schwimmenden Gräbern herausgekommen ist."

7. Die letzten Tage meines Gefängnißlebens.

Ich dankte dem ehrwürdigen Pfarrer nochmals von ganzem Herzen für die Erzählung seiner traurigen Geschichte und äußerte meine Absicht, dieselbe dereinst in meinem Tagebuch zu veröffentlichen. Hiergegen sträubte sich jedoch der ehrwürdige Mann mit allen Kräften; er fürchtete dadurch die Pflicht der christlichen Nächstenliebe zu verletzen. Als ich jedoch durchaus auf meinem Entschluß bestand, mußte ich ihm zusagen, mich gewissenhaft an seine Erzählung zu halten, was auch geschehen ist.

Am folgenden Tage waren wir nicht wenig erfreut, als wir die Absetzung unseres Gefängnißaufsehers Semé erfuhren; wir schrieben diese Entlassung dem Umstand zu, daß dieser Elende gegen uns zu grausam verfahren. Aber wie sehr täuschten wir uns, denn Semé war im Gegentheil in Ungnade gefallen, weil die Administratoren fanden, er sei zu milde gegen uns.

In Semé's unumschränkte Gewalt trat der erste Schließer des Luxembourg, Verney, ein. Uebrigens blieb auch Semé noch im Hause Lazarus, wiewohl in untergeordneter Stellung, denn man fürchtete seine Enthüllungen.

Verney, ein Mensch von gemeinem Aussehen, der schon lange Zeit Proben der vollendetsten Ruchlosigkeit und Gewissenlosigkeit abgelegt, bezeichnete seinen Eintritt mit einem Tagesbefehl, den er an den Mauern unserer Gänge anschlagen ließ, und der ein wahres Meisterstück von Ehrlosigkeit war. Durch diesen Tagesbefehl wurden wir unbedingt der maßlosen Habsucht unserer Gefängnißwärter preisgegeben. Er erregte darum auch allgemeine Bestürzung.

Im Laufe des Tages — es war der 3. Thermidor — hielt Verney über uns Musterung. Ein scheinbar ganz unbedeutender Umstand, der aber dennoch vollkommen geeignet ist, den Geist unserer Quäler zu charakterisiren, machte diese Heerschau bemerklich. Als er auf dem Deckel einer Tabaksdose, die ein Gefangener in der Hand hielt, das Porträt einer Frau bemerkte, nahm er die Dose dem Eigenthümer auf eine sehr grobe Weise aus der Hand und richtete an ihn mit der ihm eigenthümlichen Anmuth die Worte:

„Welches liederliche Weibsbild soll diese Zeichnung vorstellen?"

Der Gefangene: „Dieses Weibsbild ist eine brave Familienmutter, eine geachtete und geliebte Gattin, es ist meine Frau."

Verney (wüthend): „Deine Frau? Meinst Du, Lumpenaristokrat, ich werde Dir das Porträt Deiner Geliebten lassen? Wenn Du ihr Bild tagtäglich ansehen kannst, wirst Du am Ende vergessen, daß Du im Gefängniß bist . . ."

Nachdem der schändliche Gefängnißaufseher diese Worte ausgeheult, warf er das Porträt auf den Boden und zerstampfte es mit dem Absatz des Stiefels.

Am andern Tage, den 4. Thermidor, fand ich beim Aufstehen Anselm schon mit Schreiben beschäftigt. „Freund, Du bist früh aufgestanden", sagte ich zu ihm. „Was kritzelst Du denn da? Etwa Dein Testament?"

Anselm (lachend): „Ich hätte Nichts, was ich vergeben könnte, als einen rasenden Appetit, und ich muß bezweifeln, ob in dieser Hungerszeit Jemand diese Erbschaft annehmen würde. Nein, ich schreibe blos an den vortrefflichen Bürger Fouquier-Tinville."

„Was? an Fouquier-Tinville schreibst Du?" erwiderte ich betroffen; denn ich wußte, daß Anselm jeder edlen Handlung, aber auch jedes unklugen Schrittes fähig sei, und es ging mir eine schlimme Ahnung durch den Kopf.

Anselm: „Ja, an ihn selbst. Soll ich Dir den Inhalt des Briefes mittheilen? Ich bin jetzt gerade damit zu Ende und habe nur noch die Unterschrift beizusetzen."

Ich: „Lies!"

Anselm: „Er ist nicht lang; höre!"

Anselm nahm seinen Brief mit gewichtiger Miene in die Hand und las:

„Fouquier-Tinville! Du Ungeheuer, das die Hölle ausgespieen, abscheulicher Mörder, ungeheures Scheusal, dem ich keinen Gruß entbiete, Du gibst Dir den Anschein, als glaubtest Du, es habe in St. Lazarus ein Entweichungscomplott bestanden, und bezweckst

damit, ein neues Blutbad zu bereiten. Ich erkläre Dir feierlich, daß nie ein solches Complott bestanden hat, daß ich diese Wahrheit überall aussprechen und Deine abscheulichen Pläne enthüllen werde. Nur ich allein wollte entweichen, wisse es, ich allein. Somit hast Du auf keinen andern Kopf ein Recht, als auf den meinigen. Ich erwarte Deine Büttel und zum Schlusse bitte ich Dich, zu genehmigen meine tiefste Verachtung, womit ich verbleibe der Dich verabscheuende und Deiner spottende

Anselm."

„Nun, lieber Freund, was hältst Du von diesem Briefe?"

Ich: „Warst Du thöricht genug, einen solchen Brief zu schreiben, so hoffe ich, Du werdest doch noch so viel Besonnenheit und Menschenverstand besitzen, ihn wieder zu zerreißen."

Anselm: „Nun, da denkst Du sehr übel. Ich habe geschworen, daß ich diesen Brief absenden wolle, und was ich geschworen, thue ich auch."

Wirklich blieb Anselm trotz meiner Vorstellungen und trotz meiner Bitten und Thränen unerschütterlich bei seinem Vorhaben; er übergab den verhängnißvollen Brief dem Gefängnißwärter, als er die Thüre unseres Zimmers öffnete.

„Jetzt endlich glaube ich meiner Sache gewiß zu sein", sagte Anselm hoch erfreut, als er den Gefängnißwärter fortgehen sah; sodann nahm er mich bei der Hand und sprach: „Laß die bösen Grillen fahren, die den Geist verdüstern. Wir haben nicht mehr so lange mit einander zu leben, daß Du deine letzten Augenblicke dazu verwenden solltest, mich zu quälen. Um's Himmels willen, sei doch nicht so traurig. Ich will nur der Schande entgehen, das ist mir das Wichtigste."

Um die Mitte des Tages erschien der Italiäner Manini auf wenige Augenblicke in bedeutungsvoller Weise in unserem Gang. Diesmal hatte der Bandit die Maske abgeworfen und zeigte sich, wie er war.

„Meine guten Freunde," sprach er höhnisch, „ich denke, morgen werden viele Leute, die mir heute den Rücken kehren und die großen Herren gegen mich spielen, ihren Kopf verlieren." Entzückt über den Eindruck, den diese Aeußerung machte, entfernte er sich eilends, vielleicht wohl auch, weil er mit Anselm zusammenzutreffen fürchtete.

Kaum war Manini fortgegangen, so kam die Frau Semé, eine ihres Mannes würdige Ehefrau, diese furchtbare Megäre, die sich durch ihre unersättliche Grausamkeit immer ausgezeichnet hat, und machte uns die Anzeige, daß der kommende Tag ein wichtiger Tag sei. Da wir aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch kurze Zeit zu leben hätten, so frage sie uns, ob wir unsere letzten Kostbarkeiten ihr nicht hergeben woll-

ten, um uns dafür ein gutes Essen zu verschaffen. In Folge dieser Einladung machte sie einige Geschäfte.

Nach so vielen Anzeigen war kein Zweifel mehr möglich. Der noch übrige Theil des Tages verstrich in tiefer Trauer, nicht, weil die Furcht vor dem Schaffot unsern Muth gebeugt, sondern weil Mancher von uns seine ganze Familie schutz- und hülflos im Elend zurücklassen mußte.

Am andern Tage, an welchem die gräßlichen Platten des Vergifters Périmal fast unberührt auf dem Tische stehen bliebeu, erschien um vier Uhr Nachmittags Frau Semé an dem Gitter, welches unsern Corridor abschloß, und sagte mit spöttischer Miene, die wie Todtengeläute in unsern Ohren klang: „Die Kutschen dieser Herren fahren vor", und verschwand sogleich wieder.

In demselben Augenblicke rollten zwei ungeheuere Wagen, von vierzehn Gensdarmen eskortirt, in den Hof. Instinktmäßig stellte ich mich an Anselm's Seite, der mit einem Lächeln auf den Lippen und beherzten Blickes seinen Kopf hoch trug.

Bald drang ein ganzer Schwarm von Gefängnißwärtern in die Gänge ein, und der neue Aufseher Verney verlas die Namen derjenigen, welche vor das Revolutionstribunal berufen waren. Da wir aber männiglich wußten, daß von Fouquier-Tinville zum Schaffot nur ein Schritt sei, so umarmten wir die Vorgerufenen und sagten ihnen das letzte Lebewohl.

„Das ist doch sonderbar, mich hat man ganz vergessen", sagte Anselm zu mir. „Will sich etwa der Schuft Fouquier den Anschein geben, als verachte er mich? Habe ich mich in meinem Brief noch zu gemäßig, ausgedrückt? Er scheint mich nicht verstanden zu haben. Kömmt morgen die Reihe nicht an mich, so schicke ich ihm ein zweites Sendschreiben, welches Nichts zu wünschen übrig lassen soll."

Eine Stunde nach Abgang unserer Leidensgefährten bemerkte ich den Schließer Leduc, der mit einem Papier in der Hand hastig bei mir vorbeiging. Ich hielt ihn beim Arm und sagte: „Bürger, was hast Du da für ein Papier?"

Leduc: „Das Verzeichniß der Gefangenen, welche diesen Nachmittag weggeführt wurden."

Ich: „Willst Du erlauben, daß ich dasselbe abschreibe?"

Leduc: „Da hast Du es, aber spute Dich, denn ich muß eilen."

Der Schließer Leduc, mit dem ich bekanntermaßen am Tage meines Eintritts in St. Lazarus einen gewaltsamen Auftritt gehabt, gewann mich seither recht lieb, Anselm und ich waren wohl die einzigen Gefangenen, welche er mit Milde behandelte; mich pflegte er gewöhnlich nur mit den Worten: „Mein Officier" anzureden.

Hier folgt das Verzeichniß, wie ich es nach dem von dem Staatsanwalt ausgefertigten Aktenstück getreulich abgeschrieben; dasselbe ist ein merkwürdiges, historisches Dokument, welches deutlich beweist, daß Robespierre das Schaffot nur in seinem persönlichen Interesse benutzte. Es ist aus diesem Verzeichniß ersichtlich, daß der größte Theil der Unglücklichen, welche am 5. Thermidor aus unserem Gefängnißhaus zum Tode gingen, dem Adel oder der Geistlichkeit oder aber der gutgesinnten und gemäßigten Partei angehörte; folgendes sind die Namen der Unglücklichen:

„C. M. Allain, achtundzwanzig Jahre alt, geboren zu Paris, Professor, Straße Eloy.

L. Dessinard, 23 Jahre alt, geboren zu Versailles, Banquiersekretär bei Muzières.

L. Selle, 44 Jahre alt, Generalinspektor der Militäreffekten der Armee im Innern.

T. L. Maillé, 17 Jahre alt, Sohn des Vicomte gleichen Namens, Straße Bac.

P. R. A. Maillé, 37 Jahre alt, geboren zu Tirlante, gewesener Adeliger und Priester, Oheim des Vorigen, Straße Caumartin.

P. L. Champigni, 59 Jahre alt, geboren zu Dulan, gewesener Pfarrer von Villepente.

C. F. G. Graindorge, 34 Jahre alt, geboren zu Lisieux, gewesener Graf von Menil-Durand, gewesener Generaladjutant, Straße Loi.

A. L. J. Flavigni, 31 Jahre alt, von und zu Charme, gewesener Unterlieutenant im ehemaligen Regiment der französischen Garden.

Frau R. H. L. Flavigni, 28 Jahre alt, weiland Gräfin, Frau Desvineux, Straße Neuve-Augustin.

Frau C. L. S. Soyncourt, 35 Jahre alt, geboren zu Paris, weiland Baronin, verwitwete Inisdal, Straße Petit-Vaugirard.

Frau C. P. H. Dubois, 36 Jahre alt, Gemahlin von Fleury, Generaladvokat im Parlamente von Paris, Straße Valois.

Frau J. Pingrai, 21 Jahre alt, Gemahlin von Mursin, Direktor der ehemaligen Pächtereien, Straße Loi.

J. Gravier de Vergennes, Vater, 75 Jahre alt, weiland Graf, Straße Neuve-Eustache.

G. Gravier de Vergennes, 42 Jahre alt, weiland Adeliger, gewesener Requetenmeister, Hauptmann der Jäger und gewesener Municipalrath.

Frau L. Laval-Montmorency, 72 Jahre alt, gewesene Abtissin von Montmartre.

F. C. Thibaut-Lagarde, 31 Jahre alt, geb. zu St. Angenne,

Officier im ehemaligen Regiment der französischen Garden, weiland Adeliger von Rouen.

C. Charteral, 46 Jahre alt, geboren zu Aix, weiland Adeliger, gewesener Lieutenant der Garde des Tyrannen, zu Colombe.

Dagneix, 43 Jahre alt, gewesener Offizier der genannten Garde, Straße Petit Bourbon.

A. P. Albert de Verulle, 39 Jahre alt, erster Präsident des ehmaligen Parlamentes von Grenoble, zu Sens.

P. M. V. Beauvilliers de St. Aignan, 27 Jahre alt, weiland Herzog von St. Aignan.

Frau F. C. Berenger, 29 Jahre alt, Gemahlin von Beauvillers de St. Aignan, Straße Grenelle-Germain.

P. C. Copin de Villepreux, 45 Jahre alt, weiland Ritter, Cavalleriehauptmann, Straße Four.

J. H. Laboulbenne-Montesquiou, 43 Jahre alt, geboren zu Agne, weiland Adeliger und Priester von St. Roch, gewesener Generalvikar, Straße Favart.

F. Gigant-Bois--Berusier, 50 Jahre alt, gewesener Domherr und Generalvikar von Sens. Straße Poissonnière.

J. F. Ganthier, 24 Jahre alt, geboren zu Moissac, gewesener Page des Tyrannen.

P. du Content, 56 Jahre alt, geboren zu Côte-André, gewesener Priester, Straße des Portes."

Man kann sich leicht denken, welch schauderhaften Eindruck die Wegführung dieser Gefangenen in unserm Hause hervorgebracht; Jedermann betrachtete diese Lieferung nur als eine erste Abzahlung, als ein Vorspiel der allgemeinen Metzelei, die uns bevorstand. Anselm war ganz untröstlich über diese Hekatombe von Opfern, denn bei seiner Redlichkeit quälte ihn der Gedanke, daß er durch Durchsägung der Eisenstange die erste Veranlassung zu dieser Abschlachtung gegeben habe.

„Aber, lieber Freund," sagte ich zu ihm, „Deine Gewissensscrupel sind gegen allen gesunden Menschenverstand. Bedenke, ich bitte Dich, daß unter den Opfern, die eines Versuchs zur Entweichung angeklagt sind, sich auch die 72jährige Abtissin von Montmartre, Madame Lava von Montmorency, befindet, die an allen ihren Gliedern gelähmt ist. Es ist ja recht handgreiflich, daß Fouquier gar wohl wußte, daß diese Dame, sowie alle Uebrigen, welche er auf das Schaffot geschickt, nie auch nur von ferne an ein Entweichen gedacht haben.

Anselm: „Etwas Wahres mag in deiner Bemerkung liegen. Hätten unsre Peiniger den Vorwand nicht gefunden, so würden sie einen andern ausgeheckt und jedenfalls ihr schändliches Ziel erreicht haben. Aber das

thut Nichts, morgen werde ich doch noch einmal an Fouquier schreiben ...."

Hierauf antwortete ich Nichts, um Anselm's bekannten Eigensinn nicht zu reizen, aber ich hoffte, das Abgeben dieses zweiten Sendschreibens verhindern zu können.

Meinen Lesern dürfte vielleicht eine ausführliche Darstellung der Begebenheiten des 5. Thermidor, welche unsere Reihen so stark gelichtet, erwünscht sein, aber ich fühle mich zu schwach dazu. Zwanzigmal schon habe ich, seitdem ich die Erinnerungen an meine Gefangenschaft schreibe, die Feder angesetzt, um die blutigen und schändlichen Auftritte dieses Tages zu schildern; aber jedesmal gebricht mir der Muth zur Ausführung. Doch kann ich nicht umhin, eine kleine Scene anzuführen, welche die Familie Maillé betrifft. Louis Maillé war als Knabe von vierzehn und einem halben Jahre verhaftet worden und befand sich seit zwanzig Monaten in den Gefängnissen von Paris; am 5. Thermidor warf er dem Aufseher Périmal einen faulen Häring an den Kopf und am folgenden Tage mußte er sammt seiner Mutter vor Gericht erscheinen. Es befanden sich aber im Gefängnißhaus von St. Lazarus zwei Frauen, die fast den gleichen Namen trugen, die eine hieß Maillé, die andere Maillet. Man täuschte sich und führte die zweite für die erste fort. Vor Gericht wurde der Irrthum bemerkt. „Was liegt daran?" sagte Fouquier. „Wir schießen so zwei Hasen auf einmal." Wirklich ließen die Ungeheuer den Louis Maillé sammt der Frau Maillet, der angeblichen Mutter, sogleich guillotiniren und in der Nacht die Gräfin Maillé, die wahre Mutter, obschon sie an einer heftigen Nervenkrankheit darniederlag und an's Krankenbett gefesselt war, ebenfalls abholen und Tags darauf hinrichten, ohne sie nur je vor Gericht zu rufen.

Von allen unseren Leidensgefährten, welche am 5. Thermidor vorgerufen wurden, entging nur eine einzige Person dem Blutbad; es war die Herzogin von St. Aignan, welche ihre Schwangerschaft anzeigte und die wie durch ein Wunder einen Aufschub von einigen Tagen erhielt.

Leduc theilte mir an demselben Tage folgendes Aktenstück mit, welches auf das Sekretariat von St. Lazarus geschickt wurde und das ich hier in Abschrift wörtlich mittheile. Unsere unglücklichen Gefangenschaftsgefährten waren verurtheilt worden als

> „Ueberwiesen, daß sie sich als Feinde des Volkes ausgesprochen, Einverständniß mit den Feinden des Staates unterhalten und ihnen Unterstützung geleistet; daß sie an Complotten, Meutereien und Mordthaten des Tyrannen und seiner Frau gegen das Volk sich betheiligt; daß sie im Verhafthause von Lazarus eine Conspiration gemacht, um sich durch Flucht dem Gericht zu entziehen

und durch Ermordung der Volks-Repräsentanten und namentlich der Ausschußmitglieder die republikanische Regierung aufzulösen und das Königthum herzustellen; endlich, daß sie die Einheit und Untheilbarkeit der Republik aufheben wollten."

So lautete dieses Aktenstück, in Folge dessen fünf und zwanzig unschuldige Opfer das Schaffot bestiegen.

Am 6. Thermidor gegen Mittag kam Frau Semé wieder zu uns und machte uns mit derselben gemeinen und wilden Freude, die sie schon am Tage vorher bewiesen, die Anzeige, daß wir nicht ungeduldig werden sollten, denn man beschäftige sich wirklich mit uns, und es werde gar nicht lange dauern, so würden die Wagen auch für uns ankommen.

Wirklich hörten wir nach einem geistigen Todeskampf von drei Stunden die Räder der Wagen endlich auf dem Pflaster des Hofes erdröhnen. Mit recht ausgesuchter, unbeschreiblicher Grausamkeit wartete der Gerichtsdiener, welcher die Opfer dieses zweiten Tages namhaft machen mußte, zwei Stunden nach Ankunft der Wagen mit der Vornahme dieser traurigen Formalität. Also zwei weitere Stunden schwebte der Dreiangel der Guillotine über unsern Häuptern. Mehrere Gefangene wurden durch dieses lange Warten zuerst so aufgeregt, dann wieder so abgespannt, daß sie die Besinnung verloren.

Ohne allen Commentar, weil mir, wie schon gesagt, Muth und Kraft dazu abgeht, schalte ich hier wörtlich die Liste des zweiten Tags ein; sie enthielt die Namen von:

„J. A. Roucher, 49 Jahre alt, geboren zu Montpellier, Literat, Straße Noyß.

A. Chénier, 31 Jahre alt, geboren zu Konstantinopel, Literat, Straße Cléry.

Frau L. C. G. N. Simon, 48 Jahre alt, geboren zu Borchec. Witwe des Marschall-Lieutenants Maillet.

F. Trunch, 70 Jahre alt, geboren zu Königsberg, weiland Baron, Straße Cléry.

G. Montalembert, 63 Jahre alt, geboren zu Limoges, weiland Marquis, Hauptmann im ehemaligen Regiment des Königs, Straße Neuve-Egalité.

C. C. H. Houdetot, 40 Jahre alt, geboren zu St. Laurent de Brévedent, Landmann, Straße Bondy.

C. H. L. Gastel, 51 Jahre alt, geboren zu Boconne, weiland Adeliger, Lieutenant der Musketiere, Straße Louis au Marais.

C. F. Rougeot de Monteriff, 42 Jahre alt, geboren zu Stigni, weiland Adeliger, Leibgardist, Straße des Pères.

F. T. B. Bessejouls de Roquelaure, 46 Jahre alt, geboren

zu Toulouse, weiland Marquis, Oberst des ehemaligen Regiments de Beauce, Straße Dominique.

C. A. Créqui de Montmorency, 60 Jahre alt, geboren in Deutschland, weiland Adeliger, Straße Cocatrix.

Doley, 50 Jahre alt, geboren zu Florenz, weiland Vicomte, Unterlieutenant im ehemaligen Regiment d'Alsace, Straße Verdelet.

L. S. Sers, 50 Jahre alt, geboren zu Castres, Officier in der Armee von Bussy, gewesener Commandant von Chandernagor, Infanterieofficier, Straße Grenelle-Saint-Honoré.

H. J. Bourdailles, 46 Jahre alt, geboren zu Paris, weiland Graf, Cavallerieoberst.

L. V. Goesmann, 64 Jahre alt, geboren zu Landsee, Rath im ehemaligen Parlament Meaupou, Angestellter der früheren Regierung in England, Straße des Bons-Enfants.

J. F. M. Coirtiarel, 32 Jahre alt, geboren zu Plouvec, weiland Adeliger, Straße Boutoy.

J. Raoul, 56 Jahre alt, geboren zu Gravesend, gewesener Priester der sogenannten christlichen Lehre, Lombarden-Straße.

Frau M. M. C. Dartigue, 46 Jahr alt, geboren zu Marseille, Witwe des Gauthier St. Priest, Advokat im ehemaligen Parlament, Kloster St. Etienne de Grès.

P. Hébert, 52 Jahre alt, geboren zu Breville, gewesener Pfarrer von Courbevoie, bei Paris, Straße Fraternité.

L. J. C. Assy, 36 Jahre alt, geboren zu Paris, gewesener Beneficiat von Paris, Vorhof von weiland Notre Dame.

J. B. Malocagne, 58 Jahre alt, geboren zu Plaisant, gewesener Pfarrer von Louvre.

T. Meynier, 65 Jahre alt, geboren zu Buis, gewesener Priester und Cantor des Hotel-Dieu zu Paris, Kloster Opportune.

J. N. Voyat, 37 Jahre alt, geboren zu Teudon, Departement der Vogesen, gewesener Pfarrer von Bouqueval, Sprachlehrer.

L. Sellos, 29 Jahre alt, geboren zu Boux Perron, gewesener Priester, Straße d'Ormesson.

P. C. Constant, 65 Jahre alt, vom Orden der geringeren Brüder, geboren zu Paris, Kloster St. Jaques-l'Hospital."

Am folgenden Tage, am 7. Thermidor, vernahmen wir, daß alle auf obiger Liste verzeichneten Unglücklichen zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden, einen Einzigen ausgenommen, nämlich den Letzten auf dem Verzeichniß, den Minoriten Constant, dessen Namen zu lesen man vergessen hatte.

Ich wollte eben meinen Protector, den Schließer Leduc, ersuchen,

den Brief, welchen er von Anselm erhalten werde, zurückzubehalten und mir zuzustellen, da sah ich Anselm selbst herankommen, mit einem Gefangenen im Gespräch begriffen. Sobald er mich bemerkte, eilte er auf mich zu, stellte mir seinen Begleiter vor und sagte: „Lieber Freund, ich muß Dir gestehen, dieser Herr hat mir ein Versprechen entlockt, das ich Dir bis jetzt verweigert; ich werde nicht an Fouquier schreiben."

Anselm's Begleiter herzlich die Hand drückend, sagte ich: „Wie dankbar bin ich Ihnen hiefür, mein Herr! Haben Sie die Güte, mir zu sagen, wie Sie Anselm's Willen umgestimmt; Sie müssen eine eindringliche Rede besitzen."

„Ich habe nur die Ueberredungskunst der Religion angewendet. Ich bin Priester und stellte Ihrem Freunde vor, daß er sich durch seinen Brief eines wahren Selbstmordes schuldig mache und sich die Thore des Himmels verschließe."

Anselm: „Hieran hatte ich früher in der That nie gedacht. Ich schätze mich doppelt glücklich, Ihre Bekanntlchaft gemacht zu haben, Herr Pfarrer Brogniard, denn ich bin noch von einem zweiten Gewissensskrupel geplagt, und es wäre mir sehr lieb, darüber beruhigende Belehrung zu erhalten. Aber ich mißbrauche vielleicht Ihre Güte?"

Pfarrer Brogniard: „Sagen Sie doch so Etwas nicht, mein Bruder, sprechen Sie Sich aus, ich will Sie anhören."

Anselm (nach einigem Nachdenken): „Ich begreife ganz wohl, daß wenn ich mich bei Fouquier angebe, dies so viel als ein Selbstmord ist, denn es ist doch noch möglich, daß ich durch Stillschweigen der Proscription entgehe. Aber gesetzt, man verurtheilte mich dennoch, ist denn dieses Urtheil nicht ein Mord, da meine Richter so gut wie ich, meine Unschuld kennen?"

Bogniard: „Allerdings . . . . Aber was gewinnen Sie dabei?"

Anselm: „Ich gewinne damit etwa dies: Wie ich bis auf diesen Tag immer gehört, ist es erlaubt, sich gegen Mörder zu vertheidigen; somit begehe ich auch keine Todsünde, wenn ich den mörderischeu Anfällen meiner Henker Widerstand leiste."

Der Pfarrer Brogniard: „Vom moralischen Gesichtspunkte die Sache aufgefaßt, läßt sich nicht bestreiten, daß Ihr Tod ein ungerechter und Sie zur Vertheidigung und zum Widerstand berechtigt sind, aber ist eid-solcher Widerstand hier möglich? Ist ein solcher Versuch vernünftig? Würde ein solcher Versuch, ich sage dies nicht als Priester, sondern als Mensch, etwas Anderes erzielen, als nur eine Verlängerung Ihres Todeskampfes?"

Anselm: „Herr Pfarrer, das ist Etwas, was nur mich allein angeht. Aber ich bin jetzt mit meinen Fragen noch nicht zu Ende; ich

habe noch eine an Sie zu stellen. Gesetzt, ich begegnete einer giftigen Schlange, die später einen andern Menschen beißen könnte, wäre es da meine Pflicht, ihr den Kopf zu zertreten, oder darf ich sie ruhig ihr Mordgeschäft fortsetzen lassen?"

Der Pfarrer B.: „Ich sehe nicht recht ein, was Sie damit wollen, aber ich denke, daß Sie so viel gesunden Menschenverstand und so viel geraden Sinn haben, um zu wissen, daß man ein gefährliches Thier tödten darf und soll, sobald man Gelegenheit dazu hat."

Anselm: „Herr Pfarrer, ich weiß jetzt Alles, was ich wissen wollte, und danke Ihnen recht aufrichtig für Ihre Gefälligkeit."

Anselm nahm mit der ihm eigenenen Höflichkeit Abschied von Herrn Brogniard, reichte mir den Arm und zog mich in unser Zimmer.

Ich: „Nun, lieber Freund, da wir allein sind, so hoffe ich, Du werdest mir doch den Sinn der beiden sonderbaren Fragen enträthseln, welche Du an den Pfarrer gestellt."

Anselm (erstaunt): „Wie, Du hast so viel Scharfsinn und kannst mein Vorhaben nicht errathen? Die Sache ist einfach diese. Ich habe von Leduc mir sagen lassen, wenn man die Verurtheilten auf das Schaffot führe, so würden sie an Händen und Füßen mit einem Strick gebunden, der nicht dicker sei, als der kleine Finger an einer gewöhnlichen Hand. Obschon nun diese Schnur am Ende einen Knopf hat, der bei der mindesten Bewegung das Fleisch aufritzt, so muß es für Einen, der den Schmerz nicht fürchtet, ein Leichtes sein, diese Schnur mit einem heftigen Stoß zu zerreißen. Wenn ich also auf das Schaffot komme, so mache ich mich auf diese Weise von meinen Banden los, und habe ich einmal die Hände frei, nun da hat ja, vergiß es nicht, der Pfarrer uns eben erklärt, daß es keine Sünde sei, sich gegen seine Mörder zu vertheidigen, — also, wenn ich einmal von meinen Banden frei bin, so nehme ich einem Gensdarmen den Säbel, oder jede andere Waffe, die mir in die Hände kommt, und schlage, und schlage, und schlage darein, wo es trifft. — Du verwunderst Dich? Wie? handelt nicht Jeder nach seiner Weise? Ich achte den Kampf, aber kann es nicht ertragen, daß man mich fesselt; ich will mich tausendmal lieber im Kampf tödten, als ruhig, wie ein Packet, zusammenschnüren lassen. Vor allem werde ich mir den Kopf nie durch die gräßliche Luke der Guillotine stecken lassen; ich finde das lächerlich und unsinnig. . . . . Solltest Du mein Vorhaben nicht billigen?"

Ich: „Ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll, ich bin überrascht."

Anselm: „Und warum bist Du überrascht, mein Freund?"

Ich: „Weil Niemand in der Welt so ohne weiteres Nachdenken auf so außerordentliche und wunderliche Gedanken verfällt, wie Du, und weil

ich gar wohl weiß, daß Du aus dem, was Du mir in scherzendem Ton sagst, Ernst machen willst."

Anselm: „Ich finde hierin nichts Auffallendes und nichts Scherzhaftes; es ist ganz natürlich. Ich frage also kurzweg: Was hältst Du von meinem Vorhaben?"

Ich: „Ich finde es eben so energisch als einfach."

Anselm: „Du billigst es also; das freut mich. Und am Ende, wenn Du es auch nicht gebilligt, so hätte ich es darum doch nicht aufgegeben."

Ich: „O ich kenne Deinen Eigensinn schon. Wir wollen nun zur zweiten Frage übergehen, die Du an den Pfarrer Brogniard gestellt; diese Frage, wenn mich nicht Alles trügt, hat Bezug auf einen geheimen Plan."

Anselm: „Welche Frage meinst Du? O ich weiß es jetzt, die Frage in Betreff der giftigen Schlange, nicht wahr? Wirklich ist das ein neuer Gedanke, der mir eingefallen ist; es ist in der That zum Verwundern, wie ich seit einigen Tagen in Begeisterung und voll guter Einfälle bin. Wenn mich die Lust ankäme, ich glaube, ich könnte wohl ein Gedicht verfassen. Mein zweites Vorhaben ist eben so vernünftig, als das erste. Wenn ich bei einer der nächsten Lieferungen von Gefangenen mitinbegriffen bin, so habe ich die Absicht, den Schurken Manini zu erdrosseln, bevor ich den Wagen besteige! . . . Du verstehst . . . . Manini ist ein schleichendes giftiges Thier, und ich tödte dasselbe, damit es Niemanden mehr schaden kann. . . ."

Ich: „Ich bewundere Dich; wenn aber, wie dies höchst wahrscheinlich ist, Manini sich im Augenblick, da die Wagen abgehen, nicht anwesend findet . . . . denn seitdem man uns abschlachtet, läßt er sich selten mehr blicken."

Anselm (sich an die Stirne schlagend): „Wirklich, daran habe ich nicht gedacht. Du hast in der That Recht, wenn Manini im Augenblick des Abfahrens sich nicht anwesend findet, was muß ich alsdann thun, um ihn zu erdrosseln?"

Anselm, durch meinen Einwurf einen Augenblick stutzig gemacht, schwieg einige Sekunden; dann aber rief er unter hellem Gelächter aus: „Wie? Du willst mir mit Deinem Einwande nur Etwas aufbinden. Ich habe die Schwierigkeit schon gelöst. Ist Manini zur Zeit unseres Abfahrens nicht anwesend, so gehe ich nicht fort."

Ich: „Wie? Du willst nicht fortgehen? Meinst Du denn, man werde Dich nach Gutdünken schalten lassen?"

Anselm: „Das lasse ich mir nicht einfallen, aber doch wiederhole ich, daß ich ohne Manini nicht fortgehe. Wie ich es machen werde, um

zurückzubleiben, das weiß ich jetzt noch nicht, und denke auch nicht darüber nach: aber das weiß ich, daß ich nicht fortgehe, und das ist genug."

Sobald die Gefängnißwärter am 7. Thermidor die Thüren unserer Zimmer aufschlossen, sammelten wir uns unserer Gewohnheit gemäß in den Gängen. Es herrschte in unserm Gefängnißhause eine allgemeine und unaussprechliche Bestürzung; nur Anselm hatte seine fröhliche Stimmung bewahrt und mit ihm Joli, ein Musikus, welcher vor der Revolution beim Orchester der Oper angestellt war.

„Wie kommt es, daß Sie so heiter und zufrieden sind, Bürger Joli?" sagte ich zu ihm. „Haben Sie etwa die Anzeige Ihrer baldigen Befreiung erhalten?"

Joli: „Das eben nicht, aber ich bin doch guten Muthes. Denken Sie Sich, gestern Nachmittag sagte mir Jobert's gefälliger Sekretär, der Bürger Babinet, daß mein Name auf der heutigen Proscriptionsliste stehe. Sie können Sich meine Gemüthsstimmung denken. Vor einer Stunde nun ging ich zu unserem Mitgefangenen, dem Spezereihändler Dervilly, der trotz Semé's strengster Wachsamkeit doch immer einige Eßwaaren von Außen her zu beziehen weiß, und ersuchte ihn um eine Tasse Kaffee. Was sehe ich da? Jobert war gerade selbst anwesend, um eine Tasse Mokkakaffee zu schlürfen. Sogleich wollte ich mich wieder zurückziehen, aber Jobert rief mir in höhnischem und zugleich gebieterischem Tone zu, neben ihm Platz zu nehmen; er sprach von der heutigen Lieferung und fragte mich, ob es mir wirklich nicht recht sei, wenn ich guillotinirt werde? Sie können Sich meine Antwort denken. Nachdem der Kaffee getrunken war, klopfte Jobert Dervilly freundlich auf die Schulter und sagte: „„Dervilly, Du bist doch ein guter Teufel, wahrlich, Du hast Nichts von der Guillotine zu fürchten; komm, schenke mir ein Glas Branntwein ein."" Dervilly hatte aber keinen Branntwein, daher großer Zorn und Unwille bei Jobert. In diesem Augenblicke hatte ich einen glücklichen Einfall. „„Ich besitze eine Bouteille Cognac,"" sagte ich zu Jobert, „„wenn Du meinen Namen aus dem Verzeichniß der Verurtheilten streichen willst, gebe ich Dir sogleich die Bouteille."" Nach kurzem Bedenken reichte Jobert mir die Hand und sagte: „„Der Handel ist geschlossen; ich habe keinen Groll auf Dich, ich setze für Deinen Namen einen andern hinein."" Gesagt, gethan; ich habe ihm meine Bouteille gegeben und er hat meinen Namen aus dem Verzeichniß gestrichen. Sie sehen also, Bürger, daß ich wohl Grund habe, fröhlich zu sein."

Der Vormittag ging ohne Ereignisse vorüber. Als die Stunde des Mittagessens gekommen, verfügten wir uns in das Refectorium. Obschon das Essen nie so schlecht gewesen, wie diesmal, beklagte sich doch Niemand;

außer Anselm und dem Pfarrer, der auf der Rhede von Aix deportirt war, genoß auch Niemand etwas. Gegen das Ende der Mahlzeit erschien Jobert einen Augenblick im Refectorium und kündigte uns auf den Nachmittag die Ankunft der Wagen an.

„Was meinst Du," sagte Anselm zu mir, „da Manini sich verborgen hält, würde ich nicht wohl daran thun, wenn ich meinen Zorn an diesem Jobert ausließe, der um Nichts besser ist, als der Italiäner? Du kennst ja das Sprichwort: Besser ein Sperling in der Hand, als hundert auf dem Dache."

„Deine Rede, lieber Freund, ist wahrer Unsinn," entgegnete ich, „denn Jobert ist nur ein untergeordneter Agent von Manini; wenn Du diesem Jobert zehnmal den Hals umdrehtest, so würde der Italiäner nichts desto weniger seine Angeberei forttreiben und man würde uns um nichts minder den Kopf abschlagen."

Anselm ließ sich durch diese Bemerkung besänftigen und sagte: „Du hast wirklich Recht, ich bleibe bei meinem ersten Gedanken, Manini muß mir herhalten."

Wir waren kaum eine Stunde aus dem Refectorium, so ertönte auf dem Hofraum das dumpfe Rollen der Wagen. Bei diesem gefürchteten Getön vernahm man überall ein Geschrei des Entsetzens.

Bald trat der Commissär mit einem zahlreichen Gefolge von Gefängnißwärtern und Revolutions-Truppen, wie an den vorhergehenden Tagen, in die verschiedenen Gänge und rief die Opfer heraus. Der erste Name, welcher in unserem Corridor von Vendémiaire genannt wurde, war der des Specereihändlers Dervilly, derselbe Gefangene, bei welchem Jobert noch an demselben Morgen Kaffee getrunken hatte. Da der unglückliche Handelsmann sich durch die Freundschaft, welche ihm Manini's Agent heuchelte, vollkommen gesichert glaubte, so wurde er von solcher Bestürzung ergriffen, daß er ganz den Kopf verlor und ein klägliches Geschrei ausstieß.

Der zweite Gefangene, dessen Name gelesen wurde, war der Sohn Loizerolles, derselbe, welcher einige Tage vorher, wie dem Leser noch in Erinnerung sein wird, seinen Vater so energisch gegen Manini's Beschimpfungen in Schutz genommen hatte.

Der dritte Name, der aufgerufen wurde, war — es thut mir jetzt noch im Herzen wehe — es war der Anselm's. Er stand eben an meiner Seite, als sein Name ausgesprochen wurde.

Ganz kaltblütig, und ohne daß sich eine Muskel in seinem Gesicht verzog, sagte er zu mir: „Ah, ah, es scheint, Fouquier gehe über mein Schreiben nicht so leicht hinweg und würdige mich doch einer Antwort. Freund, lebe wohl! und denke Dir jetzt, daß wir neben einander in einem

Schlachtfeuer stehen und daß eine Kugel mich an deiner Seite zu Boden schmettert. Ist Dir das Glück günstiger und entkommst Du frei aus St. Lazarus, so folge dem Rath eines sterbenden Freundes: Lebe zurückgezogen bei deiner Familie und befasse Dich nicht mit der Politik, oder wenn Du Dich der Politik annimmst, so möge es nur geschehen, um die niederträchtigen Mörder zu bekämpfen, welche gegenwärtig den Boden Frankreichs mit Blut tränken. Jetzt habe ich ausgeredet; gib mir einen Handschlag, doch nein, umarme mich! . . . Jetzt genug . . . Lebe wohl! Nun muß ich aber noch mit Manini abrechnen, bevor man mich tödtet . . . Freund, noch einmal, lebe wohl! . . . O, ich muß es offen gestehen, es kostet mich mehr Mühe, Dich zu verlassen, als ich geglaubt!... Ich sehe wohl, daß ich Dich von ganzem Herzen geliebt! Bleibe hier und begleite mich nicht! Du würdest weinen und ich kann Männerthränen nicht ansehen . . ."

Als Anselm von mir Abschied nahm, hatte an meiner Seite ein rührender Auftritt Statt. Herr Loizerolles Vater benützte den Umstand, daß sein Sohn in seinem Zimmer gerade einen Brief schrieb, um an seine Stelle einzutreten. Während diese Scene an meiner Seite vorging, hatte sich Anselm entfernt.

Mein erster Gedanke war nun, an das Fenstrr zu treten, das gegen den Hof ging, wo die Wagen standen, um meinen Freund so lange als möglich im Auge zu behalten, aber anderseits hielt mich wieder der Gedanke zurück, ihn wie einen gemeinen Verbrecher binden zu sehen, ohne die Möglichkeit, ihm zu helfen. So stand ich gnaz zerknirrscht da, ohne Laut, ohne Regung, immer auf derselben Stelle, wo Anselm von mir Abschied genommen. Wie lange ich so niedergedonnert von Bestürzung dastand, weiß ich nicht, wahrscheinlich nur einige Minuten; dennoch scheint auch diese Frist in meinem Leben eine große Epoche gebildet zu haben.

Ein furchtbarer Lärm und ein entsetzliches Geschrei störte mich endlich aus meiner lethargischen Versunkenheit auf; ich glaubte Anselm's Stimme zu erkennen. In zwei Sätzen eilte ich an das Fenster, das gegen den Hofraum hinaus ging, schob die Gefangenen, die sich dorthin gedrängt hatten, mit Gewalt auf die Seite und nahm meinen Platz in der ersten Reihe.

Ich kann nicht sagen, wie es mich ergriff, als ich Anselm sah, wie er, einen knorrigen und blutgefärbten Stock in der Hand, sich mit einer übermenschlichen Kraft und Behendigkeit unter einem Haufen von Gensdarmen und Revolutionsmilitär hervorarbeitete.

„Muth, mein Freund," rief ich ihm zu, ganz von Ungestüm dahingerissen und außer Fassung, „Muth, ich komme Dir zu Hülfe." Und in unbesonnener und unüberlegter Aufregung griff ich in die Eisenstangen,

als wollte ich sie in einem Ruck ausheben. Anselm hatte bei diesem heldenmüthigeu Kampf die größte Ruhe bewahrt und mich verstanden, denn während er seine kräftigen Bewegungen fortsetzte, rief er mir zu: „Sei nur ohne Sorgen, lieber Freund, ich habe Dir ja schon gesagt, ich gehe nicht, bis ich Manini gesprochen habe; man will mir ihn nchit herbringen . . und ich gehe nicht . . ."

Es bildete sich bald ein offener Raum um Anselm's gefürchteten Stock herum; zwei Gensdarmen und drei Mann vom Revolutionsmilitär lagen kampfunfähig auf dem Boden, ihre zerbrochenen Waffen an ihrer Seite; ihre Gefährten waren zaghaft geworden und hatten einen Augenblick vom Kampfe abgelassen.

„Wie?" rief ihnen Anselm zu, „wollt ihr Taugenichtse den Kampf schon aufgeben? Wir haben ja die Schlacht noch kaum begonnen. Wohlan, fahren wir fort, oder ich stürze ohne Schonung und ohne Erbarmen auf Euch los und schlage Euch todt!" Anselm schwang schon seineu gewaltigen Stock, da kam der Gefängnißaufseher Verney und mit ihm sein Vorgänger Semé auf den Kampfplatz. Augenblicklich erkannte Verney die Lage der Dinge und sprach: „Gensdarmen! Die Zeit ist schon vorgerückt, Ihr habt Euch schon verspätet, man kann das Gericht nicht warten lassen; fahret ab und lasset diesen Menschen einstweilen hier, ich will ihn schon diesen Morgen noch binden lassen und ihn mit dem ersten Transport, der wieder abgeht, nachschicken."

Die Gensdarmen ließen sich diesen Befehl nicht zweimal sagen, sie gehorchten unverzüglich und schätzten sich glücklich, der Sache so leicht entledigt zu werden. Nicht so schnell wurde Verney mit der Abführung Anselm's fertig. Mein Freund setzte Widerstand entgegen und sprach:

„Da ich jetzt einen freien Platz erkämpft und einen tüchtigen knorrigen Stock in der Hand habe, so mußt Du, wenn Du anders meiner Person Dich bemächtigen willst, Artillerie vorführen und auf mich losschießen; auch wenn Du das thust, wirst Du mich nur als Leiche in Deine Gewalt bekommen. Wenn Du mich dagegen ruhig in mein Zimmer zurückgehen läß't und Dich verbindlich machst, mir eine Zusammenkunft mit Manini zu verschaffen, so kapitulire ich und will alle Feindseligkeiten einstellen."

„Deinem Wunsch soll entsprochen werden", sagte Verney nach einigem Bedenken; „Du bist ein Teufelskerl, an Dir habe ich meine Freude; komm, wir wollen zusammen ein Glas trinken."

„Zwei für eins, wenn der Wein auch nur einigermaßen trinkbar ist," sagte Anselm ruhig und ging von selbst in seine Gefängnißstube zurück.

Mit welcher Freude und mit welchem Entzücken schloß ich meinen armen Freund in die Arme!

„In der That," sagte er zu mir, „ich muß es offen gestehen, daß ich Dich gerne wieder sehe, ich möchte fast weinen. Habe ich es nicht gesagt, daß ich ohne Manini nicht fortgehe? Wahrlich, wenn alle Gefangenen, statt sich thörichterweise mir Nichts Dir Nichts den Kopf abschlagen zu lassen, sich ein wenig rührten, der Schrecken, unter dem Frankreich seufzt, würde nicht lange andauern."

Folgendes ist das Verzeichniß der Unglücklichen, welche mit dem dritten Transporte aus unserem Gefängnißhause abgingen:

„L. M. A. d'Uffon, 52 Jahre alt, geboren zu Paris, weiland Marquis und gewesener Feldmarschall zu Sevran.

A. Coessin Laberay, 29 Jahre alt, geboren zu Laberay, weiland Adeliger, Straße Denis.

P. Rock, 30 Jahre alt, geboren zu Montpellier, Militär, zu Vincennes.

W. Archambaud Renard du Coudry, 54 Jahre alt, geboren zu Paris, weiland Ritter des Tyrannen, Straße des Fontaines.

F. Loizerolles, Sohn, 22 Jahre alt, geboren zu Paris, wohnhaft im Arsenal.

C. M. Trudaine, 29 Jahre alt, geboren zu Paris, weiland Adeliger, ehemaliger Parlamentsrath, zu Montigni.

C. M. Trudaine, 28 Jahre alt, geboren zu Paris, gleiche Eigenschaft.

J. V. Micault, 37 Jahre alt, geboren zu Paris, Rath im ehemaligen Parlament von Dijon, Straße Taitbout.

P. F. Demachi, 52 Jahre alt, geboren zu Croisy, weiland Adeliger, Straße Portfoin.

J. Beausset, 42 Jahre alt, geboren in Pondichéry, gewesener Hauptmann in der Garde des Tyrannen, weiland Vicomte.

H. J. Dervilly, 43 Jahre alt, geboren zu Paris, Specereihändler, Straße Mouffetard.

C. F. Brivai, 33 Jahre alt, geboren zu Rivière, gewesener Eremit, Kloster St. Benedikt.

C. S. L. Defossé, 57 Jahre alt, geboren zu Paris, gewesenes Mitglied des Verfassungsrathes, zu Compiègne, und seine Frau, geborene M. Chefer, 33 Jahre alt, zu Draguignan.

P. Blanchard, 56 Jahre alt, geboren zu Meslay, gewesener Generalkommissär der Vogesenarmee.

C. Riquet, 50 Jahre alt, geboren zu Toulouse, gewesener Präsident des Parlaments von Toulouse, Straße Neuve St. Marc, und seine Frau, geb. Cambon.

Frau R. A. Jastud, 27 Jahre alt, geboren zu Richemond, verehelicht mit Butler, aus Amerika, weiland Adeliger.

Frau M. H. Sabine Viriville, 31 Jahre, geboren zu Paris, Gemahlin des weiland Grafen von Périgord, Universitätsstraße.

C. A. Brogniard, 44 Jahre, geboren zu Mouchette, bei Arras, gewesener Pfarrer von St. Nikolas du Chardonnet, Bernhardinerstraße.

P. Broquet, 80 Jahre, geboren zu Coutances, Priester, Straße Bergère.

C. Auger, 45 Jahre, geboren zu Paris, gewesener Friedensrichter, Straße Neuve Egalité.

M. P. Jozeau, 44 Jahre, geboren zu Chartres, gewesener Chef der Mairekanzleien, Kloster St. Benedikt.

A. J. Boucher, 36 Jahre, geboren zu Paris, gewesener Sekretär von Bailly, Straße Avoine.

A. D. Viotte, 45 Jahre, geboren zu Besancon, Intendant der weiland Prinzessin von Monaco, Straße Filles St. Thomas.

F. Hilaire, 45 Jahre, ohne Beruf, Straße des Marais.

Am Vormittage des 8. Thermidor gewärtigten wir alle Augenblicke unsern Leichenwagen; zum Glück wurde unsere ängstliche Erwartung getäuscht. Doch waren wir durch dieses Ausbleiben noch keineswegs beruhigt; im Gegentheil, die Ungewißheit, die uns quälte und von Stunde zu Stunde sich steigerte, hatte endlich einen so hohen Grad erreicht, daß drei Viertheile der Gefangenen in eine Art Stumpfsinn fielen.

Es war so wehethuend, diese Niedergeschlagenheit auch nur mit anzusehen, daß selbst Frau Semé, unsere unersättliche Verfolgerin, dies nicht länger aushalten konnte; die dumpfe und traurige Todtenstille, die im Refectorium herrschte, brechend, sagte sie: „Meine Freunde, speisen Sie; die Wagen kommen heute nicht, morgen nicht, vielleicht vor vierzehn Tagen nicht.“

Am 9. Thermidor kam Leduc im Augenblick, als man uns in unsere Zimmer wieder einschließen wollte, auf mich zu, that ganz geheimnißvoll und flüsterte mir leise zu: „Ganz im Vertrauen gesagt, ich habe Ihnen eine gute Neuigkeit mitzutheilen! . . . . Doch nein, Sie könnten mich verrathen, und wer weiß? Robespierre ist vielleicht noch nicht zu Boden geschlagen! . . . .“ fügte er bei, und hielt inne.

Auf diese etwas zweideutige, aber immerhin bedeutungsvollen Worte entfernte sich Leduc schnell, ohne mir Zeit zu lassen, ihn zu fragen.

Ich beeilte mich, dieses Anselm mitzutheilen, der mir mit seinem gewohnten stoischen Gleichmuth zur Antwort gab: „Wenn ich nur dazu komme, Manini den Hals umzudrehen; mehr verlange ich nicht; an allem Andern ist mir wenig gelegen.“ Kaum war das ausgesprochen,

so hörten wir draußen die Tamboure den Generalmarsch und Rappell schlagen; bald darauf schlossen die Schließer die Zwischenthüren in den Gängen; aus Allem war klar zu entnehmen, daß ein wichtiges Ereigniß eingetreten sei. Angst und Ungewißheit ließ uns die ganze Nacht nicht zum Schlafe kommen, denn was stand uns bevor, Ermordung oder Freilassung? So zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, wagten wir einander nicht einmal mehr unsere Vermuthungen mitzutheilen.

Am Morgen des folgenden Tages kamen neue Gefangene an, welche unser Schicksal theilen sollten; von diesen vernahmen wir den — Sturz Robespierre's. Diese so unerwartete und außerordentliche Kunde war für uns ein so glückliches Ereigniß und wir waren schon seit langer Zeit dermaßen nur an Schlimmes gewöhnt, daß wir nicht daran glauben wollten; doch fingen wir allgemach an, aus unserer Betäubung aufzuwachen und unsere Gedanken und Hoffnungen einander mitzutheilen.

Um Mittag endlich wurde uns der Sturz Robespierre's so bestimmt, ja fast offiziell angezeigt, daß wir unser Glück nicht mehr bezweifeln durften. Das Gefühl der Freude äußerte sich in Ausrufungen, in Jubelgeschrei, wir lagen einander in den Armen, nannten einander Brüder, waren trunken vor Glück und Wonne.

Nur ein einziger Gefangener blieb kaltblütig und hielt sich in gemessener Fassung, und dieser war — Anselm. Der einzige Gedanke, den er sich erlaubte, war der: „Dieser Spitzbube Manini hat doch wahrlich viel Glück!"

Ich sehne mich recht sehr, endlich einmal aus dieser Gefängnißluft herauszutreten, in der ich die Leser schon zu lange festgehalten, und gehe daher schnell darüber hinweg, wie Anselm, der vor mir frei geworden, sich für mich verwendete, um meine Entlassung zu erwirken.

Unglücklicherweise wurde meine Befreiung durch einen Brief, den mein Vetter, der Patriot, schon vor zwei Monaten geschrieben und worin er mich als wüthenden Anhänger Robespierre's dargestellt hatte, noch um vierzehn Tage verzögert und ich wurde nur unter der Bedingung aus dem Gefängnißhaus St. Lazarus entlassen, daß ich sofort wieder zur Armee zurückgehe.

Ich schätzte mich so glücklich, endlich wieder andere Menschen leben zu können, daß ich es mir gar nicht einfallen ließ, mich über diese Bedingung zu beschweren.

Die folgenden Tage verlebte ich mit Anselm in Paris. Von meiner Familie erhielt ich Geld und dazu die erfreuliche Anzeige, daß der edle Bürger V. ihr selbst mein Tagebuch, das ich ihm vor meiner Gefangennehmung anvertraut, sammt den 100 Louisd'or überbracht habe. Die

Zeit verging in Anselm's Gesellschaft schnell und fröhlich; da ich Geld genug besaß, so bezahlte ich ihm täglich zwei Mittagessen.

„Lieber Freund," sagte er eines Abends zu mir, als er vom Tisch aufstand, „ich führe ein Leben, wie ein Epikuräer; das darf nicht länger so gehen, ich will mich von Dir verabschieden."

Ich: „Du willst fortgehen? Wohin denn?" sprach ich aufgeregt.

Anselm: „Ich ziehe in die Vendée; Du weißt ja, daß ich schon lange mit diesem Gedanken umgehe. Uebrigens will ich nicht Abschied von Dir nehmen, denn ich weiß, daß wir uns dort wiederfinden werden."

Ich: „Ich, in die Vendée? Du bist ja närrisch. Es kommt mir kein Gedanke daran."

Anselm: „Das thut Nichts. Ich bin abergläubisch; nachdem wie nun schon zweimal auf sonderbare Weise zusammengetroffen sind, in der Abtei nämlich und in St. Lazarus, so habe ich mir in den Kopf gesetzt, unser Schicksal wolle es so, daß wir uns nicht mehr trennen; ich sage Dir, wenn ich in die Vendée gehe, so wirst Du auch dahin kommen!"

Wie sehr mir auch in diesem Augenblicke die Trennung von Anselm im Herzen wehe that, konnte ich doch nicht umhin, über seinen Aberglauben zu lachen. Aber auffallend, vierzehn Tage nachher wurde das Bataillon, dem ich als Adjutant zugetheilt war, nach der Vendée beorder- und Anselm's sonderbare Vorhersagung schien in Erfüllung zu gehen.

IV. Abtheilung.

Vendée und Bretagne.

Inhalt.

1. Die Vendée und die Vendéer.

Was ich jetzt über den Krieg in der Vendée und über den Aufstand in der Bretagne, die „Chouanerie" genannt, zu berichten habe, ist so einzig in seiner Art, daß die Erzählung mitunter in das Gebiet der Dichtung hinüberzuspielen scheint; ich fühle mich daher genöthigt, zum Voraus zu bemerken, daß ich mich bei dieser Darstellung nur an die strenge Wirklichkeit halte und ohne Leidenschaft, ohne Haß oder Abneigung nur das erzähle, was ich als Augenzeuge selbst gesehen und erlebt habe.

Meine Reise von Paris bis Nantes bot nichts Außerordentliches dar, nur Eines will ich hervorheben, daß Robespierre's Sturz in den Provinzen damals schon die beste Wirkung that, indem auch die Furchtsamen jetzt offen ihren Abscheu zu erkennen gaben und jenen Ungeheuern fluchten, die zwei volle Jahre lang Frankreich mit Blutströmen getränkt und mit Ruinen bedeckt hatten.

Ueberall auf meiner Durchreise erkundigte ich mich nach dem Krieg in der Vendée, erhielt aber nirgends befriedigenden Aufschluß, denn in Folge der widersprechenden Berichte, welche der Convent darüber veröffentlichte, war derselbe in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Die exaltirten Patrioten überströmten von Lob über die Greuelthaten des General Turreau, dieses Obermordbrenners, der sein Möglichstes gethan, um die Vendée, eine Landschaft von nicht weniger als vierhundert Quadratmeilen, in ein großes Grab zu verwandeln; die vorsichtigen Leute richteten schon bei dem Namen der „Briganden", wie man die royalistischen Kämpfer nannte, die Augen mit einem Ausdruck des tiefsten Abscheu's zum Himmel; die Furchtsamen endlich wagten gar keine Aeußerung. Erst als ich nach Tours kam, erhielt ich, wenn auch nicht zuverläßige, so doch vielfache, ja nur zu vielfache Berichte über die Vorfälle an den beiden Ufern der Loire.

Ich hatte meine Reise von Paris so schnell zurückgelegt, daß ich viel früher in Tours anlangte, als mir in der Marschroute vorgeschrieben, ich

entschloß mich daher, zwei bis drei Tage hier zu verbleiben und im Gasthaus „zum goldenen Wagen" ein Zimmer zu miethen.

Am Tage nach meiner Ankunft machte ich bei Tische die Bekanntschaft eines ganz jungen Officiers, welcher, gleich mir, zur West-Armee abreiste und der früher schon den Kampf in der Vendée mitgemacht hatte.

„Es ist ein wahres Glück für mich," so sprach ich nach den ersten Begrüßungen zu dem jungen Manne, „Sie hier getroffen zu haben. Meine Phantasie treibt sich schon so lange mit ungewissen Vorstellungen der Verhältnisse in der Vendée herum, daß ich mich endlich nicht mehr scheue, auch die größte Zudringlichkeit anzuwenden, um nur einmal zu einer besseren Kenntniß des wahren Sachverhaltes zu gelangen."

„Machen Sie nur keine Entschuldigungen", sagte der Lieutenant mit eben so viel Anstand, als Gefälligkeit zu mir, „ich stehe ganz zu Diensten. Da ich von meinem General beauftragt worden, einen ausführlichen Bericht über die Vendée abzufassen, so bin ich auch in den Stand gesetzt, mit gehöriger Sachkenntniß über diesen Gegenstand zu sprechen; und weil Sie nicht zu wissen scheinen, mit welchen Fragen Sie zuerst anfangen sollen, so will ich sogleich in den Gegenstand eingehen."

Mit diesen Worten ließ sich der Officier in den Lehnstuhl nieder und begann nach einigem Nachdenken:

„Mein lieber Adjutant, Sie sind gewiß stolz darauf, den Krieg an den Grenzen von Piemont mitgemacht zu haben. Nun, das mögen Sie mir aber doch glauben, daß Alles, was Sie dort erfahren, mit dem, was Ihnen bei der West-Armee bevorsteht, aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Vergleich aushält.

„Die Grenzen in der Vendée ziehen sich im Osten von Pont-de-Cé nach Bissac, Doué, Thouars, Parthemey und Niort; im Süden von Niort nach Fontenay, Luçon und den Sandsteppen von Olonne; im Westen längs der Meeresküste bis Paimböuf; im Norden längs dem linken Ufer der Loire bis Pont-de-Cé. Dieses Gebiet umfaßt eine Bevölkerung von wenigstens achtmalhunderttausind Seelen. Die Loire bildet, die Grenzlinie zwischen der Vendée und der sogenannten Chouanerie, denn diese beiden Kriege haben nichts mit einander gemein, als die Erbitterung und den unüberwindlichen Muth, welchen die Kämpfer auf beiden Seiten an den Tag legen.

„In der ganzen Vendée trifft man gar keine Stadt von größerem Umfang; die zahlreiche ackerbautreibende Klasse lebt in kleinen und zerstreut liegenden Bauernhäusern. Im Innern trifft man die herrlichsten Gegenden. Das Land ist von vielen schmalen Fußwegen durchschnitten, hat aber nur wenige Hochstraßen, und selbst diese befinden sich in einem

so mangelhaften Zustande, daß sie zu gewissen Zeiten nur mit Schwierigkeit zu befahren sind. Der südliche Theil des Landes, unter dem Namen Gastine oder Bocage bekannt, ist reich an Wäldern und Gehölz; der nördliche gegen die Loire heißt das „flache Land".

Der Ackerbau bleibt sich in der Vendée immer so ziemlich gleich; der Landmann hält streng am alten Herkommen und befolgt immer denselben Gang; allem Fremden und Unbekannten ist er abgeneigt. Aber bei der Fruchtbarkeit des Bodens und Einfachheit der Lebensart reicht die Vendée für sich wohl aus. Korn wird mehr gepflanzt, als der Bedarf der Bevölkerung verlangt. Wein gibt es im Ueberfluß, aber von mittelmäßiger Qualität. Die Rindvieh- und Schafzucht bildet den wichtigsten Erwerbszweig. Arme finden sich in geringer Zahl. Die Bauernhöfe sind überall mit Gräben, Mauern und Hecken umgeben, und bilden in Kriegszeiten natürliche Schanzen und Verstecke.

„Ist das Korn eingesammelt, so läßt man das Land gewöhnlich drei, selbst fünf und noch mehr Jahre ruhen. Auf dem brach liegenden Lande wachsen bald Rohre und Stauden auf, die sechs Schuh hoch werden; hinter diese flüchten sich die Vendéer, wenn sie geschlagen sind, oder lauern ihrem Feind auf seinem Marsche auf.

Der Bewohner der Vendée ist von Natur einfach, gutmüthig, sanft und gastfreundlich, hält treu am gegebenen Worte; dabei ist er vorsichtig und mißtrauisch, denn er fürchtet sich wegen seiner Unkenntniß, und besinnt sich wohl, ehe er eine Verpflichtung eingeht; hat er aber sein Wort gegeben, so hält er es auch, sollte es ihn die schwersten Opfer und selbst das Leben kosten. Er ist bei seiner einsamen Lebensweise, von Natur mit einem starken Körperbau ausgerüstet, für Strapatzen abgehärtet, und von religiöser Gesinnung durchdrungen. Wenn es sich um Widerstand gegen die Tyrannei oder um die Vertheidigung der Religion handelt, so zeigt er einen Muth, ja eine Kühnheit, die allen Glauben übersteigt.

Seit dem Beginn des Aufstandes hat jede Gemeinde und jeder Canton ein eigenes Verwaltungscomité und eigene Militärführer, die meistens aus den Bewohnern der Städte und Flecken gewählt sind. Ein höherer Rath führt die Leitung des Ganzen. Das Zeichen zur Sammlung der Mannschaft wird durch Glockengeläute gegeben; auf dieses Zeichen verläßt der Bauer den Pflug, versieht sich mit Lebensmitteln auf drei bis vier Tage, legt religiöse Abzeichen an und zieht unsern Truppen mit ruhiger Entschlossenheit entgegen.

Die Waffen der Vendéer bestanden anfänglich nur in Stöcken und Sensen. In ihrem Freiheitsgefühl und Gottvertrauen fürchteten sie unsere Kanonen so wenig, als unsere Flinten. Nach und nach wurde der Krieg besser geregelt und die Masse der Kämpfer in drei Klassen abge-

theilt; die erste Abtheilung bestand aus Wildmeistern, Jägern und Schmugglern, welche durchweg gute Schützen waren und von denen die Mehrzahl Gewehre mit Doppelläufen und Pistolen hatte. Diese bildeten das Corps der Plänkler. Da dieselben beim Anrücken unserer Truppen in aller Schnelligkeit längs den Zäunen und Hohlwegen sich bewegten, konnten sie uns immer vorauseilen und sofort gegen uns ein mörderisches Feuer beginnen. Weil sie nur auf kurze Schußweite und ganz sicher zielten, ging ihnen fast keine Kugel verloren. Diese Plänklercorps leiteten sich selbst und hatten keine Offiziere.

„Die zweite Abtheilung wurde aus den entschlossensten und der Führung der Waffen geübtesten Bauern gebildet und hieß nur „die Schaar der Tapfern". Es wäre mir unmöglich, Ihnen eine Idee zu geben, welch' eine Unerschrockenheit dieser Leute im Feuer bewiesen; ihre Kühnheit kannte weder Grenzen noch Maß. Hatten die Plänkler unsere Truppen auf den Flügeln angegriffen, so stürzten diese Bauern auf und los und eröffneten das Feuer auf der ganzen Linie. O, wie oft ist es geschehen, daß unsere Soldaten durch den wilden und ungestümen Anfall dieser Leute in Schrecken geriethen, die Waffen von sich warfen und die Flucht ergriffen!

„Die dritte Abtheilung bestand aus den übrigen Bauern, waren aber meist schlecht bewaffnet, besaß mehr Eifer und Entschlossenheit als Gewandtheit und Kraft, blieb meistentheils in ungeordneter und undisciplinirter Masse um die Kanonen und Pulverwagen gesammelt.

„Im Anfang des Krieges war die Taktik der Vendéer immer dieselbe; wenn sie uns angreifen wollten, so beobachteten sie zuerst genau unsere Stellung; alsdann schlichen die Plänkler durch die Hohlwege und hinter den Zäunen her und legten sich in geringer Entfernung von unsern äußersten Flügeln in Hinterhalt; die Entschlossensten stellten sich auf die rechte Seite, um unsern linken Flügel anzugreifen. Alsdann nahmen die „Tapfern" vor der Schlachtlinie, aber in bedeutender Entfernung, ohne genaue Ordnung die ihnen von ihren Commandanten angewiesene Stellung ein. Mit einem Kanonenschuß wurde gewöhnlich das Zeichen zum Angriff gegeben, worauf das Gewehrfeuer sofort begann und auf der ganzen Linie unterhalten wurde. Von allen Seiten ertönte ein furchtbares Geschrei, das nicht verfehlte, auf unsere Soldaten einen erschütternden Eindruck zu machen. Die Plänkler blieben immer in geringer Entfernung von einander, und liefen von Zaun zu Zaun, ohne ihr Feuer jemals zu unterbrechen. Unterdessen rückten diejenigen, welche hinter unsern Flügeln postirt waren, allmälig langsam heran, aber ohne je um eine Linie breit zurückzugehen, und unterhielten gegen uns ein unglaublich

lebhaftes Feuer. Ich muß es gestehen, daß wir in diesem Krieg, namentlich im Anfang, meistentheils den Kürzern gezogen haben."

Ich: „Und wie steht es gegenwärtig?"

Der Lieutenant: „Um die Wahrheit zu sagen, so sind wir zur Stunde noch um keine Linie weiter vorgerückt, als am ersten Tage."

Ich: „Das ist ein Geständniß, das mich wenig erfreut. Aber sagen Sie mir, haben die Vendéer ihre Kriegstaktik noch nicht geändert? Und wenn das ist, warum macht man sich die so theuer erworbene Erfahrung nicht zu Nutzen?"

Der Lieutenant: „Das hat sich freilich um Vieles geändert, denn die Vendéer haben unter ihren Leuten Männer von Talent gefunden, die sie trefflich anführen, und gegenwärtig sind ihre Generale den unsrigen wohl überlegen."

Ich: „Kennt man ihre Anführer?"

Der Lieutenant: „Nicht alle, wohl aber die vorzüglichsten. Es waren: Henri von Larochejaquelin, welcher im Frühling dieses Jahres gefallen sein soll; Cathelineau, d'Elbée, wärtig stehen Charette und Stofflet an der Spitze. Diesen mit dem Volke und dem Lande genau vertrauten Führern hat die Republik bis jetzt eine Reihe von Generalen entgegengestellt, welche, kaum auf dem Kriegsfelde angelangt wieder abberufen wurden, so daß unserer Seits weder Einheit im Plan, noch Kenntniß in der Ausführung obwaltet. Zuerst kam Beyssier, sodann Houchard, Custine, Lanclaux, Beauharnais, Dillon, Grouchy, Biron, Westermann, Beaupuy, Marceau und Kleber, welche alle wieder abberufen wurden."

Ich: „Unter solchen Umständen ist es nicht schwer zu enträthseln, warum die republikanischen Waffen keine Fortschritte erringen. Aber nun, wenn Sie erlauben, mein Freund, noch eine andere Frage. Sagen Sie mir, offen und frei, auf welcher Seite liegt die Schuld der Grausamkeiten, welche in diesem Krieg die Ehre der französischen Nation schänden?"

Der Lieutenant (nach einigem Besinnen): „Begleiten Sie mich auf mein Zimmer. Ich will Ihnen einige Aktenstücke aus meinem Bericht an den General Vimeux mittheilen. Sie sollen selbst Ihre Frage beantworten."

Dieses Anerbieten ließ ich mir nicht zweimal machen. Auf dem Zimmer angelangt, zog der Offizier einen umfangreichen Aktenstoß aus seinem Reisekoffer hervor; neugierig machte ich mich über denselben her und fand u. A. folgende, bis jetzt unbekannte Dokumente, von welchen ich mit Erlaubniß des Lieutenants sogleich eine treue Abschrift nahm:

„Bericht des Kriegs-Gerichts, vom 25. Nivose.

Heute wurden 78 Briganden männlichen und weiblichen Geschlechts verurtheilt und hingerichtet, weil sie im Gefängniß gebetet und dadurch gegen die heilige Gleichheit conspirirt haben.

Sign. Brutus Magnier,
Präsident des Kriegs-Gerichts."

„Befehl desselben Präsidenten Brutus Magnier.

Morgen muß ich sechs Stücke Wildpret für die Guillotine haben. Nimm sie, wo Du willst. Die Sache ist pressant."

„Bericht des Commissärs Caton Durondelle an den Repräsentanten Francastel.

„Auf Deinen Befehl schlachten wir täglich ganze Haufen. Einige der Verurtheilten haben die Frechheit nach der Ursache zu fragen. Die Nation hat jedoch glücklicher Weise einen solchen Mißbrauch, welcher unter der alten Regierung anging, abgeschafft; sie sind schuldig, weil wir es wollen; sie müssen sterben, weil sie reich sind. Das ist der ganze Handel. Tagtäglich schlachte ich 60 bis 90 Personen; noch einige solcher Aderlässe und die Nation ist frei."

„Schreiben des Lieutenants Le Bateaux, an Carrier vom 21. Nivose.

Ich lasse die Aristokraten braten, Du ersäufst dieselben. Ich bin daher feurigerer Natur, als Du. Das Menschengeschlecht muß wiedergeboren und zwar in Blut wiedergeboren werden. Dieses ist der Wille des Wohlfahrts-Ausschusses; ich lasse mich durch nichts einschüchtern."

„Bericht der Commissäre Felix und Millier an den Wohlfahrts-Ausschuß, vom 26. Frimaire.

Standhaftigkeit und Schnelligkeit in dem Abschlachten unserer Gegner ist nothwendig und Ça ira! — Die Post geht ab; die Guillotine erwartet unsern Befehl zur Thätigkeit; bereits haben wir seit zwei Wochen vierhundert Köpfe springen lassen."

„Schreiben Millier's an den Wohlfahrtsausschuß (fünf Tage später).

Wir haben Mangel an Briganden für unsere Sühnungsfeste, allein wir werden in den umliegenden Städten und Dörfern solche aufsuchen; es gibt in dieser Gegend viele reiche Leute, welche vor unserem Gerichte zittern. Heute fallen Siebenzehn, welche ein skandalöses Vermögen besaßen; wir haben dasselbe als Nationalgut eingezogen. Mäßigung wäre unter diesen Umständen ein — Verbrechen. Wir bedürfen hierzu, Bürger-Repräsentanten, Eurer

besondern Befehle nicht; wir kennen Euere Grundsätze und wissen, daß wir sie leider immer nur zu schwach vollziehen. Sign. Millier."

„Hier folgen nun", unterbrach mich der Lieutenant, „einige Dokumente, welche beweisen, daß Jean-Bon-St. André und Laplanche zu derselben Zeit in der Vendée die Kinder anleiteten, die Waffen zu führen, um ihre eigenen Eltern und Verwandten zu erschießen. Dubois-Crancé thut gegenwärtig das Gleiche in der Bretagne."

Ich: „Gräßlich und schändlich! Aber nachdem Sie mir solche Dokumente mitgetheilt, muß ich Ihnen, mein Officier, gestehen, daß ich nicht mehr den Muth habe, die Waffen gegen die Vendéer zu tragen. Es ist mir wahrlich leid, daß ich zur Kenntniß aller dieser schauderhaften Dokumente gelangt bin."

Lieutenant: „Es ist Sache des Militärs, zu kämpfen, nicht zu räsonniren. Wenn aber die Dokumente, die ich dem General Vimeux zu überbringen habe, Ihnen so sehr zu Herzen gehen, so wollen wir nicht weiter davon reden." Hiermit packte der Lieutenant seine Schriften wieder zusammen und nur auf mein ernstes Ansuchen fuhr er wieder mit Lesen dieser interessanten Aktenstücke fort und zwar mit einem Bericht des Bürgers Faurés an den Convent über General Turreau und seine mordbrennerischen Banden. Dieser Rapport vom 2. Germinal des Jahres II. lautete wörtlich wie folgt:

„Mit jedem Tag gehen uns immer schauderhaftere Berichte ein, wie sich einige Generale, die nicht würdig sind, im Dienst der Republik zu stehen, die schändlichsten Verbrechen zu Schulden kommen lassen. Ich erlaube mir, zu bemerken, daß es im wohlverstandenen Interesse der ganzen Nation liegt, solche Vergehen bis auf die letzte Spur auszutilgen, und darum schreibe ich im Vertrauen auf Euch, Bürger-Repräsentanten, daß man Krieg führt gegen Männer und selbst Frauen. Das ist ganz in der Ordnung, aber liegt es wohl in dem Willen des Wohlfahrts-Ausschusses, daß man auch den Kindern den Krieg erkläre? Freilich sind sie uns feindselig, wie denn hier Alles gegen uns feindselig gesinnt ist, aber diese eben so listigen, als in der Verstellungskunst geübten Kinder verfolgen uns mit andern Mitteln. Man sollte sie schonen, um sie an das Glück der Freiheit zu gewöhnen; statt dessen, will man sie zwingen, die Verräther und Angeber ihrer eigenen Eltern zu werden; wollen sie sich nicht dazu hergeben, so tödtet man sie. Vor vier Tagen griff ein Detachement der Division Huché bei la Chataignerain einen Knaben von höchstens neun bis zehn Jahren auf, welcher den Auftrag hatte, für eine im nahen Gehölz postirte Bande Wache zu halten. Man wollte ihm das Leben zusichern,

wenn er den Weg zu den Briganden zeige. Der Knabe lächelte und sagte mit verstellter Gleichgültigkeit: „„Wenn ich Euch sagte, wo sie sind, so glaubtet Ihr es mir doch nicht““, und weder mit Versprechungen noch Drohungen, noch mit den ärgsten Mißhandlungen konnte man aus ihm eine Angabe herausbringen. Unsere Soldaten tödteten endlich den Knaben, aber eine halbe Stunde später lebten von unserm ganzen Detachement einzig noch zwei Mann; alle waren in einen Hinterhalt gefallen und jämmerlich um das Leben gekommen."

Auf die Frage des Lieutenants, was ich von diesem Knaben halte, sagte ich: „Man hat schon manchem Eroberer eine Statue gesetzt, der keiner solchen Aufopferung fähig gewesen."

Der Lieutenant aber theilte mir jetzt folgenden Tagesbefehl des Obergenerals Turreau mit:

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder Tod! Dem General Huché wird hiemit aufgetragen, unverzüglich nach Luçon aufzubrechen und das Commando über sämmtliche Militärmacht in dieser Stadt und den nächstgelegenen Posten zu übernehmen. Er hat mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln sämmtliche Lebensmittel in dieser Gegend aufzugreifen und zwar auf der rechten Seite bis St. Hilaire und Chateau-Fresnaye und auf der linken von Boury und Roche-sur-Yon bis Clain. Alle Lebensmittel und alles Hornvieh soll nach Luçon geschafft werden. Sobald diese Wegnahme vollzogen ist, sollen alle Flecken, Dörfer, Weiler, Backhäuser und Mühlen ohne Ausnahme gänzlich verbrennt und die Einwohner, von denen man erfahren kann, daß sie direkt oder indirekt an dem Aufstand des Landes Theil genommen, sollen auf der Stelle niedergemacht werden.

Der Obergeneral der West-Armee.
Sig. Turreau."

Nachdem ich diesen vom Obergeneral eigenhändig unterzeichneten Tagesbefehl gelesen, fragte ich: „Ist dieser Befehl vollzogen worden?"

„Ja freilich," antwortete der Lieutenant, „und zwar mit unerbittlicher Strenge. Uebrigens lesen Sie nur dieses Aktenstück, es gibt auf Ihre Frage die beste Antwort."

Dieses Aktenstück war ein vom Volksrepräsentanten Laignelot an den Sicherheitsausschuß gerichtetes, vom 3. Pluviose datirtes Schreiben folgenden wörtlichen Inhalts:

„Ich habe den Beamten des Bezirks Challans (in dem Departement, an welchem so schreckliche Rache genommen worden) versprochen, ihre an den Sicherheitsausschuß gerichtete Petition zu

unterstützen. Diese Beamten verlangen die Einstellung der Verheerungen und Brandstiftungen, welche das schönste Gebiet der Republik in die schauderhafteste Wüste umgewandelt haben. Bürger-Collegen, was den Briganden zum Schutz und Aufenthalt dienen konnte, mußte jedenfalls zerstört werden und deshalb konnten wir das Eigenthum des Patrioten so wenig schonen, als das des Contre-Revolutionäre, aber Feuer und Schwerdt, Hunger und Nothzüchtigung sollte doch nicht überall ohne Unterschied hausen, namentlich sollten die Lebensmittel, welche zur Ernährung der republikanischen Armeen geeignet sind, nicht so mir Nichts dir Nichts nutzlos und zwecklos zerstört werden. Diese Freiheitsschreier erwürgen das Vaterland im Namen des Vaterlands, sie bekämpfen die Briganden, aber richten mehr Unheil an, als die Briganden selbst. Die Vendée allein ernährte mehr als zehn Departements und verproviantirte die Marine von Rochefort; soll nun, wie die Ultrarevolutionäre drohen, alles Korn in der Vendée verbrannt werden, so wird sich die Hungersnoth in Bxor,deau in der Dordogne und bei unsern Armeen im Süden einstellen; die Schiffe werden nicht zur bestimmten Zeit aus dem Hafen von Rochefort auslaufen, Larochelle wird Mangel an Lebensmitteln und Schlachtvieh haben und der Bürgerkrieg wird sich nur noch mehr in die Länge ziehen. Ich durchstreifte die Vendée und war bei der Armee, als sie Charette fast ohne Anstrengung aus Machecoul vertrieb und in die Flucht jagte, und ich verwundere mich, daß dieser Brigandenführer nicht gefangen genommen oder gänzlich aufgerieben wurde. Die Mehrzahl der Truppenkommandanten ist entweder ganz unthätig oder sie arbeiten einander selbst entgegen. Es ist bei ihnen weder Zusammenwirken, noch Plan, oder besser gesagt, sie haben einen Plan und zwar den, diesen Krieg ohne Ende in die Länge zu ziehen. An keinem Kampftag hat man z. B. Dutruy sich an die Spitze seiner Armee stellen sehen; er berauschte sich und unterhielt Buhlschaften mit einem Weib in Sables, während man sich in Bouin schlug. Ich habe acht Tage in der Vendée zugebracht und einiges Gute zu stiften gesucht, aber ich wurde mit tiefstem Unwillen erfüllt, als ich auf Ort und Stelle sah, was da vorging. Daß die Truppen durchaus keine Zucht haben und stehlen, wo sie nur können; daß die Anführer nicht minder raubsüchtig und ausgelassen, daß die Behörden rath- und kraftlos sind; daß überall nur Trauer, Schrecken und Verzweiflung herrscht, — das Alles wird man erklärlich finden, sobald man weiß, daß ein Volksrepräsentant öffentlich auszusprechen

gewagt, man brauche kein Brod mehr in einem Lande, wo man keine Menschen am Leben lassen dürfe. Liebe Collegen, ich schließe hiemit, denn das Herz blutet mir."

„Wenn Sie", sagte der Lieutenant zu mir, „in Betracht ziehen, wie vorsichtig Laignelot sich in seinem Schreiben ausdrückt, so werden Sie sich einen Begriff machen, welche unerhörte und unglaubliche Greuelthaten die von dem Turreau angeführten Räuber und Mordbrenner verschuldet haben. Da ich mich eben zur Zeit, als diese Colonnen ihren schaudervollen Auftrag in's Werk setzten, in der Vendée selbst befunden, so kann ich Ihnen aus eigener Anschauung bezeugen, daß sie weit Schrecklicheres verübt haben, als Alles, was man sich nur Grauenvolles und Schauderhaftes denken mag."

Ich: „Und welches waren die Folgen dieses Verfahrens?"

Der Lieutenant: „Der Erfolg, welchen Turreau's furchtbare Colonnen mit ihren Greuelthaten erreichten, war gerade der, daß auch jene Bauersleute, die sich bis dahin ruhig gehalten, nun an dem Kampf einen thätigen und verzweifelten Antheil nahmen. Von diesem Zeitpunkt an hatten wir solche Unfälle und Niederlagen zu erdulden, daß die vom Convent abgeordneten Repräsentanten in Erwartung bedenklicher Folgen sich gezwungen sahen, einen andern Weg einzuschlagen, und auf mildere und versöhnlichere Mittel Bedacht zu nehmen. Sie proklamirten demnach eine Art Amnestie und verhießen Allen, die sich der Republik unterwerfen würden, gänzliche und großmüthige Vergessenheit alles Geschehenen.

„Aber die Verfolgten schenkten diesem scheinbaren und plötzlichen Wohlwollen ihrer Verfolger keinen Glauben, sondern blieben unter den Waffen, woran sie auch gut thaten, wie Sie aus diesem Briefe neuesten Datums ersehen können, welchen Carnot erst am 5. Thermidor im Namen des Wohlfahrtsausschusses an die Volksrepräsentanten in Niort geschrieben hat. Der Brief lautet so:

„„Wir übersenden Euch hiermit, theure Collegen, ein Schreiben der Militär-Commission, die auf der Insel Noirmoutiers ihre Sitzungen hält. Aus diesem Schreiben werdet Ihr sehen, wie böswillig eine, von den zur Beaufsichtigung der Aernte bestellten Agenten erlassene Proclamation mißbraucht wurde. Wann hat die Regierung den Urhebern, Begünstigern und Beförderern des Aufstandes Verzeihung versprochen? Im Gegentheil, liebe Collegen, wir sollen Alles anwenden, was in unsern Kräften liegt, um diese Briganden dem rächenden Schwerte zu überliefern und diesen Verbrechern, welche die Eingeweide ihrer Mutter schon so lange zerfleischt, endlich einmal den wohlverdienten Lohn zu geben.

Wollte man gegen die Briganden eine übel verstandene Nachsicht üben, so würde man damit nur das Land den Schrecken eines neuen Krieges und die Patrioten der Willkür der Ruhestörer anheimgeben. Ihr habet demnach ohne allen Zeitverlust Anordnung zu treffen, daß die revolutionäre Justiz wieder ihren ungehemmten Fortgang nimmt, und Ihr werdet nie aus dem Auge verlieren, daß wir keinen andern Zweck anstreben dürfen, als den Krieg in der Vendée auf eine gründliche, nachhaltige Weise zu beendigen und diese Weise ist nicht die der Milde.

Sign. Carnot.""

Uebrigens hätte Carnot wegen der kurz dauernden Milde seiner Collegen nicht so viel Besorgnisse hegen sollen, wie die nachfolgende ganz offizielle Beschwerdeschrift beweist, welche vom Maire Moitard und vom Municipalbeamten Delaunay und sechzig Patrioten unterzeichnet ist und von Luçon an das Conventmitglied Ingrand abgeschickt wurde. Diese amtliche Klagschrift, welche ich wörtlich anführe, zeigt am besten, wie die republikanischen Generale an ihrem vorgeblichen Versöhnungswerk arbeiteten. Dieses interessante Aktenstück lautet, wie folgt:

„Den 10. Juli, Abends vier Uhr rückte man mit einer Colonne unter Anführung des Generals Huché aus und zog gegen Vieillevigne und von da gegen Roche-Servière. Die Unterzeichneten bemerkten auf ihrem Zug etwa zwanzig Personen beiderlei Geschlechts, die bei ihrer Arbeit überfallen und auf dem Wege getödtet wurden, diejenigen nicht gerechnet, welche die Plänkler, im Widerspruch mit ihren Proklamationen und sehr wahrscheinlich auf Huché's ausdrücklichen Befehl, rechts und links getödtet haben. Den 17., Morgens um 4 Uhr zog man wieder aus und kam in das Dorf Bezilière; man blieb daselbst vier bis fünf Stunden. Alle Männer und selbst die Frauen, die man auf dem Felde ohne Waffen bei ihrer Arbeit getroffen, wurden erwürgt oder erschossen, das ganze Dorf in Asche gelegt, und zwei mit Korn bepflanzte Aecker in Brand gesteckt. Auf den Haiden von Grand-Luc wurde bivouaquirt; ein Mann und eine Frau, die auf der Flucht begriffen waren, wurden erschossen. Den 18. zog man in den Flecken Saligné, wo kein Mensch anzutreffen war; ein benachbartes Dorf wurde angezündet und die Schafe in den Ställen verbrannt; rechts und links hörte man viele Schüsse fallen. Darauf zog Huché in den Flecken St. Denis la Chevasse, wo sich kein Mensch vorfand; der Flecken und die umliegenden Meierhöfe wurden angezündet. Am 19. ward auf den Feldern von Marquière Halt gemacht; mehrere Bauersleute, die sich versteckt, wurden aufge-

griffen, vor General Huché geführt und auf dessen Befehl sogleich erschossen. General Ferrand machte Huché Vorstellungen gegen dieses Massakriren, Huché aber erwiederte: „„Ich will es so!““ Mehrere Frauenspersonen indessen wurden verschont.

Am 20. zog man durch das Dorf Orsiere, wo ein Mann und eine Frau in ihrem Hause getödtet wurden; darauf ging es auf Poiré, wo man mit den Briganden zusammentraf. Wir stießen auf fünfundzwanzig mit Korn, Mehl und Hausgeräthe beladene Wagen: alle Personen, welche dieselben begleiteten, wurden getödtet und sechszig Frauen und Kinder nach Palluau abgeführt.

Am 21. haben die Unterzeichneten die Colonne verlassen und sich mit General Ferrand nach Lucon zurückbegeben; auf ihrem Marsche bemerkten sie, daß von Montaigu bis Palluau furchtbar geplündert und auf Huché's Befehl alles Vieh weggenommen wurde.“

„Sie sehen also, Adjutant,“ sagte der Lieutenant, „daß die Vendéer vollkommen Recht hatten, den gemachten, friedlichen Zusicherungen nicht zu trauen und daß sie gezwungen waren, ihre Waffen beizubehalten und die Feindseligkeiten fortzusetzen. Um es nun mit wenigen Worten zu sagen, wie die Sachen gegenwärtig stehen, will ich Ihnen nur bemerken, daß General Vimeux, dermaliger Oberbefehlshaber der West-Armee, ein Mann von wohlwollendem Charakter und klarem Verstand ist und versöhnende Maßregeln wünscht, daß aber die untergeordneten Generale aus Blutdurst und Raubsucht ihm nicht gehorchen; der Oberbefehlshaber kann einerseits keine heilsame Maßnahme vollziehen und anderseits auch keinen entscheidenden Schlag führen und somit verbleiben die Dinge einstweilen, wie sie gegenwärtig sind. In einer Beziehung indessen ist in der Kriegführung ein anderes System eingetreten, daß jetzt nämlich auf den wichtigsten Punkten bleibende und feste Lager aufgeschlagen werden, während früher das Land nur von mobilen Colonnen durchzogen wurde. Nach meiner Ansicht taugt jedoch keines dieser beiden Systeme; die Vendée kann nur durch Kraft, vereint mit Milde und Redlichkeit, wahrhaft beruhigt werden.“

Ich: „Empfangen Sie, Lieutenant, meinen aufrichtigen Dank für Ihre gefälligen Aufschlüsse, ich kenne jetzt die Vendée und die Vendéer so gut, wie wenn ich den Krieg in der Vendée selbst mitgemacht.“

Der Lieutenant: „Aus meiner Erzählung allein schon werden Sie Sich nie einen richtigen Begriff von der Sachlage bilden. Ein einziges Beispeil mag Ihnen das zeigen. Ich habe Ihnen schon gesagt, wie die Vendéer beim Beginn eines Kampfes ein furchtbares Geschrei erheben, und doch werden Sie das erste Mal, wenn Sie dieses Geschrei hören, davon so erschüttert werden, als hätte man Sie gar nicht darauf

aufmerksam gemacht. Und wenn Sie etwa bei einem Hinterhalt dem Feinde in die Hände fallen, so dürfen Sie überzeugt sein, daß Sie unfehlbar erschossen werden, weshalb Sie Sich nie dem Feind ergeben dürfen. Der Grund davon ist folgender: In der ersten Zeit des Krieges schoren die Vendéer den Gefangenen jedesmal nur den Kopf auf der einen Seite, um sie daran zu erkennen, wenn sie wieder die Waffen gegen sie tragen würden; weil sie nun aber nach jedem Kampf die Mehrzahl der Geschornen wieder unter den Gefangenen fanden, so fingen sie an, Alle, die ihnen in die Hände fielen, zu erschießen. Jetzt werden auf beiden Seiten keine Gefangenen mehr gemacht, sondern Alle erschossen. — Uebrigens wollen wir unser Gespräch abbrechen, denn es ist schon spät und ich muß morgen weiter reisen."

2. Die Ankunft bei der West-Armee.

Mit dem lebhaftesten Dank verabschiedete ich mich von dem jungen Officier und kam nach vier Tagen zu Nantes an, wo ich mich sogleich zum Generalstab verfügte, um ein Quartierbillet zu erhalten. Sehr gerne wäre ich zu Nantes in Garnison geblieben, aber der Kriegs-Commissär erklärte mir zu meinem großen Leidwesen, dieser Platz gehöre nicht mehr in das Gebiet der West-Armee, und so ward mir die Marschroute nach dem Lager von Roulliere ausgestellt. Schon mit Tagesanbruch machte ich mich auf den Weg nach diesem Lager, das dem neuen Kriegssystem gemäß zwischen Lognin und Sevre-Nantaise angelegt war und den Weg von Montaigu abschnitt. Auf einem Raum von einer französischen Meile erhoben sich die Feldhütten der Soldaten nach allen Richtungen und in den verschiedensten Größen, ohne alle Symmetrie.

Zwischen diesen Baracken, die ganz an die Buden auf einem Markt erinnerten, gewahrte ich einen Haufen zerlumpter Soldaten; die Einen gingen mit Weibspersonen spazieren, die Andern kochten sich das Mittagessen. Dieser Anblick machte gleich Anfangs einen so übeln Eindruck auf mich, daß ich eher Banditen, als Soldaten vor mir zu haben glaubte. Unter den Uniformen des Linienmilitärs bemerkte ich eine bedeutende Anzahl Röcke von Nationalgardisten. Auf meine Frage, warum letztere sich in so großer Zahl anwesend fänden, erhielt ich die Antwort: „Wir kommen hieher, um Jagd zu machen auf die Briganden, welche sich in der Gegend des Dorfes Sauvagere herumtreiben; gestern haben wir drei dieser Elenden gefangen genommen und erschossen."

Ich: „Wahrscheinlich nach einem hartnäckigen Kampf?"

Der Nationalgardist: „Im Gegentheil, ohne den mindesten Widerstand. Um uns leichter zu täuschen, hatten sie gar keine Waffen

bei sich und stellten sich, als wären sie mit Landarbeit beschäftigt, aber wir ließen uns nicht irre machen, Alle mußten über die Klinge springen."

Der Nationalgardist sprach mit der auffallendsten Gleichgültigkeit; in demselben Augenblick ging bei uns ein Hauptmann vorüber, den ich nach kurzer Begrüßung nach dem Generalstab fragte und ihm meine Marschroute vorwies.

„Ah," sagte er zu mir, „Du gehörst gerade zu meiner Compagnie; hast Du schon Pulver gerochen?"

Ich: „Jedenfalls, denn ich habe den Krieg an der Grenze mitgemacht."

Der Hauptmann: „Desto besser, so habe ich doch einen Mann in meiner Compagnie, auf den ich zählen kann."

Ich: „Wie das, sind denn die republikanischen Truppen so wenig an den Krieg gewöhnt, daß sie den Angriff der schlecht bewaffneten Bauern nicht aushalten?"

Der Hauptmann: „Die republikanischen Truppen sind das beste Militär, das man nur finden kann; aber die gezwungenen Freiwilligen, die unter meinem Befehle stehen, sind keine Soldaten. Die meisten sind Familienväter, die auf zwei, vier bis sechs Wochen engagirt sind, mit allem Ungestüm immer die Entlassung verlangen und schon beim bloßen Gedanken zittern, daß ihre Weiber Witwen werden könnten. Hätte ich darüber zu bestimmen, so hätte ich diese ausgehobenen Hasenherzen schon längst fortgeschickt."

Mein Hauptmann hatte ein merkwürdiges Aussehen: sein mageres, gelbes, knochiges Gesicht war zu zwei Drittheilen mit einem ungeheuern Schnauzbart überdeckt und durch zwei gewaltige Säbelhiebe kreuzweis durchfurcht; der Kopf ruhte auf einem langen und äußerst dünnen Hals, der übrige Körper war nicht minder abgezehrt; aber in seinem kräftigen Gang erkannte man eine ganz ungewöhnliche Muskelkraft. Hätte er nicht die Epauletten getragen, so würde man an seiner höchst vernachläßigten Kleidung jedenfalls den Officier nicht erkannt haben. Er zeigte mir eine etwas besser ausgeschmückte Baracke und sprach: „Dort ist der Generalstab; sobald deine Marschroute visirt ist, so komme wieder zu mir, wir wollen zusammen eine Bouteille trinken und etwas genießen. Sieh, da ist meine Wohnung."

Ich: „Mit allem Dank nehme ich die gefällige Einladung an. Wie ist Dein werther Name?"

Der Hauptmann: „Alle Leute kennen mich unter dem Namen Cherche-a-manger (Such' zu essen)."

Diese Antwort, mit welcher der Hauptmann sich entfernte, war mir so auffallend, daß ich einen Sergeant, der mit aller Aufmerksamkeit eine

herrliche Schöpskeule an seinem Säbel briet, fragte: „Kennst Du den Hauptmann Cherche-a-manger?"

Der Sergeant (ganz erstaunt): „Ja freilich; wer sollte ihn nicht kennen?"

Ich: „Erst heute bin ich hier angelangt; sage mir daher vor Allem: Ist „„Cherche-a-manger"" ein Spott- oder der eigentliche Familienname des Hauptmanns?"

Der Sergeant: „Das weiß ich nicht und kümmert mich auch nicht; nur so viel weiß ich, daß dieser Mann der gewaltigste Esser ist, den man auf der Welt finden kann, und deßhalb wird er diesen Namen führen. Er ist aber auch nicht minder ein tüchtiger Militär, denn er hat schon mehr Briganden mit eigener Hand getödtet oder erschießen lassen, als er Haare auf dem Kopf hat . . . Er ist vielleicht der einzige Officier, der mit nur wenigen Patrouillen das Land zu durchstreifen wagt. Er ist auch so verschmitzt und kennt das Terrain und die Kampfweise der Briganden so gut, daß er noch nie in Gefangenschaft gerathen. Gegenwärtig hat er die Freiwilligen in diesem Lager unter seinem Commando."

Ich: „Sind diese Freiwilligen zahlreich?"

Der Sergeant: „Es mögen ihrer etwa zweihundert sein. Aber wenn Du diesem Corps zugetheilt bist, so hast Du Dich nicht zu freuen; denn das sind gar keine Soldaten, sondern weinerliche Ehemänner, die Thränen vergießen, wenn sie nur an ihre Weiber denken, furchtsame Krämer, die sich nach ihren Boutiquen zurücksehnen, unbärtige Knaben, die kaum aus der Schule entlassen sind, überhaupt Alles, nur keine Soldaten. Ich begreife gar nicht, was die Volksrepräsentanten denken, daß sie uns solche Leute zuschicken, die nicht die mindeste Hülfe leisten, wohl aber den vierten Theil unserer Lebensmittel aufzehren. Wären nicht bei sechshundert Mann Linientruppen in diesem Lager, so würde es vor Verlauf zweier Tage schon den Briganden in die Hände fallen."

Ich: „Wie? soll dieses Lager, das doch eine Stunde im Umfang hat, nicht über sechshundert Mann reguläre Truppen zählen? Entweder ist eine solche Mannschaft zur Vertheidigung nicht hinreichend und wir schweben somit in größter Gefahr, oder wenn sechshundert Mann die Briganden in Respect halten können, so müssen diese nicht sehr zu fürchten sein und in diesem Fall würden unsere Anführer am besten thun, sie sogleich anzugreifen."

Der Sergeant (mich höhnisch anlächelnd): „Du weißt gar nicht, was Du sprichst. Aber Alle, die von Paris oder von der Grenzarmee herkommen, sind sich darin gleich, daß sie über den Krieg in der Vendée ihr Urtheil sofort nach dem ersten Anblick fällen und Jeder ihn besser verstehen will, als wir. Du weißt nicht, daß die Briganden, die auf

dem Schlachtfelde so kühn und herausfordernd sind, sich durch die schwächsten Fortifikationen aufhalten lassen. Dieser Graben und das Lager ist allein genügend, ihnen Respekt einzuflößen."

Ich: „Du magst Recht haben, aber dennoch kann ich Deine Ansicht nicht theilen. „Ich kann nicht begreifen, wie diese im Kampf so muthigen Briganden sich durch den Anblick eines Zaunwerkes oder eines Grabens einschüchtern lassen. Daß sie diese Befestigungen umgehen, ist möglich, aber ich möchte mir dies wohl anders erklären und muß es immerhin unklug finden, die Vertheidigung dieses Lagers sechshundert Mann Linientruppen und zweihundert Freiwilligen anzuvertrauen."

Mit dieser Antwort verließ ich den Sergeant, der für seine Obern nicht großen Respect zu haben schien, und ging zum Generalstab; dort ließ ich meine Marschroute visiren und kehrte zum Hauptmann Cherche-a-manger zurück. Er stand eben unter der Thüre seiner Baracke und kam mir freundlich entgegen, nahm mich beim Arm und zog mich in seine Hütte. „Schon seit zwei Stunden", sagte er, „habe ich Nichts mehr genossen und hungere gewaltig."

Es vergingen keine fünf Minuten, so standen große Stücke kalten Fleisches, Schinken und einige Bouteillen Wein auf dem Tisch; dies Frühstück verzehrte der Hauptmann mit einer Schnelligkeit, die mich unwillkürlich an Anselm erinnerte. „Wie findest Du unser Essen im Lager?" fragte der Hauptmann.

Ich: „Wenn das Dein gewöhnliches Essen ist, so bist Du nicht zu bedauern."

Der Hauptmann: „Wir hätten in der That Unrecht, uns zu beklagen, den Briganden sei's gedankt, wir haben hier Ueberfluß."

Ich: „Warum den Briganden? Versehen denn die Vendéer Dich mit Lebensmitteln?"

Der Hauptmann: „Ja, die Vendéer, aber freilich nicht freiwillig, denn sie sind im höchsten Grade karg und geizig; aber mit unsern Musketen nehmen wir ihnen Alles, was sie haben. Darum hier dieser Ueberfluß. Du kannst Dir nicht denken, welche herrliche Sachen einige unserer Kameraden in den Bauernhäusern gefunden haben. Die Briganden pflegen ihr Geld in die Erde zu vergraben; wann wir nun auf ein solches Nest kommen, so warten wir nicht lange. Im Lager von Rouillière sind sehr große Schätze aufgehäuft."

Ich: „Darf ich Dich nach Etwas fragen, Hauptmann, was mich interessirt und was mir hier noch Niemand beantworten konnte?"

Der Hauptmann: „Was hast Du zu fragen? Sage es nur frei heraus, denn gegen Freunde ist wohl Niemand weniger empfindlich, als ich."

Ich: „Woher kommt wohl Dein Name „„Cherche-a-manger““?“

Der Hauptmann (lachend): „Weil ich allemal, wenn ich eine Expedition befehlige, die Leute mit den Worten anfeure: „„Meine Freunde, wir wollen Etwas zu essen suchen!““ An diesen Spottnamen bin ich nun schon so gewöhnt, daß ich meinen Familiennamen fast vergessen habe. Auch die Generale nennen mich in ihren Rapporten nicht anders und wenn ich den Sold erhalte, muß ich den Empfang mit diesem Namen bescheinigen.“

Aus dem ferneren Gespräch mit dem Hauptmann vernahm ich, daß General Vimeux vom Oberkommando der Westarmee entlassen und durch Dumas ersetzt worden sei. Ein Offizier, der unter Dumas gedient, ertheilte ihm das glänzendste Lob: das sei ein wahrer Ritter aus der grauen Vorzeit, der sich in's achtzehnte Jahrhundert verirrt habe, ein Mann von herkulischer Kraft, übermenschlicher Unerschrockenheit und bewunderungswürdiger Ruhe und Besonnenheit. Von diesem originellen General Dumas, mit dem ich nie in nähere Berührung gekommen, will ich nur das Wenige bemerken, daß er, weil sein Vater Marquis Davis de la Pailleterie, Generaladjutant des Marschalls Richelieu und Generalcommissär der Artillerie unter Ludwig XVI., sich zum zweiten Mal verheirathete, im Jahr 1784 als gemeiner Soldat in die Armee trat und nach sieben Jahren schon zum General avancirt war. Er hatte den edlen Muth, die bis dahin zur Unterwerfung der Vendée angewendeten Mittel mit allem Nachdruck zu tadeln, und dieser Muth ist in meinen Augen größer, als der, welchen ein Militär auf dem Schlachtfelde beweisen soll.

Am 17. August war Vimeux entlassen worden, und am 17. September traf Dumas bei der Westarmee ein. Vor seiner Ankunft aber ereignete sich ein Vorfall, der zu wichtig ist, als daß ich ihn mit Schweigen übergehen könnte.

3. Kampf um die Lager von Rouillière und Fréligni.

Bereits seit einer Woche befand ich mich im Lager. Täglich mußte ich mit den Recruten exerciren und täglich die Anekdoten meines Hauptmanns anhören. Das war meine ganze Beschäftigung. Hätten unsere Nationalgardisten nicht zuweilen eine Expedition auf das Land gemacht so würde ich ganz vergessen haben, daß ich mich mitten im Kriegsschauplatz der Vendée befand. Auch kam mir dieser in der Ferne als so furchtbar geschilderte Krieg bei weitem nicht mehr so wichtig und gefährlich vor.

Freilich war von Zeit zu Zeit von Charette die Rede, aber immer so, als operire er in großer Entfernung von unserm Lager. Allein der Name dieses gefürchteten royalistischen Generals, der mich in den ersten

Nächten sogar im Schlaf gestört, machte mir bald nicht mehr bange; ich dachte, Charette verdanke seinen großen Ruhm nur der absichtlichen Uebertreibung der republikanischen Generale, die gegen ihn ausgeschickt worden.

Am achten September Nachmittags vier Uhr kam ich ganz heiter vom Tisch; ich hatte dem Wein wohl zugesprochen und stellte meinem Hauptmann Cherche-a-manger den Antrag, einen Gang durch das Lager zu machen. Während wir so Arm in Arm durch die Baracken wandelten, sagte er zu mir: „Ich wette Hundert gegen Eins, wenn man Dich aufforderte, eine Expedition in das Innere des Landes zu machen, so würdest Du Dich ohne Bedenken dazu bereit erklären."

Ich: „Wirklich wird mir diese Unthätigkeit bereits lästig und gerne möchte ich einmal diese Vendéer sehen, die man mir als so furchtbar geschildert hat und die sich doch nicht blicken lassen; ich muß bereits zweifeln, ob sie das sind, für was man sie ausgibt."

Der Hauptmann (mit einem sonderbaren Lächeln): „Warte doch nur, bis Du ihnen einmal in's Auge geblickt hast. Es verachtet gewiß kein Mensch diese Rasenden mehr, als ich, und es macht mir jedesmal wahre Freude, wenn ich sie zusammensäbeln kann, aber so sehr ich sie hasse, muß ich doch anerkennen, daß sie sich trefflich schlagen."

Ich: „Verschone mich doch mit diesen Uebertreibungen; man streich hier den Muth der Feinde heraus, nur um seinen Ruhm zu vergrößern."

Bei dieser Aeußerung, auf die der Hauptmann gar keine Antwort gab, blickte er mit weit geöffneten Augen und gestrecktem Hals und unverkennbarer Unruhe in die Ferne und sagte zu mir: „Siehst Du nicht dort an der äußersten Grenze eine Staubwolke aufsteigen?"

Ich: „Ja wohl, Du hast Recht. Sollten etwa die Briganden das, was ich von ihnen so eben gesagt, Lügen strafen wollen?" Dabei lachte ich und ließ es mir nicht einfallen, daß die Vendéer uns bei hellem Tage angreifen würden.

Der Hauptmann (ohne Etwas zu antworten und seine Schritte verdoppelnd): „Dieser Staub verkündet das Anrücken eines Cavalleriecorps und macht mir um so mehr Sorgen, weil ich Nichts davon weiß, daß wir heute Verstärkungen zu erwarten haben."

Ich (in voller Sicherheit): „Ah, das ist nur ein Detachement der Garnison von Nantes, welches Getreide holen will."

Der Hauptmann: „Es ist möglich, aber immerhin wollen wir jetzt doch vorwärts gehen."

Als wir auf die rechte Seite des Lagers gegen Montaigu zu kamen fanden wir ein Detachement unseres Reservebataillons. Cherche-a-manger ging auf einen Lieutenant zu, welcher, die Pfeife im Mund und die

Hände auf dem Rücken, ganz philosophisch vor der Front der Truppen auf und ab wandelte.

Der Hauptmann (rasch): „Wo ist dein Commandant, Lieutenant?"

Der Lieuetnant: „Zu Nantes bei dem Generalstab."

Der Hauptmann: „Bist Du der einzige Officier hier?"

Der Lieutenant: „Der einzige, aber warum fragst Du dies?"

Der Hauptmann: „Wie stark ist gegenwärtig die Mannschaft deines Reserve-Bataillons?"

Der Lieutenant: „Zwölfhundert Mann."

Der Hauptmann: „Gut, lasse sie schnell zu den Waffen greifen."

Der Lieutenant bewies sich sogleich folgsam und in fünf Minuten stand die Mannschaft wohl geordnet unter dem Gewehr. Die Staubwolke ward immer stärker.

Cherche-a-manger erklärte jetzt dem Lieutenant, was er befürchtete; dieser aber unterbrach ihn bei den ersten Worten und sagte mit höhnischem Lächeln: „Ich muß mich höchlich verwundern, daß Du, dessen Kriegserfahrung weit und breit berühmt ist, Dich beunruhigest. Du solltest doch wissen, daß die Briganden nie ein verschanztes Lager angreifen."

Der Hauptmann: „Wenn Du mich so gut kennst, so solltest Du hinwieder auch wissen, daß ich nicht gerne Bemerkungen annehme, am wenigsten von einem Lieutenant."

Der Lieutenant: „Es ist mir leid, daß ich Dich beleidigt; wenn ich mir aber einen Scherz erlaubte, so magst Du es dem Umstand zu gut halten, daß mir die Anzeige gemacht ward, es werde heute eine Expeditionscolonne von Montaigu einrücken."

Der Hauptmann: „Warum sagtest Du mir das nicht sogleich? Wirklich kann ich bereits die Uniform der Husaren erkennen."

Etwa fünfhundert Schritte vor dem Lager sah man ein Detachement republikanischer Husaren im Trab anrücken. „So wollen wir unsern Spaziergang fortsetzen", sagte der Hauptmann zu mir, sich seines Irrthums schämend. Hierauf bemerkte ich ihm:

„Siehst Du jetzt, daß Du den Briganden zu viel Ehre erwiesen, wenn Du geglaubt, daß sie uns am hellen Tag angreifen würden."

Cherche-a-manger antwortete Nichts und schlug die Richtung nach der entgegengesetzten Seite des Lagers ein. Kaum waren wir vierhundert Schritte gegangen, so hörten wir ein durchdringendes Schmerz- und Angstgeschrei, und als wir zurückblickten, bemerkten wir, daß die vermeintlichen republikanischen Husaren mit aller Wuth auf die bereits in die Flucht

geschlagenen Truppen des Reservebataillons einhieben. Bei diesem furchtbaren und unerwarteten Anblick zitterte ich und das Blut stockte mir in den Adern. Der Hauptmann aber sagte:

„Hatte ich mich getäuscht? Eilen wir ohne Zeitverlust, die Truppen zu sammeln."

In unserem Lager herrschte in diesem Augenblicke ein Zustand, den ich nicht zu schildern vermag. Die Unsrigen, welche bei ihrer Arbeit oder in ihrer Ruhe unbewaffnet überfallen worden, stürzten im panischen Schrecken über einander her und verschlimmerten dadurch unsere ohnedies schon gefährliche Stellung. Jedermann rettete sich, wie er konnte und mochte. Die Vendeer verbreiteten Schrecken, Bestürzung und Furcht. Nur allein der Hauptmann Cherche-a-manger that, was sich thun ließ, um einen Widerstand zu versuchen, aber seine Bemühungen waren ohne Erfolg. Ich muß gestehen, ich freute mich nicht wenig, als ich selbst über den um unser Lager gezogenen Graben entkommen und das Weite finden konnte, und ich floh mit solcher Eile, daß ich in zehn Minuten eine ganze halbe Meile zurückgelegt hatte. Erst als ich mich endlich in Sicherheit glaubte, hielt ich mit Laufen inne; hinter mir kam auch der Hauptmann Cherche-a-manger gesprungen, der mir wegen meiner Schnellfüßigkeit ein schönes Compliment machte. In diesem Augenblicke gewahrten wir einen dicken Rauch, der von dem Lager aufstieg.

„Ja," sagte er, „die Briganden machen sich jetzt eine Freude daraus, unsere Zelte anzuzünden; mögen sie aber auch noch so arg hausen, so werden sie doch nicht volle Vergeltung ausüben können; habe ich ja doch allein mehr als vierzig Bauernhäuser niedergebrannt und das freut mich jetzt erst recht . . . Aber horchen wir, ist es nicht, als wenn man ein Bataillon heranmarschiren hörte?"

Ich: „Ja, ganz so. Könnte das am Ende noch ein Reservebataillon der Vendeer sein? Wenn dem also ist, stehen wir zwischen zwei Feuern."

Der Hauptmann: „Deine Bemerkung ist richtig, und dann ist wohl Tausend gegen Eins zu wetten, daß wir entdeckt und erschossen werden. Aber nur Muth, lieber Adjutant. Können wir unsere Lage nicht ändern, so wollen wir uns ruhig fügen; erschossen zu werden, ist kein so großes Unglück, wie man sich vorstellt, in einer Sekunde ist Alles vorbei . . ."

Ich: „Weißt Du kein Mittel, wie wir uns aus der Gefahr ziehen können?"

Der Hauptmann: „Ja doch. Wir müssen uns aus diesem Hohlwege auf jene Anhöhe flüchten, von wo aus wir ganz gut unterscheiden können, ob die im Anzug befindliche Colonne Vendéer oder republikanische

Truppen sind. Sind es Vendéer so gebe ich Dir eine meiner Pistolen, und wir schießen uns selbst durch den Kopf, um der Schmach zu entgehen, lebendig in die Hände dieser royalistischen Hunde zu fallen."

Mit diesen Worten gab mir der Hauptmann eine Pistole hin.

Es machte mir eine kindische, ja närrische Freude, als wir, auf der Höhe angelangt, blaue Uniformen vor uns erblickten. Dankbar richtete ich meine Augen zum Himmel und rief frohlockend aus: „Wir sind gerettet!" Der Hauptmann rieb sich freudig die Hände und sagte: „Famos! Jetzt wollen wir die Briganden ebenfalls klopfen! Geschwind zu unsern Waffenbrüdern!"

Wir eilten aus Leibeskräften der Colonne zu und Cherche-a-manger sagte dem Commandanten, was vorgefallen, worauf dieser seine Mannschaft schnellen Schrittes vorrücken ließ.

Als wir nur noch eine Viertelstunde von der Brandstätte entfernt waren, kam ein Vendéer aus einem lichten Wäldchen, wo er sich zusammengeduckt, herausgesprungen und lief gegen das Lager zu. Ueber fünfzig Schüsse wurden auf ihn abgefeuert, aber auch nicht einer konnte ihn treffen. Cherche-a-manger, der die Gefahr wohl erkannte, setzte dem Menschen nach und war auf dem Punkte, ihn durch seine Schnelligkeit einzuholen, da nahm der Vendéer sein Gewehr und schlug auf Cherche-a-manger an, dieser aber ließ sich auf den Boden nieder, der Schuß ging fehl; jetzt feuerte Cherche-a-manger seine Pistole auf den Vendéer ab und dieser stürzte sogleich zu Boden, unsere Colonne brach in ein wildes Freudengeschrei aus, denn durch das Erschießen dieses ausgestellten Wächters schien der Erfolg für die Unsrigen gesichert. Aber unsere Freude ging bald zu Ende; der Vendeer hatte noch so viel Kraft, um zu rufen: „Achtung! die Blauen kommen," und in demselben Augenblick eilte ein anderer Vendéer aus einem etwa 500 Schritte weiter entfernt liegenden Gebüsch gegen das Lager. Jetzt gab der Commandant unserer Colonne die Ordre: „Soldaten, vorwärts! Es lebe die Republik!"

Bald standen wir vor dem in Brand gesteckten Lager, aber hinter den Verschanzungen wurde ein starkes Gewehrfeuer gegen uns unterhalten und im ersten Augenblick bei zwanzig Mann von den Unsrigen zu Boden gestreckt, so daß wir wohl einsahen, der Feind sei auf unsern Empfang gefaßt.

Von der furchtbaren, wahrhaft unbeschreiblichen Metzelei, wobei ich einem getödteten Soldaten das Gewehr aus der Hand nahm und mich nach Kräften wehrte, ist mir nur noch der Ruf in Erinnerung: „Rette sich, wer kann!" Durch denselben ward meine Begeisterung sehr herabgestimmt. Gleich meinen übrigen Kameraden warf auch ich das Gewehr von mir und ergriff die Flucht, auf der wir mehr Mannschaft verloren,

als im Kampfe selbst. Erst unter den Mauern von Nantes, wo die Kanonen den verzweifelt nachsetzenden und niedermetzelnden Feinden Halt geboten, vermochten wir uns wieder zu fassen. Man sagte mir am Tag darauf, daß unser Verlust sich auf vierhundert Mann belaufen habe und daß wir es mit Charette selbst zu thun gehabt.

Die Zerstörung des Lagers von Rouillière war nicht blos eine Schmach für die republikanischen Waffen, sondern auch ein empfindlicher Verlust, denn aus diesem Lager bezog die Stadt Nantes ihre Lebensmittel im Ueberfluß; durch die Zerstörung desselben versetzte Charette die Stadt in die größte Noth und er hatte durch dieselbe einen meisterhaften Streich geführt.

Schon am andern Tage sollte ich eine Truppenverstärkung nach dem Lager von Freligné begleiten, weil man besorgte, der Feind, durch seinen Erfolg ermuthigt, möchte sich auch auf dieses werfen. Da dieser Zug mit großen Gefahren verbunden war, so gewährte es mir einige Beruhigung, daß Cherche-a-manger zum Anführer dieses Detachements bestimmt wurde.

Wirklich verstand es Cherche-a-manger, uns ohne Unfall nach Freligné zu bringen. Das Lager bildete ein großes, mit tiefen Gräben umzogenes und durch Zaunwerk wohl geschütztes Viereck. Bessern Schutz, als Gräben und Zaunwerk, gewährte aber der erprobte Muth der Befehlshaber, nämlich des Oberkommandanten General Guillaume, des Brigadechefs Prat und des Obristen Mermet, sowie die gute Disciplin der Soldaten, unter denen sich weder Nationalgardisten, noch Rekruten befanden.

„Ich wünsche mir“, sagte Cherche-a-manger noch am Abend unserer Ankunft, „vom Teufel nur das Eine, daß Charette uns hier angreife; gleich einem Verräther will ich mich im Rücken erschießen lassen, wenn wir uns hier für die in Rouillière erlittene Schmach nicht auf eklatante Weise rächen.“

Der Wunsch meines Hauptmanns ging nur zu bald in Erfüllung, denn am nächsten Abend schon entstand in unserm Lager große Unruhe und starkes Gerede, weil Charette in der Nähe war; wir erhielten bald die bestimmte Anzeige, er sei mit seinem gefürchteten Lieutenant Couëtin im Anzug und gar nicht mehr weit entfernt.

Wir brachten die Nacht unter den Waffen zu; am Morgen zeigte sich der Feind. Da wir auf Alles gefaßt waren, das Lager wohl befestigt und alle Maßregeln wohl getroffen hatten, so sah ich dem Angriff mit Ruhe entgegen. Das Wetter war sehr schön. Die feindliche Macht, welche aus zweitausend Mann bestehen mochte, rückte ohne Ordnung, aber mit Entschlossenheit heran. Bald darauf stürzten zwei Colonnen

auf zwei entgegengesetzten Seiten gegen das Lager, in welchem ein solches Stillschweigen herrschte, daß man nur das Commandowort hörte.

„Die Briganden", sagte Cherche-a-manger zu mir, „beginnen ihre Sache schlecht; die erste Division, welche ihre Hauptmacht bildet, greift das Lager gerade auf der Seite an, wo es am besten vertheidigt ist. Diese Division wird bald aufgerieben sein."

Seine Bemerkung erwies sich als richtig, denn als diese Colonne anrückte, wurde sie in einer Entfernung von vierzig Schritten mit einem furchtbaren Kugelregen empfangen; dadurch entstand ein großes Gemetzel unter ihr. Zwei Fahnenträger der Vendéer aber rückten mitten unter dem Gewehrfeuer mit einer Tollkühnheit, die man nicht heldenmüthig, sondern thöricht nennen muß, ganz ruhig und lächelnd heran, um ihre Fahnen auf unsern Verschanzungen aufzupflanzen. Dieses Wagniß, das einem Selbstmord gleichkam, setzte unsere Leute dermaßen in Erstaunen, daß der Versuch beinahe gelungen wäre, aber Cherche-a-manger nahm einem Soldaten die Flinte aus der Hand und streckte den einen Fahnenträger todt darnieder, während der andere sich mit heiler Haut zurückzog. Als wir eben die feindlichen Fahnen erbeutet, verbreitete sich in unserm Lager die Kunde, der Anführer Delaunay, welcher mit Charette so viel zu unserer Niederlage in Rouillière beigetragen, sei gefallen; hierauf ward das Feuer und der Ruf: „Es lebe die Republik!" noch lebhafter.

Unsere mörderische Vertheidigung, die mit jedem Augenblick in die Offensive übergehen konnte, schien endlich die Briganden zu entmuthigen; ihr Feuer ließ nach, es zeigte sich in ihren Reihen sichtbare Unentschlossenheit, ihr linke Colonne wich und trat in Unordnung den Rückzug an, wir konnten uns bereits als Sieger betrachten. Mein Hauptmann bemerkte mir jedoch: „Mir dünkt die Sache keineswegs gewonnen; es will mir gar nicht gefallen, daß Charette sich nirgends blicken läßt; er muß anderwärts etwas sehr Wichtiges vorhaben, daß er nicht im heißesten Kampf sich zeigt. Ich fürchte immer noch, er habe unser Lager durch den Wald von Péargniere zu umgehen gesucht, und wäre das . . . Donner und Doria! Das ist seine Stimme, hörst Du ihn? Er hat unser Lager umgangen."

Durch den aufwirbelnden Rauch hindurch sah ich einen mageren, nervigen Mann von mittlerer Größe, mit einer weißen Schärpe um die Brust und einem weißen Federbusch auf dem breitkrämpigen Hut — das war Charette. Er rief seinen Bauern zu: „Wollt Ihr mich denn unvertheidigt erschießen lassen, liebe Freunde? Vorwärts, in's Feuer! Nur ohne Furcht!"

Als die Vendeer sahen, mit welcher Kühnheit sich ihr Anführer unseren Kugeln blosstellte, bedachten sie sich nicht lange, traten zwischen uns

und ihn hinein, um ihn mit ihrem Leib zu schützen, und der Kampf begann hitziger als zuvor. Die Briganden waren durch die Anwesenheit Charette's so fanatisirt, daß sie keine Klugheit mehr berücksichtigten, sondern gleich wilden Thieren bis an unsere Verschanzungen heranstürzten; ihr Muth ging in Raserei über. Mit großer Besorgniß gewahrte ich im dicken Rauch, der mich umhüllte, daß das Feuer der Vendeer immer näher an uns herankam und uns fast das Gesicht verbrannte. Der Feind war auf den Leichen seiner eigenen Leute über den Graben vorgedrungen, über das Zaunwerk gestiegen und in unser Lager eingebrochen.

In diesem entscheidenden Augenblicke ging General Guillaume mit dem Schwert in der Faust den Vendeern entgegen. Das muthvolle Auftreten unseres Generals war nicht minder ausgezeichnet, als das Charette's, aber das Glück war dem royalistischen Anführer günstiger, als dem republikanischen, eine Kugel traf den General Guillaume und streckte ihn todt zu Boden.

„Es lebe die Republik! Prat voran!" rief unser Brigadechef, der an Guillaume's Stelle eintrat und mit dem Schwert in der Faust, blitzenden Auges und mit schallender Stimme auf die Briganden losstürzte. Unglücklicher Prat! Nach wenigen Secunden lag auch er todt an der Verschanzung.

Das Blut dieser beiden Männer, die sich für ihre Pflicht zum Opfer gebracht, schrie um Rache und es ward gerächt. Unsere Leute waren so in Wuth, daß es ihnen zu lange währte, die Gewehre zu laden: mit dem Bayonnette griffen wir die Vendeer an und es erfolgte ein furchtbares Blutbad. Die Bauern vertheidigten sich mit übermenschlicher Anstrengung und starben alle den Heldentod.

„Meine Freunde," rief unser jetziger Führer, Oberst Mermet, uns zu, „es genügt nicht, das Lager zu vertheidigen, wir müssen gegen den Feind ausziehen und ihn in die Flucht schlagen. Ihr seid Republikaner, Ihr habt geschworen, zu siegen oder zu sterben, ich gehe Euch voran. Der Sieg kann nicht zweifelhaft sein. Es lebe die Republik! Vorwärts!"

Diese Aufforderung zu einem Ausfall ward mit enthusiastischem Geschrei aufgenommen; sogleich bildete sich eine Colonne und im Sturmschritt ward der Ausfall gemacht. Die Vendeer waren durch unsere Kühnheit überrascht, stutzten und zogen sich einen Augenblick vor unserer drohenden Fronte zurück. In ritterlicher Unbesonnenheit, die nur durch die kritische Lage sich entschuldigen ließ, eilte Mermet etwa zwanzig Schritte voraus. Jetzt trat eine jener heroischen Scenen ein, wie sie der Vendeerkrieg so vielfach aufgewiesen hat. Da die Briganden, wie gesagt, vor uns zurückwichen, trat Charette ganz allein, mit dem Degen in der

Faust aus den Reihen der Seinigen hervor und auf unsern Oberst zu. Mermet steckte die dreifarbige Fahne, die er in der Hand trug, sogleich in den Boden und stürzte auf Charette los. Sowohl unsere, als die feindlichen Truppen blieben einen Augenblick unentschlossen und überrascht stehen. Charette lächelte. Doch sollte es nicht zum Zweikampf kommen. Da die Unsrigen sahen, in welcher Gefahr Mermet sich befand, legten sie ihre Gewehre gegen den Vendeer an, aber auch die Royalisten säumten nicht, anzuschlagen. Es war Alles zu wetten, sowohl Charette als Mermet werde seine Kühnheit mit dem Leben büßen, aber das Glück war uns nicht günstig. Ein Vendeer von kolossaler Größe und herkulischer Kraft — es war, wie wir später erfuhren, der Jägerhauptmann Lemoelle — umfaßte seinen General mit den Armen und trug ihn im Augenblick, da wir abfeuerten, mitten durch den Kugelregen in schnellem Laufe in die Reihen der Seinigen zurück.

Mermet aber, der keine so aufopfrungsvolle Hülfe fand, ward in die Stirne getroffen und fiel todt nieder. Der Fall unseres heldenmüthigen Führers wirkte sehr niederschlagend auf die Unsrigen; wir wagten nicht mehr, den Ausfall, der uns allein hätte retten können, fortzusetzen, und zogen uns in unsere Verschanzungen zurück. Zwei Officiere, welche die von Mermet in die Erde gesteckte Fahne vertheidigten, wurden zu Boden geschossen.

Nachdem unsere Führer getödtet, unsere Fahne genommen und der Muth unserer Truppen durch so viele Unfälle gebrochen war, mußten wir den Kürzern ziehen. Der erste Royalist, der das Zaunwerk überstieg und in unsere Verschanzung eindrang, war ein alter Ritter des heiligen Ludwigsordens, ein Mann mit grauen Haaren und kräftiger Stimme: „Es lebe der König! vorwärts, meine Freunde!" rief er den Vendeern zu.

Von diesem Augenblicke an wußte ich so zu sagen Nichts mehr von mir selbst und ich entsinne mich auch nicht des geringsten Vorfalles. Nur eine dunkle Erinnerung an das Schreien, Schießen, Verwünschen und an den Pulverdampf, der mich so zu sagen betäubte, ist mir geblieben. Unsere Truppen verlangten keinen Pardon und erhielten auch keinen.

Als ich nach und nach wieder zu mir selbst kam, und um mich blickte, lag ich unter einem Haufen Leichen und von allen Seiten umringten mich royalistische Truppen, die sich des Lagers ganz bemächtigt hatten. An der Stellung der Gestirne erkannte ich bei meinen wenigen astronomischen Kenntnissen, daß es schon Mitternacht war.

4. Meine Flucht und Verhaftung.

Ich tröstete mich mit dem Gedanken, die Royalisten würden, vom Kampfe ermüdet, sich einige Ruhe gönnen, wie es denn auch geschah.

Gegen drei Uhr Morgens herrschte im Lager die größte Stille, die nur durch das Röcheln der Sterbenden unterbrochen ward. Diesen Augenblick benützte ich und schlich mich, auf Händen und Füßen kriechend, davon.

Ich habe die Erhaltung meines Lebens einer Fügung der Vorsehung zu verdanken, die mich auf meiner Flucht in den Lagergraben stürzen ließ. Der Fall verursachte mir solche Schmerzen, daß ich an der Stelle liegen blieb. Hier niedergekauert, entging ich den Nachforschungen der Royalisten. Am Morgen ward mir der Anblick des Schlachtfeldes in seiner ganzen Gräßlichkeit. Es that mir wehe, sehen zu müssen, wie die Vendeer unseren Todten die Kleider und Waffen nahmen und die Verwundeten schonungslos tödteten.

Dieser neue Sieg, den Charette errungen, war für die königliche Armee von ungeheurem Vortheil, weil sie dadurch in den Besitz einer großen Menge von Waffen, Munition, Lagergeräthschaften und einer wohlgefüllten Kriegskasse kam. Die Bauern erhoben ein gewaltiges Freudengeschrei, als sie in unsern Zelten eine Menge Gegenstände, welche ihnen von Turreau's mordbrennerischen Banden geraubt worden, wiederfanden. Nach der Ausplünderung steckten die Vendéer das Lager in Brand; Alles, was sich nicht fortschleppen ließ, wurde dem Feuer übergeben.

Ich war von Rauch und Hitze fast ohnmächtig geworden und sah mich genöthigt, meine Höhle zu verlassen. Zum Glück hatte der Brand des Lagers die Briganden zur Entfernung genöthigt und der dicke Rauch, der weithin Alles einhüllte, hatte mich den Augen derjenigen entzogen, die vielleicht noch um das Lager herumstreichen mochten.

Nachdem ich eine Stunde herumgekrochen, führte mich der Zufall oder vielmehr die Vorsehung, in einen Wald, durch dessen kühle und balsamische Luft ich körperlich und geistig so erquickt ward, daß ich bald wieder Muth bekam und nachsann, wir ich dem Feind entgehen könne. Bedächtig und stille schlich ich mich hinter Hecken und Bäumen fort, selbst das geringste Geräusch schreckte mich. Nicht blos die Angst, sondern auch der Hunger quälte mich, da ich seit dem Abende vorher Nichts mehr genossen hatte. Der Tag ging schon zur Neige und die Dämmerung umschleierte bereits die Landschaft, da entdeckte ich Haselstauden, die voll Nüsse hingen; mit letzteren stillte ich nothdürftig meinen Hunger. Als ich mich wieder entfernen wollte, schreckte mich ein Geräusch von Blättern und gebrochenen Zweigen. „Wer da?" ertönte es zu wiederholten Malen. „Halt, oder ich gebe Feuer!" Auf die zweite Aufforderung gab ich zur Antwort: „Ein republikanischer Soldat! Es lebe das Vaterland!" Ich betrachtete diese Worte als mein Todesurtheil und drückte unwillkür-

lich die Augen zu, den tödtlichen Schuß jeden Augenblick gewärtigend, beobachtete aber äußerlich eine anständige Haltung. O welch unsägliche Freude gewährte es mir daher, als ich den Ruf: „Es lebe die Republik!" zur Antwort erhielt!

„Cherche-a-manger!" rief ich, mit eben so großer Freude als Verwunderung meinen Hauptmann erkennend.

„Zum Teufel! Du bist es, mein Adjutant?" entgegnete derselbe. „So steht es denn im Buche des Schicksals geschrieben, daß unsere Sterne sich bei feierlichen Anlässen stets begegnen müssen! Wahrlich, ich bin entzückt über dieses Abenteuer, bei welchem ich Dich beinahe erschossen hätte."

Ich: „Aber wie kommt es, mein Hauptmann, daß ich Dich hier finde?"

Cherche-a-manger: „Die gleiche Frage könnte ich an Dich richten; Deine Anwesenheit in diesem Walde erklärt auch die meinige; ich bin auf der Flucht, wie Du: nur habe ich meine Waffen gerettet und Du die Deinigen verloren."

Ich: „Doch habe ich dieselben im Kampfe wacker gebraucht."

Cherche-a-manger: „Ganz richtig, ich bitte um Entschuldigung für meine Bemerkung. Unsere Niederlage und Flucht verwirrt mir ganz den Kopf . . . Adjutant, ich rathe Dir, verlasse mich und suche nur allein dein Heil."

Ich: „Warum das, Hauptmann?"

Cherche-a-manger: „Weil ich so aufgeregt bin, daß ich Dich unfehlbar in das Unglück führe. Sieh, sobald ich einem Vendéer begegne, so schieße ich ihn nieder, und das gibt Unglück. Gehe daher Deines Wegs."

Ich: „Nimmermehr!"

Cherche-a-manger: „Wenn Du es so haben willst, so sei es. Wenn uns kein Unfall begegnet, so treffen wir morgen in Machecoul ein und da finden wir Sicherheit."

Mit diesen Worten schritt der mit der Lage wohlvertraute Hauptmann voran und ich folgte ihm auf dem Fuße durch das Dickicht des Waldes. Ungefähr eine Stunde mochten wir auf diese Weise gewandert sein, da ertönte plötzlich an unserer Seite ein Schuß und in demselben Augenblick rief Cherche-a-manger, indem er mit der Hand heftig nach der Schulter griff: „Verflucht, ich bin getroffen." Gleichzeitig stürzten zehn Vendéer auf mich, warfen mich auf die Erde und knebelten den Hauptmann und mich fest zusammen.

„Sollen wir sie erschießen oder mit unseren Bayonnetten spießen?" fragte ein Vendéer seine Kameraden.

„Das Spießen ist besser," entgegnete ein Anderer: „es erspart uns das Pulver."

„Ja, ja, spießen wollen wir sie", riefen die Uebrigen wild durcheinander.

„Kanaille," so ergriff jetzt Cherche-a-manger das Wort, „wisset, daß ich mehr als vierzig der Eurigen mit meinen eigenen Händen niedergemacht habe und daß ihr mir das Leben nur einmal nehmen könnt. Der Gewinn ist daher immerhin auf meiner Seite; stoßt zu! Es lebe die Republik!"

Diesen unvorsichtigen Worten verdankte ich mein Leben. In demselben Augenblick sprang nämlich Einer der Vendéer hervor und rief seinen, das Bayonnet schon auf uns zückenden Kameraden zu: „Halt, Kameraden, ich kenne diesen Briganden. Es ist Cherche-a-manger der berüchtigte Hauptmann der Blauen, der Schlächter unserer Frauen und Kinder. . . ."

Cherche-a-manger: „Ja, ich bin der Schlächter Euerer Frauen und Kinder. Ich habe Alles getödtet, was königlich ist oder königlich werden kann. Banditen, stoßt zu mit Euren Bayonnetten! Glaubt Ihr, daß ich Gnade von Euch verlange? Zum Teufel mit Euerer Gnade; selbst sterbend noch spotte ich Eurer, denn Ihr könnt mich nur einmal tödten, ich aber habe Hunderte der Eurigen getödtet und tödten lassen."

Der Vendéer: „Allerdings können wir Dir, Ungeheuer, nur einmal das Leben nehmen, aber es gibt verschiedene Todesarten. . . . . Kameraden, zurück mit Eueren Bayonnetten. Wir wollen dieses Ungeheuer, das unsere Frauen und Kinder geschlachtet, auf eine Art tödten, daß es zehnmal die Todesschmerzen fühlen soll. Fesselt die beiden Banditen!"

Während einige Vendéer diesen Befehl vollführten, zogen sich die Uebrigen einige Schritte zurück und sprachen geheimnißvoll miteinander. Die Besprechung dauerte nicht länger, als zwei Minuten; darauf kamen sie wieder auf uns zu und stellten an uns die Frage:

„Wollt Ihr noch einen Priester haben und beichten?"

„Der Teufel soll alle Pfaffen holen," gab Cherch-a-manger zur Antwort; „wenn mir Einer kommt, so mag er sich auf das Schlimmste gefaßt halten."

„Und Du?" fragte mich ein Vendeer.

Ich: „Mir wäre es sehr lieb, einen Priester zu sprechen?"

Diese Antwort machte auf die Bauern einen sehr guten Eindruck, brachte aber Cherche-a-manger im höchsten Grade auf. „Was?" sagte er, die Zähne fletschend, „willst Du, unglücklicher Adjutant, Dich einem Pfaffen ergeben? Bist Du denn ein Agent von Pitt und Koburg, ein Meuch-

ler im Dienste des Auslands, eine feige Memme? Wäre ich frei, so gäbe ich Dir eine Ohrfeige in's Gesicht, oder ich würde vielmehr, weil das noch zu viel Ehre wäre, Dir in's Gesicht spucken."

Da ich dem Tode so nahe war, machten diese Schimpfreden nur wenig Eindruck auf mich. Ganz gelassen erwiederte ich dem Hauptmann, „Er scheine sich durch solche Wuthausbrüche nur betäuben zu wollen; darauf bemerkte er in gelassenem Tone: „Wirklich erwartete ich, man werde mich erschießen, und es thut mir im höchsten Grade wehe, diesen royalistischen Hunden zum Spielball zu dienen." Ich bemerkte wohl, daß der Hauptmann, der auf dem Schlachtfeld dem Feind gegenüber sich so tapfer gehalten, im Angesicht des Todes gar keinen Muth hatte.

„Stehen Sie auf und kommen Sie mit mir", sagte ganz höflich der Vendeer, der mir einen Priester angeboten. Ich stand sogleich auf und ging hinter meinem Führer her; zwei andere Royalisten folgten als Wache hintendrein. Nachdem wir zwanzig Schritte gewandert, blieb mein Führer bei einem hohlen, dicken Baum stehen und warf einen Stein in dessen Höhlung. Sogleich ging eine mit Rasen überkleidete Fallthüre auf und ich sah vor mir eine in der Erde angebrachte Treppe. „Steigen Sie da hinab, da unten ist der Herr Pfarrer", sagte mein Führer lächelnd, als er mein Staunen bemerkte. Weil ich durch Folgsamkeit und Geschmeidigkeit die Erbitterung der Briganden zu besänftigen hoffte, gehorchte ich sogleich der Aufforderung und war entschlossen, Alles zu thun, um ihre Zuneigung zu gewinnen.

Ich stieg auf zehn Stufen in das unterirdische Versteck hinab, das fünfzig bis sechszig Geviertschritte im Umfange hatte von zwei Pechfackeln dürftig erleuchtet und mit Rauch reichlich angefüllt war. Zehn royalistische Soldaten, zur Hälfte auf dem Boden liegend und ihre Flinten neben sich haltend, umgaben den Priester, der auf einem Fußschemel saß, die Soutane trug und bei meiner Ankunft eben eine Anrede an die Krieger zu halten schien.

5. Wiederfinden. Die Unbekannte.

Meine Ankunft machte auf die Leute so wenig Eindruck, daß Keiner sich rührte oder mich anschaute; nur ein Einziger stand sogleich auf und umarmte mich höchst erfreut: „Bist Du auch hier, lieber Freund? Ich wußte wohl zum Voraus, daß wir uns in der Vendee wieder sehen würden."

Da ich an das Halbdunkel dieser Höhle nicht gewöhnt, überdies sehr aufgeregt und überrascht war, so erkannte ich den Mann, der mir um den Hals gefallen, nicht sogleich, doch kam mir seine Sprache sehr be-

kannt vor; ich blickte denselben prüfend an und in einigen Augenblicken lag ich an seiner Brust mit den Worten: „Anselm, Anselm! Muß ich Dich gerade im Augenblicke wiederfinden, da ich zum Tode gehen soll?"

„Was, Du zum Tod gehen, bist Du denn verwundet?"

„Nicht verwundet aber gefangen, und zum Erschießen verurtheilt!"

„Du, ein so braver Mann, sollst erschossen werden! Von wem denn?"

„Von deinen neuen Freunden, den Weißen."

„Diese haben ganz Recht, daß sie an Turreau's Mörderbande Gerechtigkeit üben, da helfe ich ihnen auch, aber Dich darf man nicht mit den republikanischen Mordbrennern in denselben Topf werfen."

Die Bauern verwunderten sich so sehr über meine Bekanntschaft mit Anselm, daß sie des Pfarrers Anrede keine Aufmerksamkeit mehr schenkten und zu uns herantraten.

„Sie wissen wohl," sagte Anselm zum Pfarrer, „daß ich ein großer Sünder bin, aber doch achtet und bekennt kein Mensch in der Welt seine Religion eifriger als ich und nun betheure ich Ihnen, bei unserem göttlichen Heilande, daß dieser Mann ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes ist; wenn wir ihn auch frei lassen, so wird er unsere Sicherheit gewiß nicht gefährden, sondern über unsern Aufenthalt dahier unverbrüchliche Verschwiegenheit bewahren; ich erkläre mich für ihn verantwortlich."

Der Pfarrer (nach einigem Bedenken): „Ich glaube Ihnen auf's Wort. Sie wissen auch, wie wehe es mir thut, so oft die Nothwehr uns zwingt, Blut zu vergießen, und Nichts ist mir erwünschter, als diesen Bruder in Jesu Christo zu retten. Aber doch kann ich mich nur dann für ihn verwenden, wenn er auf unseren göttlichen Heiland Jesus Christus schwört, daß er zu uns halten wolle."

Anselm (zu mir): „Hörst Du?"

Ich: „Ja, ich höre, daß man mir zumuthet, meiner Fahne abtrünnig zu werden. Aber sage mir offen, Anselm, wenn man von Dir so etwas forderte, würdest Du es eingehen?"

Anselm (bedenklich und halblaut): „Nein, ich thäte es nicht, aber dennoch soll Dir kein Leid geschehen?"

Der Pfarrer (ganz wohlwollend): „Sie verstehen mich unrichtig, denn ich muthe Ihnen nicht zu, daß Sie die Waffen gegen die Republik tragen sollen, aber sie auch nicht gegen uns zu führen, das sollen Sie versprechen."

Ich: „Das verspreche ich Ihnen sehr gerne. Ich bin von Natur nicht kriegslustig und scheue das Blutvergießen gar sehr. So mache ich

mich denn bei Allem, was uns heilig ist, anheischig, nie gegen die königlichen Truppen zu kämpfen, wenn sie mich frei lassen."

Der gute Pfarrer lächelte mir freundlich zu und sprach zu den Royalisten einige Worte, die ich nicht verstand, worauf aber die Vendeer, die man als so wilde und blutdürstige Leute geschildert hatte, mir sogleich freundlich die Hand reichten. Jetzt war ich frei.

Ich wollte mich eben erkundigen, wie ich es anzustellen habe, um auch für Cherche-a-manger Gnade auszuwirken, da hörte ich Schüsse fallen. Es war zu spät. Die Hinrichtung des tapferen, aber grausamen Mannes war vollzogen. Anselm rieth mir, mich nicht in diese Angelegenheit zu mischen, und sagte: „Komm' mit mir; ich will Dich Jemandem vorführen, mit dem Du höchst wahrscheinlich in nähere Bekanntschaft zu treten hast." Anselm führte mich sofort zu einer, im hintern Theil des unterirdischen Gewölbes anwesenden, sehr geschmackvoll gekleideten jungen Dame von ausnehmender Schönheit, deren vornehmes, ja stolzes Aussehen eine Person von höherem Rang oder Stand zu erkennen gab. Ich war ganz überrascht bei ihrem Anblick und wußte nicht, wie ich das Gespräch mit ihr einleiten sollte. Meine Betroffenheit schien ihr nicht mißfällig zu sein, denn sie betrachtete sie als unwillkürliche Huldigung und sie nahm zuerst das Wort.

„Ich wünsche Ihnen Glück," sprach sie, „daß Sie unserem wackeren Anselm eine solche Freundschaft abzugewinnen gewußt, und nicht minder, daß Sie ihn gerade im Augenblick getroffen, da er Ihnen so nützlich sein konnte. Aber wundern muß ich mich doch, daß Sie bei so vertrauter Verbindung mit unserem royalistischen Helden die Uniform der Republik tragen."

Ich: „Sie müssen wissen, Madame, daß ich gezwungen ward, als Freiwilliger in die republikanische Armee zu treten. Ich hoffe, daß dies mir Ihre Achtung nicht entziehen werde; hat mir doch Anselm gesagt, daß ich höchst wahrscheinlich berufen sei, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

Die Unbekannte: „Ich fürchte, Anselm habe übereilt gesprochen. Er wird glauben, zum Dank dafür, daß er Ihnen das Leben gerettet, würden Sie Sich nicht bedenken, mit ihm die Gefahren eines sehr schwierigen und wichtigen Auftrags zu theilen, den er in diesem Augenblicke vollführen will und bei dessen Vollziehung Sie ihm freilich sehr behülflich sein könnten."

Ich: „Anselm täuscht sich nicht."

Die Unbekannte: (mich mit auffallender Festigkeit anschauend): „Wie? würden Sie Ihren Freund vertheidigen, wenn er den Kugeln der Republikaner sich aussetzte?"

Ich: „Ohne das mindeste Bedenken.“

Die Unbekannte: „Damit würden sie aber ein Verräther an Ihrer Sache werden und gegen Ihre Grundsätze streiten!“

Ich: „Möglich, aber jedenfols kann ich so viel versprechen, daß, so lange ich am Leben bin und ein Gewehr tragen kann, ich meinen wackern Freund in der Todesgefahr nie feig verlassen werde. Das ist nicht Politik, sondern biederes Benehmen.“

Anselm: „Nimm Dich wohl in Acht, lieber Freund, Du machst Dich zu vielem anheischig. Aber vor Allem sage mir was gedenkst Du jetzt zu thun?“

Ich: „Möglichst bald wieder unter meine Fahne zu treten, wohin mich meine Pflicht ruft.“

Anselm: „Ah bah, das willst Du? Das wäre ja ganz widersinnig. Höre mich doch nur einen Augenblick. Weißt Du, was Dir begegnet, wenn Du wieder unter die republikanischen Fahnen trittst? Man wird Dich als einen Spion verurtheilen.“

Ich: „Mich als einen Spion verurtheilen?“

Anselm: „Jedenfalls und Du kannst das gar nicht auffallend finden. Du bist mit Einem Deiner Offiziere den Briganden in die Hände gefallen; den Offizier, hat man erschossen Dir aber kein Haar gekrümmt; somit ist es ganz gewiß, daß Du zum Mindesten als ein Verräther wirst angeklagt werden. Gesetzt nun auch, Deine Chefs fänden es erklärlich, daß die Briganden gegen Dich ungewöhnlich mild gewesen; gesetzt sogar, Du könntest und wolltest ihnen die Lüge beibringen, Du habest entwischen können, so wäre Deine Stellung doch immer eine sehr schlimme, denn Du hast uns das Wort gegeben, die Waffen nie mehr gegen uns zu tragen, und Du bist zu ehrlich, als daß Du deinen Eid brechen könntest. Du müßtest Dich also geradezu offen gegen Deine Obern auflehnen und ihnen den Gehorsam verweigern.“

Ich: „Deine Bemerkungen sind nicht unbegründet und meine Lage ist keine erfreuliche; aber was soll ich beginnen?“

Anselm: „Wenn Deine Liebe zu mir noch immer dieselbe ist, wie ehedem, so kann mir Dein Unglück sehr wohl zu Statten kommen. Mir ist der höchst schwierige Auftrag gegeben, diese Dame durch die Vendée bis in das Innere der Bretagne zu führen, und allen Anschein nach ist dies für unsere Sache von großer Wichtigkeit. Willst du mich auf dieser Reise begleiten und die Gefahren mit mir theilen? Gib mir eine bestimmte Antwort.“

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Da ich aber bemerkte, daß die Unbekannte mich fest in's Auge faßte und in ihrem Blick eine gewisse wegwerfende Ironie lag, ich aber in den Augen eines Weibes

auch nicht als feige erscheinen wollte, so ließ ich mich dadurch — zu meiner Schande muß ich es bekennen — bestimmen, die Einwilligung zu geben.

„Das erwarte ich auch," sagte Anselm und schloß mich in seine Arme, — „ich wußte wohl, daß Du mich in der Gefahr nie verlassen werdest."

Die Unbekannte aber lohnte mich für meinen Entschluß mit einem so freundlichen Lächeln, daß ich wie bezaubert war und mich glücklich schätzte, diesen Plan gefaßt zu haben. Der Gedanke, Glück und Unglück mit dieser Unbekannten zu theilen und auf einer langen und gefahrvollen Reise mein Schicksal mit dem ihrigen vereint zu sehen, hatte für mich etwas Reizendes.

Sobald unsere Verabredung vollendet, ersuchte ich Anselm, sich zu erkundigen, was aus Cherche-a-manger geworden. Er beeilte sich, meinem Verlangen zu entsprechen, und als er wieder zurückkam, sagte er: „Gestorben ist er zwar noch nicht, er wird aber kaum mehr eine Stunde leben." Als ich ihn weiter darüber befragen wollte, sagte er: „Laß das gut sein und frage mich nicht weiter. War auch Cherche-a-manger grausam und hatte er auch alle Qualen wohl verdient, so erfüllte es mich doch mit Schauder und Abscheu, daß an ihm solche grausame Strafe verübt wurde, das ist schrecklich. Doch reden wir nicht weiter davon!"

Die Nacht war jetzt eingebrochen; wir nahmen alle eine gemeinsame Erquickung und legten uns, nachdem der Pfarrer das Abendgebet verrichtet hatte, auf das Stroh. Für die Anselm zur Hut anvertraute Unbekannte ward im hintern Theile des Raumes ein Lager angebracht und in der Nähe desselben zwei Pechfackeln aufgestellt. Ich war so ermüdet, daß ich sogleich in einen tiefen Schlaf verfiel.

Sobald es tagte, weckte mich Anselm, reichte mir ein Gewehr und zwei Pistolen sammt Patronen und sagte: „Jetzt müssen wir den Weg antreten; wenn Du aber Deine gestrige Zusage bereuest, so kannst Du jetzt noch frei weitergehen."

„Es wäre mir äußerst leid," flüsterte die schöne Unbekannte mit einem reizenden Lächeln, „wenn Ihnen meinetwegen Schlimmes widerfahren sollte; ich bitte Sie daher, mein Herr, Sich wohl zu bedenken, bevor Sie Sich in ein so gefährliches Unternehmen einlassen."

„Wenn ich einmal mein Wort gegeben, Madame, so bleibt es dabei, und ich bedaure in diesem Augenblick nur, daß ich Ihnen die Bewunderung Ihres hohen Muthes nicht durch ein größeres Opfer zu erkennen geben kann. Anselm, ich bin reisefertig."

Beim Herausgehen aus dem unterirdischen Verstecke ward mir ein

betrübender Anblick: die Leiche des Hauptmanns Cherche-a-manger hing, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, an dem hohen Ast eines Eichbaumes. Mit Schauder wendete ich meinen Blick von diesem gräßlichen Schauspiel ab.

Es war etwa ein Uhr, als wir ganz still in einem Wald dahinzogen; plötzlich kam Anselm zu uns heran und sagte leise: „Ich fürchte, wir haben einen falschen Weg eingeschlagen und uns verirrt."

„Das soll Ihnen keine Sorge machen," sprach die Unbekannte lächelnd, „es ist dies nicht das erste Mal, daß ich durch diese Gegend wandere, und ich habe ein so getreues Ortsgedächtniß, daß ich Ihnen als Führerin dienen kann."

Darauf blickte die Unbekannte, welche Anselm immer bei ihrem Vornamen Lucilla nannte, schnell um sich und schlug sogleich eine ganz andere Richtung ein; bald fanden wir den Pfad wieder, den Anselm verloren hatte.

„Wahrlich, Madame Lucilla," sagte Anselm, „wären Sie nicht so schön und anmuthig, ich würde Sie nicht für ein Frauenzimmer halten, denn Sie beweisen eine solche Besonnenheit und Geistesgegenwart, daß viele selbst der begabtesten Männer Sie darum zu beneiden Ursache hätten."

„Die unbedingte Aufopferung für eine gute Sache verleiht auch den Schwächsten eine unüberwindliche Kraft", sagte sie erröthend und bescheiden ihre Augen niederschlagend.

6. Wanderungen durch die Bretagne.

Unsere Reise war von Unfällen und Widerwärtigkeiten begleitet, die in damaliger Zeit keine Seltenheit bildeten; deshalb darf ich sie wohl mit Schweigen übergehen. Mehr als zwanzigmal waren wir in Gefahr, den „Tölpeln" — so nannte man die republikanischen Nationalgarden — in die Hände zu fallen oder von den Linientruppen gefangen genommen zu werden; aber durch unsere Klugheit und den guten Rath der Lucilla entgingen wir jedesmal den Gefahren.

Als wir in die Bretagne eintraten, hörte man nur vom General Hoche sprechen, der dort das Oberkommando führte. Seinen Vorgängern an Einsicht weit überlegen, hatte er erkannt, daß man die dortigen Einwohner nur durch Milde und Sanftmuth zur Unttrwerfung bringen könne. Deshalb erließ er im Lande Proklamationen, die sämmtlich im Sinne der nachfolgenden, von der ich eine wörtliche Abschrift genommen, abgefaßt waren:

„Bürger! Könnte ich zu den Verirrten sprechen, oder zu denen, welche von einem übelverstandenen Eifer gegen uns mißleitet sind oder durch die Furcht vor der Strafe in den Reihen unserer Feinde zurückgehalten werden, so würde ich ihnen sagen: Glaubet doch nicht, daß Eure Brüder auf Euer Verderben ausgehen, daß das Vaterland nach Euerem Blute lechzet; es will im Gegentheil durch seine weisen und wohlthätigen Gesetze Euch glücklich machen. So kehret denn in seinen Schooß zurück und genießte seine Wohlthaten. Ich versichere Euch, das Vaterland will nich Eueren Nachtheil. Kann aber mein Ruf nicht zu den Unglücklichen selbst hindringen, deren Elend mir zu Herzen geht, so ist es an Euch, Väter, Mütter, Verwandte und Freunde, bei ihnen unsere Vermittler zu sein. Saget ihnen, ihr Schicksal liege in ihrer eigenen Hand. Ich bin nicht gekommen, die Leute zu vernichten, sondern den Gesetzen Achtung zu verschaffen. So mögen sie denn die Waffen niederlegen, in ihre Heimath zurückkehren und ihren gewöhnlichen Arbeiten obliegen. mögen sie nicht länger durch ihre Zusammenrottungen die Republik beunruhigen, sondern die Gesetze befolgen und uns nur als Brüder, als Freunde, als Franzosen ansehen! Von Seite der Repräsentanten der ganzen Nation sichere ich Allen, welche ruhig in ihrer Heimath verbleiben und für Erhaltung der öffentlichen Ordnung mitwirken, Frieden, Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums zu. Auch ich selbst bin unglücklich gewesen und ich will und kann diejenigen, welche es noch sind, nicht hintergehen. Könnte ich doch im Gegentheil ihnen allen den Trost bringen, dessen sie so sehr bedürfen!"

Die Bewohner der Bretagne waren aber, wie die der Vendee, leider schon so oft betrogen worden, daß sie diesen Verheißungen keinen Glauben schenkten und lieber ihren Waffen, als der Gerechtigkeitsliebe der Republikaner vertrauten. Der Hauptanführer des Widerstands in der Bretagne nannte sich Bois=Hardy. Derselbe war ein Mann von ungeheuerer Thätigkeit, erprobter Tapferkeit und kriegerischem Sinn, aber auch unversöhnlich in der Rache. Weil er gesehen, wie die Republikaner die Seinigen erwürgt, die Bretagne durch unglaubliche Excesse geschändet und verwüstet hatten, so schonte er auch keinen Blauen, wenn ihm einer in der Schlacht in die Hände fiel.

Seitdem ich mit Anselm und der geheimnißvollen Lucilla wanderte, hatte ich meinen Freund wohl mehr als zwanzigmal über den ihm gewordenen Auftrag befragt, aber nie eine bestimmte Antwort erhalten. Er sagte mir nur, ein angesehener Mann habe ihn nach Nantes geschickt, die Lucilla dort abzuholen, sie überallhin zu begleiten, wohin sie wolle,

und ihr in Allem zu Diensten zu sein; übrigens wisse er das Ziel der Reise selbst nicht. Wenn ich Anselm über diesen „angesehenen Mann", wie er sich ausdrückte, ausfragte, so sagte er nur, dieser Mann habe ihm in einem Gefecht mit den Blauen das Leben gerettet und er habe demselben eidlich gelobt, seinen Namen keinem einzigen Menschen zu offenbaren.

Als wir eines Abends in die Stadt Dinan kamen, waren die Bewohner in ihrer tiefster Trauer, weil die Chouans in die Stadt eingedrungen und greuliche Excesse verübt hatten. Da die Bewohner entschieden königlich gesinnt waren, so fiel ihnen diese gräßliche Behandlung von Seite der Ihrigen selbst auf und sie waren nicht ungeneigt, die Republik hoch leben zu lassen.

Weil wir es uns zur Regel gemacht, nie in Städten zu übernachten, gingen wir weiter und suchten in dem ersten Bauernhause, das wir am Wege trafen, um Herberge nach. In diesem Hause, das ganz einsam beim Eingang in einen Wald lag, sollte in wenigen Stunden ein schauderhafter Vorfall sich ereignen. Zum bessern Verständniß muß ich einige Bemerkungen vorausschicken.

Das Haus hatte zur ebenen Erde zwei Stuben; die erste war sehr groß uud in der Mitte durch einen Kamin getheilt, die zweite war bedeutend kleiner und diente dem Bauer und seiner Frau zur Schlafkammer. Der erste Stock, in den man auf einer tragbaren Leiter hinaufstieg, diente als Kornboden und enthielt ein bedeutendes Quantum von Korn und Futter. Hier schlief der Sohn, wenn er nicht die Chouanerie mitmachte. Etwa dreißig Schritte vom Hause entfernt stand ein Schoppen, wo das Wagen- und Werkgeschirr aufbewahrt wurde.

Da die Leute nirgends gastfreundlicher sind, als in der Bretagne, so wurden wir mit der größten Herzlichkeit und Offenheit aufgenommen; weder der Bauer, noch seine Frau, welche beide etwa sechszig Jahre alt sein mochteu, fragte nach unserem Namen und Reiseziel. Unser Nachtessen bestand in Kuchen von Weizen, in frischer Butter abgekocht, in einem Stück Speck und in Most. Der Lucilla trat der Bauer sein Stübchen ab, Anselm und ich mußten im ersten Stock auf dem Kornboden schlafen.

Nach dem bescheidenen Nachtessen legte ich mich mit meinem Freund unverzüglich auf das Heu und freute mich schon auf den erquickenden Schlaf. Da wurden wir auf das Gemurmel von Menschen und später auf das Gebell von Hunden aufmerksam. Ich schüttelte beim Arm und sagte: „Nimm dein Gewehr, es kommen Truppen."

Anselm (ganz kaltblütig): „Desto schlimmer für sie."

Ich: „Aber wenn ihnen Lucilla in die Hände fällt?"

Anselm: „Nun, so entreißen wir sie ihnen wieder."

Ich: „Aber wie das, wenn zum Beispiel fünfzig Mann kämen?"

Anselm: „Tödten wir zehn, so sind ihrer nur noch vierzig, und dann machen wir Bois-Hardy davon Anzeige."

Ich: „Bois-Hardy fällt unverhofft über die her, welche ihn nicht erwarten, aber er läßt sich von denen nicht finden, die ihn aufsuchen."

Anselm: „So greifen wir zu den Gewehren, gehen hinunter und thun, was sich eben thun läßt."

Ich: „Das wird das Beste sein; gehen wir hinab."

Wir wollten eben hinuntersteigen, aber als Anselm den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter setzte, ertönte aus dem Hof herauf ein wildes Geschrei, so daß er zurückhielt und ruhig sagte: „Es ist zu spät, wir müssen warten."

Dabei zog er die Leiter mit seiner kräftigen Hand zu sich heranf, legte sie auf den Kornboden und sagte: „Jetzt haben wir da eine Citadelle, sind gegen einen Ueberfall gesichert und können zuwarten, bis uns der Zeitpunkt geeignet erscheint."

Ich: „Könnten wir nicht eine Oeffnung in den Boden anbringen, um zu sehen, was uuten vorgeht? Dabei müssen wir alles Geräusch vermeiden, um ja nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu ziehen."

Anselm: „Ich will einstweilen unsere Laterne anzünden."

Er schlug Feuer, ich schob das Heu auf die Seite und wollte eben an die Arbeit gehen, da drang ein herzzerreißendes Geschrei zu uns herauf.

„Nein, bei einem solchen Concert kann ich nicht ruhig zuhören", sagte Anselm, und wir gingen an's Werk, weil das Geschrei immer stärker und schmerzlicher ward, trugen wir nicht mehr viel Vorsicht. Sobald wir eine Oeffnung in den Boden gemacht, sah ich hinab — und ach, welch furchtbarer Anblick! Der unglückliche Bauer lag der Länge nach auf dem Boden und schwamm in seinem Blute. Sein Kopf war so furchtbar zugerichtet, daß er nur eine einzige Wunde schien. Unfern von ihm lag seine Frau stark gebunden und von vier Chouans gehalten, während ein fünfter ihr einen knotigen Strick um die Daumen wand. Die übrigen Chouans, etwa zwanzig an der Zahl, machten sich eine Freude daraus, gleich Wilden die Hausgeräthe zusammenzuschlagen. Dieser Anblick that mir so wehe, daß ich nicht mehr reden konnte, sondern Anselm einfach andeutete, er möge auch hinabsehen. Sobald er hinuntergeblickt, sprang er wieder auf und rief ganz wüthend: „Solche Greuel können wir nicht ungestraft verüben lassen, sollte es uns auch das Leben kosten. Nimm Dein Gewehr, vorwärts!"

Auch mich hatte diese Scene so mit Wuth und Erbitterung erfüllt, daß ich in demselben Augenblick den Gewehrlauf durch die Oeffnung

hinabsteckte, losbrannte und einen Chouan zu Boden schoß. Ein zweiter und dritter Schuß trafen ebenso glücklich und auf diesen unerwarteten Angriff eilten die Chouans erschrocken davon.

„Nun wollen wir noch einen Ausfall machen," sagte Anselm, „denn diese Banditen sind so betroffen, daß sie keinen Widerstand versuchen werden."

Wir ließen die Leiter hinab und eilten den Chouans in allem Feuer und Ungestüm nach. Aber weil wir der Gegend unkundig, entgingen sie uns leicht; ein Einziger, der sich im Laufen den Fuß verrenkt, fiel uns in die Hände und Anselm spaltete ihm sogleich mit dem Säbel den Kopf.

„Aber wie wird es wohl der Lucilla ergangen sein?" sagte ich, als wir uns wieder ein wenig fassen konnten.

„Ich habe demjenigen, der sie mir anvertraut, versprochen, sie bis auf den Tod zu vertheidigen", sagte Anselm. „Sollten nun diese Briganden sie getödtet haben, so schieße ich mir durch den Kopf. Gehen wir zurück!"

Kaum hundert Schritte weit waren wir wieder gegen das Bauernhaus zurückgegangen, so kam uns Lucilla entgegen. Wie uns das freute, mag man sich leicht denken.

„Gott sei Dank," rief ich, „daß er Sie erhalten hat; wir durften nicht mehr hoffen, Sie am Leben zu finden. Sagen Sie uns doch, wie das zugegangen, daß Sie bei dieser furchtbaren Katastrophe verschont geblieben?"

„Ganz einfach," erwiederte sie, „die Chouans sind in das Stübchen, wo ich mich befand, gar nicht eingedrungen."

„Aber schlief denn die Bäurin nicht neben Ihnen?"

„Nein, die gute Frau hatte mir das Zimmer ganz überlassen, um mich nicht zu stören. Aber, meine Freunde, wir plaudern hier, während die Unglückliche dahinstirbt! Eilen wir ihr zu Hilfe, vielleicht ist es noch nicht zu spät."

Als wir in das Haus kamen, fing die Bäurin schon zu röcheln an. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß sie verloren sei. Ich that zwar mit Anselm das Mögliche für sie, aber nach einer halben Stunde gab sie den Geist auf.

Hierauf zogen wir uns in den nahe gelegenen Schoppen zurück. Um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes, der sich vom Schrecken erholen und wiederkommen konnte, auf uns zu richten, löschten wir die Laterne aus und hielten mit dem Gewehr im Arm Wache. Es war eine trübe und düstere Nacht; kein Stern leuchtete uns; schweres Gewölk, vom Süd-

wind getrieben, bedeckte den ganzen Himmel und ließ ein Gewitter befürchten.

Gegen Mitternacht kam es mir vor, als ziehe ein Schatten schweigend an mir vorüber; ich griff sogleich nach meiner Waffe und verdoppelte meine Aufmerksamkeit; da aber Alles um uns her stille war, glaubte ich mich getäuscht zu haben. Eine halbe Stunde später schlug eine Flamme zum Dachfenster des Hauses hinaus. Was ich für ein Gespenst gehalten, war einer jener Banditen, welcher wieder zurückgekommen war und das Bauernhaus angezündet hatte.

„Meine Ansicht", sagte Lucilla in aller Ruhe und ohne die mindeste Aufregung, „geht dahin, diesen Schoppen auf der Stelle zu verlassen."

Ich: „Wenn aber die Chouans in der Nähe herumstreifen und uns bemerken, so ist es um uns geschehen; halten wir uns dagegen in diesem Schoppen, so können wir ihnen, bei einem allfälligen Angriff, mit Hoffnung auf Erfolg Widerstand leisten."

Anselm: „Ich muß der Meinung meines Freundes beitreten; er hat Recht."

Lucilla: „Das ist mir ein Beweis, daß keiner von Ihnen unsere Lage gut in's Auge gefaßt hat. Ich will gar nicht davon reden, daß sich das Feuer auch diesem Schoppen mittheilen kann, sondern nur bemerken, daß wir, von hier den Flammen beleuchtet, den Kugeln der Chouans wie Zielscheiben ausgesetzt sind. Da wir also hier nichts Anderes zu gewärtigen haben, als lebendig verbrannt oder erschossen zu werden, so wollen wir die Flucht vorziehen, welche uns doch einen Schimmer von Hoffnung läßt."

Diese in größter Ruhe gemachte Bemerkung war so richtig, daß wir Nichts dagegen einzuwenden wußten und daher unverzüglich den Schoppen verließen. Die furchtbaren Vorfälle, die wir mit eigenen Augen angesehen, hatten auf uns solchen Eindruck gemacht, daß wir in der ersten Stunde unserer nächtlichen Wanderschaft auch nicht ein einziges Wort wechselten und den Anbruch des Tages mit größter Ungeduld erwarteten. Aber diese Nacht sollte uns zuvor noch ein anderes Abenteuer bringen.

Als wir längs einem Waldsaum dahin wanderten, wurden wir plötzlich mit einem barschen „Wer da?" angefahren. „Gott und der König!" antwortete Anselm mit klangvoller Stimme und griff nach seinem Gewehr. Augenblicklich waren wir von einem zahlreichen Haufen Chouans umringt. „Wer einen Schritt näher kommt, ist des Todes," rief Anselm aus.

Dieser unerwartete Auftritt hatte etwas Malerisches. Die ganze Scene war nur von dem matten Lichte einer Laterne beleuchtet, die ein Chouan in der Hand hielt; der düstere Wald, die kampflustigen Chouans,

Anselm's Haltung, die anmuthige Erscheinung Lucilla's — Alles zusammen bildete ein sonderbares Gemälde.

„Warum fürchtet Ihr unsere Annäherung, wenn Ihr gleich uns gute Royalisten seid?" sagte der Chouan mit der Laterne zu Anselm.

Anselm: „Weil die Chouans keine Royalisten, sondern furchtbare und gemeine Banditen sind, die nur zu morden und zu stehlen wissen."

Chouan: „Wir, Bois-Hardy's Soldaten, sollen Räuber und Mörder sein? Diesen Vorwurf sollt ihr uns theuer büßen."

Anselm: „So lassen wir es auf die Waffen ankommen!"

In dieser bedenklichen Lage hatten wir vielleicht wieder der Lucilla die Erhaltung unseres Lebens zu verdanken, denn ruhig und lächelnd ging sie auf die Chouans, welche schon ihre Waffen in Bereitschaft setzten, zu und sagte: „Ist Euer Führer Bois-Hardy hier?"

Die Chouans waren bei dem Hervortreten der Lucilla überrascht und in Staunen befangen.

„Ja, er ist hier", antwortete endlich ein Chouan; „wenn Sie wollen, will ich Sie zu ihm führen."

Lucilla befahl uns, unsere Waffen an die Chouans abzugeben, und nachdem dies geschehen, mit ihr zu kommen. Hinter dem Chouan, der die Laterne trug einhergehend, traten wir jetzt in den Wald ein. Nach einem kurzen Gang stieß unser Führer ein so sonderbares Geschrei aus, daß es mich schauderte. Fast in demselben Augenblicke hörten wir aus der Ferne dasselbe Geschrei einer Nachteule. „Herr Bois-Hardy ist von Ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt und erwartet Sie," sagte unser Führer.

Nach einigen Schritten sahen wir durch das Gebüsch einen matten Lichtschein und fast unmittelbar darauf standen wir vor einer aus Aesten zusammengeflochtenen Hütte. Ich hatte auf unserer Wanderung schon mehrmals solche Hütten gesehen, in welchen die Chouans Schutz gegen Gewitter im Sommer und gegen Nachtfröste im Winter suchten. Das Innere dieser Hütte überraschte mich darum nicht. Die Wände waren von künstlich ineinander geflochtenen Aesten, die zum Theil noch ihr Laub trugen, gebaut, längs den Wänden befanden sich schmale Lagerstätten, ähnlich jenen, welche man in den Kämmerchen auf den Schiffen antrifft. Ueber jeder Lagerstätte hing ein Gewehr, neben dem Gewehr war eine kleine Oeffnung, so daß ein Musketenlauf durchgehen konnte. Ueber der Thüre stand ein unförmlich geschnitztes und mit grellen Farben bemaltes Christusbild. Ringsumher saßen etwa zehn Chouans in ihrer Landestracht, die im Stillen den Rosenkranz beteten.

Unser Führer wies uns auf einen Mann hin, der sich in der Kleidung durch nichts von seinen Leuten auszeichnete und in dem wir jeden-

falls nie einen Hauptanführer der royalistischen Armee in der Bretagne gesucht; dieser Mann war Bois-Hardy. „Was bringst Du uns da?" Bosec, sagte er zu unserem Führer. Auf diese Frage gab der Bauer eine ziemlich lange Erklärung, von der ich aber nichts verstand, weil er Patois sprach. Nur das fiel mir mit bedeutender Besorgniß auf, daß Bois-Hardy bei einer gewissen Stelle der Rede des Bauern drohend die Stirne runzelte; doch ließ er den Mann ohne Unterbrechung ausreden.

„Was muß ich da von Bosec vernehmen," sagte endlich Bois-Hardy endlich zu uns, „ihr habt meine lieben Leute für Schelme und Mörder gehalten?"

„Da hat Bosec nur die Wahrheit gesagt", sprach Anselm; „erst vor wenigen Minuten habe ich erklärt, die Chouans seien Schelme und unerhört grausame Mörder."

Auf diese Antwort Anselm's, die ich tief bedauerte, zeigte sich in Bois-Hardy's Blick die Wuth, während im Kreis der Chouans ein zürnendes Gemurmel entstand.

„Still, meine Lieben, sagte Bois-Hardy ruhig und fest; ,warum sollt ihr in Zorn gerathen? Glaubt ihr, ich werde für euere Ehre nicht sorgen, oder euch ungestraft beschimpfen lassen? Dieser Mensch ist in unserer Gewalt; so lassen wir ihn vollends sich aussprechen."

„Wer seid ihr?" fragte Bois-Hardy.

Anselm: „Royalisten, die für Gott und den König streiten, nicht Schelme und Mörder, wie ihr."

Bois-Hardy (in aller Ruhe): „Wie kommt es, daß ihr so bei nächtlicher Stunde bei dem Waldessaum betroffen wurdet? Lüget nicht; denn ihr werdet mich nicht täuschen können."

Anselm: „Meine Rede kann doch nicht den Verdacht erwecken, als wolle ich täuschen. Wir kommen von Nantes und haben diese Nacht in einem Bauernhause, wo man uns gastfreundlich beherbergt, zugebracht, bis dasselbe vor kaum zwei Stunden durch Chouans in Brand gesteckt und wir zur Flucht gezwungen wurden."

Bois-Hardy: „In welchem Hause waret ihr aufgenommen worden?"

Anselm: „Wie es heißt, weiß ich nicht; aber es liegt nur eine halbe Stunde von Dinan; der arme Bauer, der von einer Abtheilung eurer Banditen schändlich gemordet wurde, hieß Mathurin, seine Frau Johanna."

Auf diese Worte Anselm's fing ein Chouan, der neben Bois-Hardy gesessen, vor Schmerz und Wuth zu weinen und zu heulen an, stürzte auf Anselm zu und faßte ihn bei der Gurgel: „Was, mein Vater ist getödtet worden und Du bist sein Mörder? Du sollst sterben!"

Mein Freund mußte alle seine ungewöhnliche Kraft anstrengen, um

sich des Chouan zu erwehren. Als dieser auf Anselm losgestürzt war, hatten sich alle seine Kameraden erhoben und umstanden uns im Kreise; Bois-Hardy mußte sein ganzes Ansehen geltend machen, um sie in Schranken zu halten; ohne seine Dazwischenkunft wären wir ohne Zweifel massakrirt worden. „Meine Lieben," sagte er zu ihnen, „Ihr seid gute Kinder und mir alle lieb, aber wer diesen Leuten ein Leid zufügt, den werde ich zu Boden schießen. Ich allein will sie verhören und über ihr Schicksal entscheiden. Wenn sie Spione oder „Tölpel" sind, so werde ich mit ihnen schnell fertig werden.

Anselm: „Wären wir Spione, so hätten wir Euch nicht Schufte betitelt, sondern mit Schmeicheleien und Ergebenheits-Versicherungen überhäuft."

Lucilla, die bisher still zugehört, deutete Anselm an, zu schweigen, und sprach sodann zu Bois-Hardy: „Gerne hätte ich das Incognito beobachtet, aber ich begreife Euern Argwohn und sehe mich darum genöthigt, dasselbe aufzugeben. Ich bin der gute Genius des Herrn Jacques in der Schlacht und seine Gesellschafterin in der Ruhe."

Diese von Lucilla mit Nachdruck und Stolz ausgesprochenen Worte überraschten mich im höchsten Grade, nicht so sehr wegen ihres Inhaltes, der mir räthselhaft war, sondern vielmehr, weil sie auf die Chouans und selbst auf Bois-Hardy einen ungemeinen Eindruck machten. Dieser Mann neigte sich vor der jungen Person mit einer Ehrfurcht und mit einer Höflichkeit, die bei seinem barschen Wesen um so auffallender war, und drückte ihre Hand an seine Lippen. „Madame," sagte er, „ich habe schon an Ihrem edlen Aussehen und an Ihrer würdevollen Haltung eine Heldin geahnt, aber das hätte ich nicht gehofft, daß ich den guten Genius des größten Kriegshelden in meiner Hütte sehen würde. Wenn Sie zu Herrn Jacques kommen, so geben Sie ihm die Versicherung, daß Bois-Hardy ihm bis in den Tod ergeben ist und sich glücklich schätzt, unter ihm zu kämpfen."

Lucilla, die für mich immer räthselhafter wurde, weil ich von Hrn. Jacques noch nie ein Wort gehört, nahm diese Rede ziemlich gleichgültig auf, und doch galt Bois-Hardy damals für einen der einsichtsvollsten, einflußreichsten und berühmtesten Führer des Aufstandes in der Bretagne. Die Chouans aber betrachteten die Lucilla von diesem Augenblick an, da sie von Hrn. Jacques gesprochen, mit einer fast religiösen Bewunderung und Hochachtung. Der Sohn des armen ermordeten Bauern Mathurin schien sogar seinen Zorn und Schmerz zu vergessen und blickte unsere Reisegefährtin mit großen Augen an.

Bois-Hardy nahm zuerst wieder das Wort und sagte: „Verzeihen Sie mir, Madame, eine Frage, denn als die Begleiterin eines Kriegers

müssen Sie besser als sonst Jemand wissen, welche Vorsicht die Führer anwenden müssen."

Lucilla: „Ich verstehe Sie, mein Herr, Sie trauen meinen Worten nicht und möchten gerne einen Beweis haben."

Bois-Hardy: „Nein, ich bin nicht mißtrauisch gegen Ihre Aussage, und wenn ich einen Beweis verlange, so thue ich es nur, damit Hr. Jacques keine üble Meinung von meiner Klugheit erhalte, wenn Sie ihm unser Zusammentreffen berichten."

Lucilla: „Sie haben Recht, mein Herr. Da sehen Sie, das ist der letzte Brief, den Hr. Jacques mir zu Nantes zukommen ließ und worin zugleich der Grund meiner Abreise angegeben ist. Sie mögen ihn ganz lesen, sein Inhalt ist kein Geheimniß für Sie."

Bois-Hardy nahm den Brief zur Hand, aber kaum hatte er einen Blick in denselben gethan, so gab er ihn der Lucilla zurück und sagte: „Ich kenne die Schrift, Madame, dies genügt!"

Anselm: „Also wollen Sie uns nicht mehr erschießen? Nun, so wollen wir wieder abreisen."

Bois-Hardy: „Warum abreisen zu dieser Stunde?"

Anselm: „Weil ich nicht länger mit Schelmen und Mördern zusammenbleiben will. Bis auf den heutigen Tag war Ihr Name, Hr. Bois-Hardy, bei mir in großen Ehren, aber da ich gesehen, welche Excesse sich Ihre Chouans erlauben, betrachte ich Sie Ihres Ruhmes unwürdig, denn ein General ist für das Benehmen seiner Soldaten verantwortlich."

Anselm's Freimüthigkeit schien dem General nicht mißfällig zu sein; er forderte ihn vielmehr auf, das Vorgefallene zu erzählen, was Anselm sofort in kurzen, aber treuen Worten that.

„Lieber Freund," sagte Bois-Hardy, „Ihr Bericht ist mir nur eine Bestätigung dessen, was mir schon gemeldet worden, was ich aber nicht glauben wollte, weil es gar zu unglaublich lautete. Jetzt thut vor Allem Noth, daß die Elenden, welche unsere heilige Sache so geschändet, für ihre Schandthaten gestraft und daß die Ehre unseres Namens gerettet werde."

Beim Tagesanbruch ersuchte Bois-Hardy mich und Anselm, ihn bei der Verfolgung der Mordbrenner zu begleiten, damit wir Zeugen seiner eclatanten Rache seien.

Wir nahmen das Anerbieten um so bereitwilliger an, als Lucilla gerne einen Tag ausruhte. Um sechs Uhr Morgens brachen wir vom Walde auf und zogen gegen das angezündete Haus zu, um den Mördern auf die Spur zu kommen. So groß auch der Schmerz des Sohnes Mathurin's war, so vergoß er dennoch keine Thräne, weil er zuerst seinen Vater rächen müsse, bevor er ihn beweinen dürfe. Die Chouans

entdeckten gar bald den Weg, den die Mordbrenner eingeschlagen. Bois-Hardy entsendete mehrere Befehle an seine Streifcolonnen, und setzte alsdann unverzüglich den Flüchtigen nach. Obschon die Chouans die Spur nie verloren, kam doch schon die Nacht heran, ohne daß wir einen Einzigen entdeckt hätten. Als wir am Abend gegen neun Uhr durch ein kleines Dorf zogen, wurden wir auf eine große Röthe am Himmel aufmerksam. Bois-Hardy äußerte große Freude, denn er hoffte, die Strafbaren bald einzuholen. Wirklich kamen wir in einer halben Stunde zu einer Hütte, die sie angezündet; Heuschober brannten noch in der Nähe der ärmlichen Wohnung.

„Da habt Ihr sie! Vorwärts!" rief Bois-Hardy den Seinigen zu und wies auf einen Haufen Flüchtiger hin. In zehn Minuten holten die Chouans sie ein; es fiel kein Schuß.

Bois-Hardy trat vor die Mordbrenner und sagte blos: „Ich bin Bois-Hardy, ich lasse Euch alle erschießen!" Die Elenden, zweiundzwanzig an der Zahl, versuchteu gar keinen Widerstand, sie warfen die Waffen von sich und wollten um Gnade bitten.

Bois-Hardy hieß ihren Anführer vortreten. Es war ein großer Bursche von dreißig Jahren und nicht ohne Energie.

Bois-Hardy: „Welcher Pfarrei gehörst Du an und wie heißest Du?"

Diese Frage schien den Häuptling in Verlegenheit zu setzen; nach einigem Besinnen sagte er: „Ich heiße Kernoc und bin von Ploncont gebürtig."

„Du lügst," sagte Bois-Hardy, „in Ploncont gibt es keine Kernoc; ja Du bist nicht einmal aus der Bretagne gebürtig, denn Du verstehst die Sprache des Landes gar nicht."

Der Verbrecher senkte beschämt den Kopf und verstummte. Als aber Bois-Hardy freudig und mit einem Blicke auf mich und Anselm ausrief: „Da seht Ihr, daß dieser Mensch nicht zu den Unsrigen gehört", erhob Kernoc frech das Haupt und gestand: „Ich bin kein Royalist und kein Chouan, aber mein Geheimniß soll mit mir zu Grabe gehen, und Ihr werdet nach meinem Tode nicht wissen, welchen Gewinn Euch meine Gefangennehmung gebracht, wenn Ihr gnädig und großmüthig gegen mich verfahren wäret."

Bois-Hardy: „Auch die übrigen Banditen, die bei Dir sind, gehören nicht der Bretagne an. Man sieht das schon an ihren kurzen Haaren, denn sie haben noch nicht nachwachsen können, seitdem sie die Chouans zu spielen begonnen."

Nach diesen Worten trat Mathurin's Sohn vor und fragte Bois-

Hardy: „Dürfen wir meines Vaters Mörder nicht nach Herzenslust erschießen?“

Bois-Hardy: „Macht Euch lustig mit ihnen, erschießet, hänget, erwürget oder verbrennet sie, das ist mir einerlei, nur lasset Keinen entkommen?“

Die Chouans packten hierauf ihre falschen Waffenbrüder und banden sie fest. Mathurin's Sohn aber packte Kernoc beim Kragen und sagte: „An Dir will ich den Tod meines Vaters rächen.“ Diese Drohung machte Kernoc, der bis dahin sich ziemlich unerschrocken gezeigt, erblassen; er trat auf die Seite, wo Bois-Hardy stand, und sagte mit zitternder Stimme: „Ich fürchte den Tod nicht, aber noch einige Tage sollte ich leben; es wäre mir sehr wichtig; wenn Sie meine Hinrichtung um eine Woche verschieben, so will ich es Ihnen mit einer Enthüllung vergelten, die für Sie von unermeßlichem Vortheil ist.“

Da Bois-Hardy auf diese Bitte nicht achtete, warf sich ihm Kernoc zu Füßen, und bat doch wenigstens nur um zwei Tage.

„Welcher Natur“, fragte Bois-Hardy mit einem verächtlichen Blick, „wäre denn Deine Enthüllung und was könnte sie der königlichen Sache nützen?“

Kernoc: „Sie würde von unermeßlichem Vortheil sein: eine Meuterei ist gegen die Royalisten angezettelt, um sie vor ganz Frankreich in Schande zu bringen.“

Bois-Hardy: „Bedingungen lasse ich mir nicht vorschreiben! wenn Du aufdecken willst, was Du weißt und mir Deine Enthüllung als nützlich erscheint, so will ich Dich die ausgebetenen zwei Tage noch leben lassen; wo nicht, so fällst Du Mathurin's Sohn anheim.“

Kernoc: „Ich vertraue Ihrem Wort und Edelsinn, Sie sind allgemein als gerecht bekannt. Nun, so mögen Sie denn wissen, daß die republikanische Bergpartei falsche Chouans gebildet hat, welche rauben, brennen und morden sollen, um dadurch die wahren Chouans in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Ich bin Anführer einer dieser furchtbaren Banden. Alle die, welche bei mir sind, hat man von den Galeeren und aus den Zuchthäusern herausgenommen, auf daß sie die Rolle von falschen Chouans spielen. Was für Verbrechen wir in dieser Rolle bereits begangen haben, wäre mir zu sagen selbst unmöglich; was man sich nur Schlechtes denken mag, das haben wir verübt, wenn wir eine Gelegenheit dazu gefunden.“

Das Geständniß des angeblichen Kernoc erfüllte Bois-Hardy's Chouans mit unaussprechlichem Unwillen und Staunen. Dem Bois-Hardy aber konnte man an dem Lächeln, das um seine Lippen spielte, wohl ansehen, welchen Werth er auf diese Enthüllung legte. „Nun, was haltet

Ihr von der Perfidie der Blauen?" fragte er die Seinigen. „Möge Jeder von Euch in Städten und Dörfern und auf den Marktplätzen seinen Eltern, Freunden und Bekannten wieder sagen, was er da gehört hat. Die Wahrheit soll allerwärts bekannt werden und alle Welt soll wissen, daß wir nicht für unser Interesse, sondern für die Sache des Königs, der Religion und der Menschheit in den Kampf gehen."

Kernoc's Mitschuldige wurden über seine Enthüllung so aufgebracht, daß sie ihn mit Schimpf und Flüchen überschütteten, Kernoc aber achtete auf alle Beschimpfungen gar nicht. Die falschen Chouans wurden unverzüglich und ohne alle Schonung getödtet, Kernoc nur erhielt von Bois-Hardy die ausgebetenen zwei Tage Frist, nachdem er sich noch verpflichtet hatte, seinen Unthaten mit seiner Unterschrift zu bezeugen, damit Niemand sie bezweifeln oder bestreiten könnte. *)

---

*) Wie tief muß die Menschheit gefallen sein, daß sie zur Erreichung ihrer Parteizwecke so verruchte Mittel ergreifen kann! Der Verstand sträubt sich, an die Wahrheit solcher Erscheinungen zu glauben und doch sind sie unzweifelhafte Thatsachen. Wir haben hiefür officielle Zeugnisse, welche die Existenz „der falschen Chouans" unwidersprechlich darlegen und die wir hier wörtlich anführen:

Eine Depesche des Generals Rossignol an den Sicherheitsausschuß, datirt vom 25. Brumaire des Jahres III. (15. November 1794), sagt:

„Ich habe einige uns befreundete Banden getroffen, die das Ihrige meisterlich thun; sie tödten den alten Sauerteig der lauen Patrioten, welche die Guillotine noch nicht aus der Republik ausgetilgt hat. Aber man muß hierbei sehr vorsichtig sein, denn diese Rasenden sind von den echten Briganden entlarvt worden und sie sagen, sie seien gar nicht mehr sicher. Sie werden von den wahren Chouans angegriffen; erkannt aber werden sie an der Sprache und an den Haaren, die ihnen noch nicht genug nachgewachsen sind. Sie haben hier das Ihrige wohl geleistet und die Briganden in Verachtung gebracht; jetzt glaube ich, könnte man sie anderwärts mit Vortheil verwenden.

„Wir durften nicht mehr von ihnen verlangen; überall ist man gegen sie furchtbar aufgebracht; die Patrioten aber haben eine enthusiastische Freude, wenn sie hören, welche Greuelthaten von ihnen verübt werden, und wenn wir die Kunde von einem recht schauderhaften Verbrechen erhalten, so lasse ich die Nationalgarden los, die keine Ruhe haben."

Als zweites Dokument, welches die Existenz der falschen Chouans auf unwidersprechliche Weise darthut, ist ein Brief anzuführen, welchen General

7. Räthselhafte Ereignisse.

Nach dieser Züchtigung der Galeerensträflinge machte Bois-Hardy sich mit seinen Leuten auf den Weg. Die Chouans äußerten ihre Freude durch Absingen von Nationalliedern, ich aber machte mich an Bois-Hardy heran, suchte mit ihm das Gespräch anzuknüpfen und befragte ihn über Herrn Jacques, von dem ich bis dahin noch nie etwas gehört.

Bois-Hardy (lächelnd): „Es mag Ihnen sonderbar vorkommen, aber dennoch muß ich offen gestehen, daß ich selbst nicht weiß, wer Herr Jacques ist."

Ich: „Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich so zudringlich bin, aber wie konnten Sie Sich in diesem Falle in vergangener Nacht über Hrn. Jacques auf so schmeichelhafte, ja enthusiastische Weise äußern, sobald Madame Lucilla seinen Namen ausgesprochen?"

Bois-Hardy: „Weil Hr. Jacques der außerordentlichste Mann ist den die royalistische Partei hat."

Ich: „Also kennen Sie ihn doch?"

Briey an den Repräsentanten Bollet geschrieben hat. General Briey war bekanntlich der vertraute Freund und Rathgeber des Generals Hoche, ein alter republikanischer Soldat, ein Mann von ehrenhaftem und freimüthigem Charakter. Ich führe aus seinem Schreiben folgende auf die falschen Chouans bezügliche Stelle wörtlich an:

> „Du darfst Dich nicht verwundern über die Massen von Verbrechen, von denen wir heimgesucht werden. Die Patrioten des Landes selbst haben dermaßen Furcht, daß man in jedes Haus eine Garnison zur Bewachung verlegen sollte. Das Unglück des Landes sind die Galeerensträflinge, von denen die Gegend wimmelt und aus denen man vorher Schmuggel-Chouan's gemacht hat. General Hoche, ich hoffe es zu seiner Ehre, wird uns von ihnen befreien. Dem Unwesen der Straßenräuber, womit den Rebellen so wenig gedient ist, als den Behörden, sollte ein Ende gemacht werden. Man heißt diese Straßenräuber falsche Chouans, und erkennt sie an der Sprache und Haltung so leicht, daß man sich nicht täuschen kann. Sage doch Hoche und Cherin, sie möchten dieses ganze Lumpengesindel zusammenhauen lassen."

Durch diese zwei Aktenstücke, die sich noch um Vieles vermehren ließen, glauben wir den bis auf unsere Tage wenig bekannt gewordenen historischen Thatbestand der „falschen Chouans" genugsam nachgewiesen zu haben.

Bois-Hardy: „Gar nicht, ich wiederhole nur, was man allgemein von ihm sagt. Die Bewohner der Landschaft Mans behaupten geradezu, Hr. Jacques sei kein irdisches Wesen, sondern etwas Uebermenschliches, er sei unverwundbar und unsterblich."

Ich: „Sie wollen offenbar nur scherzen."

Bois-Hardy: „Ganz und gar nicht, ich wiederhole nur, was hundertmal schon in meiner Gegenwart behauptet wurde. Wenn Sie mich aber um meine persönliche Ansicht über Hrn. Jacques befragen, so muß ich nach dem, was ich über seine verschiedenen, mit den republikanischen Truppen bestandenen Gefechte gehört, bekennen, daß er nicht blos ein guter General, sondern eines jener seltenen Genie's ist, wie sie ein Jahrhundert höchstens einmal hervorbringt, und welche die Menschheit durch ihre Ueberlegenheit in Staunen setzen. Denken Sie an mein Wort: wenn Hr. Jacques nicht durch eine republikanische Kugel zu früh fällt, so wird er als ein großer Mann in der Geschichte glänzen. Unser berühmter Obergeneral Hr. de la Puisaye, den ich kürzlich zu sehen die Ehre hatte, ertheilte ihm ein großes Lob und versicherte mich, der scharfe und richtige Blick seines Geistes sei nicht minder zu bewundern, als seine militärischen Talente. Hr. de la Puisaye hält mehr auf ihn, als auf eine ganze Armee. Er zeigte mir auch mehrere Briefe vor, die er von Hrn. Jacques erhalten und die wirklich ganz neue und sehr wichtige Anschauungen kundgeben. In Folge dieser Mittheilung erkannte ich in den Briefen, welche Ihre Reisegefährtin mir vorgewiesen, sogleich wieder die Handschrift des Hrn. Jacques."

Ich: „Haben Sie Hrn. de la Püisaye nicht um Aufschluß über Hrn. Jacques' frühere Lebensverhältnisse befragt?"

Bois-Hardy: „Allerdings habe ich ihn gefragt, und was er mir gesagt, will ich Ihnen mit seinen eigenen Worten wieder erzählen. Nachdem Hr. Jacques in der Armee der Vendéer den Krieg mitgemacht, begab er sich in das Gebiet von Mans, wo ihn Niemand kannte. Hier zeichnete er sich im Augenblick der Gefahr so vortheilhaft aus, daß die Bauern, die immer für das Geheimnißvolle schwärmen, sogleich aus ihm ein phantastisches und übernatürliches Wesen machten. Da Hr. Jacques wohl erkannte, welch ungeheuren Vortheil ihm diese Meinung, die er übrigens nicht angestrebt, ihm verschaffte, so ließ er es sich angelegen sein, dieselbe festzuhalten. Von nun an hüllte er sich in ein tiefes Geheimniß. Bei seiner Tollkühnheit, von der man sich keine Idee macht, und dem außerordentlichen Glück, das ihm im Kampf zur Seite steht, galt er bald als unverwundbar. Zudem ist er auch Dichter. Die Soldaten lieben sehr seine Schlachtlieder und stürzen singend in den Kampf. Hr. de la Puisaye kennt allein seinen wahren Namen, seine früheren

Lebensverhältnisse und seine weitaussehenden Pläne, würde sich aber nie dazu verstehen, sie einem von uns mitzutheilen, aus Furcht, eine unüberlegte Aeußerung könnte Hrn. Jacques den Nimbus, der ihn umgibt, abstreifen. Nun wissen sie von Hrn Jaques so viel als ich selbst."

Gegen Mitternacht gelangten wir in ein von allen Communikationsstraßen abgeschnittenes Dorf. Wir wurden von den Bewohnern so herzlich und bereitwillig aufgenommen, daß ich mich überzeugen konnte, die teuflische Erfindung der falschen Chouans habe noch nicht alle jene Früchte gebracht, welche der Nationalconvent erwartet hatte. Eine halbstündige Rast und einige wenige Nahrungsmittel waren genügend, unsere Chouans zu erquicken. Gegen drei Uhr Morgens kamen wir wieder in den Wald zurück, wo Bois-Hardy sein Hauptquartier aufgeschlagen. Lucilla war wach und erwartete uns mit Ungeduld. Ich erzählte ihr kurz den Erfolg unserer Expedition. Ueber die Erfindung der falschen Chouans äußerte sie tiefen Unwillen und billigte es vollkommen, daß diese abscheulichen Menschen mit aller Strenge, ja mit Grausamkeit gestraft worden.

„Nun aber", sagte Lucilla mit sanftem Lächeln, „haben wir wieder einen Tag verloren, und wenn Ihre Kräfte nicht zu sehr erschöpft sind, so mache ich den Antrag, sogleich weiter zu reisen."

Ich war so ermüdet, daß ich den Antrag ablehnte, allein Lucilla bestand hartnäckig auf ihren Willen und ich mußte nachgeben.

Anselm, der nicht minder ermüdet war, als ich, wollte sich einige schüchterne Gegenvorstellungen erlauben, wurde aber von Lucilla in gebieterischem Tone sogleich zur Ruhe gewiesen.

Da Bois-Hardy sah, daß alle Bemühungen umsonst seien, bat er sich nur eine Stunde aus, um uns eine Eskorte mitzugeben.

Dieses Anerbieten durfte Lucilla nicht ablehnen, doch zeigte ihr frostiger, ja spröder Dank, daß auch diese kleine Verzögerung ihr zuwider war.

„Wünschten Sie, Madame, nicht vielleicht den Gefangenen Kernoc zu sehen? Ich habe ihn hierher führen lassen", sagte Bois-Hardy.

„Nein, mein Herr, ich danke Ihnen," antwortete Lucilla trocken; „ich bin nicht gerne in Gegenwart dieses Straßenräubers, dem ich bald selbst zum Opfer gefallen wäre. Ihre Artigkeit ist nicht nach meinem Geschmack."

Diese ungeziemende Antwort, die Bois-Hardy erröthen machte, war mir um so auffallender, weil ich bis auf diesen Tag an Lucilla immer denselben Humor und ihren einnehmenden Charakter bewundert hatte.

„Wahrlich, Madame," sagte Bois-Hardy mit sichtlichem Aerger, „ich hätte nicht geglaubt, daß Herrn Jacques' Gesellschafterin so empfindlich wäre, wie Sie. Wenn Ihnen der Anblick dieses Banditen Furcht ein-

flößt, so schließen Sie die Augen zu, denn meine Leute führen ihn eben her."

Kaum gesagt, wurde Kernoc in die aus Aesten geflochtene Hütte eingeführt, die Hände auf den Rücken gebunden und von vier Chouans begleitet. Kernoc hatte sein Haupt auf die Brust gesenkt und sah betrübt aus. Beim Eintreten schaute er auf und die erste Person, auf welche sein Auge fiel, war Lucilla, die ganz unbeweglich und blaß wie eine Statue vor ihm stand. Beim Anblick dieser Dame brach Kernoc in einen Ruf des größten Erstaunens aus, dann sagte er mit gebrochener Stimme: „Wie, du, unglückliche Justina, bist auch gefangen?"

Diese Aeußerung Kernoc's versetzte alle Anwesenden, zumeist aber mich und Anselm in das größte Staunen. Uebrigens ließ Lucilla unsere Neugierde nicht lange in Zweifel, denn sie warf Kernoc mit unbeschreiblicher Entrüstung einen Blick zu und sagte: „Was willst Du mit mir, elender Mörder? Habe ich denn das Unglück, Einer deiner Bekannten ähnlich zu sein?"

Kernoc: „Ich bitte um Vergebung, Madame; ich sehe jetzt, daß ich im Irrthum bin."

Lucilla: „Genug hiervon; ich lasse mich nicht mit Leuten Deiner Art ein." Sodann an Bois-Hardy sich wendend: „Lassen Sie diesen Menschen wegführen, denn seine Anwesenheit erinnert mich an die blutigen und schrecklichen Auftritte der verflossenen Nacht!"

Bois-Hardy: „Das soll geschehen; ich will ihn nach Ihrer Abreise verhören."

Lucilla: „Nach meiner Abreise? So eben wollten Sie mich um jeden Preis zurückhalten, und jetzt wollen Sie mich fortschicken?"

Zu meiner und Anselm's Zufriedenheit willigte endlich Lucilla ein, diese Nacht noch hier zuzubringen, und so wurde unsere Abreise auf den andern Tag hinausgeschoben.

Eine Stunde darauf lagen Bois-Hardy und seine Chouans in tiefem Schlaf; eine Wache war nicht ausgestellt, weil man keinen Ueberfall zu befürchten hatte; Kernoc war fest und eng an einen Baum gebunden, so daß er sich nicht rühren konnte, zwei Chouans lagen an seiner Seite.

Als ich am Morgen erwachte, waren Bois-Hardy's Leute außer sich vor Zorn und Verwunderung — der falsche Chouan war in der Nacht entwischt.

Kernoc's unerklärbare Entweichung machte auf die guten Leute einen außerordentlichen Eindruck; Bois-Hardy selbst war erschrocken, Lucilla aber stellte sich darüber untröstlich.

„Was mag Ihnen daran liegen, Madame," sagte ich, um sie zu trösten, „ob dieser Verbrecher frei oder erschossen sei? Man möchte wahr-

lich glauben, seine Flucht sei für Sie ein großes Unglück. Ich gestehe offen, daß ich seit gestern in Ihnen nicht mehr jene zum Verwundern ruhige und heroische Frau erkenne, die uns so oft mit dem schönsten Beispiel großer Entschlossenheit und seltenen Muthes vorangegangen ist."

„Sie haben nicht Unrecht," erwiederte Lucilla, „aber Sie dürfen nicht vergessen, daß bei uns Weibern die Nerven und die Phantasie eine wichtige Rolle spielen und daß man es uns zu gut halten muß, wenn wir bisweilen mit uns selbst in Widerspruch gerathen. Ich sehe wohl, wie lächerlich und grundlos meine Furcht und mein Schmerz ist, aber ich kann nicht umhin, ich habe eine unabweisliche Ahnung, dieser Kernoc werde mir noch mein Leben verbittern und für mich verhängnißvoll werden — ich habe Furcht. Sie werden mich gewiß nicht für grausam und blutdürstig halten, und doch gäbe ich zehn Jahre meines Lebens, wenn Bois-Hardy diesen Kernoc hätte erschießen lassen."

Bois-Hardy: „Das kann Ihnen jedenfalls gleichgültiger sein, als mir. Nicht als läge mir viel daran, ob dieser Elende todt oder lebendig sei, aber seine auffallende Entweichung machte auf meine Leute einen schlimmen Eindruck. Daß die Leute in der Bretagne abergläubisch sind, ist Ihnen bekannt, aber weniger bekannt dürfte es Ihnen sein, wie ein an sich ganz unbedeutender Vorfall auf sie einen außerordentlichen Einfluß hat, je nachdem sie darin eine gute oder üble Vorbedeutung sehen. Es ist gewiß gegenwärtig nicht ein Einziger von meinen Soldaten, der nicht den Gedanken hegt, mich zu verlassen, und ich bin überzeugt, wenn ich ihren Muth nicht durch einen entscheidenden Schlag wieder aufrichte, wie ich es heute noch zu thun hoffe, so würde sich meine Streitmacht vor Verlauf von acht Tagen um zwei Drittheile vermindern."

Lucilla: „Können Sie Sich denn aber gar nicht denken, wie Kernoc es angestellt, um sich in Freiheit zu setzen?"

Bois-Hardy: „Nein, Madame; ich habe selbst die sorgfältigste Untersuchung vorgenommen, aber sie hat zu keiner Entdeckung geführt; auch meine Leute haben nicht die mindeste Spur von Kernoc aufgefunden. Die Sache kommt mir ganz wunderbar vor."

Ein Chouan trat ein und sagte Bois-Hardy Etwas in das Ohr, worauf sein Angesicht von Freude strahlte. „Ist etwa Kernoc wieder aufgefunden?" fragte Lucilla.

„Nein, Madame," antwortete Bois-Hardy, „was man mir da meldet, geht diesen Banditen nichts an, man macht mir vielmehr soeben die Anzeige, General Humbert, der zu Moncontour das Commando führt, komme ganz allein und ohne alle Bedeckung hieher, um mir Friedensvorschläge zu machen. Daß ein republikanischer General für unsere Redlichkeit solches Zeugniß und solche Anerkennung an den Tag legt,

macht mir unaussprechliche Freude. Das ist eine eklatante Widerlegung aller jener Verleumdungen, mit denen die exaltirten Montagnards uns überhäufen, indem sie uns als Leute ohne Treue und Glauben darstellen, als rasende Bestien, die immer nur beißen und zerfleischen, und zwar den Unschuldigen wie den Schuldigen. Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie so plötzlich verlasse, aber Humbert erwartet mich auf der Haide von Gausson und ich muß auf der Stelle zu ihm gehen."

Während Bois-Hardy sich so glücklich schätzte, daß ein republikanischer General seinem loyalen Charakter vertraute, ließ er es sich auch nicht von ferne einfallen, daß er das Opfer seiner Gutmüthigkeit werden sollte! Bois-Hardy, der vom Convent um diese Zeit am meisten gefürchtete Mann, kehrte von der Haide von Gausson nicht mehr zurück; ein feiger Meuchelmord machte seinem kühnen Leben ein schnelles Ende.

Nach diesem traurigen Vorfall setzten wir unsere Wanderung durch die Bretagne fort.

Hier muß ich eines geringfügigen Vorfalls erwähnen, der uns in einem kleinen Dorfe der Bretagne vor unserem Eintritt in die Mayenne zustieß.

Ein kleiner Hirt übergab der Lucilla ein Billet und lief wieder davon, ohne eine Antwort abzuwarten. Unsere Begleiterin las diese, auf so sonderbare Weise erhaltene Botschaft, ohne in ihren Gesichtszügen das geringste Miß- oder Wohlgefallen zu verrathen; alsdann zuckte sie wie mitleidig die Achseln und ging wieder ihres Weges, ohne uns Etwas von dem Inhalte dieses Billets mitzutheilen. Da Anselm und ich wußten, daß unsere Reisegefährtin eine politische Sendung hatte und im Lande vielfache Verbindungen unterhielt, legten wir der Sache kein Gewicht bei; und da sie uns nichts davon sagte, fanden wir es unschicklich, sie darüber auszufragen.

Am folgenden Tage machten wir uns, nachdem wir die Nacht in einem abgelegenen Bauernhause zugebracht, wieder auf den Weg. Nach einigen Schritten wurde ich ein im Gras liegendes Papier gewahr; ich hob dasselbe auf und las darin, wie folgt:

> „Liebe Freundin und Mitschuldige! Ich werde zu derselben Zeit mit Dir ankommen. Ich folge Dir auf der Ferse. Verlasse Dich auf meine Klugheit und suche ein andermal die kaltblütige Ruhe nicht mehr zu verlieren."

Dieses Billet, das nur mit dem Anfangsbuchstaben K. unterzeichnet war, machte auf mich einen seltsamen Eindruck. Ein furchtbarer Gedanke flog mir durch den Kopf; ich dachte mir, daß der Schreiber dieser Zeilen derselbe sei, der am vorigen Tage der Lucilla ein Billet durch den Hirtenknaben zugestellt hatte. Doch schlug ich mir nach einiger Ueberle-

gung diesen Gedanken wieder aus dem Sinne und machte mir darüber sogar Vorwürfe. Den guten Genius des Herrn Jacques des Verrath zu beschuldigen, schien mir nur in einer Anwandlung von Narrheit möglich. Ich übergab das Billet, noch vom Thaue benetzt, der Lucilla und sagte: „Madame, dieses Billet habe ich gefunden, als ich hinter Ihnen herging." Lucilla warf einen gleichgültigen Blick in das Billet und sagte mit einiger Verwirrung: „Was ist das?"

Ich: „Ein Räthsel!"

Lucilla: „Nun so lesen Sie uns das Billet!"

Ich folgte ihrer Aufforderung; Lucilla hörte aufmerksam zu und sprach: „Da waltet Verrath, der Verfasser dieses Billets ist mir nicht ganz unbekannt. Ich habe gestern selbst eine Anzeige erhalten, aus der ich mir diese Schrift erklären kann."

Hätte ich auch noch Verdacht gehabt, so mußte die völlige Ruhe der Lucilla und ihre natürliche Antwort jeden Argwohn beseitigen. Dieser Vorfall hatte demnach augenblicklich keine weitere Folgen und wir setzten ruhig unsere Wanderung fort.

Beim Eintritt in die Mayenne waren wir Augenzeugen einer schauderhaften Scene. Wir befanden uns eine Stunde vom Marktflecken St. Laurent-des-Mortiers in einem Gehölz und ich forschte eben auf der Landkarte, wie wir diesen Flecken umgehen könnten, weil die Bewohner als wilde Revolutionäre bekannt waren und allgemein im wohlverdienten Rufe der Grausamkeit standen, da ging ein Bauer am Rande des Gehölzes vorüber, dessen weiße Kokarde ihn als einen Royalisten erkennen ließ. Anselm und ich traten aus unserm Versteck hervor und schritten auf den Bauern zu. Dieser, durch unser Auftreten überrascht, verlor keinen Augenblick den Kopf, stellte sich hinter einen Baum und schlug sein Gewehr an: „Keinen Schritt weiter oder ich schieße", rief er uns zu.

Anselm: „Lieber Freund, deine Drohung ist übel angebracht, denn erstens können wir Dich von zwei Seiten angreifen und zweitens sind wir so gute Royalisten wie Du."

Der Bauer (etwas mißtrauisch): „Ihr gute Royalisten? Das kommt mir nicht wahrscheinlich vor, sonst würdet Ihr nicht in so geringer Entfernung von St. Laurent Euch aufhalten."

Anselm: „Du bist ja auch da!"

Der Bauer: „Ich bin nur da, weil die „„Tölpel"" von St. Laurent jetzt nicht zu fürchten sind und Coquereau sich des Orts bemächtigt hat."

Anselm: „So, hat Coquereau sich des Fleckens bemächtigt? Desto besser."

Der Bauer: „Ihr saget: „„desto besser““, weil Ihr Furcht habt. Aber das ändert nichts an der Sache; wenn Ihr mich tödtet, so wird Coquereau mich rächen.“

Anselm: „Wer will Dich denn tödten? Wir sagen Dir ja schon lange, daß wir gute Royalisten sind. Wenn Du noch Verdacht hast, so führe uns zu Coquereau.“

Der Bauer: „Ich bleibe hinter meinem Baum und lasse Euch gehen, wohin Ihr wollt.“

Anselm: „Wir wollen zu Herrn Jacques gehen; kennst Du ihn?“

Der Bauer (mit sichtlicher Freude): „Ihr wollet zu Herrn Jacques gehen? Kennt Ihr ihn denn?“

Anselm: „Ich bin sein Freund. Wenn Du uns aber nicht führen willst, so wollen wir den Weg allein finden.“

Da der Flecken in der Gewalt der Royalisten war, wir somit von den Bewohnern Nichts zu besorgen hatten, so setzten wir unsern Weg fort. Kaum waren wir hundert Schritte gegangen, so kam der Bauer uns nach. „Warum fürchtest Du uns denn jetzt nicht mehr?“ fragte ich ihn.

„Weil ich weiß,“ entgegnete er, „daß Ihr den Namen des Herrn Jacques gar nicht hättet aussprechen dürfen, wenn Ihr Verräther oder Spione wäret. Diese Antwort zeigte mir, in welchem zauberhaftem Rufe Jacques beim Volke stand. Auf dem Wege erzählte er uns von den Wunderthaten des Herrn Jacques, wie er mit einer bloßen Kopfbewegung die Kugeln der Blauen von sich abwenden könne und wie jeder Feind, den er mit dem Schwert berühre, wie vom Blitz getroffen, todt niedersinke. Lucilla bestätigte die Uebertreibungen des gutmüthigen Menschen und wir hüteten uns wohl, ihm zu widersprechen. Darauf fragte ich den Bauern über die Bewohner von St; Laurent aus.

„O, Sie können sich nicht denken,“ sagte er seufzend, „wie boshaft sie sind und wie sie uns mißhandeln. Sie haben eine Nationalgarde gebildet und seitdem wissen sie nichts Anderes mehr zu thun, als uns zu verfolgen, auszuplündern und zu erschießen. Keinen einzigen Chouan, der ihnen in die Hände gefallen, haben sie je verschont. Mit einigen unserer Frauen, mit denen sie verwandt waren, unterhielten sie freundschaftliche Verbindungen, um uns auszuspioniren, und sobald sie in Erfahrung gebracht hatten, daß wir ihnen nicht gewachsen, fielen sie erbarmungslos über uns her. Sie dürfen sich in der That rühmen, uns großen Schaden zugefügt zu haben, aber die Stunde der Rache ist nun auch für sie gekommen. Coquereau hat geschworen, sie bis auf den letzten Mann zu vertilgen, und Coquereau ist seinem Wort noch nie untreu geworden.“

Gerne hätte ich den Bauern über diesen Anführer zweiten Ranges, der so gefürchtet und furchtbar war, ausgefragt, unterließ es aber, um nicht neuerdings seinen Verdacht zu erwecken.

„Wie konnte denn Coquereau sich des Fleckens St. Laurent bemächtigen?“ fragte ich den Bauern, „die Bewohner waren doch gewiß auf ihrer Hut?“

Der Bauer: „Sie ließen es sich nicht einfallen, daß man sie heute, an einem Sonntage, angreifen werde. Coquereau hat sie überfallen, während sie auf dem Rathhaus mit Lesen von Zeitungen und Revolutions-Dekreten beschäftigt waren; jetzt hat er sie Alle in seiner Gewalt.“

Ich: „Waret Ihr auch bei der Ueberrumpelung?“

Der Bauer: „Leider nicht. Ich habe diesen glücklichen Vorfall erst vor zwei Stunden vernommen und gehe auch hin, fürchte aber, es sei schon Alles vorbei.“

Ich: „Was meint Ihr damit, es sei Alles vorbei?“

Der Bauer: „Die Schlangen seien schon alle getödtet.“

Ich: „Wie? Meint Ihr, Coquereau werde alle Bewohner von St. Laurent erschießen lassen?“

Der Bauer: „Wenn Sie Coquereau kennen, wie dürfen Sie so Etwas fragen?“

Ich: „Weil ich denke, es werde ihm selbst schaudern vor einer so furchtbaren Justiz.“

Der Bauer (zornigen Blickes): „Wenn Coquereau sich ein Bedenken machen wollte, so würden wir Bauern selbst Hand an's Werk legen. Sie müssen wissen, daß die Nationalgardisten von St. Laurent mir selbst zwei junge Brüder getödtet haben. Glauben Sie, so Etwas vergesse man? Wenn es nicht schon geschehen ist, so müssen alle diese „„Tölpel““ das Leben lassen!“

Diese Antwort machte auf mich einen sehr widerwärtigen Eindruck, denn es ließ sich da ein blutiges Drama voll Grausamkeiten, Jammer und Verzweiflung voraussehen; aber weil wir nicht mehr umkehren konnten, mußten wir es uns gefallen lassen, und leider kamen wir gerade zu dem schauderhaften Auftritt selbst zurecht. Als wir etwa fünfhundert Schritte weiter gegangen, sahen wir alle Bürger von St. Laurent in einem langen und düstern Zug um eine Straßenecke herumgehen, je zwei und zwei, langsamen Schrittes zwischen einer Doppelreihe von Chouans. Voraus ging ein Bauer von energischem, hartem, fast wildem Aussehen — dies war Coquereau. Auf seinem Gesicht war die kalte und unversöhnliche Rachsucht ausgeprägt, so daß man das Loos der Unglücklichen in seiner Miene las. Dem Trauerzug folgte eine Menge weinender Frauen, deren Jammer und Geheul weithin hallte. Ich sah Lucilla an; ihr Gesicht

verrieth nicht das mindeste Mitleid. Solche Gefühllosigkeit that mir wehe. Uebrigens hatte ich schon einige Zeit bemerkt, daß unsere reizende Reisegefährtin ihren männlichen Muth auf Kosten des Herzens geltend machte, eine Bemerkung, die meine Sympathie für sie nicht wenig herabstimmte.

Wir waren nur wenige Schritte von dem Trauerzuge entfernt, als Coquereau seinen Chouans mit der Hand auf eine kleine, links von der Straße liegende Wiese deutete und mit donnernder Stimme ausrief: „Meine Freunde, die Stunde der Rache ist gekommen; jetzt wollen wir das Mördergeschlecht von St. Laurent vertilgen!"

Kaum gesagt, so stießen die Chouans die Unglücklichen in die Wiese und es begann eine grauenhafte Schlächterei, die nur durch die gräßlichen Unthaten der Bewohner von St. Laurent sich einigermaßen entschuldigen läßt. Es war ein schauderhafter und schrecklicher Anblick, wie die Frauen und Töchter der zum Tod Verdammten sich zwischen die Männer und ihre Mörder hineinstürzten, sie mit ihren Körpern schützten und für sie um Gnade und Erbarmen flehten.

„Fort mit den Weibern," rief Coquereau, „hier waltet Gottes Gerechtigkeit! Zwei volle Jahre lang habt ihr uns und die Unsrigen gemartert!" . . . Eine Frau — wie ich später vernahm, hieß sie Maria Chatelain — warf sich, taub gegen Coquereau's Mahnung, ihrem Manne in die Arme, der schon von einem Bayonnettstich in die Schulter getroffen war, und auch sie wurde verwundet. Da die übrigen Frauen Solches sahen und keine Gnade mehr hoffen durften, ergriffen sie die Flucht. Nach einer halben Stunde lebte von der gesammten männlichen Bevölkerung von St. Laurent Niemand mehr, als fünf Greise, die wegen ihres hohen Alters verschont blieben.

Zwei Tage nach diesem blutigen Vorfall erreichten wir bei einbrechender Nacht den Wald Heureuserie. „Wir würden wohl thun," sagte ich zu Lucilla, „uns in der Nähe um ein Nachtlager umzusehen, sonst laufen wir Gefahr, unter freiem Himmel übernachten zu müssen."

„Nein," entgegnete Lucilla, „wir wollen schneller gehen, denn man erwartet uns im Walde."

Da Lucilla überhaupt und seit einiger Zeit ganz besonders wenig mit uns sprach und uns von ihren Projekten nie Etwas mittheilte, so fiel mir ihre Antwort gar nicht auf. Durch ihre Charakterfestigkeit und Klugheit hatte sie es so weit gebracht, daß Anselm und ich ihre willenlosen Werkzeuge geworden.

Nachdem wir kaum eine halbe Stunde im Wald gegangen, drang das Geschrei einer Nachteule an unsere Ohren, worauf Lucilla Anselm befahl: „Schreien Sie jetzt aus allen Leibeskräften: Larochejacquelin und Mayenne!"

Anselm schrie mit seiner Stentorstimme, daß es im Wald weithin widerhallte, und allsogleich erschien vor uns ein Trupp Bewaffneter, auf die Lucilla zuging, wir hinter ihr her.

„Ah, da kommen Sie, Francoeur," redete Lucilla einen derselben an; „es freut mich, Sie zu treffen. Und warum ist „„Er"" mir nicht entgegengekommen? Er war ja doch von meiner Ankunft zum voraus unterrichtet."

Francoeur: „Er hat mich statt seiner geschickt und läßt Ihnen sagen, Madame, ein Geschäft von der größten Wichtigkeit halte ihn noch einen oder zwei Tage hin."

Lucilla: „Wissen Sie nicht, was für ein Geschäft das ist? Sie dürfen ohne Furcht reden, denn dies sind zwei ganz vertraute und sichere Freunde, die mich auf der ganzen Reise begleiteten."

Francoeur: „Es ist mir leid, daß ich Ihre Frage nicht beantworten kann. Sie wissen ja, daß nie ein Mensch in der Welt weiß, was Er thut."

Lucilla: „Sie haben Recht; aber mein sehnsuchtsvolles Verlangen, ihn zu sehen, ließ mich vergessen, daß man nie verlangen darf zu wissen, was Er thut. Was Er thut, ist immer wohl gethan, nicht wahr, Francoeur?"

Francoeur: „Ja, Madame. Aber was gedenken Sie jetzt zu beginnen?"

Lucilla: „Ich will auf ihn warten. Sie werden mir wohl eine Unterkunft wissen."

Francoeur: „Jedenfalls und zwar eine ganz sichere. Uebrigens wissen nach den Berichten unserer Spione die Blauen nicht einmal, daß meine Bande sich in dem Walde von Heureuserie aufhält."

Lucilla: „Desto besser, denn ich bedarf endlich der Ruhe. Gehen Sie uns voran, ich folge Ihnen nach."

Ich (zu Lucilla): „Wer ist denn dieser Francoeur?"

Lucilla: „Er ist der Waffengefährte von Menant, Gaullier, Tranche-Montagne, Lechandelier, Picot, Mousqueton und noch andern Bandenführern, die, wenn auch nicht unter den Befehlen, so doch unter der Leitung von Hrn. Jacques kämpfen. Sie sehen, daß ich hier mit Allem wohl vertraut bin."

Ich: „Sie sind hier, wie eine Königin in ihren Staaten."

Die Nacht war bereits vollends eingebrochen, und wir konnten nur langsam vorwärts schreiten. Nachdem wir eine halbe Stunde gegangen, kamen wir zu einer kleinen Hütte, die von ungehobelten, zum Theil noch mit Rinden überzogenen Brettern unförmlich aufgerichtet war.

„Diese Wohnung habe ich für Sie aufgeschlagen," sagte Francoeur

zu Lucilla, „darin finden Sie ein Bett und einiges Hausgeräthe. Es ist mir leid, daß Sie es nicht besser treffen."

Lucilla (lächelnd): „Wie das? Sie haben mir ja da einen wahren Palast hergestellt."

Francoeur: „In Betreff der Sicherheit dürfen Sie, wie gesagt, ganz beruhigt sein; alle unsere Spione melden uns, daß wir in dieser Nacht keinen Angriff zu befürchten haben."

Lucilla: „Das will ich glauben, aber wenn ich Sie nöthig haben sollte, wo kann ich Sie dann finden?"

Francoeur (lächelnd): „Meine Bande ist in der Nähe Ihres Palastes aufgestellt; wenn also wider alles Erwarten Etwas sich ereignen sollte, so finden Sie auf allen Seiten Vertheidiger."

Hierauf führte uns Francoeur in sein Hauptquartier. Seine Bande war auf verschiedene Posten vertheilt. Derjenige, zu dem er uns geleitete, bestand aus etwa dreißig Mann in einem großen, nach allen Seiten offenen Schoppen. Unsere Ankunft fiel den Leuten, die mit ihrem Anführer ganz vertraulich verkehrten, gar nicht auf. Francoeur brachte uns selbst ein Stück Brod und einige Früchte zum Nachtessen; durch die Schwester eines seiner Freiwilligen hatte er der Lucilla seinen übrigen Vorrath, bestehend in kaltem Fleisch und einer Bouteille Wein, zugesendet.

Anselm, der mit seinem gar zu spärlichen Essen bald fertig war, sagte: „Ich bin froh, daß ich nun einmal am Ziel der Reise bin. Herr Jacques ist mir lieb, weil er mir das Leben gerettet, aber unter uns gesagt, diese Madame Lucilla beginnt mir mit ihrem gebieterischen Wesen lästig zu werden. Ich bin ein Soldat des Königs, kein Leibgardist einer irrenden Prinzessin. Ich hoffe, Gott sei Dank, bald meine Freiheit zu erlangen."

Ich: „Hat auch Lucilla durch ihren auffallenden Charakter und unbezwinglichen Muth mich einen Augenblick geblendet, so muß ich doch bekennen, daß sie meine Sympathie ganz verloren. Es ist in mir Etwas, wie eine dunkle Ahnung, diese Person sei der Liebe des Herrn Jacques nicht würdig."

Anselm: „Und doch soll er sie, wenn ich mich nicht irre, in wenigen Tagen heirathen wollen."

Als Anselm mir Solches anvertraute, war ich auf dem Punkte, ihm endlich den Argwohn mitzutheilen, der beim Auffinden des schon erwähnten räthselhaften Billets in mir aufgestiegen, aber trotz aller meiner Abneigung gegen Lucilla schien mir doch dieser Verdacht so ungegründet und so unmöglich, daß ich ihn gegen Anselm nicht auszusprechen wagte.

„Ob nun Lucilla mir gefalle, oder nicht, das ist gleichviel," fuhr Anselm nach einer kurzen Pause weiter fort, „sie ist nun einmal meiner Hut

und Obsorge anvertraut und ich will meine Pflicht erfüllen bis zum Ende. Darum will ich denn hingehen und sehen, ob sie vielleicht meiner Dienste bedarf."

Ich: „Daran thust Du nicht wohl, denn Du weißt ja nicht, ob sie schläft und so könnte ihr dein Erscheinen, statt erwünscht, nur lästig fallen."

Anselm: „Du hast Recht, so lasse ich es bleiben."

Nach seiner Gewohnheit drückte Anselm mir noch die Hand, bevor er sich niederlegte, und schlief fest ein. Nachdem ich schon längere Zeit geschlummert, ward ich plötzlich geweckt, und als ich die Augen öffnete, sah ich beim Mondschein, daß Anselm ganz blaß und aufgeregt über mich hingeneigt war. Auf meine Frage, was es gebe, sagte er mit zitternder Stimme: „Ich habe wohl Grund, aufgeregt zu sein. O wenn Du wüßtest . . ."

Ich: „Nun, was gibt es denn? Ich habe Dich seit dem 9. Thermidor, da man Dich auf's Schaffot führen wollte, nicht mehr so aufgeregt gesehen, wie jetzt."

Anselm: „Ja, jener Manini war ein Erzgauner, ein Spion, ein Verräther, aber ich fürchte wahrlich, diese Lucilla sei noch ärger, als jener Unheilstifter."

Ich: „Wird doch nicht sein!"

Anselm: „Doch ist es so. Aber komm aus diesem Schoppen heraus, ich muß dir Etwas ganz allein sagen."

Arm in Arm ging ich mit Anselm hinaus und sprach: „Rede doch und warte nicht so lange, ich habe Dir auch etwas im Vertrauen zu eröffnen."

Nachdem Anselm scheu um sich geblickt und sich überzeugt hatte, daß wir allein seien, begann er: „O was habe ich entdeckt, wie sehr bin ich enttäuscht! Du wirst Dich noch erinnern, daß ich gestern Abend zu Lucilla gehen und sie fragen wollte, ob sie meiner bedürfe, und daß Du mich zurückgehalten hast. Nun bin ich vor einer halben Stunde erwacht, ward unruhig und bereute es, daß ich nicht gethan, wie ich es vorgehabt. Da ich nun nicht für schicklich fand, in der Nacht zu Lucilla zu gehen, so entschloß ich mich doch wenigstens die Runde um ihre Hütte zu machen und mich zu überzeugen, ob Alles ruhig sei. Als ich bis auf dreißig Schritte an ihre Wohnung herangekommen war und schon wieder umkehren wollte, sah ich plötzlich die Thüre aufgehen und Jemanden aus derselben heraustreten. Mein erster Gedanke war, dieser Jemand sei Herr Jacques, und in der Freude, meinen Retter wieder zu sehen, ging ich auf ihn zu . . . und . . ."

Ich: „War es nicht Herr Jacques?"

Anselm (die Augen zum Himmel aufschlagend): „. . . Nein!"

Ich: „Wer war es denn?"

Anselm: „Du kannst es nicht errathen. Derjenige, welcher so im Dunkel der Nacht von Lucilla herauskam, war Niemand anders, als der falsche Chouan Kernoc. Was sagst Du nun dazu? Nicht wahr, Du bist so überrascht, daß Du gar nicht weißt, was Du davon denken sollst?"

Ich: „Meine Ueberraschung ist groß, aber doch nicht so groß, wie Du glaubst, denn schon längst hatte ich Lucilla im Verdacht."

Anselm: „Und ließest nie Etwas davon merken?"

Ich: „Ich fürchtete, von Dir ausgelacht zu werden."

Anselm: „Wirklich hätte ich über Dich nur gelacht."

Ich: „Aber erzähle mir jetzt weiter."

Anselm: „Mein erster Gedanke war, ich wolle dem Banditen nachlaufen; aber Lucilla rief mir und hielt mich auf. Zudem fiel mir ein, Kernoc dürfte vielleicht nicht allein sein, und so könnte ich wohl noch einen andern Mitschuldigen entdecken. So ging ich denn zu Lucilla. Sie sagte mir barsch: „„Anselm, von dem was hier vorgefallen, darf kein Mensch Etwas vernehmen. Das Geheimniß hat eine politische Bedeutung. Herr Jacques hat mir befohlen, mit diesem Banditen zu sprechen. Was Herr Jacques befiehlt, muß man thun und schweigen.""

Ich erwiederte: „„Wie, auf Befehl des Herr Jacques haben Sie diesen Kernec während der Nacht zu sich berufen? Aber wie kommt es denn . . .""

„Lucilla (mir in's Wort fallend): „„Keine weitere Frage. Herr Jaques und ich werden die Verschwiegenheit zu lohnen wissen." Aber von jetzt an Schweigen und Vergessen!""

„Lucilla sprach diese Worte in dem gebieterischen Tone einer Fürstin, ging in ihre Hütte und schlug die Thüre hinter sich zu. Das Alles kommt mir aber so sonderbar vor, daß ich Dir unverzüglich davon Anzeige machen und mit Dir darüber berathen wollte. Ich bringe nicht zwei rechte Gedanken zusammen; ich weiß nicht, wo ich den Kopf habe."

Ich wollte eben Anselm auch meinen Argwohn mittheilen, da hörten wir nicht weit von uns mehrere Gewehrschüsse abfeuern und bald darauf entstand in dem Wald Heureuserie Lärm und Geschrei — die Republikaner griffen uns ganz unversehens an. „Guter Gott," sagte Anselm, „ich wette, daß Lucilla und Kernoc diesem Ueberfall und diesem Gewehrfeuer nicht fremd sind."

Obschon die Chouans unversehens angegriffen wurden, verloren sie doch die ruhige Besonnenheit nicht. Namentlich Francoeur muß ich das Zeugniß geben, daß er sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen zeigte.

Mit einer Thätigkeit, die an's Wunderbare grenzte, schien er überall sich einzufinden, wo die Gefahr am größten war. Dabei darf freilich auch nicht übersehen werden, daß er auf einem Terrain operirte, das ihm ganz bekannt war. Die Chouans waren anfänglich sehr im Gedränge und heftig angegriffen, aber sie hielten sich so meisterhaft, daß sie bald die Offensive ergreifen konnten, und als zwei Stunden später die Sonne schon Licht über diese blutige Scene verbreitete, flohen die Blauen nach allen Richtungen. Francoeur's Chouans setzten ihnen nach, schlugen sie vollends in die Flucht und tödteten eine bedeutende Anzahl.

Ich hatte mir vorgenommen, neutral zu bleiben; somit nahm ich am Kampfe keinen Antheil, aber doch erfüllte mich das Geschehene mit lebhafter Besorgniß, und nicht ohne Grund; denn wäre das Glück den Blauen, meinen früheren Waffengefährten, günstig gewesen und ich ihnen in die Hände gefallen, so würden sie mich wohl ohne weitern Prozeß als einen Verräther und Deserteur erschossen haben. Zu dieser Besorgniß, die nur mich allein anging, kam noch die Furcht für Anselm, der im Feuer stand. Darum brach ich in ein wahres Freudengeschrei aus, als gegen sieben Uhr mein treuer Freund wohlbehalten wieder zurückkehrte. Sobald er mich erblickte, stürzte er auf mich zu und sagte: „O wie muß ich es bedauern, daß Dir Deine republikanischen Ansichten nicht erlaubten an diesem Spaß Theil zu nehmen. Dieses Kriegsspiel hat mir solche Freude gemacht, daß ich noch gar nicht an das Frühstücken gedacht. Und Lucilla, hast Du sie ffesehen?"

Ich: „Noch nicht. Ja ich muß Dir gestehen, seitdem Du mir von Deinem Geheimniß Kunde gegeben, fürchte ich, mit ihr zusammenzukommen; ich weiß nicht, wie ich mich gegen sie benehmen soll."

Anselm schwieg einen Augenblick und schien ernstlich nachzudenken bevor er mir antwortete. Endlich sagte er: „Lieber Freund, Du weißt wohl, daß ich eben kein feiger Mensch bin, aber wenn Du bei Lucilla durchblicken ließest, daß ich Dir Etwas von dem Geheimniß anvertraut, so würde ich keinen Augenblick Ruhe haben; ich würde die Rache dieses Weibes beständig über meinem Haupte schweben sehen. Ich bitte Dich alles Ernstes, schweig von der Sache."

Ich; „Aber, Anselm, glaubst Du denn . . ."

Anselm: „Seitdem ich an Nichts mehr glaube, glaube ich an Alles. Ich fürchte diese Lucilla; ja ich kann Dir aufrichtig sagen, ich fürchte Lucilla wie eine Schlange. Ich bin ein Mensch, der sich durch die Gewalt nicht einschüchtern läßt, dem aber gegenüber der List und Verstellung ganz unwohl wird. Du wirst das Geheimniß verschweigen, nicht wahr? Versprichst Du es mir?"

Ich: „Wahrlich, Anselm, Du bist nicht mehr zu erkennen, Du hast

Dich ganz und gar geändert. Uebrigens sei nur ohne Furcht, ich werde stumm bleiben, wie das Grab."

Anselm: „Dank, lieber Freund; es war hohe Zeit, daß wir uns über unser Thun und Benehmen verständigten, denn sieh, dort kommt Lucilla gerade mit Francoeur Arm in Arm auf uns zu. Nimm schnell eine lächelnde und freundliche Miene an. Besonders thue ganz natürlich und ungezwungen, denn dieses Weib ist die Verschmitztheit selbst."

Alsbald kam Lucilla auf uns zu und sprach ganz freundlich lächelnd zu Anselm: „Ich fühle mich glücklich, meinen guten Freund wieder wohlbehalten anzutreffen. Es war ein schwerer Kampf, aber wir konnten nicht geschlagen werden, denn Francoeur war bei uns."

Dieses Compliment, das durch die Art und Weise, wie es ausgesprochen worden, noch an Werth gewann, schien Francoeur große Freude zu machen, und mit höflicher Verneigung sagte er: „Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, und hierin hat Ihre Gegenwart, Madame, mich sehr unterstützt. Meine Leute wußten, daß wir „„den guten Genius des Herrn Jacques"" zu vertheidigen hatten, und sie hätten sich eher zusammenhauen, als sich dieses Kleinod entreißen lassen."

Ich (zu Francoeur): „Wie kommt es aber, daß die Republikaner Sie gerade jetzt angegriffen haben? Irre ich nicht, so sagten Sie gestern Abends noch, daß kein Ueberfall zu fürchten."

Francoeur: „Ich weiß in der That selbst noch nicht, wie das gekommen; es muß Verrath obgewaltet haben."

Ich: „Haben Sie Jemanden von Ihren Leuten im Verdacht?"

Francoeur: „Niemanden. Es wäre das gerade, als fragte man mich, ob ich mich selbst im Verdacht habe."

Ich: „Wer soll denn diesen Verrath begangen haben?"

Francoeur: „Das weiß ich so wenig, daß ich nicht einmal gewiß bin, daß wirklich Verrath obgewaltet hat."

Ich: „Das ist sonderbar."

Lucilla: „Ich sehe in dem Vorgefallenen etwas ganz Natürliches: es läßt sich leicht dadurch erklären, daß eine Expeditionscolonne einen andern Weg eingeschlagen hat."

„Ja, Sie haben Recht", sagte ich, da ich bemerkte, wie Lucilla mich in's Auge gefaßt. „Das Wichtigste und Beste an der Sache ist immerhin, daß der Sieg uns geblieben ist."

Die zwei nächstfolgenden Tage sah ich Lucilla sehr selten; sie blieb immer in ihrer Hütte eingeschlossen und machte nur einmal des Tages mit Francoeur einen Spaziergang im Walde. Am Abend des zweiten Tages ertheilte Francoeur die Weisung, uns reisefertig zu halten. Unsere

Zurüstungen waren bald getroffen; wir untersuchten unsere Waffen und nahmen das Nachtessen.

„Darf ich Sie fragen, Madame, wohin wir gehen?“ sprach ich zu Lucilla, als ich mit ihr und Anselm allein war.

Lucilla (in wegwerfendem Tone): „Meine endlosen Wanderungen und meine Gesellschaft scheinen Ihnen lästig zu werden, aber trösten Sie Sich, Sie werden nun meiner bald los.“

Ich: „O, Madame, könnten Sie glauben . . .“

Lucilla: „Die Lügen liebe ich nicht, die Lügen verachte ich; sprechen Sie also Nichts weiter von Ihrem vorgeblichen Bedauern. Auf Ihre Frage aber kann ich Ihnen sagen, daß das Ziel unserer Reise das Schloß Jupellière ist, wohin Hr. Jacques mich beschieden hat.“

8. Das Schloß Jupellière. (Entwicklung und Schloß.)

Das Schloß Jupellière war eigentlich nichts Anderes, als ein großes Bauernhaus, und ward wohl nur darum ein Schloß genannt, weil es zu beiden Seiten Thürmchen hatte und ringsum mit einem Graben umzogen war, an welchem zur größeren Sicherheit eine Mauer aufgeführt war.

Als wir nach Jupellière kamen, trafen wir dort eine zahlreiche Gesellschaft, denn es hatten sich auf Befehl des Herrn Jacques wohl vierzig Chouans versammelt.

Die Schloßherrin, eine Dame von etwa sechszig Jahren, war eine Marquise, die mit Hülfe ihrer getreuen Lehensleute den ganzen Revolutionssturm ohne Hinderniß oder Unfall bestanden hatte. Obschon sie eine grenzenlose Bewunderung für Hrn. Jacques bei jedem Anlasse offenbarte, so nahm sie doch Lucilla mit großer Kälte auf.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft, es mochte um ein Uhr Nachmittags sein — trat ein Bauer mit zerrissenen Kleidern, vom Schweiß triefend und fast athemlos in den Hof des Schlosses und machte die Anzeige, daß republikanische Truppen im Anzug und kaum mehr eine Stunde von uns entfernt seien. Man war damals an solche Ereignisse so gewöhnt, daß diese Anzeige im Schloß keine Verwirrung zur Folge hatte. Jedermann setzte sich ruhig in Bereitschaft, seine Pflicht zu thun. Aber die gegen uns in Anzug befindliche Mannschaft belief sich auf 1200 Mann und unsrer waren nur Vierzig.

Die alte Marquise, statt sich der Verzweiflung zu überlassen oder in Klagen und Jammern auszubrechen, begann mit ihren zwei Mägden Charpie zu zupfen und Betten für die Verwundeten zu bereiten. Wenn sich aber auch in der Haltung der Chouans keine Furcht zeigte, so konnte

man doch an ihrem ernsten, fast feierlichen Wesen erkennen, daß sie das Bedenkliche ihrer Lage vollständig einsahen.

Um drei Uhr waren die Truppen noch nicht erschienen und wir gingen wie gewöhnlich zu Tische, um das Mittagessen einzunehmen. Aber wir waren kaum zur Hälfte fertig, so machte uns eine auf der Zinne des Schlosses ausgestellte Schildwache Anzeige, der Feind sei im Anzug.

Jeder griff zu seinem Gewehr und Alle standen ohne Ueberstürzung und still auf. Das ungeheuere Mißverhältniß zwischen unsern und den feindlichen Truppen war durch unsere vortheilhafte Lage einigermaßen ausgeglichen. Die sehr feste Mauer und der tiefe Graben rings um das Schloß gewährten uns großen Schutz und bereiteten den Blauen ernste Hindernisse.

„Wie wird wohl diese Belagerung enden?“ fragte ich einen, später durch seine Grausamkeit nur allzu berüchtigt gewordenen Anführer der Chouans, Namens Mousqueton.

„Das ist Gott allein bekannt,“ gab er zur Antwort, „doch glaube ich, wenn die Blauen nicht Kanonen mit sich führen, so hätten sie besser gethan, den Angriff nicht zu unternehmen.“

Mousqueton hatte noch nicht ausgeredet, so begann schon das Kleingewehrfeuer. Bald darauf ging ein gewaltiger Schuß los, welcher die sämmtlichen Fenster des Schlosses erschütterte. Dies überzeugte uns, daß die Blauen ihr Bedürfniß richtig wahrgenommen und sich mit Artillerie versehen hatten. Jetzt gab ich die Sache verloren.

Ich will den Leser nicht mit einer umständlichen Schilderung ermüden, sondern blos bemerken, daß bei Anbruch der Nacht in die Ringmauer des Schlosses eine so breite Bresche geschossen war, daß zwei Mann neben einander durchgehen konnten. Die feindliche Artillerie hatte mit eben so viel Glück als Geschick gewirkt.

Die große Frage und der Hauptpunkt für die Republikaner war, wie sie durch diese Bresche eindringen und zum Thor des Schlosses gelangen konnten. Aber zum Glück für uns war ein solcher Versuch mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn die Chouans, welche, in den Zimmern des Schlosses wohl geschützt, nicht über zwanzig Schritte von der Bresche entfernt standen, hätten unfehlbar die eindringenden Republikaner niedergeschossen. Es war jedoch vorauszusehen, daß die Belagerer das Dunkel der Nacht zu einem Sturm benützen und daß sie, geschützt durch die Finsterniß, die Oberhand behaupten würden. Mir blieb also kein anderes Rettungsmittel, als im Dunkel der Nacht zu entfliehen. Dies war freilich eine sehr schwache Hoffnung, aber dennoch hielt ich mich mit verzweifelter Energie an ihr fest. Während einer kurzen Unterbrechung der Feindseligkeiten, die von den Republikanern dazu benützt

wurde, die Todten und Verwundeten aufzuheben, kam Anselm zu mir heran und sagte: „Lieber Freund, ich sehe nicht, wie wir uns aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was glaubst Du?"

Ich: „Auch ich sehe keine Rettung."

Anselm: „So gib mir die Hand, und wenn wir uns nicht mehr sehen sollten, so sei überzeugt, daß ich Dich bis in den Tod nicht vergessen werde."

Es lag in diesen einfachen Worten eine solche muthvolle Ergebung, daß ich innig gerührt wurde.

Ich wollte eben meinem biedern Freunde antworten, da erscholl in dem großen Saale des Schlosses enthusiastisches Freudengeschrei und drang bis in den innern Hof, wo Anselm und ich beisammen waren. Wir sahen einander mit Verwunderung, ja fast mit Betäubung an, denn wir konnten uns den Grund dieses Jubelgeschreies, das mit unserer verzweifelten Lage so wenig in Einklang stand, gar nicht denken. „Haben die republikanischen Truppen, durch unsern hartnäckigen Widerstand erschreckt, die Belagerung aufgegeben?" sagte Anselm endlich.

„Das kommt mir ganz und gar nicht wahrscheinlich vor," entgegnete ich, „aber jedenfalls wollen wir sehen, was es gibt."

Als wir in den großen Saal des Schlosses eintraten, schwenkten die Chouans zum Zeichen ihrer Freude die Hüte in der Luft und umstanden einen jungen Mann, dessen theatralische Kleidung seinen schlanken und wohlgebauten Körper sehr gut hervorhob; dieser junge Mann, der 25 bis 26 Jahre zählen mochte, hatte ein ausnehmend schönes Gesicht; seine großen ausdrucksvollen, feurigen, schwarzen Augen, seine etwas blasse Gesichtsfarbe, seine weißen Zähne, sein feiner Bart, noch mehr aber das vornehme Wesen, das in seinem ganzen Thun und Benehmen lag, bildeten einen auffallenden Contrast zu den energischen und derben, aber gemeinen Naturen der Chouans, die um ihn standen. „Wer ist wohl dieser Unbekannte?" fragte ich Anselm, „und wie konnte er hieherkommen?"

„Das kann wahrlich kein anderer sein, als Herr Jacques", sagte Anselm. „Wie er aber durch die feindlichen Linien hindurchgekommen ist, oder wie er es überhaupt angestellt hat, um hieher zu gelangen, ist für uns nicht so wichtig; wichtiger ist, daß wir ihn in unserer Mitte haben, weil er ein so überlegener Kriegsheld sein soll."

Nachdem der Enthusiasmus, den seine Ankunft bewirkt, sich wieder gelegt, nahm Herr Jacques das Wort und sprach mit heller und durchdringender Stimme zu den Chouans: „Meine Freunde, ich habe Euch auf das Schloß Jupellière beschieden, um Euch zu einer wichtigen Expe-

dition anzuführen. Ich danke Euch, daß Ihr genau eingetroffen seid. Morgen wollen wir in's Feld rücken."

„Herr Jacques," sagte der Chouan Mousqueton, „darf ich eine Frage an Sie stellen?"

Jacques: „Fragen Sie nur, lieber Freund, ich werde Ihnen antworten."

Mousqueton: „Sie sprechen von einer Expedition, die Sie vorhaben, und morgen sollen wir in's Feld rücken; gut, aber sollten Sie uns nicht vor allem Andern heute von den Blauen befreien, die uns blockiren? . . . Ich finde, das sei dringender als alles Andere."

Jacques (fast höhnend und seinen feinen Bart langsam streimend): „Sagen Sie mir Solches im Ernst, Mousqueton?"

Mousqueton (höchst erstaunt): „Ob ich es im Ernst meine, Hr. Jacques? Unsere Lage ist ja doch gewiß so bedenklich, daß . . ."

Jacques (halb ernst, halb spaßend): „Ah, Mousqueton, haben Sie Sich denn so sehr geändert, seitdem ich Sie das letzte Mal gesehen? Wie können Sie auch nur einen Augenblick vermuthen, daß die Blauen uns zu widerstehen wagen, wenn es Ernst gilt, sie in die Flucht zu treiben? Nicht wahr, meine Freunde, Ihr seid alle überzeugt, daß wir den Feind schlagen werden?"

„Ja, ja! ganz gewiß!" riefen dieselben Chouans zusammen, die sich noch vor wenigen Stunden für verloren gehalten, jetzt aber am Sieg gar nicht mehr zweifelten, obschon sich die Lage der Dinge in Nichts geändert.

„Und um keine Zeit zu verlieren," sagte Jacques weiter, „so wollen wir sogleich an's Werk gehen. . . . In einer Stunde werden die Blauen schon weit von Jupellière sein."

„Hätte die Ankunft des Hrn. Jacques", sagte Anselm zu mir, „nichts Anderes bewirkt, als daß sie den Muth der Unsrigen wieder aufgerichtet, so müßten wir uns schon dazu Glück wünschen, aber, ich weiß selbst nicht warum, ich habe Vertrauen zu diesem jungen Manne; er scheint nicht minder groß zu sein, als er im Rufe steht."

Um uns aus der Bedrängniß zu retten, wendete Hr. Jacques ein höchst einfaches Mittel an, und wie alles Einfache, gelang es vortrefflich. Da er bemerkt hatte, daß der Wind gegen den Feind ging, ließ er im Hof, vor der Bresche, etwa hundert Bündel nasses Heu und Stroh anzünden, wodurch ein dicker Rauch entstand, der uns den Blicken der Blauen entzog. Zehn Chouans wurden vor die Bresche gestellt und mußten ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhalten, während Hr. Jacques mit den übrigen dreißig Chouans zur Hinterthüre des Schlosses auszog, die Seinigen in zwei Kolonnen vertheilte und von beiden entgegengesetzten Seiten dem Feind in die Flankeu fiel.

Da die Blauen die geringe Zahl der auf dem Schloß befindlichen Chouans wohl kannten, waren sie auf einen Ausfall so wenig gefaßt, daß sie schon im ersten Augenblick in Unordnung geriethen und die Ankunft eines Hülfscorps vermutheten.

Durch diesen ersten Erfolg ermuntert und durch die Anwesenheit ihres Anführers begeistert, griffen die Chouans mit neuem Ungestüm an, fielen wie rasend über die bereits wankenden Blauen her und zwangen dieselben zu wilder Flucht. Nach einer halben Stunde war von den zwölfhundert Republikanern, die das Schloß belagert hatten, kein Mann mehr zu finden, als etwa hundert Todte und Verwundete.

Wer beschreibt den Jubel der Chouans über diesen unverhofften und wunderbaren Sieg? Ich bin überzeugt, die Chouans hätten in diesem Augenblick Herrn Jacques als ein übermenschliches Wesen auf den Knieen angebetet, wenn er ihnen diesen Wunsch durch ein Zeichen zu erkennen gegeben. Aber diesem geheimnißvollen Manne war jeder Gedanke, den ausgezeichneten Sieg, für seine Eitelkeit auszubeuten, so fremd, daß er im Gegentheil alle Aeußerungen der Bewunderung und Dankbarkeit auf das Strengste untersagte.

Mochte Herr Jacques bei seinem Gang nach dem Schlosse noch bedeutende Streitkräfte hinter sich gelassen haben, auf die er zählte, oder mochte er die Ueberzeugung hegen, daß die Republikaner nicht so bald wiederkommen würden, jedenfalls traf er, nachdem die Blauen zersprengt waren, keine Vorsichtsmaßregeln, er fand es nicht einmal der Mühe werth, Plänkler auszuschicken und herumschwärmen zu lassen.

Wir setzten uns also zum Nachtessen, als wäre gar nichts vorgefallen; es herrschte durchweg der heiterste, ja eine lärmende Fröhlichkeit. Bei dem Essen beobachtete Herr Jacques, der neben Lucilla saß, ein mehr achtungsvolles, als zärtliches Benehmen gegen die junge Person, allein diese Kälte, die er äußerlich an den Tag legte, schien mir nicht in seinem Herzen zu herrschen.

Gegen zehn Uhr stand Hr. Jacques vom Tische auf — die Schloßfrau und Lucilla hatten sich schon früher entfernt —, kam auf Anselm und mich zu, grüßte und huldvoll und sagte: „Wenn Sie nicht zu sehr ermüdet sind und Sie mir einige Augenblicke opfern wollen, so bin ich Ihnen dafür dankbar; Sie treffen mich auf meinem Zimmer.“

Ich stand auf und sagte: „Wir stehen zu Diensten.“

„Also auf Wiedersehen,“ entgegnete Hr. Jacques und entfernte sich.

Anselm (leise zu mir): „Vielleicht irre ich mich, aber jedenfalls ist es meine feste Ueberzeugung, daß Herr Jacques vor Verlauf von zwei Tagen Dich und mich nicht mehr hier dulden wird.“

Ich: Bist Du von Sinnen? Warum meinst Du das? Was soll er für einen Grund haben, uns zu hassen?“

Anselm: „Lucilla weiß, daß ihr Geheimniß mir bekannt ist; sie weiß auch, in welchem vertrauten Verhältniß wir zu einander stehen; sie wird daher Alles aufbieten, um uns mit Hrn. Jacques in Zerwürfniß zu bringen; sie ist überaus listig und verschlagen, standhaft in ihren Entschlüssen und, wie ich glaube, auch nur wenig ängstlich in der Wahl der Mittel: so wird dieser Plan ihr gelingen."

Ich: „Ich beurtheile Lucilla ganz wie Du, vielleicht sogar noch strenger, aber ich glaube nicht, daß sie gegen uns sich so benehmen wird; im Gegentheil, ich vermuthe, sie werde uns vorerst mit Zuvorkommenheit und erheuchelter Freundschaft überhäufen."

Anselm: „Aeußerlich allerdings, allein während sie uns mit den Augen zulächelt, wird sie mit den Händen unter unsern Füßen eine Mine graben. Wir wollen wohl auf unserer Hut sein und zusammenhalten!"

Nach einigen Augenblicken standen wir vor der Thüre des Hrn. Jacques; er bewohnte das schönste und größte Zimmer im Schloße. Als wir eintraten, ging er nachdenklich auf und ab. Sobald er uns bemerkte, kam er rasch auf uns zu, streckte uns seine Hände entgegen und sagte ganz herzlich: „Ich habe Ihnen für Alles zu danken, meine Herren, was sie der Lucilla gethan. Ich würde es für ein wahres Glück halten, wenn ich die großen Verpflichtungen, die ich gegen Sie habe, abtragen könnte, und wäre es selbst mit Hingabe meines Lebens."

Anselm und ich wollten diese Dankesbezeugungen ablehnen, aber Hr. Jacques fiel uns sogleich wieder in das Wort und sagte weiter: „Sie haben Ihr edles Benehmen nicht herabzusetzen, die Dankbarkeit ist meinem Herzen nicht zuwider, im Gegentheil. Lucilla hat mir nicht blos von den Gefahren erzählt, die Sie bestanden, sondern auch wie Sie ihr immer die zarteste Aufmerksamkeit und liebevollste Achtung bewiesen. Und nun, meine Herren, wenn Sie erlauben, so soll dies zwischen Ihnen und mir für Leben und Tod gelten!"

Hr. Jacques sprach dies mit einer so herzlichen Offenheit aus, daß in mir eine starke und tiefe Sympathie zu ihm erwachte. Es war mir ganz begreiflich, daß eine solche Natur über alle Menschen, die in nähere Berührung mit ihr kamen, eine überlegene Gewalt üben mußte.

„Dieser Jacques ist ein ausnehmend guter junger Mann und besitzt ein edles Herz," sprach Anselm zu mir, als wir den geheimnißvollen Helden der Chouanerie wieder verlassen und allein beisammen waren, „aber denken zu müssen, daß diese nichtswürdige Lucilla . . . . Ach, Himmel, Du mußt wissen, daß ich auf dem Punkt war, ihm Alles zu erzählen!"

Ich: „Wie unvorsichtig, Anselm! Und dann, die Hand auf's Herz, bist Du ganz gewiß, daß Lucilla strafbar ist? Müssen wir uns nicht den

Vorwurf machen, daß wir sie mit zu großer Strenge und Uebereilung beurtheilten?"

Anselm: „Die Hand auf's Herz, das will freilich viel sagen! Und doch, wenn ich Zwanzig gegen Eines wetten müßte, so würde ich die Wette eingehen."

Ich: „Ja, aber wenn Du Richter wärest?"

Anselm: „Das ist etwas Anderes . . . Da würde ich es bleiben lassen."

Ich: „Nun eben, weil das hier der Fall ist, da Du vor Hrn. Jacques nicht blos einen Verdacht anbringen, sondern ein Urtheil aussprechen müßtest, so rathe ich Dir, zu schweigen. Denke doch, wenn Du Dich irren solltest, welch einen schrecklichen Schlag Du diesem edlen jungen Mann versetzen würdest . . ."

Anselm: „Das weiß ich wahrlich Alles so gut als Du, und der Beweis hierfür ist, daß ich — geschwiegen habe. Aber das ist gleich, mein Schweigen will mir nicht gefallen und erscheint mir als — Feigheit."

Ich: „Wir können nichts Anderes thun, als Lucilla mit noch größerer Aufmerksamkeit beobachten, und abwarten, was da kommen wird."

Anselm: „Ja, wenn uns nur nicht die Ereignisse über den Kopf wachsen. Hast Du bemerkt, daß seit dieser Geschichte mit Kernoc die republikanischen Truppen uns schon zwei Mal ganz unerwartet überfallen haben? Francoeur hatte sicher geglaubt, die Blauen könnten ihn nicht erreichen, und dennoch ist er angegriffen worden! Ich will nicht behaupten, daß dies Beweise seien, aber auffallend ist es immerhin."

Am Tag nach der Aufhebung der Belagerung von Jupellière zog Hr. Jacques mit allen seinen Chouans aus; nur Anselm und mich versuchte er, zurückzubleiben und versprach uns bald Bericht zu erstatten.

Anselm: „Warum diese Ausschließung? Bin ich denn nicht mehr gut genug, ein Gewehr abzufeuern? Aber das kommt von der Arglist der Lucilla her, die bereits ihr Spiel zu treiben beginnt."

Ich: „Da bist Du wohl im Irrthum, Anselm; was Du Ausschließung nennst, betrachte ich im Gegentheil als einen Beweis der Freundschaft und des Vertrauens; denn es ist wahrscheinlich, daß Hr. Jacques Dich für eine schwierige und gefährliche Aufgabe in Reserve behält."

Anselm: „Das will heißen, Lucilla würde es gerne sehen, wenn ich in eine schlimme Geschichte verwickelt oder in einen Hinterhalt verlockt würde. Siehe, lieber Freund, es ist jetzt schon so lange, daß ich unter dem Gewehr stehe und mich auf den großen Straßen dahinschleppe, daß mich mitunter die Sehnsucht nach Ruhe anwandelt. Wenn der General Hoche die Zusicherungen, die er gegeben hat, erfüllt und die Regierung

der Republik offen und treu, wie es jetzt den Anschein hat, den Weg der Ehrlichkeit einschlägt, so sehe ich nicht ein, warum ich mich noch länger herumschlagen sollte. Dann hänge ich mein Gewehr an einer Mauer des ersten besten Bauernhauses auf, das ich auf dem Wege antreffe, und wo man mir für fleißige Arbeit wenigstens den nothwendigen Lebensbedarf zu geben verspricht. Du aber, lieber Freund, mache Dir die erste Amnestie zu Nutzen, die man verkünden wird — und man verkündet ja deren tagtäglich neue —, um in den Schooß Deiner Familie zurückzukehren."

Ich: „Aber, Freund, sage mir, ich bitte Dich, woher kommt diese plötzliche außerordentliche Veränderung in deinen Ansichten?"

Anselm: „Sie datirt von dem Augenblick an, da ich sämmtliche männliche Einwohner von St. Laurent-des-Mortiers niedermetzeln sah. Diese blutige Scene machte auf mich einen erschütternden Eindruck, wenn ich auch im ersten Augenblicke Nichts davon merken ließ. Als ruhiger Zuschauer habe ich da gesehen (was mir wahrscheinlich entgangen wäre, wenn ich bei dem Drama selbst thätigen Antheil genommen), daß die politischen Leidenschaften am Ende auch ehrliche und gute Leute zu wilden Thieren machen. So lange Robespierre und seine Helfershelfer Frankreich decimirten, erachtete ich den Kampf als eine Pflicht, denn man muß sein Leben gegen Briganden vertheidigen; seitdem aber Robespierre gefallen ist und die Guillotine ruhen muß, hat sich die Sachlage geändert; und da ich beim Kampf weder für mich Etwas gewinnen, noch Andern zum Spielball dienen will, so gedenke ich ganz im Stillen mich vom Schlachtgetümmel zurückzuziehen und mir endlich einmal Ruhe zu verschaffen."

Die Worte Anselm's waren mir wie aus dem Herzen gesprochen. Wir wurden nach längerer Berathung einig, unser Vorhaben so bald als möglich auszuführen, und Anselm versprach mir, mich zu meiner Familie zu begleiten.

Den übrigen Theil des Tages, der uns mit Windesschnelle vorüberging, bauten wir spanische Schlösser, aber ach! der Mensch denkt und Gott lenkt.

Nachdem ich in der Nacht den erquickendsten Schlaf genossen und mich an schönen Träumen erheitert hatte, verfügte ich mich am Morgen in den Speisesaal, wo ich Anselm zu treffen hoffte; da machte mir ein Hausbedienter des Schlosses die Anzeige, Herr Jacques habe schon bei der ersten Dämmerung meinen Freund zu sich rufen lassen. Diese Botschaft kam mir nicht recht, denn da ich Anselms edlen und offenen Charakter kannte, so besorgte ich, er habe sich vielleicht ein Versprechen ablocken oder einen Auftrag ertheilen lassen, wodurch er wieder neuerdings in das politische Leben verwickelt würde.

Nachdem ich ein einfaches Frühstück genossen, machte ich einen Spaziergang in der Umgebung des Schlosses; einige Schritte vor dem Thore begegnete mir Anselm, der schon wieder zurückkam. Sobald ich ihn erblickte, ging ich unter einem Freudenruf auf ihn zu und rief: „Wie glücklich bin ich, Dich schon wiederzusehen."

Anselm (ruhig und mich sanft von sich stoßend): „Lieber Freund, ich bin Dir dankbar, daß Du mir so viele Theilnahme schenkest, aber Du hast mir furchtbar wehe gethan, da Du mich in deine Arme geschlossen, denn ich bin verwundet . . ."

Ich (jetzt erst Anselms Leichenblässe gewahrend): „Du verwundet?"

Anselm: „Gestreift, aber tief gestreift, lieber Freund, ich habe eine Kugel in der Schulter!"

Ich: „Wie ist das zugegangen?"

Anselm: „Man hat einen Schuß auf mich losgedrückt, scharf gezielt und mich getroffen — das ist die ganze Geschichte."

Ich (Anselm, der viel Blut verloren und sehr geschwächt war, in's Schloß führend): „Wer hat auf Dich geschossen?"

Anselm (ruhig): „Das ist eine schöne Geschichte? Weißt Du auch, daß Herr Jacques mich diesen Morgen hat zu sich bescheiden lassen?"

Ich: „Ja, das hat man mir gesagt."

Anselm: „Da hat man Dich getäuscht. Lucilla hat — wenigstens ist das meine feste Ueberzeugung — diesen Vorwand gebraucht, um mich in eine Falle zu locken. Der Schuft aber, der mir die Kugel in die Schulter geschossen, ist kein anderer, als Kernoc!"

Ich (staunend): „Kernoc? O wenn das ist, so muß Lucilla strafbar sein."

Anselm: „Daran zweifle ich keinen Augenblick."

Ich: „Und dieser elende Kernoc?"

Anselm: „Kernoc läuft noch herum. O, er lebte gewiß nicht mehr, wenn er nicht aus so weiter Ferne auf mich geschossen und so eilig die Flucht ergriffen. Er war mir aber schon so weit voraus, daß ich ihn nicht einholen konnte Solltest Du ihn zufällig in dieser Gegend herumstreichen sehen, so mache mir die Freude und jage ihm eine Kugel durch den Kopf; das steht ja mit der Politik in keiner Beziehung."

Anselm war so kräftig und stark gebaut, daß er noch bei guter Besinnung sein Schlafzimmer erreichte. Ich half ihm in's Bett und eilte sogleich um Hülfe, denn Niemand im Schloß wußte Etwas von dem Vorfalle. Unsere edle Gastfreundin, die alte Marquise, bewies so großen Eifer, daß noch an demselben Abend ein Arzt zu meinem Freund kam. Anselm war tief und schwer, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt.

Während der ganzen Krankheit wich ich nie von der Seite meines edlen Freundes und belebte seinen Muth dadurch, daß ich ihm das neue

Leben, dem wir entgegen gingen, als ein Leben der Ruhe und des Glückes mit den lebhaftesten Farben schilderte. Anselm schien mich mit großer Freude anzuhören. Unser Gespräch fiel auch nicht selten auf Kernoc, Lucilla und Herrn Jacques, und so innig wir den Letztern liebten, eben so sehr waren wir mit Abscheu und Verachtung gegen die zwei Ersteren erfüllt. Anselm konnte sich nicht enthalten, mitunter eine Aeußerung der Rache fallen zu lassen. Der feige Angriff, dem er zum Opfer geworden, ging ihm sehr zu Herzen, und wenn es ihm wehe that, den Kriegsschauplatz zu verlassen, so geschah es nur aus dem Grunde, weil er dachte, Kernoc würde ungestraft bleiben.

Am dritten Tage nach eingetretener Genesung erhielt Anselm vom Arzt die Erlaubniß, einen Spaziergang zu machen. Kaum waren wir Arm in Arm über die Schwelle des Schloßthores getreten, so kam ein Knabe von zwölf Jahren zu uns heran und fragte, ob dies nicht das Schloß Jupelliere sei.

„Ja lieber Knabe," sagte ich zu ihm, „möchtest Du hier Jemand treffen? Sag' es mir nur, ich gehöre auch in's Schloß." Auf meine Frage schien der Knabe in Verlegenheit zu sein, sah mich mit großen Augen verwundert an, als habe er mich nicht verstanden; alsdann schien er sich zu fassen und erwiederte nach einer Pause: „Nun ja, ich möchte gerne eine junge Dame treffen, die im Schloß Jupelliere wohnt; kennen Sie dieselbe?"

„Meinst Du Lucilla?" sagte Anselm zu ihm und drückte mir den Arm. „Wenn Du Lucilla sprechen willst, so wisse, daß sie schon früh am Morgen ausgegangen ist und erst am Abende wieder zurückkommen wird. Du mußt warten."

Diese Antwort schien dem Knaben gar nicht zu gefallen; er sagte ungehalten: „Ich warten? Aber meine Mutter erwartet mich auch. Hören Sie, mein Herr, es ist mir ein Papier übergeben worden, das ich der Lucilla bringen soll, wollen Sie dasselbe der Dame einhändigen?"

Anselm (sich ganz gleichgültig stellend): „Ja wohl, mein Lieber!"

Der Knabe: „Aber gewiß; kann ich auf Sie zählen?"

Anselm: „Ich habe Dir schon gesagt: Ja, und das soll Dir genug sein."

Der Knabe griff in die Weste und zog einen Brief halb heraus; alsdann besann er sich plötzlich, nahm einen Anlauf und ging auf das Schloß zu.

„Verdammter Bube!" rief Anselm ihm nach. „Ich hatte einen Augenblick gute Lust, ihn todtzuschlagen und ihm das Billet wegzunehmen, das ohne Zweifel wieder den Beweis eines neuen schändlichen Anschlags enthält." Kaum aber hatte Anselm dies gesagt, so kam der Knabe

wieder zu uns heran, und da er sah, daß wir nicht mit ihm zu reden suchten, so hielt er uns einen Brief hin und sprach: „Eine Magd vom Hause sagte mir, Sie seien die Freunde der Dame, und Sie würden ihr das Papier gewiß einhändigen." Anselm nahm den Brief und sagte: „Das soll geschehen."

Sobald der kleine Bote aus unseren Augen war, öffnete Anselm das Billet: „O mein Gott," rief er erblassend aus, „Herr Jacques ist beim Angriff auf den Flecken Daumeraye tödtlich verwundet worden und er bittet diese schändliche Lucilla, schnell zu ihm zu kommen, bevor er sterbe."

Diese Trauerpost machte auf mich einen schmerzlichen Eindruck. Ich las schnell das Billet, das Hr. Jacques mit zitternder Hand geschrieben und worin er Lucilla den geheimen Weg zu dem unterirdischen Versteck bezeichnete, in das er sich geflüchtet hatte und das unweit Juvardeil lag.

„Hier leidet es keinen Verzug," rief Anselm rasch, „Du mußt unverzüglich abreisen."

Ich: „Du hast Recht."

Anselm: „Du begreifst wohl, daß man dieser Nichtswürdigen den Vorsprung abgewinnen muß. Wer weiß, ob die Verwundung des Hrn. Jacques nicht die Fulge eines neuen Verraths dieser schändlichen Person ist!"

Ich: „Du hast Recht, Anselm; jeder Augenblick ist kostbar. Wir können Hrn. Jacques nicht schnell genug vor Lucilla's Anschlägen warnen."

Anselm: „Lieber Freund, eile und schenke Herrn Jacques alle deine Sorgfalt und Wachsamkeit, aber verbittere ihm die letzte Stunde nicht mit einer so gräßlichen Enthüllung! Ich begreife wohl, daß dieser Rath Dich empört, aber bedenke, daß jetzt wenig daran liegt, Lucilla zu entlarven; es handelt sich vielmehr nur darum, einem edlen Mann von ritterlichem und aufopferungsvollem Herzen die letzten Augenblicke zu versüßen!"

Ich: „So sei es, lieber Freund."

Allsobald machte ich mich mit dem Gewehr auf dem Rücken und mit Mundvorrath im Tornister auf den Weg.

Das Versteck, in welches Hr. Jacques sich geflüchtet, war der Ueberrest eines alten, im Jahr 1793 geplünderten und zerstörten Klosters. Da der Sterbende in seinem Billet sehr genaue Angaben über den Weg gemacht, war es mir nicht schwer, zu ihm zu gelangen. Er lag auf Stroh und war in einem furchtbaren Delirium, so daß ich sogleich jede Hoffnung aufgab. Zum Wärter hatte er nur einen Bauer bei sich, den meine Ankunft zuerst überraschte und erschreckte; als er aber meine Absicht inne wurde, freute er sich, an mir einen Gehülfen zu erhalten.

Nach einer langen und heftigen Krisis schlief Hr. Jacques fest ein und schlief zwei volle Stunden.

Als er wieder erwachte und mich gewahrte, äußerte er seine Verwunderung, aber sobald ich ihm Lucilla's Namen aussprach, erkannte er mich und reichte mir seine schweißtriefende Hand: „O sagen Sie mir Etwas von ihr," sprach er lebhaft, trotz seiner Schwäche, „wird sie bald kommen?" Da ich diese Frage erwartet und mich schon darauf gefaßt gemacht hatte, so gab ich ihm eine solche Antwort, daß er glaubte, Lucilla werde spätestens im Lauf des folgenden Tages eintreffen. „O, mein Gott," rief er bittend aus, „friste mir doch das Leben noch vier und zwanzig Stunden!"

Ich wollte Hrn. Jacques über sein Befinden beruhigen, allein entweder war meine Rede, weil ich selbst nicht daran glaubte, zu frostig und gezwungen, oder es fühlte der Kranke selbst, wie hoffnungslos seine Lage sei; jedenfalls schenkte er mir keinen Glauben und wollte Nichts von Vertröstung hören. „Ich weiß wohl," sagte er, „daß die wenigen Augenblicke, die ich noch zu leben habe, gezählt sind, daß jede Stunde, die enteilt, mich um ein volles Jahr dem Tode näher bringt. O, wenn Lucilla und meine Mutter nicht wären, so würde es mir leicht sein zu sterben .... Mein Herz war nie von Haß oder Neid angesteckt. Ich habe, wenigstens hoffe ich es, nach dem Evangelium und als guter Christ gelebt und vertraue auf Gottes unendliche Barmherzigkeit. Aber meine alte Mutter und die arme Lucilla nicht mehr sehen zu können, o das ist mir ein schrecklicher Gedanke! . . ."

„Lucilla wird morgen erscheinen," sagte ich endlich, um ihn zu beruhigen, „Ihre Frau Mutter wird ohne Zweifel ausgewandert sein..."

Jacques (mich unterbrechend): „Meine Mutter wohnt kaum eine Viertelstunde von hier."

Ich: „Wie? und Sie haben ihr keine Anzeige machen lassen? . . ."

Jacques: „Nein, ich wollte ihr den Anblick meines Todeskampfes ersparen und dafür sorgen, daß sie sich nicht durch ihren Schmerz in den Augen der republikanischen Behörden compromittire . . . Dies ist auch der Grund, warum ich den Namen „„Jacques"" angenommen habe. Mein wahrer Name ist de la Merozières."

Hr. Jacques oder Hr. de la Merozières schwieg einen Augenblick und suchte wieder einzuschlafen, aber wenn er auch weder Klagen noch Jammer vernehmen ließ, so erkannte ich dennoch aus seinen Zügen, daß er schreckliche Schmerzen litt.

„Wissen Sie," sagte er plötzlich, während ihm eine leichte Röthe in's Gesicht stieg, „wissen Sie, was mich am meisten schmerzt? Es ist dies der Gedanke, daß ich durch die Hand eines meiner Soldaten sterben muß.

O, so lange habe ich den Kugeln der Blauen getrotzt und muß nun durch die Kugel der Meinigen fallen!“

„Wie?“ sagte ich, indem mich ein Schauder überlief, „wie, nachdem Sie so gut gegen die Ihrigen gewesen und hundertmal sie zum Sieg geführt, sollten Sie als ein Opfer des Verraths Ihrer Chouans sterben?“

„O nein,“ antwortete er, „nicht als Opfer des Verraths, sondern wohl nur als Opfer eines Mißgriffs. Aber gleichviel, es ist jedenfalls schmerzlich, so oft die Brust dem Kugelregen ausgesetzt zu haben und nun im Rücken getroffen zu sterben!“

Es kostete mich große Ueberwindung, um Nichts von dem schrecklichen Geheimniß des Verraths der Lucilla durchblicken zu lassen. Doch war ich so glücklich, meine Entrüstung aus Menschlichkeit zu bemeistern, und ich schwieg.

Nach einer Pause blickte der unglückliche junge Mann mich gerührt und mit weinenden Augen an und sagte: „Gott wolle es mir verzeihen, meine Seele ist noch ganz mit irdischen Dingen beschäftigt! . . . Ich bin erst sechsundzwanzig Jahre alt, in diesem Alter sind die Illusionen so stark . . . Und doch, wie schnell werde ich von den Menschen vergessen sein . . . Es war mein jugendlicher Traum, mir eine Stelle in der Geschichte zu erringen . . . Gott straft mich nun für meine Eitelkeit. Ich sterbe sogar unter einem falschen Namen und bevor ich mich noch über die untergeordnete Rolle eines Parteihäuptlings emporgeschwungen habe. Ich weiß, daß die Zukunft mein war; hätte ich nur noch ein Jahr leben können, so wären die großen Ideen, die mich begeisterten, zur Verwirklichung gelangt. Ich hätte die Chouanerie geeinigt und ihr eine kräfteig Organisation gegeben . . . Aus einem ruhmlosen Bandenführer wäre ich det Generalissimus der katholischen Armee geworden . . . O das ist kein leerer Traum. Der Tod, ich fühle es wohl, verleiht mir einen so klaren Lichtblick, daß ich zum Propheten werde. . . O welch eine schöne Zukunft ist verloren, mein Gott, welch schöne Zukunft! . . .“

Herr Jacques blieb einige Minuten in Nachdenken vertieft; alsdann richtete er sich in seinem Bette auf und begann mit fester und vernehmlicher Stimme, die mit seiner Schwäche in auffallendem Gegensatze stand:

„Noch Niemand hat die Vendée begriffen . . . Meine Studien- und Regimentskameraden Larochejaquelein, Lescure, Bonchamp und Cathelineau waren große Krieger, Heilige, Helden, aber es fehlte ihnen immer an der politischen Idee. Sie sahen in dem ganzen großen Kampfe des Königthums gegen die Republik nur Märsche und Contremärsche, Ueberfälle und weiter Nichts . . . Aber um ein Princip niederzukämpfen, reicht die militärische Strategie nicht aus. . . Hierfür muß man es verstehen, einer Idee eine andere bessere entgegenzustellen . . .

Herr Jacques hatte auf mich schon lange nicht mehr geachtet. Er sprach laut, nicht damit ich ihn höre, sondern er sprach mit sich selbst. Ewig, ewig unvergeßlich bleibt mir sein begeistertes Antlitz, seine helle Stimme, sein klarer Blick. Armer Herr Jacques! . . . Nachdem ich deinen erhabenen Todeskampf geschaut, nachdem ich dich auf feuchtem Stroh in einem unterirdische Versteck, nahe bei dem Hause deiner Mutter und doch nicht in ihrer Gegenwart in Folge des treulosesten Meuchelmordes sterben sah, wird dein Andenken mir ewig heilig bleiben! . . . In meinen Augen wirst Du immer einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts sein!

Ich will nicht alle Leiden und Seufzer des Herrn Jacques aufführen. Da er sowohl physisch als moralisch eine kräftige Natur hatte, so kämpfte er mit seltener Energie mit dem Tode. Erst am vierten Tage nach meiner Ankunft erlag er seiner Wunde.

Mit Hülfe des Bauern, der mit mir bei ihm gewacht, öffnete ich in diesem Versteck selbst ein Grab, und nachdem ich mit ihm die Sterbegebete verrichtet, entfernte ich mich langsamen Schrittes, mit schweren Gefühlen im Herzen und Thränen im Auge. Wie ich die düstere Einsamkeit, wo ich vier lange und schwere Tage verlebt, verlassen wollte, hielt mich der Bauer beim Arm zurück und sagte: „Mein Herr, erlauben Sie mir, mit aller Achtung vor Ihnen eine Bemerkung. Um keinen Preis darf es bekannt werden, daß Herr Jacques gestorben. Das würde unsere Freunde entmuthigen, den Blauen aber gar zu große Freude machen. Nicht wahr, Sie werden Niemanden etwas davon sagen."

„Lieber Freund," antwortete ich, „sei unbesorgt, ich werde Nichts sagen."

„Dank und auf Wiedersehen!" sprach der Bauer; sodann ergriff er sein Gewehr, schwenkte es in den Lüften und rief mit unsäglicher Wuth aus: „Jetzt will ich hingehen und Herrn Jacques rächen! Wehe den Blauen!"

Als ich mich dem Schlosse Jupelliere näherte, war mein erster Gedanke an Anselm. Es kam mir auffallend vor, daß er, der für Jacques so begeistert war, nie Erkundigungen über sein Befinden eingezogen, erklärte es mir aber daraus, daß Anselm das Geheimniß, wo Jacques sich befinde, Niemand anvertrauen durfte und wegen seiner Wunde selbst nicht hinkommen konnte.

Als ich durch den Schloßhof ging, stieß eine Magd einen Schrei des Staunens und Entsetzens aus, und rief mir ganz aufgeregt zu „Kommen Sie doch, mein Herr, geschwind, geschwind! Es ist keine Minute mehr zu verlieren, er will sterben!"

„Wer denn?" fragte ich mit klopfendem Herzen.

„Ihr Freund Anselm", sagte sie. „O welches Unglück! Ein so guter Mann!"

Ohne Säumen ging ich in Anselm's Zimmer und trat eben ein, als er beichtete. Nachdem er die heiligen Sakramente empfangen, winkte mir Anselm, und als ich an sein Bett trat, fragte er: „Was meldest Du von Herrn Jacques? Doch ich sehe schon, er ist gestorben. Lieber Freund, ich werde dort oben mit ihm vereinigt werden; hast Du mir Etwas an ihn aufzutragen, so sage es geschwind."

„Aber, Anselm, rede doch nicht so. Was ist Dir denn geschehen? Mit guter Pflege und Ruhe . . ."

Anselm (einfallend): „Ja, die ewige Ruhe! Ich kann nur noch einige Worte sprechen; höre schnell: Kernoc hat mir eine Kugel in die offene Brust geschossen; . . . aber ich habe ihn auch nicht gefehlt . . . er ist getödtet . . . Vor seinem Tode hat er mir Alles eingestanden. Diese abscheuliche Lucilla hieß Justina . . . Sie war eine Spionin . . . Sie hat Herrn Jacques durch Kernoc tödten lassen . . . dafür hat sie eine große Bezahlung empfangen. Mein Freund, lebe wohl, sei meiner eingedenk!"

Ich drückte Anselm an mein Herz — er aber war schon . . . todt.

Hiermit schließe auch ich mein Tagebuch. Das traurige Ende meines Freundes hat mich gegen Alles, was sich später ereignete, gleichgültig gestimmt.

* * *

Ohne Anfrage bei den Behörden, ohne Urlaub, ohne Amnestie kehrte Alexis von Monteuil zu seiner Familie zurück und führte von diesem Zeitpunkte an ein zurückgezogenes, der Welt unbekanntes Leben.

* * *

Ein halbes Jahrhundert, nachdem diese Ereignisse vorgefallen, es war am 20. Febr. 1850, ertönte im Dorfe Cély (Seine- und Marne-Departement) die Sterbeglocke. Sie verkündete, daß der Verfasser dieses Tagebuchs endlich die selige Ruhe gefunden, nach welcher er in den Stunden seines vielbewegten Lebens so oft geseufzt. Alexis von Monteuil starb arm, verlassen, in der größten Noth im 82. Altersjahre. Das war das Ende eines geistreichen Mannes, der im menschlichen Leben nicht nur Vieles erfahren, sondern seine Erfahrungen auch mit scharfem Beobachtungssinn aufgesetzt und niedergeschrieben hatte.

Requiescat in Pace!

Zu d. Nachlesen.

1. Entheiligung Gottes – Fest in Avignon pag: 61–63.
2. Ein Bild einer Sansculotten-Versammlung. pag. 120 – 142
3. Ein Beyspiel aus dem [illegible] d. [illegible] pag: 147–170:
4. Republikanische Tendenzen. pag. 237.
5. Fest der Vernunft. pag. 252.
6. Freyheit in den Kirchen. pag. 262
7. Fest des höchsten Wesens. pag. 265.
8. Eines Sansculotten-[illegible]. pag. 267.
9. Ein [illegible] im 2 Jahre d. Republik. p. 309
10. Etwas im Werke d. Rep: ein Amt [illegible] p. 374
11. [illegible] Thränen die Republik Gefangenen machen. p. 404–406
12. Wie die Republik Gefangenen [illegible] p. 466.
13. Wie die Republik Moralität lehret p. 469
14. Vorschriften: die Kinder [illegible] p. 502.